

Göttingische
gelehrte Anzeigen.

Unter der Aufsicht
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Der erste Band
auf das Jahr 1832.



Göttingen,
gedruckt bey Friedrich Ernst Huth.



G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

1. Stück.

Den 2. Januar 1832.

H a m b u r g.

Wir beginnen diesen neuen Jahrgang mit der Anzeige zweyer, noch aus dem vorigen nachzuholenden, Lieferungen, der fünften und sechsten, der Geschichte der Europäischen Staaten, herausgegeben von A. H. E. Heeren und F. A. Ukert (bey Fr. Perthes). Sie enthalten:

die fünfte: Geschichte der Deutschen, dritter Theil, von Dr. Pfister; 669 S. Geht bis auf den Tod von K. Maximilian I. 1519. Der nächste Band wird das Werk beendigen.

Geschichte von Sachsen, von Prof. Böttiger in Erlangen, zweyter und letzter Theil. 694 S.

die sechste: Geschichte der Niederlande von Prof. van Kampen, I. Theil. 609 S. Geht bis auf den zwölfjährigen Waffenstillstand 1609.

Leo, Geschichte von Italien, fünfter und letzter Theil. (Wird binnen kurzem nachgeliefert).

Von dreym dieser Werke haben wir nicht nöthig zu sprechen, da schon bey Anzeige der früheren Lieferungen von ihnen geredet worden ist. Daß der Fleiß der Bearbeiter sich auch hier gleich geblieben sey, dafür leisten schon die früheren Bände Bürgschaft. Nur von dem Werke des Herrn van Kampen sind wir unsern Lesern eine genauere Anzeige schuldig.

Die Herausgeber fanden es, bey einigen der auswärtigen Staaten gerathen, sich nach einheimischen Mitarbeitern in denselben umzusehen. Sie waren so glücklich bereits bey zweyen derselben, des der Niederlande, und des von Schweden, diese unter den ersten ihrer jetzt lebenden Geschichtschreiber zu finden. Herr van Kampen, Professor in Amsterdam, in seinem Vaterlande durch seine historischen und statistischen Schriften gleich geachtet, übernahm die der Niederlande. Herr Seijer, Professor der Geschichte in Upsala und K. Historiograph, die von Schweden. Jeder wird, dem Plan der Unternehmung gemäß, sein Werk in zwey bis drey Theilen beendigen.

Die Erscheinung der Geschichte der Niederlande muß schon deshalb erwünscht seyn, weil wir in Deutschland noch keine derselben besitzen, welche, bis auf die jezigen Zeiten heruntergeführt, den Bedürfnissen entspräche. Wäre unsere Unternehmung nur auf die Gegenwart berechnet, so würden wir hinzusetzen, daß durch diese das Bedürfniß verdoppelt sey. Aber auch ohne Rücksicht darauf, kann es den Freunden der Geschichte nicht anders als erwünscht seyn, nun ein Werk zu besitzen, das in einem mäßigen Umfange den Forderungen die man an dasselbe machen kann, entspricht.

Wie der Verfasser sich seine Aufgabe gestellt,

und seinen Plan gefaßt habe, darüber lassen wir lieber ihn selber aus der Vorrede sprechen.

Die Geschichte der Niederlande zu schreiben (heißt es darin) ist vielleicht schwerer als die eines andern Landes. Nur zweymal, und nur für kurze Zeit vereinigt, unter Karl V. und in unsern Tagen, machen sie kein organisches Ganzes aus; es ist kein Mittelpunkt der Vereinigung da, woran der Geschichtschreiber sich zu halten hätte. Und doch haben diese Lande, sie hatten wenigstens in früheren Zeiten so viele Aehnlichkeit in Sitten, Sprache und Regierungsform; ihre Geschichte steht in so enger Beziehung, daß es ein fruchtloses Unternehmen seyn würde, die Geschichte Belgiens ohne die der vereinigten Niederlande zu schreiben. Aber diese Republik, ein selbständiger, mächtiger Staat, muß in der Geschichte das Hauptland bleiben. Darum wird, nach der Waffenruhe im Jahr 1609 sie auch immer bey dem Geschichtschreiber in den Vorgrund gestellt werden müssen. Belgien hatte im 13ten und 14ten Jahrhundert Augenblicke des Ruhms; doch war es noch kein eigentliches selbständiges Gebiet; es waren nur entweder zum deutschen Reiche, oder zu Frankreich gehörende Provinzen. — Der Verfasser hat sich vor dem sechzehnten Jahrhundert nur kurz gefaßt, das Wichtigere herausgehoben, und sich vorzüglich mit der Geschichte des Volkes, der Regierungsform, des Handels und der Cultur beschäftigt, ohne sich ängstlich mit den Regierungsfolgen aller Grafen und Herzoge, oder den endlosen Fehden und kleinen Kriegen des Mittelalters zu beschäftigen. Als Vereinigungspunct hat er die Provinz Holland, in spätern Zeiten gewiß die reichste, mächtigste, und durch große Männer merkwürdigste, gewählt; jedoch von den

ändern, wie er meint, auch das Bedeutendste nicht übersehen. Die zahlreichen, in Deutschland fast ganz unbekanntem Geschichtsforschungen so vieler trefflicher Niederländer in ihrer Sprache standen ihm dabey zu Gebote, und wenn er für Deutschland einen ersprießlichen Beytrag zur Geschichte eines Volks geliefert hat, welches nach Verhältniß seiner Zahl, wohl am meisten und wohlthätigsten auf Europa gewirkt hat, so ist es bloß diesem Umstande zu verdanken.

Aus diesen Aeußerungen des Verfassers werden die Leser so viel ersehen, daß er sich die Gesichtspuncte genommen hat, welche dem Geiste unsers Unternehmens gemäß sind. Ueber die Ausführung muß sein Werk selber entscheiden, und wir fürchten im mindesten nicht, daß es das Urtheil sachkundiger Leser und unparteyischer Beurtheiler zu scheuen hat. Mit welcher Sorgfalt die Niederländischen Quellen benutzt sind, werden die Citate fast auf jeder Seite bezeugen. Und da dieser Theil bereits bis auf das Jahr 1609 heruntergeführt ist, so enthält er nicht nur die glänzende Burgundische Periode, sondern auch, die Geschichte des Freyheitskampfes, und der beiden ersten großen Dranier bis zu jenem — eigentlich schon entscheidenden — Zeitpuncte. Gern wird man darüber den Holländer sprechen hören; aber als Beweis seiner Unparteylichkeit wollen wir zugleich darauf aufmerksam machen, welche Gerechtigkeit er ihrem gefährlichsten Gegner, Alexander von Parma, widerfahren läßt.

Der Herr Verleger hat es passend gefunden, einen kurzen Bericht über den jetzigen Stand und Fortgang unsers ganzen Un-

ternehmens so eben bekannt zu machen; den wir unsern Lesern, deren gewiß viele sich dafür interessieren, bey dieser Gelegenheit mittheilen wollen.

‘Daß die Geschichte der Europäischen Staaten ein wahres Bedürfniß unserer Zeit befriedige, hat sich allgemein ausgesprochen; Geschäftsmänner in den verschiedensten Kreisen gebrauchen es; Geschichtsliebhaber lesen es mit Vergnügen, und die Historiker finden darin erhellende Zusammenstellungen, denen gründliche Forschungen unterliegen.

In ganz Deutschland hat die Europ. Staaten-Geschichte bedeutenden Eingang gefunden; auch ist man bereits im Auslande darauf aufmerksam geworden. Das Interesse dafür steigt, so wie durch Erscheinung neuer Abtheilungen der innere Werth der Arbeiten mehr erkannt, die Sorgfalt der Herausgeber mehr bemerkt wird; und so wie die Sicherheit zunimmt, daß der Verleger im Stande sey, seine Zusagen zu erfüllen.

An der Zeit ist es jezt, eine Uebersicht vom Stande des Werkes zu geben. Die erschienenen sechs Lieferungen enthalten:

Geschichte von Italien, vom Prof. Leo in Halle. Fünf Theile, womit vollständig.

Geschichte der Deutschen, vom Dr. Pfister in Stuttgart. 1 — 3 Theil.

Geschichte von Sachsen, vom Prof. Böttiger in Erlangen; 2 Theile, womit vollständig.

Geschichte des Preußischen Staats, vom Prof. Stenzel in Breslau. 1. Theil. Geht bis 1640.

Geschichte von Spanien, vom Dr. Lembke in Göttingen. I. Theil. Bis gegen 850.

Geschichte der Niederlande, vom Prof. van Kampen in Amsterdam. 1. Theil.

Im Jahr 1832 wird erscheinen:

Geschichte der Deutschen, 4. Theil, womit vollständig

Geschichte der Niederlande, 2. Theil, dergleichen.

Geschichte von Spanien, 2. Theil.

Geschichte von Schweden, vom Prof. Geijer in Upsala. 2 Theile; vollständig.

Demnächst wird folgen:

Geschichte Spaniens (Schluß) — Rußlands — Frankreichs — Englands u. s. w.

Ununterbrochen werden Fortsetzungen von vier bis sechs Bänden jedes Jahr geliefert werden können.

Sollte mancher Leser den Wunsch hegen, daß diese oder jene Geschichte früher erschienen wäre, oder erscheinen möge als einige der oben angeführten, oder daß dem ersten Bande die andern schneller folgten; dann bittet der Verleger mit Billigkeit zu erwägen, daß, um der wissenschaftlichen Gründlichkeit nichts zu vergeben, die Wahl der Historiker Schwierigkeiten hat; und diejenigen, welche die Ausarbeitungen übernahmen, nicht gedrängt werden konnten; daß Krankheiten, Vertauschungen des Wohnortes, vermehrte Geschäfte, politische Umwälzungen, und Todesfälle von Mitarbeitern Hindernisse in den Weg legen können.

Noch werde erwähnt, daß jetzt schon Bedacht genommen wird, ausführliche Register beizugeben, die den Gebrauch des Werks, besonders Geschäftsmännern, erst recht dienlich machen.

Der bisherige Subscriptionspreis: 24 Bogen zu 1 Rthlr. 6 Sgr. bleibt fortdauernd.

Im December
1831.

Friedrich Perthes
von Hamburg.

Aus diesem Bericht erhellt, daß seit der ersten Lieferung zu Ostern 1829, in nicht vollen drey Jahren, die Geschichte von sechs Staaten in dreyzehn Bänden theils schon vollendet, theils der Vollendung nahe, theils angefangen ist. Für die noch fehlenden Hauptstaaten ist bereits gesorgt; und in einem ähnlichen Zeitraum hoffen wir das ganze Werk vollendet zu sehen. Wenn dieß, aus reiner Liebe für die Wissenschaft mit völliger Uneigennützigkeit begonnene, so umfassende und gewagte, Unternehmen einen so glücklichen Fortgang hat, so verdanken wir dieses — wir sind stolz darauf es sagen zu können — dem eignen und selbständigen Urtheil des deutschen Publicums; und also allein dem innern Werth und der Zweckmäßigkeit der gelieferten Werke. Denn außer den Anzeigen von ein paar einzelnen derselben, hat keine unserer größeren literarischen Zeitschriften, so viel wir wissen, das Ganze ihrer Aufmerksamkeit, geschweige denn einer aufmunternden Beurtheilung, gewürdigt. Wohl aber hat eine bekannte Literaturzeitung bey Gelegenheit des Böttigerschen Werks, sich zu Unwahrheiten und Plattheiten herabgelassen. Die Unwahrheiten sind, auf die Aufforderung des Herrn Verlegers, öffentlich berichtigt; auf die Plattheiten, ihres uns wohlbekannten Urhebers, sehen wir mit gebührender, aber stillschweigender, Berachtung herab.

Hn.

B e r l i n.

Grundriß der neuern Geschichte für
Gymnasien und andere höhere Lehran-

halten und zum Selbstunterricht für Gebildete; von Dr. C. A. Schmidt. 1831. 140 Seiten in 8.

Der Titel sowohl als der Umfang zeigen, daß hier keine ausführliche Behandlung, sondern nur ein Abriß der neuern Geschichte gegeben wird; jedoch in fortlaufender Erzählung. Er ist nicht nach einzelnen Staaten, sondern nach Zeitperioden eingetheilt; die Eintheilung ist dieselbe, welche auch in dem Handbuche des Ref. befolgt ist. Der Verfasser hat es zunächst zum Gebrauch bey seinen Vorlesungen bestimmt; der fortlaufende Vortrag macht es aber auch zum Selbstunterricht geschickt. Es ist nach der eigenen Angabe des Verfassers besonders auf den Preussischen Staat dabey Rücksicht genommen, und das diesen Betreffende verhältnißmäßig ausführlicher behandelt. Auch ist in kurzen Anhängen eine Uebersicht der Fortschritte der wissenschaftlichen und ästhetischen Bildung gegeben. In wiefern ein in fortlaufender Erzählung abgefaßter Abriß für Andere zum Gebrauch bey ihren Vorlesungen passend gefunden wird, muß dem Urtheil eines jeden überlassen bleiben. Wir ertheilen demselben gern das Zeugniß daß er durch seine Genauigkeit, so wie durch seine Behandlung und Schreibart sich empfiehlt, und geben auch den politischen Ansichten und Urtheilen des Verfassers gern unsern Beyfall. Die beygefügte Literatur beschränkt sich auf ausgesuchte, und zugleich Jedermann leicht zugängliche Werke.

Hn.

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

2. 3. Stück.

Den 5. Januar 1832.

Berlin und Stettin.

In der Nicolaischen Buchhandlung, 1831:
Ueber Raphael und sein Verhältniß zu den Zeitgenossen, oder: Italiänische Forschungen. Dritter Theil. Von C. F. von Rumohr. 154 S. in 8.

Obgleich über den größten christlichen Künstler, den einzigen Raphael, schon unendlich viel geschrieben ist, sowohl in allgemein geschichtlichen Werken, über Kunst, als auch in besondern Abhandlungen über dessen Leben und Kunstwerke; so ist doch ein Werk über ihn, von einem so ausgezeichneten Kunstkenner, wie der Herr Baron von Rumohr es ist, sowohl Kunstkennern wie auch practischen Künstlern eine höchst willkommene Erscheinung. — Frühere Werke über Raphael, enthalten entweder nur eine Aufzählung seiner Malereyen, oder eine Schilderung seines Lebens, die, wenn nur aus dem Vasari entnommen, oft unrichtig ist.

Herr von Rumohr, der als der gründlichste Geschichtsforscher für neuere Kunst, sich außer

andern Werken, besonders als solcher in den 'Italiänischen Forschungen', zeigte, hat diesen vorliegenden Gegenstand, mit derselben historischen Strenge und Gewissenhaftigkeit, verbunden mit demselben künstlerischen Scharfsinne, wie in früheren Werken, behandelt.

Diese Schrift zerfällt in vier Abtheilungen, deren wesentlicher Inhalt hier kurz angedeutet werden soll.

Die erste untersucht: was Raphael vor allen neuern Künstlern auszeichnet.

Um diese Frage gründlich zu beantworten, handelt der Verf. zuerst von dem Schönen selbst, um den richtigen Maßstab für Raphaels Künstlerwerth zu gewinnen. Daß sein Künstlerwerth seit 300 Jahren anerkannt wurde, ist geschichtlich bekannt, obschon Theorien und blendende Erscheinungen stets wechselten. Bey den Alten war das richtige Kunstgefühl stark genug, um den theoretischen Richtungen die Wage zu halten, bey den Neuern nicht so; hier ist die Theorie im Allgemeinen über das Gefühl vorherrschend. Die Originale der besten neuern Kunstwerke kommen wenigen zu Gesichte, und sind oft nur durch ungenügende Kupferstiche oder aus dem Urtheil Anderer bekannt; so konnten Theorien oft Jahrhunderte bey der Menge Einfluß bekommen, bis neue sie verdrängten. Dieß kann um so eher der Fall seyn, als die Theorie des Schönen, als freyes Geistesproduct, schon durch rednerische Methodik und formelle Consequenz sich auszeichnen und selbst befriedigen kann; nicht so die Praxis des Schönen. Da sie sich mit der Hervorbringung des Schönen beschäftigt, so muß sie sich dem Bedürfnisse anpassen, muß anwendbar, brauchbar seyn.

Da nun hier in der ästhetischen Praxis Kunstwerke aus einer langen Folge von Ueberlegungen und Handlungen entstehen, in welchen bald die Schönheit im Allgemeinen, bald ganz untergeordnete (specielle) Schönheiten, das Augenmerk des Künstlers sind, so leitet dieß stets darauf hin, die Schönheit abgesondert aufzufassen, und deren Begriff bis in die verborgensten Theilungen zu verfolgen. Nicht so fühlt der Theoretiker das Bedürfniß, die Schönheit als etwas für sich Denkbares, von den schönen Erscheinungen abzusondern, aus Furcht, das Schöne möge durch Zergliederung in seine Elemente in sich aufgehoben, vernichtet werden. Der allgemeine Begriff der ästhetischen Praxis von dem Schönen ist: Erfreulichkeit des Scheines, des Anscheines, der Apparenz. Da nun der erfreulichen Erscheinungen so viele sind, so sucht der Künstler dieselben durch Ordnen zu übersehen, deshalb faßt er die einzelnen Schönheitsgesetze scharf auf, unterscheidet, bezeichnet sie, so entstehen in den Grundlagen schon geschiedene Schönheiten: 1) die sinnliche Unnehmlichkeit, beruhend auf dem Organismus des menschlichen Sinnes; 2) die Schönheit geometrischer Verhältnisse, welche gleich der musicalischen Harmonie, in weitumfassenden Naturnothwendigkeiten begründet ist; 3) die Erfreulichkeit durch sinnliche Wahrnehmungen mittelbar in der Seele angeregter, bestimmterer Vorstellungen, gegründet im sittlichen Gefühle. Diesen drey allgemeinen Unterscheidungen lassen sich noch viele speciellere Begriffe unterordnen, bemerkt der Verf. ferner; als der sinnlichen Unnehmlichkeit: Schmelz, Contrast, Ton, Haltung, gefällige Textur der Körper; der Schönheit der Raumverhältnisse: das Gedrängte, Schlanke, Be-

wegte, Gesammelte; den bestimmten Vorstellungen, durch sinnliche Wahrnehmungen in der Seele angeregt: Anmuth, Reiz, Würde, Erhabenheit. Die ästhetische Praxis unterscheidet sich von der Theorie darin, daß erstere, ursprünglichen Schönheitsgesetzen Unveränderlichkeit, abstracten Schönheitsbegriffen Allgemeinheit, einräumt, den schönen Erscheinungen selbst aber Allgemeinheit abspricht, da sie (durch den Character) bedingt, unbegrenzt mannigfaltig, unablässig fortschreitend, sich verjüngend sind; die Theorie aber verwirft und bestreitet, daß die Schönheit als ein für sich Denkbare, abstract aufgefaßt werde; bemüht sich, aus einem daher unbefriedigten Verlangen nach Allgemeinem, das einzelne Schöne zu einem Allgemeinen, das Bedingte also zu einem Unbedingten, zu erheben; so entstanden hier, um aus dem Einzelnen äußere Grenzen und materielle Normen des Schönen abzuleiten, Schönheitslinien und Normalformen.

Hiernach erklärt es sich nun, wie die Theorie die selbst an dem Vortrefflichsten ihre materiellen Normen des Schönen anlegt, auch an Raphaels Werken stets zu tadeln fand, da das Einzelne dem andern nicht durchgehend gleich sieht. In der ästhetischen Praxis aber nahmen Raphaels Werke immer die höchste Stelle ein, da man den Werth derselben, als schöne Erscheinungen, nach den in ihnen vorwaltenden Schönheiten abmißt. Das erste Beispiel nun, wo die Theorie an Raphaels Werken zu tadeln fand, haben wir bey dem Vasari selbst; er als Anhänger, Schüler des Buonarota, und Wortführer dessen Schule, fand in der zur Manier gewordenen Formengebung seines Meisters eine unumstößliche

das
so ist
4 das
schält
guter
Eben
1 des o
Corr
n entd
ut sich
man er
die Pr
n, lie e
nunen
nt; s
sagen
Ange;
1 man
ge Zi
ge betr
Singe
in vor
e Ma
wie
e i
ge

2. 3. St., den 5. Januar 1832. 13

Norm des Großartigen, auch des unbedingt Schönen. So ist Vasari unter Raphaels Werken dasjenige das Beste, was den Maßstab dieser Norm aushält, so daß schon hiernach Raphael nur als guter Nachahmer des Michelangelo Berth hatte. Eben so ging es mit später entstandenen Normen des absolut Schönen, welche man bey Tizian, Correggio, und zuletzt in den antiken Statuen entdeckte. Da nun diese Normen alle vereinigt sich nicht bey Raphael fanden, so entdeckte man auch nichts ganz Musterhaftes. Die ästhetische Praxis erkannte ihn stets als höchstes Muster, sie glaubt daher, daß alle diese Schönnormen nicht in einem Kunstwerke vereinbar sind; zum Beweis dienen ihr die fehlgeschlagenen Versuche der Caracci und mehr noch des Mengs, diese Normen zu vereinigen. Wenn man nun in Beziehung der Darstellung eine Menge Arbeiten des Buonarota, Tizian, Correggio betrachtet, und berücksichtigt nur die Art der Darstellung, die Manier, so zeigen alle Arbeiten von einem Meister dasselbe Wollen, dieselbe Manier, so macht oft in dieser Beziehung das eine das andere entbehrlich. Bey Raphael aber ist es umgekehrt, hier unterstützen und ergänzen sich dessen Werke gegenseitig; sein Geist ist nie durch angewöhnte Handhabungen (Manieren) beschränkt worden, immer durchdrang er seinen Gegenstand vollkommen, und stellte ihn seinem Character nach dar, er gab sich ganz seinem darzustellenden Gegenstande hin, lebte in ihm; in dieser seiner Eigenthümlichkeit, ist er den Alten vergleichbar. Als Schüler des Perugino zwar malte er ganz wie dieser, nur besser. Dieß widerspricht vielleicht dem obigen, aber seine Thätigkeit war damals die des Schülers, nicht

des frey dastehenden Künstlers. Seine Modellirung (Formengebung) richtet sich durch die Pinselführung stets nach der Form und Masse, nicht nach einer Gewöhnung der Hand (Manier). Dieß unterscheidet ihn von seinen Zeitgenossen, indem Dizian auch Stellen wo Knochen durchsehen, wie fleischige Stellen behandelt. Der Verf. spricht Raphael von Manier frey, erkennt aber in dessen Werken mehr Styl, als in irgend andern Werken gleichzeitiger Künstler. Styl ist hier aber nicht etwa gleichbedeutend mit Manier, sondern religiöse Unterwerfung unter unveränderliche Schönheitsgesetze. Als auffallendes Beyspiel wird der Tempelraub des Heliodor in den vaticanischen Stanzlen angeführt; dieses Bild würde nach den Stylgesetzen der Caraccischen Schule, welche die Hauptgruppe einer darzustellenden Handlung stets in die Mitte des Bildes setzt, als schlecht gruppiert angesehen werden, da die Mitte des Bildes nicht von den Haupthandlungen angefüllt ist; aber Raphael wollte die Schnelligkeit des rächenden Gottesboten ausdrücken, daher der Raum hinter ihm noch nicht vom Volke wieder besetzt seyn konnte; hier trägt das Bild sein Stylgesetz in sich, nach dem es allein beurtheilt werden kann. Obgleich seine Schüler ihm im Style oft nahe kamen, so erreichte ihn doch keiner, da sie nicht die Objectivität ihres Meisters besaßen.

Die zweyte Abtheilung handelt von: Raphaels Jugendwerken. Der Verf. schildert hier, theils nach Vasari's Beschreibung, theils nach eigener Anschauung von den Werken des jungen Raphaels, dessen erste Entwicklungsperiode, in wie weit er dessen Lehrer, Pietro Perugino und dessen Vater Giovanni Sanzio als Schüler nachahmte; wie man in seinen Wer-

ten allmählich das eigene Kunstgefühl erkennt, besonders in vielen Werken die dem Perugino allein zugetheilt werden, und doch größtentheils von Raphael sind, ferner den Einfluß der umbrischen Schule überhaupt, so daß der Verf. selbst glaubt, daß Raphael bey Andrea di Luigi gearbeitet habe, ehe er zu Perugino kam; der bräunliche Ton seiner ersten Bilder, und die bessere Behandlung der Delmalerey als bey Perugino, bestimmen ihn gewiß mit Grund dazu. Der Ref. hat schon früher in Italien, da er sich längere Zeit in der Gegend von Foligno und Perugia aufhielt, Gelegenheit gehabt das Wesen der Umbrischen Schule kennen zu lernen, worauf derselbe später zurückkommen wird, und ist derselben Meinung wie der Verfasser. Eins der schönsten früheren Bilder des Raphael, ähnlich der Madonna im Hause Contestabile zu Perugia, nur dreyimal größer, befindet sich im Hospitale della Misericordia daselbst. Da alle Jugendarbeiten des Raphael angeführt sind und dieses, eines der vorzüglichsten nicht, so hat der Verf. dasselbe wahrscheinlich nicht gekannt; der Ref. macht hiermit darauf aufmerksam, da es bald, von Herrn Kupferstecher Krüger in Dresden, sehr treu nach dem Originale gezeichnet, auch im Stich herauskommen wird. Raphael tritt zuerst von der Peruginischen Schule frey auf, 1505, in einem Altarbilde al fresco in dem Kloster San Severo zu Perugia. Ungemein wahr sagt der Verf., daß dieß einzig schöne Bild, den Keim alles dessen in sich schließt, was Raphael einige Jahre später in Rom leistete. Raphaels Werke von 1505 bis 1508 werden, nebst angegebenen Gründen über deren Echtheit genannt, so seine Bilder, die er zu Florenz malte, und wie er

dort mit Ridolfo del Ghirlandajo und Fra Bartholomeo bekannt wurde, und wie dieselben auf ihn einen Einfluß ausübten.

Bey dem dritten Abschnitte, welcher über Raphaels Leistungen zu Rom unter Julius II. handelt, spricht der Verf. von dem Unterschiede des ersten Bildes in Rom der Disputa, mit den späteren Vaticanischen und andern Arbeiten; und von den Gründen wie diese Umwandlung bey Raphael veranlaßt wurde. Michelangelo's anatomische Studien, die Formenschönheit der Antiken, und die breite Behandlung der Massen bey den Florentinern, haben bey seiner Umwandlung den wichtigsten Einfluß ausgeübt. Alle Werke die in diese Epoche fallen, werden kritisch untersucht und der Zeit nach aufgeführt.

Der vierte Abschnitt hat zur Ueberschrift: Raphael, und die Kunst überhaupt unter Leo X.

Im Anfange dieses Abschnittes stellt der Verf. eine Parallele zwischen Julius II. und Leo X. auf, und folgert hieraus den Einfluß auf Raphaels Kunstentwicklung, so daß derselbe unter Leo X. zwar den höchsten Grad der Methodik, Kunst-einsicht und Productionskraft zeigt, aber darnach sich auch schon die Vorboten des nahen Verfalles zeigen. Die Gründe für Letzteres, S. 145, sind unübertrefflich und geistreich, mit der tiefsten Einsicht, künstlerischer Thätigkeiten, dargestellt. Sehr interessant ist die Bemerkung, daß die Sixtinische Madonna, wahrscheinlich eine Processionsfahne (Drappellone) gewesen sey, indem sie auf Leinwand gemalt ist, und nicht wie andere Altargemälde auf Holz. Die Madonna steht oder sitzt nicht wie sonst gewöhnlich

auf festen Grund, sondern sie schwebt auf Wolken, ferner bestätigen diese Vermuthung die heil. Barbara und der heil. Sixtus. Denkt man sich das Bild im langsamen Zuge fortschreitend, so wird der Eindruck unendlich erhöht, eben so wie bey Guido's Himmelfahrt der Maria in München. Die Gemälde alter Zeit und so auch Raphaels, wurden stets den Anforderungen der Besteller, des Ortes ihrer Bestimmung und der localen Richtung des Cultus genügend ausgeführt, daher auch wohl der Grund, weshalb solche Kunstwerke nur an ihrem ursprünglichen Orte so bezaubernd wirken, und die Folge davon, daß, wer nicht Werke an Ort und Stelle zu sehen Gelegenheit gehabt hat, selten im Stande ist, Kunstwerke der Art richtig zu beurtheilen.

Bey den Bildnissen des Johannes in der Wüste (S. 136) führt der Verf. nur die vier zu Florenz, Paris, Bologna und Rom an, sollte ihm das fünfte, und des Ref. Meinung nach, das beste zu Darmstadt in der Großherzoglichen Gallerie, nicht bekannt seyn? Herr Director Müller daselbst, hat das Bild sorgfältig gereinigt, und es zeigt mehr als alle übrigen Bilder des Johannes, Raphaels geistreiche Pinselführung und Modellierung der Formen.

Am Schlusse dieses Werkes vertheidigt sich der Verf. gewissermaßen gegen den Ausspruch: daß nur Künstler künstlerische Leistungen beurtheilen können; was die Vertheidigung selbst anbetrifft, so ist der Ref. überzeugt, daß jeder tüchtige Künstler dieselbe billigen wird; aber ob der Verfasser selbst einer solchen Vertheidigung bedurfte, ist eine andere Frage; bis jetzt ist derselbe als wahrer Kunstkennner und Kritiker, auch von tüchtigen Künstlern als solcher anerkannt; derselbe

ist aber ja auch practischer Künstler, oder doch practischer Lehrer, als solcher zeigte er sich, bey einem jungen talentvollen Landschaftsmaler in Bellosguardo bey Florenz, wo der Ref. von dem Verfasser auch eine eigenhändig gemalte Landschaft sah, bey welcher die Luft demselben sehr gelungen schien; eben zu der Zeit im August 1828 theilte der Verf. dem Ref. seine Meinungen über Raphael, so wie sie in diesem Werke entwickelt sind, mit, und solche schienen demselben schon damals, im frischen Andenken der Kunstwerke Raphaels, ungemein wahr zu seyn.

C. De.

L e i p z i g.

Verlag der J. C. Heinrichschen Buchhandlung: Die Regierung Friedrich Augusts, Königs von Sachsen. Nach den Quellen dargestellt von Karl Heinrich Ludwig Pölig, Königl. Sächsischem Hofrathe und ordentlichem öffentlichen Lehrer der Staatswissenschaften an der Universität zu Leipzig. 1830. Erster Theil. Den Zeitraum von 1763 — 1806 enthaltend. Mit Beylagen und dem Motto: die Politik des Churfürsten ist die Politik des ehrlichen Mannes. von Gutschmid. XLII u. 330 S. Zweyter Theil. Den Zeitraum von 1806 — 1827 enthaltend. Mit Beylagen und dem Motto: Providentiae memor. X u. 410 S. in Octav.

Es war eine würdige Aufgabe die Regierung eines Monarchen darzustellen, der länger als ein halbes Jahrhundert unter den wechselndsten Verhältnissen den Scepter führte und den nicht die Stimme einzelner Schmeichler, sondern das ein-

stimmige Zeugniß seines Volks und des Auslandes, mit dem rühmlichsten Beynamen ausgezeichnete, der einem Regenten zu Theil werden mag, den alle Welt den Gerechten genannt hat. Je schöner aber und je erhebender der Beruf war, die Regierungsgeschichte eines Monarchen zu erzählen, über den aller Orten nur Eine Stimme herrscht, um so schwieriger war jedoch zugleich die Erfüllung dieser Aufgabe in andern Rücksichten. Der Verfasser, sächsischer Unterthan und in sächsischem Dienste, ward von Dresden selbst aufgefordert, die Regierung Friedrich August's zu beschreiben; schon das hätte vielleicht der Unparteylichkeit des Geschichtschreibers Eintrag thun mögen —; dazu waren es größtentheils erst kürzlich verfllossene Begebenheiten und Ereignisse, die erzählt werden sollten, die eben deshalb nicht leicht ganz leidenschaftslos beurtheilt werden konnten, es waren Ereignisse, die zum Theil mit manchen höchst reizbaren, vorzüglich auswärtigen Verhältnissen zusammenhingen. Alle diese Schwierigkeiten hat jedoch der Verf., wie wenigstens Ref. sich überzeugt hält, glücklich überwunden. Er hat sich streng nur an die Facta gehalten und freylich bedurfte es auch da, wo die Thatsachen so laut und so überzeugend reden, nur ihrer ungeschminkten Darstellung, um ein klares Bild von der Regierungsweise eines Fürsten zu entwerfen, der während seiner ganzen öffentlichen Laufbahn in allen Verhältnissen immer mit Offenheit und Redlichkeit zu Werke ging, der über seine Ansichten und Absichten immer unumwunden und deutlich gegen seine Unterthanen sich aussprach, und der freylich auch bey einer Politik, wie die seinige, das Licht nicht zu scheuen brauchte, denn diese Politik,

wie einst der Minister von Gutschmid sich sehr treffend gegen den Verfasser äußerte, war zu jeder Zeit die Politik des ehrlichen Mannes. So ängstlich aber hat der Verfasser alles zu vermeiden gesucht, was auch nur entfernt als Abzweigung oder Zuneigung ausgelegt werden konnte, sich so sorgfältig jedes Urtheils enthalten und nur die Facta sprechen lassen, daß vielleicht an einzelnen Stellen dadurch die Darstellung selbst an Frische und Lebendigkeit eingebüßt haben möchte. — Nur das öffentliche Leben des Verewigten sollte hier dargestellt werden, nur den Regenten nicht den Privatmann wollte der Verfasser seinen Lesern vorführen —; wie Friedrich August in seinem Privatleben sich zeigte, das hat er andern darzustellen überlassen. Gewiß aber werden manche Leser mit dem Ref. den Wunsch theilen, daß es dem Verfasser gefallen haben möchte, uns mit dem ehrwürdigen Monarchen auch in seinen Privatverhältnissen näher bekannt zu machen; nicht bloß deshalb, weil die Kenntniß des Privatlebens gar häufig das öffentliche Leben zu ergänzen und zu erläutern dient, sondern auch weil bey einem Fürsten wie Friedrich August, das allgemeine Interesse für ihn durch Darstellung seiner Privatverhältnisse nur noch gesteigert werden konnte. War es doch hier nicht, wie so oft der Fall, daß der öffentliche und der Privatcharacter mit einander im Widerspruche standen, daß die Schwächen und Mängel des letzteren, den Augen des Publicums sorgfältig entzogen zu werden brauchten! — Strenge Rechtlichkeit, Thätigkeit und Ordnungsliebe machten die Grundzüge des Characters Friedrich August's aus. Er gehörte nicht unter die ausgezeichneten Regent-

ten in dem Sinne, daß durch ihn in den äußeren und inneren Verhältnissen seines Landes wesentliche und durchgreifende Veränderungen bewirkt worden wären; vielmehr war seine Politik recht eigentlich nur eine erhaltende; nach Außen selbstthätig und selbstständig aufzutreten, gestatteten ihm die Verhältnisse des Landes nicht, daß er regierte, und im Inneren wesentliche Umstellungen vorzunehmen, daran ward Friedrich August schon durch seine ängstliche Achtung alles dessen, was er für wohlerworbene Rechte hielt, durch seine sorgfältige Scheu vor allem, was auch nur entfernt der Willkühr ähnlich sehen mochte, abgehalten. Daher ließ er auch, zumahl bey vorgerücktem Alter manches bestehen, dessen Mangelhaftigkeit selbst laut von der öffentlichen Stimme anerkannt ward, wie er denn unter anderen die bereits im Jahre 1818 von den Ständen gewünschte größere Publicität ihrer Verhandlungen, desgleichen den im Jahre 1821 von ihnen gemachten Antrag auf Entwerfung einer neuen Landtagsordnung abzulehnte; Veränderungen, deren Zweckmäßigkeit und Nothwendigkeit durch die kürzlich zu Stande gekommene neue Verfassung des Königreichs Sachsen überzeugend dargethan sind. Wenn aber auch so die Regenten-Wirksamkeit Friedrich August's allerdings kein glänzendes Bild darstellt, so stellt sie dagegen ein um desto erfreulicheres dar. Diese hohe, mit Milde gepaarte Rechtlichkeit, diese gewissenhafte Treue in der Erfüllung aller seiner Berufspflichten, diese unausgesetzte Thätigkeit, und dieser Geist der pünktlichen Ordnung hatten dem Könige allerdings mit Recht die ungetheilte Liebe seines Volks und die allgemeine Achtung des Auslan-

des erworben, und ließen dagegen die kleinen Schwächen und Mängel, von denen auch er nicht ganz frey war, gar leichtlich übersehen. Die Darstellung selbst, die der Verfasser von dem öffentlichen Leben von Friedrich August entworfen hat, ist von der Art, daß sie ein möglichst vollständiges Bild desselben gibt, nichts ist übertrieben und nichts entstellt, es sind die Facta hingestellt und zwar mit einer solchen Vollständigkeit und einer solchen Genauigkeit, daß ein jeder, der überhaupt zu urtheilen versteht, sich daraus schon selbst sein Urtheil über den Monarchen bilden mag. Nicht nur sind alle gedruckt vorhandenen Quellen mit der musterhaftesten Genauigkeit benutzt, sondern auch manche sonst unzugängliche Quellen standen dem Verfasser zu Gebote und ausdrücklich gesteht er selbst ein, daß ohne die sicheren handschriftlichen Mittheilungen, die er erhalten, wenn er auch im Allgemeinen nur den gedruckten Quellen gefolgt sey, dennoch mancher Abschnitt mangelhaft und unvollständig geblieben seyn würde. Daß die Befolgung einer streng chronologischen Methode durchaus keine allgemeine Uebersicht gegeben haben würde, ist sehr richtig bemerkt und daher die Geschichte Friedrich Augusts in drey verschiedene Perioden getheilt, so daß in jeder derselben die Begebenheiten und Thatfachen wiederum nach einer bestimmten Ordnung zusammengestellt sind. Es lag in der Natur der Sache, daß diese Perioden von sehr ungleichem Umfange seyn mußten. So umfaßt die erste Periode von dem Regierungsantritte des Königs bis zur Annahme der Königlichen Würde, im Frieden zu Posen, von 1768 bis 1806, den langen Zeitraum von acht und dreyßig Jah-

ren, die zweyte die sechs Jahre vom Frieden zu Posen bis zur Schlacht von Leipzig, von 1807 bis 1813, nebst der Geschichte der Verwaltung von Sachsen durch fremdes Gouvernement vom 21sten October 1813 bis 5ten Junius 1815, und die dritte den zwölfjährigen Zeitraum von der Rückkehr des Königs nach Sachsen bis an seinen Tod, von 1815 bis zum 5ten May 1827. In jeder einzelnen Periode hat alsdann der Verfasser wieder in einer bestimmten Ordnung die Veränderungen in der Verfassung und den verschiedenen Zweigen der inneren Verwaltung, so wie in den auswärtigen Verhältnissen und den Zusammenhang und die Wechselwirkung zwischen dem inneren und dem äußeren Staatsleben entwickelt. Mit einer solchen Genauigkeit und Pünctlichkeit aber ist derselbe bey der Behandlung der einzelnen Gegenstände verfahren, daß Ungleichartigkeit in der Behandlung der einzelnen Elemente, worüber in der Vorrede Klage geführt wird, wohl nur von wenigen Lesern bemerkt werden möchte. Daß übrigens von einem Werke wie dem vorliegenden, ein Auszug im Einzelnen in diesen Blättern gegeben werde, wird niemand erwarten und wir begnügen uns daher mit der wiederholten Versicherung, daß der Leser seine Hoffnung, eine vollständige Darstellung der Regierungsweise und des ganzen Zustandes von Sachsen unter Friedrich August hier zu finden, in jeder Hinsicht vollkommen befriedigt sehen wird. Verschiedene interessante, staatswirthschaftliche und statistische Beylagen sind jedem der beiden Bände angehängt.

Elberfeld und Bremen.

Rector F. H. Müller: Europa und vornehmlich Deutschland in seiner neuesten Gestalt. 1831. 321 S. in 8.

Der Verfasser bestimmt nach seiner eigenen Aeußerung dieses Buch nicht sowohl zur Grundlage bey dem Unterricht (dafür hat er ein eigenes Lehrbuch herausgegeben), als vielmehr zum Lesebuch und Selbstunterricht. Es ist besonders auf Deutschland Rücksicht genommen, welches beynahe die Hälfte des Ganzen einnimmt, und eignet sich daher besonders für das größere vaterländische Publicum; um so mehr da der Verfasser es sich zur Pflicht macht, die Liebe und Anhänglichkeit an das Vaterland durch Schilderung der Vorzüge desselben zu befördern. Wir haben, so weit wir es verglichen, die Angaben so richtig gefunden, als es bey dem Gebrauch guter Quellen zu erwarten steht. Einzelne kleine Unrichtigkeiten in Zahlen und Angaben von Merkwürdigkeiten können in einem solchen Buche nicht fehlen, und können bey sorgfältiger Revision in einer künftigen Auflage verbessert werden. Auch hätten wir es in einem Buche dieser Art erwartet, daß mehr Rücksicht auf die Verfassungen genommen wäre, um so viel mehr, da der Verfasser es als einen Zweck seines Werks bemerklich macht, auch in dieser Rücksicht die Liebe zu dem Vaterlande zu befördern.

S t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

4. Stück.

Den 7. Januar 1832.

Paris und Bonn.

1) Vendidad Sadé, l'un des livres de Zoroastre, publié d'après le manuscrit zend de la Bibliothèque du Roi, avec un Commentaire, une traduction nouvelle et un mémoire sur la langue zende considérée dans ses rapports avec le sanscrit et les anciens idiomes de l'Europe. Par Eugène Burnouf. Texte zend. Livraison I. II. III. Chez l'éditeur. 1830. 168 S. in gr. Fol.

2) Fragmens relatifs à la religion de Zoroastre, extraits des manuscrits persans de la Bibliothèque du Roi. Paris 1829. VII und 34 S. in gr. 8.

3) Fragmente über die Religion des Zoroaster. Aus dem Persischen übersetzt und mit einem ausführlichen Commentar versehen, nebst dem Leben des Ferdusi aus Daulschah's Biographien der Dichter. Von Dr. Johann August Vullers. Mit einem Vorworte von Hn. Prof. Windischmann.

Bonn, 1831. Verlag von T. Habicht. XXXII und 144 S. in 8.

Im 61. Stück des Jahrgangs 1830 ist schon bemerkt, wie das lange vernachlässigte Studium des Zend, vorzüglich durch die jetzt mögliche genauere Kenntniß des Sanskrit, in unsern Tagen mit neuem Eifer wieder erwacht. In №. 1. der vorliegenden Schriften sehen wir den Anfang eines ausführlichen Werks des gründlichen Kenners des Sanskrit, Herrn Burnouf, welches, wenn es vollendet seyn wird, jedem im Sanskrit nicht Ungeübten einen leichten Zugang zu diesem Studium eröffnen kann. Der Text des Vendidad = Sade, nach einer sehr schönen Pariser Handschrift, von der schon Anquetil ein Blatt zur Probe im Kupferstich gegeben hatte, durch die Kunst des Steindrucks treu nachcopiert, wird zunächst in 10 Hefen erscheinen, worauf dann der Commentar, die Uebersetzung und die Abhandlung über die Zendsprache in besondern Hefen folgen sollen. Von dem Texte liegen dem Ref. erst drey Hefen vor, mit deren Anzeige er nicht glaubt länger zögern zu dürfen. Der Vendidad = Sade umfaßt bekanntlich die drey von Anquetil übersetzten Bücher Tzeschne, Wispered und den eigentlichen Vendidad: die hier copierte Handschrift fängt mit dem Tzeschne an, S. 116 im dritten Hefen folgt aber schon, gegen die Ordnung der Anquetil'schen Uebersetzung, der Vendidad, wovon Olshausen eine besondere Ausgabe mit Varianten schon im Jahre 1829 angefangen hatte. Ref. möchte jedem, der sich in diesen Studien versuchen will, mit diesem Vendidad anzufangen rathe, da dessen zusammenhängende Erzählungen viel leichter und angenehmer zu lesen sind als die abgebrochenen Gebetformeln des Tzeschne.

Da die vorliegenden Lieferungen der Arbeit Burnouf's keinen Stoff zu weiterer Kritik geben, so mögen hier nur einige Bemerkungen über die Zendsprache folgen, zu deren etwas sicherer Kenntniß das bisher Gedruckte schon hinreicht. Alle die, welche glaubten daß das Zend reiner und ursprünglicher sey als das Sanskrit, ja wohl gar die Mutter dieses Zweiges des großen Sprachstammes, sehen nun ihre Vermuthung widerlegt; denn diesen Glauben kann nur haben wer entweder das Zend oder das Sanskrit nicht genug versteht. Viele Wörter und Formen sind im Zend wie aus ihren Fugen gehoben, während im Sanskrit ihr Organismus noch vollkommen klar ist. Z. B. das sanskr. manuscha ist im deutschen Mensch noch viel deutlicher erhalten als im zend. maschia. Auch in einzelnen Fällen geht das Zend vom Sanskrit aus, wo die übrigen Sprachen selbständig sind, z. B. zājata p. 8, 11 *) sanskr. ag'ajata = ἐγένετο, wo das Sanskrit das schließende N der Wurzel g'an verloren hat. Indes würde man doch irren, wenn man das Zend so unmittelbar wie das Pali und Prakrit vom Sanskrit ableiten wollte: denn das Zend hat auch manches vom Sanskrit abweichende, worin es sich oft den westlichen Sprachen nähert; wie zā (nom. zao, accus. zām p. 17, 2, auch länger zemo, wovon زمین), das gewöhnliche Wort für Erde, γῆ, während das sanskr. go, obgleich es die Nationalwörterbücher in dieser Bedeutung kennen, in Schriften sehr selten ist und meist Erde-Platz bedeutet; mada = μετά, als Präposition im Sanskrit ganz unbekannt, obgleich dieses die entsprechende Wurzel mith als Verbum und in andern Ab-

*) Nach Dtschhausens Ausgabe, als der gewöhnlicheren.

leitungen erhalten hat; für *atresch* neuperfisch
 آتش und آذر (Feuer) ist im Sanskr. *ágira*
 sehr selten; ganz unsanskritisch ist *asmāno* (Him-
 mel). Man muß daher das Zend, obgleich es
 im Ganzen dem Sanskrit näher steht als das
 Lateinische und Griechische, doch für eine alte
 selbständige, aus der verloren gegangenen, im
 Sanskrit am reinsten erhaltenen Ursprache ent-
 sprungene Tochter halten. In seiner ursprüng-
 lichen Aussprache ist das Zend viel rauher und
 härter als das Sanskrit, worauf schon das völ-
 lige Fehlen des *L-Lautes* führt; das *R*, wel-
 ches im Sanskrit sogar oft bis zum dünnen Vo-
 callaut erweicht wird, wird im Zend sehr hart
 gesprochen, vgl. *mahrko* (Tod) Wurz. *mer*;
vahrko (Wolf) sanskr. *vrikas*, wo *h* bloß
 durch folgendes *r* eingedrungen ist; *v* nach *s* sehr
 oft zu *p* erhärtet, wie *spā* (κίωv), sanskr. *gvā*,
 doch gen. pl. noch *sūnām* p. 14. 2. 3, *aspo*,
 wovon ἵππος, sanskr. *agvas* (equus), *vispe*
 sanskr. *vigva* (omnis); ferner Aussprachen wie
khschtim bey *Ol.* und *Burn.* sanskr. *schasch-*
tas gr. ἔκτος. Es muß aber eine Periode hin-
 zugekommen seyn, wo das Zend einer starken
 Erweichung seiner Aussprache entgegen ging, bis
 wohin das Sanskrit in dieser Ausdehnung nie
 gelangte; das Prakrit wird dadurch dem Zend
 oft ähnlicher. So ist *s* im Anfang des Wortes
 und vor *m* sehr regelmäßig in *h* übergegangen:
ham (oder *heām*) aus *sam*, ὄv, *ahmi* aus
asmi, εἶμι, wogegen die ursprünglichen Rehl-
 laute sehr oft in Bischlaute verändert sind, wie
zianm aus sanskr. *hima*, χειμα, *za* aus γᾶ,
azem aus sanskr. *aham*, ἐγώ. In den Voca-
 len zeigt sich in sofern große Auflösung und
 Schmelzung, daß sich die Kraft der langen Vo-

cale o, e durch ein vortretendes a schwächt, wie aëtat aus sanskr. état (τότρο), raotsch (glänzen) sanskr. rutsch. Und da die Endsylben in der Aussprache schon sehr verkürzt sind, so findet sich der kurze Endvocal ganz zurückgezogen, wie âad aus sanskr. atha (tum); ein endendes i wirft regelmässig seinen Laut zurück, wie païtis (Herr) aus patis, daïti (dat) aus da-ti; paôiri (voll) Wurz. pri = ple. Das Augment fehlt meist immer, wenigstens glaubt Ref. daß Formen wie mraôt (er sprach), (B. mro s. bhrû), peresat (er fragte) den sanskr. Augment- oder Imperfectformen abhrât, apritschat entsprechen. Auch sonst findet man die Wörter gegen die Etymologie durch leichtere Aussprache verändert, wie bitim (secundus) völlig wie das lat. bis aus dem sanskr. dvis entstanden ist. Viele Ableitungen stehen ohne daß in der Sprache noch die Wurzel erhalten wäre, z. B. nôit (nicht) statt des sanskr. na. Es würde zu weit führen, die Charakteristik der Zendsprache hier weiter fortzuführen; möge aus den Resten der Zendliteratur bald eine Zendgrammatik abgeleitet werden. Wenn auch das Zend keine so große Wichtigkeit wie das Sanskrit hat, kann es doch als ein altes Glied in der Kette der sanskritischen Sprachen von Asien und Europa zur Erklärung dieser, besonders des Lateinischen und Germanischen, sehr nützlich seyn. Zum Verständniß des Pehlvi und Neupersischen, welches bey den ältesten Dichtern, wie Firdusi, noch so rein von arabischen Wörtern erscheint, ist zumal das Zend ganz unentbehrlich.

Die Forschungen über die Zendbücher und die Religion Zoroasters haben auch das zweyte der oben genannten Bücher entstehen lassen. Die Herren Olshausen und Mohl kamen auf

den glücklichen Gedanken, die in der neupersischen Literatur zerstreuten, nicht unbedeutenden Reste der altpersischen oder vielmehr zendischen Religion und Sage zusammenzustellen. Vieles ist darunter von Guebern selbst geschrieben, und muß uns, bey dem Mangel anderer und älterer Zeugnisse, dazu dienen, eine richtige Idee von dem Umfang und Inhalt der alten Zendbücher zu fassen. Leider ist dieser Plan von jenen zwey Gelehrten nicht vollständig ausgeführt; der Text von drey wichtigen Stücken ist indeß mit einer kurzen Vorrede in dem angezeigten Buche erschienen. Das erste Stück S. 1—10 ist das schon von Anquetil benutzte, aber nicht immer verstandene Ulemai-Islam, eine theologische Abhandlung, welche auf Veranlassung der Fragen einiger wißbegierigen muhamedanischen Gelehrten geschrieben wurde, um die Grundlehren der Guebern kurz zu erläutern. Man würde sich täuschen, wenn man hier einen vollständigen Abriß der zoroastrischen Lehre suchte: die kleine Schrift erklärt nur die Lehre oder die Mythologie Zoroasters über die Schöpfung, Beschaffenheit und Bestimmung der Welt und der menschlichen Seele, und auch diese nur in dürftigen Andeutungen; indeß betrifft dieser Theil der zoroastrischen Religion gerade Dinge, welche in den erhaltenen Zendbüchern so wenig berührt werden, daß diese kleine Abhandlung eine Hauptquelle dafür bleibt. Ref. kann indeß dieß Schriftchen, welches einige bis ins siebente Jahrhundert versetzen, nicht für sehr alt halten. Der Text ist nicht sehr rein, auch nicht ohne Lücken.

— Das zweyte Stück S. 11—17 enthält die Namen und kurze Inhaltsangabe der 21 Nosk oder Haupttheile des Zend-Avesta, ein Stück welches uns ungeachtet der kargen Kürze der

Mittheilungen und eines in den Handschriften sehr verdorbenen Textes sehr wichtig ist. Denn dieses ist die einzige Quelle, woraus wir einen vollständigen Ueberblick über den großen Umfang und mannigfachen Inhalt des Zend-Avesta gewinnen können. Hätten wir diese 21 Theile des Zend-Avesta noch, so würden wir daraus das altpersische Alterthum nach allen Seiten hin vollständig erkennen, auch über die Geschichte der Zend-Religion wichtige Aufschlüsse finden. Aber jetzt ist kaum der zwanzigste Theil des Ganzen erhalten, und nicht der wichtigste. Der fünfte Koss, Duaste Hamast, würde uns über die zoroastrische Lehre von der Auferstehung, der sechste, Radir, über die alte Astronomie und Astrologie, der elfte, Beschtasp-Schah, über die Entstehung und älteste Geschichte der zoroastrischen Lehre ausführliche und sichere Kunde geben. Der Text dieses wichtigen Stückes erscheint hier vollständiger als bey Anquetil im 38sten Theil der Mémoires de l'Acad. des Inscr. — Den Rest des Buchs füllen Auszüge aus Firdusi's Schahnameh, die Geschichte Zoroasters und seiner Lehre betreffend. Daß Firdusi eine gute Kenntniß der alten Religion und Geschichte hatte, leuchtet aus seiner dichterischen, aber episch einfachen Darstellung der Regierung Guschtasp's eben so klar hervor, wie eine gewisse bewundernde Vorliebe, die er gegen das erhabene Alterthum und gegen die dem Götzendienste entgegengesetzte Lichtreligion hegte. Gewiß war kaum ein Muhammedaner, der, ohne Muhammed zu verläugnen, so frey und gerecht über die alte von den Arabern verdrängte Religion dachte und mit wärmerer Begeisterung ihre Geschichte beschrieb. Bekannt ist auch, wie Firdusi gegen Ende seines Lebens den Orthodoren

verdächtig war und sich in die Einsamkeit flüchten mußte. Diese Fragmente aus dem Schahnameh erscheinen hier, wenigstens in Europa, zum erstenmahl gedruckt. Wie verschieden und verdorben der Text Firdusi's in den Handschriften ist, ist hinlänglich bekannt. Der Herausgeber, Herr Mohl, hat auf die Bestimmung des Textes großen Fleiß gewandt; doch sind darin noch einige Fehler, besonders S. 33 ff.

Was die meisten Freunde solcher Studien bey diesem kleinen Buche vermiffen werden, eine treue Uebersetzung und erläuternde Bemerkungen, das hat Herr Dr. Bullers in der Schrift N^o. 3. gegeben, so daß dieses Werk wie eine Ergänzung des vorigen betrachtet werden kann. Neu ist darin nur das Leben des Firdusi, welches zwar schon früher nach einer Uebersetzung de Sacy's bekannt war, hier aber zugleich im persischen Original erscheint. Die drey oben genannten Stücke, deren Verständniß manche Schwierigkeit darbietet, findet man hier durch das Sanskrit, durch Auszüge aus dem Siebenmeer und Burhankati, so wie aus andern seltenen Hülfsmitteln recht nützlich erläutert, und hat nur zu bedauern, daß das Hauptmittel, die Kenntniß der Zendsprache selbst, noch nicht zu Hülfe genommen werden konnte. Das Neupersische dagegen versteht der Verf. nach den Anmerkungen sehr wohl. Ref. möchte nur nicht (mit S. 21 und sonst) das letzte Glied eines persischen zusammengesetzten Adjectivs wie باجم den Imperatif nennen, der seinem Begriffe nach nicht hieher gehört: es ist die kurze Wurzel selbst wie im Sanskrit, welche nur zufällig im Persischen mit dem Imperativ übereinstimmt. Daß einige Stellen in der Uebersetzung noch zweifel-

haft sind, hat seinen Hauptgrund in den ungemeynen Schwierigkeiten der Sache und den verdorbenen Texten. Was sich zur Verbesserung der Fehler des gedruckten Textes ohne Hülfe von Handschriften thun ließ, hat der Verf. wirklich geleistet.

Bei dieser Gelegenheit kann Ref. nicht umhin, auf ein kleines Werk aufmerksam zu machen, worin viele unbenutzte Schätze zur altpersischen Literatur verzeichnet sind:

Catalogue of several hundred Manuscript Works in various oriental languages, collected by Sir William Ouseley. London, 1831. VIII und 24 S. in gr. 4.

725 Bände der von W. Ouseley in Asien gesammelten, jetzt zum Verkauf im Ganzen ausgedienten Bibliothek werden hier kurz genannt und beschrieben. Der größte Theil besteht aus neupersischen Handschriften. Unter den mannigfachen Schätzen dieser Sammlung sind indeß wohl am meisten auszuzeichnen die die altpersische Literatur betreffenden Handschriften in Zend, Pazard, Pehlevi und Neupersisch, No. 533 — 565. Einige darunter scheinen noch einzig in Europa zu seyn.

G. H. U. C.

B e r l i n.

Versuch einer pragmatischen Geschichte von Mecklenburg von R. Ch. F. von Lüchow, G. H. Mecklenb.-Schwerinschen Kammerherrn. Zweyter Theil. 1831. 468 S. in 8.

Der erste Theil dieser wichtigen deutschen Landesgeschichte ward in unsern Blättern (G. g. U. 1828. St. 101) mit der ihm gebührenden Ach-

tung angezeigt. Historische Werke wie dieses, welche dem größern Theile nach neu aus den Quellen, größtentheils handschriftlichen Quellen, bearbeitet werden, lassen sich nicht so schnell fortsetzen, daß ein vierjähriger Zwischenraum eine Verspätung genannt werden könnte. Dieser zweyte Band umfaßt den fast dreyhundertjährigen Zeitraum von 1225 bis 1520, und gehört also noch der letzten Hälfte des sogenannten Mittelalters an. Wir bemerken hier zuerst, was die Quellen betrifft, daß der Verf. nicht bloß gedruckte Werke benutzte, von denen wohl nicht leicht eins von Erheblichkeit ihm entgangen seyn möchte, sondern auch von der ihm gegebenen Erlaubniß, die Mecklenburgischen Archive zu benutzen, den fleißigsten Gebrauch machte. Die Zahl der Urkunden vermehrte sich natürlich, so wie der Vf. in der Zeit weiter fortschritt, und indem diese Quelle immer reichlicher floß, erhielt sein Werk dadurch durchweg die historische Gewißheit, welche dem frühesten, halb mythischen, Stoff noch nicht in gleichem Maße gegeben werden konnte. Mit welchem Fleiße aber diese Hauptquelle benutzt ist, davon wird das Buch selber die Beweise ablegen; wir können hier nur im Allgemeinen die Versicherung geben, daß durchweg bey allen erheblichen, oft auch geringfügigern, Gegenständen auf die urkundlichen Beweise verwiesen ist; wo es nöthig schien selbst mit Anführung der Worte der Urkunden. Sind dieselben schon gedruckt, so werden die Sammlungen und Werke wo sie stehen, mit Genauigkeit nachgewiesen. Auf diese Weise liefert uns der Verf. eine auf festen historischen Boden gegründete Geschichte, wofür das wissenschaftliche Publicum, insbesondere aber sein Vaterland, um so mehr ihm Dank schuldig ist, da er es sicht-

bar zu einer Hauptaufgabe seines Lebens gemacht hat.

Der Verf. ist auch in diesem Theile seinem Plan getreu geblieben, die äußern von den innern Verhältnissen zu trennen, und beide absondert zu behandeln. Der erste Abschnitt, die äußere Geschichte, nimmt natürlich den größern Theil ein, da sie die ganze eigentliche politische Geschichte umfaßt. Der Verfasser hatte hier mit der großen Schwierigkeit zu kämpfen, die jeder Behandler einer deutschen Staatengeschichte, nur der eine mehr, der andere weniger, empfindet; der der Theilungen, und daraus hervorgehenden verschiedenen Linien. Der Verfasser hat diese so zu besiegen gesucht, daß er zwar die Geschichte der einzelnen Linien absondert, aber doch der Zeitordnung nach möglichst parallel behandelt. So folgen sich die Mecklenburgische Linie bis 1301, die Rostocksche bis 1314; die Werlesche bis 1316. Hier auf wieder die Mecklenburgische bis 1329, die Werlesche bis zu ihrer Erlöschung 1436. Dann wiederum die Mecklenburgische Linie, von der sich auf eine Zeitlang die Stargardsche Linie, erloschen 1471, trennte. Schwerlich war ein anderer Plan ausführbar, da die vielfachen Beziehungen, in denen die verschiedenen Linien unter einander standen, den Parallelismus der Zeitfolge nach durchaus erforderten, wenn man nicht die eine über die andere aus den Augen verlieren sollte; aber doch auch zugleich die Absonderung in den einzelnen Zeitperioden nöthig machten, wenn eine klare Uebersicht des Ganzen erhalten, und Verwirrung vermieden werden sollte.

Die äußere Geschichte eines deutschen Staats in diesen Zeiten ist zunächst die Geschichte seiner

Fürsten und ihrer Unternehmungen. Was könnte sie viel anderes seyn? Mit Recht daher wird die Geschichte an die Reihe der Regenten in den einzelnen Linien geknüpft. Je mehr aber hier der persönliche Character derselben entscheidet, um desto mehr ist es auch Pflicht, denselben möglichst zu erforschen, und treu darzustellen. Auch ist es eben dieses, was der Geschichte ihre sonst unvermeidliche Eintönigkeit benimmt. Wenn der Verfasser daher sich dieses zur Hauptaufgabe machte, so kam ihm auch wiederum die Geschichte des Staats die er behandelt, darin zu Hülfe, daß sie ihm mehrere ausgezeichnete, aber in verschiedenem Sinne ausgezeichnete, Fürsten darbot. Sie sind nach ihren Thaten gewürdigt, ohne Vorliebe und ohne Haß. Aber auch selbst glänzende Thaten haben den Verfasser über ihre Mängel nicht verblendet. Es ist besonders der so häufige Wechsel der Schicksale dieser Fürsten, der unsere Theilnahme erregt. Ein Tag, Ein unglückliches Gefecht reichte oft hin, sie von ihrem Fürstenthum in die Gefangenschaft zu stürzen, aus der erst nach Jahren ein schweres Lösegeld sie befreite. Oft gränzt ihre Geschichte an das Romantische. Wir sehen einen Heinrich den Pilger auf seiner Pilgerfahrt zum heiligen Grabe mit seinem treuen Diener 25 Jahre als Gefangener in Cairo harrten, bis er, schon ganz verschollen in Europa, von diesem begleitet unerwartet wiederkehrt, und die treue Gattin, anfangs zweifelnd ob er es auch sey, und den zum Helden unterdeß herangewachsenen gleichnamigen Sohn wiederfindet. Wir sehen in diesem, der den Beynamen des Löwen erhielt, den Hauptgründer der nachmaligen Herrschaft, nicht ohne Größe, jedoch auch nicht ohne Fehler. Aber wir sehen auch die Söhne, die

den eigenen Vater mordeten (1291), von dem rächenden Geschick verfolgt. Und wie manches Andere könnten wir noch anführen, wenn es uns hier verstattet seyn könnte, tiefer in das Einzelne hineinzugehen.

Statt dessen sey es uns erlaubt, einige allgemeine Bemerkungen über die Geschichte dieses Staats hier hinzuzufügen. Sie entwickelte sich größtentheils aus seiner geographischen Lage. Wenn gleich ein Mitglied des deutschen Staatskörpers, nahmen doch die Herzöge an dessen allgemeinen Angelegenheiten keinen sehr thätigen Antheil. Sie hatten der Beschäftigung genug mit ihren nächsten Nachbarn, den Markgrafen und demnächst Churfürsten von Brandenburg, den Königen von Dänemark, und eine Zeitlang, da selbst ein Prinz dieses Hauses die Schwedische Krone trug, mit Schweden. Und da die Kaiser nicht leicht in diese entfernten Lande kamen, so knüpften sich auch nicht leicht persönliche Bekanntschaften, die in jenen Zeiten in der Politik so wichtig waren, mit diesen an. Ueberhaupt lag es nicht in dem Character der Mecklenburgischen Fürsten, an entfernteren Händeln, die sie nicht zunächst angingen, großen Antheil zu nehmen.

Der Hauptpunct, um den sich ihre Thätigkeit dreht, sind die Verhältnisse mit ihren Städten. Und in dieser Rücksicht gehört die Mecklenburgische Geschichte zu den lehrreichsten. Ihr Land umfaßt die beiden wichtigen Städte Rostock und Wismar. Beide nicht bloß Land-, sondern auch Seestädte; eben deshalb durch ihren, durch den Handel erworbenen, Reichthum, und durch ihre Lage, da man ihnen die Verbindung mit dem Meere nicht leicht abschneiden konnte, im

Stände ihren Landesherren, wenn sie wollten, hinter ihren Mauern Troß zu bieten. In keiner andern deutschen Landesgeschichte bekommt man leicht einen so klaren und anschaulichen Begriff von diesem, uns jetzt fremd gewordenen, aber für die Geschichte des Mittelalters so entscheidend wichtigen, Verhältniß als in der Mecklenburgischen. Wenn auch diese Verhältnisse zuweilen friedlich wurden und sich aufklärten, so war doch dieses stets nur vorübergehend. Die Spannung dauerte fort, und konnte nicht aufhören, da völlige Unabhängigkeit das Ziel war, welches diese Städte sich vorgesteckt hatten, und auch wohl gewiß erreicht hätten, wenn nicht die inneren Spaltungen in denselben den Fürsten es oft erleichtert hätten, ihre Rechte wiederherzustellen, oder zu behaupten.

Die Verhältnisse mit diesen Städten waren aber noch um desto wichtiger, da sie größtentheils auch die mit dem benachbarten Auslande bestimmten. Sie gehörten der mächtigen Hanse an; ihre Handel wurden gewöhnlich auch die der Hanse; und in den meisten Fällen konnten sie auf ihren Beystand, oder doch ihre Vermittelung, rechnen. Das mächtige Lübeck war eine Nachbarstadt, und führte wiederum die Handel mit Dänemark und den so häufigen Glückswechsel in diesen herbey.

Der Zeitraum, den dieser Theil umfaßt, ist derjenige, in welchem Mecklenburg fast ganz seinen noch jetzt bestehenden Umfang erhielt. Wie dieses auf so verschiedene Weise, durch Heirath, Erbverbrüderungen, Todesfälle und Kriege geschah, wie der Zufall und das Waffenglück dazu bestrugen, ist auch eben so lehrreich als unter-

haltend zu sehen. Eine beygefügte Uebersichtskarte nach den einzelnen Landestheilen, würde dieß noch deutlicher gemacht haben, und kann vielleicht, mit einer genealogischen Stammtafel, dem noch übrigen dritten Bande beygefügt werden.

Der zweyte kürzere Theil von S. 323 bis ans Ende beschäftigt sich mit der inneren Geschichte, der des Volks und seiner Cultur. Der Verfasser geht hier aus von der Geschichte der Sprache, wie die deutsche Sprache ohne Zwang die wendische verdrängte und Volkssprache ward, während die lateinische diplomatische (und Kirchen-) Sprache wurde. Von inländischen literarischen Sprachwerken ist nur noch die Rostocker Chronik vorhanden, von der wir so eben Herrn Professor Grautoff in Lübeck eine verbesserte Ausgabe verdanken, die dem Verfasser zu spät zu Händen kam, um sie noch benutzen zu können. Die Sprache ist bekanntlich ein Dialect der Niedersächsischen Mundart, die freylich in diesem Theile Norddeutschlands in ihrer Bildung am wenigsten fortgeschritten zu seyn scheint; wenn sie gleich nicht ohne Volkspoesie blieb. Auch die Gründung der Universität Rostock konnte darauf, aus bekannten Ursachen, wenig oder gar nicht einwirken, wenn sie auch sonst nicht ohne Verdienste für die wissenschaftliche Ausbildung war.

Ausführlich handelt der Verfasser alsdann von den Sitten, deren Glanzseite und Rehrseite unparteyisch geschildert wird. Immer bleibt es eine schwere Frage, wie in so sturmvollem Zeiten, und bey solcher Unsicherheit des Eigenthums, dennoch mit dem Wohlstande Ueppigkeit und Luxus so sich verbreiten konnte, ohne

daß alle dagegen gegebene Gesetze etwas auszurichten vermochten; wenn man nicht bedenken müßte, daß derselbe wohl mehr bey einzelnen feyerlichen Gelegenheiten, als im täglichen Leben sich äußerte. Kunst und Literatur blieben auf einer sehr niederen Stufe, wiewohl die Baukunst in den Kirchen doch auch hier, weniger jedoch wie in den Städten von Süddeutschland, hervorragte. Wir übergehen die Untersuchung über den Handel, die nach des Verfassers eigener Bemerkung meist aus dem neuen Werke von Sartorius, und gewiß mit Recht, geschöpft ist. Auf diese folgt die politische Landesverfassung. Wo die Formen noch so unbestimmt sind, ist es ein Hauptverdienst, nicht mehr bestimmen zu wollen, als sich bestimmen läßt. Sehr sorgfältig aber ist der Verfasser bey der Erörterung der Stadtverfassungen, die einen so wesentlichen Theil der Landesverfassung ausmacht. Die nicht tröstliche Schilderung des Religionszustandes, die jedoch der Reformation den Weg bahnte, macht den Beschluß.

Mit diesem Zeitpunkte wird der dritte und letzte Theil beginnen, der also die neuere Geschichte umfassen wird. Wir sehen dieser mit froher Erwartung entgegen, die gewiß jeder Freund der Geschichte, nicht bloß Mecklenburgs, sondern unsers deutschen Vaterlandes mit uns theilen wird.

Hn.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

5. Stück.

Den 9. Januar 1832.

Paris. Oxford.

Von dem größern Werke des Ref. den Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt erscheint jetzt zu gleicher Zeit eine neue Französische und eine Englische Uebersetzung; jene zu Paris, diese zu Oxford; von deren jeder bereits die Hälfte in drey Bänden vor uns liegt. Wir glauben um so mehr davon eine Nachricht geben zu müssen, da nicht nur von beiden in den Zeitschriften jener Länder bereits gesprochen ist, sondern beide auch durch neue Beiträge, von mehr als Einer Hand, erweitert sind. Die französische trägt den Titel:

De la politique et du commerce de peuples de l'antiquité, par A. H. L. Heeren, Membre associé de l'Institut de France etc. traduit de l'Allemand sur la quatrième et dernière édition, enrichie de cartes, de

Plans, et de notes inédites de l'auteur par W. Suckau. T. I. XXXI und 555 Seiten. T. II. 470 S. 1830. T. III. 489 S. 1831. Octav. (bey Firmin Didot). — Die beiden ersten Theile waren schon in der Mitte des Jahrs 1830 beendigt, als die, alle literarischen Unternehmungen zerstörenden, politischen Stürme eine Unterbrechung verursachten, welche erst in dem verflossenen Jahre aufhörte, und die Fortsetzung gestattete. Der Uebersetzer, Herr Suckau aus Piesland, seit längerer Zeit privatistischer Gelehrter in Paris, und früher Lehrer der deutschen Sprache und Literatur in der königlichen Familie, und beider Sprachen vollkommen mächtig, hat mit größter Treue das Original wiedergegeben, so daß der Verf. sich Glück wünschen muß, einen solchen Dolmetscher gefunden zu haben. Die drey Theile enthalten, wie im Original, die Asiatischen Völker; der erste: die Einleitung und die Perser. Der zweyte: die Phönicier, Babylonier und Scythen; der dritte die Inder. Die Uebersetzung enthält auch die Beylagen, wodurch also auch die Untersuchungen des Herrn Director Grotefend über die Keilschrift, mit den dazu gehörigen Tafeln, in Frankreich bekannt gemacht sind. Hinzugekommen sind theils einzelne Anmerkungen, von dem Verf. mitgetheilt; theils bey dem Bande über die Inder Erörterungen aus dem Sanskrit, von einem der Sprache kundigen Gelehrten, nebst andern zerstreuten Bemerkungen. Druck und Papier sind, wie man aus den Didotschen Pressen es erwarten kann. Die folgende Lieferung wird, wenn nicht auß neue politische Stürme es verhindern, die beiden Theile der Africanischen Völker ent-

halten, die für Frankreich jetzt um so interessanter seyn können, da der erste derselben auch das Land umfaßt, wo jetzt eine französische Colonie gegründet werden soll; und der andere dasjenige, was nicht nur französische Eroberung war, sondern dessen Denkmäler auch in einem französischen Gelehrten ihren Entzieferer gefunden haben.

Von der Englischen Uebersetzung liegen gleichfalls drey Theile vor uns; jedoch bisher nicht die drey ersten, sondern die drey letzten des Originals. Sie ward nämlich zuerst dadurch veranlaßt, daß die in Nordamerica erschienene Uebersetzung des Theils über die Griechen nach England kam. Dieser ward in Oxford nachgedruckt, und die so günstige Aufnahme, welche derselbe fand, brachte den Verleger, Hn. Talbot, zu dem Entschluß nun eine eigne Uebersetzung der übrigen Theile, und mithin das ganze Werk herauszugeben. Er fand es indeß seinem Interesse gemäß es nach den Welttheilen abzutheilen, und mit Africa den Anfang zu machen. Zugleich ist er aber auch mit einem Americanischen Buchhändler in Unterhandlung getreten, um seine Uebersetzung auch dort erscheinen zu lassen, und dadurch dorten den Nachdruck zu verhindern. Die bisher erschienenen drey Theile führen den Titel:

Reflections on the politics of ancient Greece. Translated from the German of A. H. L. Heeren. 1828. 350 S. in 8. (Dieß ist der Nachdruck der in Boston von Hn. Bancroft erschienenen Uebersetzung, wovon in unsern Blättern (S. g. N. 1825. St. 27) Nachricht gegeben ist.

Reflections on the politics, intercourse, and trade of the ancient nations in Africa, by A. H. L. Heeren, translated from the

German. Vol. I. Introduction. Carthaginians. Ethiopian nations. 1830. XX u. 525 Seiten. Vol. II. Egyptians. 1831. 424 S. gr. 8.

Bey dieser Uebersetzung tritt der seltene Fall ein, daß der Verleger zugleich der Uebersetzer ist; jedoch erst als solcher nach der Erscheinung der beiden Theile sich dem Verf. kund gab. Herr Talboys ist nicht bloß ein wissenschaftlich gebildeter Mann, sondern selber Schriftsteller. Wir besitzen von ihm eine sehr wohl geschriebene Abhandlung: über den Einfluß der Wissenschaft auf das practische Leben, der selbst von dem Institut der Oxford Mechanics kürzlich der Preis zuerkannt ist. Es wird also auch nicht erst unserer Versicherung bedürfen, daß auch diese Englische Uebersetzung unsern Wünschen völlig entspricht. Hinzugekommen sind theils mehrere Anmerkungen und Berichtigungen des Vfs.; theils eine Beylage: über die seit der Erscheinung der letzten deutschen Ausgabe gemachten Fortschritte in der Erforschung Aegyptens, und deren Beziehungen auf die Forschungen des Vfs. Die folgende Lieferung wird die drey Theile über die Völker Asiens enthalten, jedoch von einem andern Uebersetzer, wovon der über die Indier bereits in der Arbeit ist.

Da wir hier wiederholt der Indier zu erwähnen hatten, so mag es dem Ref. erlaubt seyn, zum Schlusse dieser Anzeige der Erweiterungen der Sanscrit-Literatur seit der letzten Ausgabe seiner Untersuchungen, und des Verhältnisses in dem sie zu diesen stehen zu gedenken. In dem siebenjährigen Zeitraum, welcher seit jenem Zeitpunkt 1824 verflossen ist, hat diese Literatur die wichtigsten Erweiterungen erhalten, und bis auf ein Paar Ausnahmen durch Deutsche erhalten.

Erweiterungen nämlich nicht bloß in Uebersetzungen, sondern in den gedruckten Originalen. Die erste die wir hier anzuführen haben, ist die der *Vedas*. Wir kannten sie bisher nur in den Auszügen und Nachrichten in der wichtigen Abhandlung von *Colebrooke*. Das einzige Exemplar derselben in Europa lag seit mehr als einem Decennium in dem Britischen Museum unbenutzt. Ein Deutscher war es, der in dem verflossenen Jahre anfang es aus dem Dunkel hervorzuziehen. Durch *Hn. Prof. Rosen* in London erhielten wir: *Rigvedae specimen, edidit Fr. Rosen. Londini 1830 (G. g. U. 1831. St. 25)*. Von den beiden großen epischen Gedichten erschien der erste Theil des *Ramajana* durch *Hn. v. Schlegel*: *Ramajana, idest carmen Epicum de Ramae rebus gestis, poetae antiquissimi Valmicitis opus; Vol. I. P. 1. 1829. (G. g. U. 1829. St. 153)*. Aber auch der *Mahabharatha* trat stückweise ans Licht. Außer der schon früher erschienenen Episode des *Nalus*, erhielten wir durch *Hn. Prof. Bopp*: *Diluvium, cum tribus aliis Maha Bharati praestantissimis Episodiis, primus edidit Franciscus Bopp (G. g. U. 1829. St. 137)* nachdem schon früher die Episode des *Baghavat Gita* durch *Hn. v. Schlegel* herausgegeben war. Die berühmte Fabelsammlung des *Hitopadesa* haben uns nun gleichfalls die Herren *v. Schlegel* und *Lassen* im Original mit einem erläuternden Commentar gegeben: *Hitopadesa i. e. institutio salutaris, cur. A. W. v. Schlegel et Ch. Lassen 1830. (G. g. U. 1830. St. 132)*. Zu diesem kam nun ganz kürzlich durch *Hn. v. Chezy* das Original der *Sacvntala*, auch mit der sich darauf beziehenden Episode des *Maha Ba-*

ratha; und die Institutes of Menu by Houghton, London 1827 (G. g. U. 1829. St. 37). Von den Uebersetzungen bemerken wir nur, daß durch Wilsons theatre of the Hindus (G. g. U. 1829. St. 18. 19.) auch unsere Kunde der dramatischen Poesie dieses Volks erweitert ist.

Aus diesen Angaben erhellt nun wohl, daß wir im Jahr 1832 mit größerer Zuverlässigkeit über die poetische Literatur der Hindus urtheilen können, als dieses noch 1824 — wo die letzte Ausgabe des Verfassers erschien — möglich war. In wiefern haben sich nun die damals von ihm aufgestellten Hauptsätze bestätigt? Diese Hauptsätze waren folgende: Die Sanskrit-Poesie zerfällt der Zeitfolge nach in die drey Perioden: die älteste die der Bedas; die zweyte die der großen Epopöen; die dritte die dramatisch-lyrische; in sofern wir von jeder derselben den Hauptcharacter angeben wollen. Ferner: Die epische Poesie ward die Hauptquelle der Kunst und der meisten übrigen Zweige der Poesie. Endlich: sie ward auch die Quelle der Volksreligion, nicht aber die Bedas, welche nur als die Quelle der älteren Naturreligion anzusehen sind.

Die Perioden-Bestimmung konnte damals nur nach historischen Beweisen gegeben werden. Jetzt haben wir die urkundlichen Beweise vor uns. Aus den drey Zeitaltern besitzen wir jetzt hinreichende Proben um darnach zu urtheilen; und jene Perioden-Abtheilung bestätigt sich dadurch von selbst. 'Die Probe der Beda-Literatur, sagt der Beurtheiler derselben in diesen Blättern (G. g. U. 1831. St. 125), reicht hin ihren Unterschied von der übrigen alt-Indischen

zu entwerfen. Der Unterschied weist auf den Zwischenraum mehrerer Jahrhunderte hin, der die Vedas von dem Ramajana trennen muß. Wir sehen wie die Sanskritsprache der Vedas in den epischen Gedichten fast eben so gesetzt und gleichförmig geworden ist, wie die Homerische Sprache in der Sprache der griechischen Dramatiker ihre Freyheit abgestreift hat. Denselben Abstand zeigen in den Vedas die Metra. Sie sind noch weit entfernt von der Art und den festen Gesetzen der epischen Sloka.' Eine gleiche Abstufung findet wieder Statt bey der epischen und der dramatischen Poesie. Wie weit der Zeit nach die Dichter der Vedas, des Ramajana und Mahabharata, und der Sacontala aus einander standen, können wir freylich nicht genauer bestimmen; aber so gut wir in der Geschichte unserer eigenen Poesie die Perioden von Luther, von Klopstock und Schiller, unterscheiden, können wir auch in der Sanskrit-Poesie die von Vyasa, von Balmicki, und von Calidasa festsetzen. Ja, wer die Vedas, den Ramajana und die Sacontala, mit den Propheten unserer Bibelübersetzung, der Messiade, und der Jungfrau vergliche, könnte leicht sich noch zu weitem Parallelen verführt fühlen, deren wir uns absichtlich enthalten.

Daß die epische Poesie der Hindus die Hauptquelle der Kunst, wie der dramatischen und der lyrischen Poesie sey, ist zwar schon, was die Kunst betrifft, aus den aus ihr entlehnten Darstellungen auf den Monumenten bewiesen; für die dramatische Poesie haben wir jetzt einen neuen unwiderleglichen Beweis, da uns Chezy mit der Sacontala auch die Episode aus dem Mahabharata gegeben hat, aus der der dramatische Dich-

ter schöpfe; und wenn es noch eines Beweises des Abstandes der dramatischen von der epischen Poesie bedurfte, so liegt er hier vollständig vor Augen.

Erwiesen ist es nun auch endlich, daß die Vedas nicht als die Quelle der jetzigen Volksreligion betrachtet werden dürfen. 'Eine große Veränderung, sagt der oben angeführte Beurtheiler, muß in dieser Zeit das geistige Leben der Inder umgestaltet haben, die sich in der religiösen Ansicht und der Mythologie noch stärker zeigt als in der Sprache. Die Hymnen der Vedas sind gerichtet an die Morgenröthe, die Sonne, das Feuer, den Regen u. s. w. also nur an vergötterte Naturwesen; die Beschreibungen solcher Götter sind treue Bilder der Natur, in welche noch keine Heroensage gemischt ist. Von der unendlich reichen und ausgebildeten Mythologie der epischen Gedichte (von Schiva, Krischna u. s. w.) erscheint hier noch keine Spur, und die einfachen Götter der Vedas treten später in den Hintergrund.' So wie also, nach dem Zeugniß Herodots, bey den Griechen die epischen Dichter ihre Götterwelt schufen; so auch bey den Indern; und die Behauptung daß die ästhetische und religiöse Bildung dieser Nation auf eine ähnliche Weise aus dem Ramajana und Mahabharata floß, wie bey den Griechen aus der Ilias und Odyssee, wird keiner weitem Rechtfertigung bedürfen.

Sn.

S t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

6. Stück.

Den 12. Januar 1832.

L o n d o n.

Not for sale auf 192 S. gr. 8. 1831: Of the vocation of our age for legislation and jurisprudence, translated from the German of Fred. Chr. von Savigny by Abr. Hayward.

Die Englische Uebersetzung eines so vorzüglichen und von so vielen deutschen Schriftstellern als vorzüglich anerkannten und, wie der Unterz. auch hier wiederholen darf, in Vergleichung mit viel früheren damit übereinstimmenden Aeußerungen, Anderer sogar für das einzige gehaltenen Buches, mag hier als eine literarische Merkwürdigkeit angezeigt seyn, ohne daß über das Buch selbst, oder über die Uebersetzung, die Vorrede, was er an die Stelle des ersten Anhangs gesetzt hat, und die Anmerkungen des Uebersetzers, noch etwas gesagt würde. Letzteres auch um deswillen, weil der Unterz. Gelegenheit gehabt hat seine Bemerkungen dem Uebersetzer selbst mündlich mitzutheilen, ehe diese Anzeige auch

nur geschrieben worden ist. Lehrreich ist es aber gewiß, an diesem Beispiele zu sehen, wie schwer es oft bey den besten Vorkenntnissen und der besten Unterstützung durch Freunde ist, alle Aeußerungen in einer fremden Sprache und alle Einrichtungen eines fremden Volks ganz richtig zu verstehen, was wir uns denn auch, wenn wir Bücher in einer fremden lebenden Sprache, und vollends wenn wir die Alten lesen, zur Warnung dienen lassen mögen. Nur beyläufig mag hier noch zweyerley erwähnt werden, zuerst die Art, wie diese Uebersetzung erschienen ist, und dann die Person des Uebersetzers. Die Uebersetzung soll nicht verkauft werden. Dieß heißt bedeutend mehr, als wenn man bey uns ein Buch 'als Manuscript für Freunde' drucken, oder gar nur nicht in den Buchhandel kommen läßt, zuweilen um es mit desto mehr Gewinn zu verkaufen. Daß in England öfters Bücher gedruckt werden, um die einzelnen Abdrücke zu verschenken, ist bey uns ziemlich bekannt, und daß es bey den 1829 S. 1441 angezeigten französischen Briefen von Cooper der Fall ist, hat der Unterz. nicht gewußt, weil er die bloße Weglassung der Buchhandlung auf dem Titel, und die Nennung bloß des Druckers am Ende, wie hier auch auf dem Titel, nicht für gleichbedeutend mit not for sale ansah; aber manchen Lesern mag es wohl so überraschend seyn, als es ihm gewesen ist, zu hören, ein Buch werde dadurch wohl nur um so schneller und um so weiter verbreitet, und dieß hängt so zusammen, daß man in England es für unfein hält, ein für Geld zu habendes Buch zu verschenken, ungefähr wie man dort Jemand wohl als Gast zu einem Schmause einzuführen, aber nicht für ihn zu bezahlen das Recht und das Herz hat, oder

wie in Frankreich es unhöflich ist, einen Brief bey der Absendung zu bezahlen, da ja der Empfänger es mit der Antwort eben so halten müßte, und ein solches gegenseitiges Vorausbezahlen manche Unbequemlichkeit hat, die vermieden wird, wenn jeder Empfänger das Postgeld erst bezahlt, wenn der Brief schon in seine Hände gekommen ist. Auch könnte das Verschenken eines im Buchhandel zu habenden Werks aussehen, als ob dieses keinen Absatz fände.

Was die Persönlichkeit unseres Uebersetzers betrifft, von welchem selbst in der Fortsetzung des gelehrten Englands nichts stehen kann, und auch in der dritten civilistischen gelehrten Geschichte Nichts steht, so ist hier wohl das Merkwürdigste, nicht daß er 1802 geboren und Barrister in London, von der Art der special pleaders ist, sondern daß er seit der Mitte von 1828 eine der wenigen juristischen Zeitschriften herausgibt, welche in England erscheinen. Sie heißt: Law-magazine, und da alle Vierteljahre ein Heft herauskommt, so ist nun N^o. 13 in den Händen des Unterz. Von dem Herausgeber ist darin was auswärtiges Recht und Verbesserung des Rechts betrifft; die Aufsätze über Römisches Recht sind von Barke, Verfasser eines historical essay on the roman law, sonst arbeiten daran noch Park, Verfasser des contre-projet gegen des nun verstorbenen Humphrey's so viel besprochenes Buch on real property (über Grundeigenthum) und Professor der Rechte an the King's college, der vorhin genannte Cooper, Lewis, einer der Uebersetzer der Dacier, und Sir A. Johnston, Letzterer besonders was das Indische Recht betrifft. In dem letzten Hefte ist auch Hogg's, der durch Lord Brougham Professor der Rechte an der Lon-

doner Universität werden wollte, nicht wirklich gehaltene einleitende Vorlesung, aber nicht mit großem Lobe, angezeigt. Das ganze law-magazine scheint allerdings Beyfall zu verdienen, aber bey der geringen Zahl von Personen, die sich im eigentlichen England, denn Schottland ist davon verschieden, mit dem Römischen Rechte beschäftigen, muß eine Englische juristische Zeitschrift sich ihre Leser hauptsächlich durch Artikel verschaffen, die für Auswärtige kaum verständlich sind. So enthält z. B. die erwähnte dreyzehnte Numer von S. 189 an wenigstens bis S. 225, einen Digest of Cases, diese Tochter des lateinischen Wortes digesta wieder in einem andern Sinn genommen, der Aehnlichkeit hat mit dem, welchen der Französische Oberst Dupin für eine neue sehr nützliche Einrichtung bey der Englischen Admiralität anführt, wofür wir etwa Repertorium sagen würden. Es sind Entscheidungen von Rechtsfällen nach alphabetischer Ordnung des Gegenstandes, welche drey-mal von Neuem anfängt, nach den drey, nur in England verschiedenen, allgemeinen Rubriken: Common Law, Equity und Bankruptcy, worauf noch ein ebenso drey-mal von Neuem anfangendes, nach den Namen des Klägers oder Appellanten oder des ex-parte in the matter eingerichtetes Register folgt. Aber auch noch weiter hinten kommen ähnliche Nachrichten vor, z. B. S. 232 ein Vortrag des Lord Brougham im Oberhause, der geradezu seine Entscheidung heißt, wie man in keinem andern Lande eine Relation, sey es auch des Präsidenten, nennen würde, und womit die Schottischen Richter, die das vorige Urtheil gefällt hatten, sehr unzufrieden gewesen seyn sollen.

Eine andere Englische Zeitschrift unseres Fachs,

the Jurist, hat von 1827 bis 29 nur sechs Hefte geliefert, die Herausgeber hießen: Scharpe, und Foublangue, und ihr Gehülfe für Deutschland war Goff, der sehr gelobt wird. Man spricht davon, daß diese Zeitschrift wieder aufleben soll. Noch erscheint wöchentlich the Law observer von zwey ungenannten attorneys oder Procuratoren bloß auf ihre Mitbrüder berechnet.

Hugo.

E b e n d a s e l b s t.

Printed for the Autor, by William Nicol, Shakspeare Press, and sold by Ridgways, Piccadilly, and Treuttel, Wurtz and Co. Soho Square. The Genera and Species of Orchideous Plants by John Lindley, F. R. S.; L. S.; et G. S. etc. Professor of Botany in the University of London; illustrated by Drawings on stone from the Sketches of Francis Bauer, Esq. F. R. S.; L. S. et H. S. Part I. 1830. Zehn Steindrucktafeln, zehn nicht paginierte Blätter Text und Vorrede in Folio.

Schon seit langer Zeit war es bekannt, daß Franz Bauer in Kew, ein eben so ausgezeichnete Botaniker als Künstler, den bewundernswürdigen und schwer aufzufassenden Bau der Orchideen zu seinem Lieblingsstudium gemacht und durch treffliche Zeichnungen so vollständig erläutert habe, wie noch niemand vor ihm. John Lindley, der sich mit derselben Familie vielfach beschäftigt und bereits den ersten Theil eines Werks über die Gattungen und Arten der Orchideen herausgegeben hat, eröffnet jetzt diesen Schatz von fast unnachahmlichen Darstellungen, ein Ergebnis der sorgfältigsten und gewandtesten Untersuchungen,

einer vollendeten Künstlerfertigkeit und einer seltenen Ausdauer mit Bewilligung seines Besizers dem botanischen Publicum, und erfüllt dadurch die Hoffnung aller derjenigen, welchen die Originalzeichnungen zu sehen nicht vergönnt war. Freylich konnte Lindley nicht die ganze Sammlung herauszugeben unternehmen und muß sich auf eine Auswahl besonders instructiver Darstellungen und auf die Vervielfältigung derselben durch Steindruck beschränken, denn, so äußert er in der Vorrede, alle diese prachtvollen Kunstproducte dem Publicum durch Kupferstiche, welche die Schönheit der Originale wiedergäben, bekannt zu machen, sey ein Gegenstand würdig eines liberalen Monarchen und eines erleuchteten Gouvernements, für einen Privatmann aber seyen die großen Kosten ein unüberwindliches Hinderniß: doch verdient auch die unvollständige Mittheilung unsern Dank, besonders da die lithographirten Tafeln wohl an Eleganz, aber nicht an Deutlichkeit der Darstellung den Originalen nachzustehen scheinen. Die Zeichnungen wurden übrigens, und dieses muß vorzüglich nicht übersehen werden, von Fr. Bauer von 1791 an entworfen, und namentlich sind diejenigen, welche in physiologischer Hinsicht die wichtigsten Aufschlüsse geben, vor 1798 ausgeführt, also in einer Periode, wo der Bau der Orchideen noch fast ganz unbekannt war.

Die Tafeln machen zwey Reihesolgen aus, von denen die erste 'Fructification' überschriebene anatomisch und physiologisch wichtige Gegenstände enthält, die andere unter dem Titel 'Genera' die Unterscheidungsmerkmale von einigen der merkwürdigsten Gattungen darstellt. Wie viele Tafeln überall herausgegeben werden sollen, wird von den Umständen abhängen, doch schwerlich unter 50 — 60. Im letzten Hefte soll dann der

allgemeine Character der Familie mit Beziehung auf die erschienenen Platten gegeben werden, so wie Bauers Ansichten von dem Bau und den Functionen der verschiedenen Theile des Geschlechtsapparates u. s. w.

Das vorliegende erste Heft enthält nun 10 Steindrucktafeln nebst der Erläuterung der dargestellten Gegenstände; wir halten es nicht für überflüssig diese mit einigen Worten näher anzugeben. — Fructification: Tab. 1. Der Staubbeutel und die Pollenmassen von *Bletia Tankervilleae*, auch als Darstellung des Baues der Epidendreen. Tab. 2. Die Columna und der Sexual-Apparat von *Brassia maculata*, zugleich als Erläuterung des Baues der Bändeen. Tab. 3. Die Fructificationstheile der *Orchis mascula* und zum Theil der *Ophrys apifera* (schon 1792 gezeichnet). Legt zugleich die Structur der Sphrydeen dar. Tab. 6. Anatomische Darstellungen von der Narbe der *Bletia Tankervilleae* und deren Oberfläche. Verdient besonders die Aufmerksamkeit und erregt in hohem Grade den Wunsch, Bauers und Lindley's Erklärung dieses Baues zu erfahren. Tab. 8. Ansicht von den im Wasser aufgelösten Pollenmassen der *Bletia verecunda*. Tab. 9. Ein Querschnitt des Fruchtknotens derselben Pflanze. Tab. 10. Ein Quer- und Längsschnitt der Columna des *Epidendrum ciliare* und ein Verticallschnitt eines Theils des Fruchtknotens von *Bletia verecunda*. — Genera: Tab. 1. Die Fructificationstheile von *Malaxis paludosa*. Tab. 2. Dieselben von *Liparis Loeselii*. Tab. 3. Desgleichen von *Coelia Baueriana*.

Paris und Brüssel.

Histoire de Hainault par Jaques de Guyse, traduite en François avec le texte latin en regard, et accompagnée de notes. T. I—IX. 1826—1830. Octav.

Jacques de Guyse, ein Franciscaner-Mönch des 14. Jahrhunderts, starb 1398, und hinterließ eine Chronik über Hainault. Sie ward, französisch übersetzt, zuerst von Lefsabé 1532 in Paris herausgegeben; hier erscheint sie zum erstenmal in der Ursprache lateinisch, mit einer neuen französischen Uebersetzung; der lateinische Titel ist: *Annales historiae illustrium principum Hannoniae*. Der lateinische Text ist nach zwey Handschriften der K. Pariser Bibliothek abgedruckt. Doch ist in diesen neun Theilen erst die Hälfte erschienen; daß die andere, gewiß wichtigere, noch folgen wird, ist kaum zu erwarten. Sie beginnt mit den Zeiten des Trojanischen Krieges, und geht in dem neunten Theil erst bis auf die Regierungsperiode von Hugo Capet. Der bey weitem größere Theil, fast drey Viertel des Ganzen, besteht in Legenden und Heiligengeschichten, wie man von einem Mönch sie erwarten kann, womit aber der Wissenschaft nicht gedient ist. Wir können nur bedauern, daß die gewiß sehr bedeutenden Kosten auf ein so zweckloses Unternehmen verwandt werden konnten; ein Auszug des Wissenswürdigen in Einem oder zwey Bänden, wäre hinreichend gewesen. Daß es einer ausführlichen Anzeige bey einem Werke dieser Art nicht bedarf, leuchtet von selber ein.

Sn.

G e s t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

7. Stück.

Den 14. Januar 1832.

B e r l i n.

In Commission bey Dümmler: Abhandlungen der Königlichen Academie der Wissenschaften zu Berlin, aus dem Jahre 1827. Nebst der Geschichte der Academie in diesem Zeitraum. 1830. 719 S. in 4.

Beytrag zur Charakteristik der Nordafricanischen Wüsten von Ehrenberg. Die libyschen Ebenen, welche westlich an den atlantischen Ocean reichen, und östlich den Indus berühren, während sie nördlich sich an das mittelländische Meer und südlich an das Semohngebirge in Habessinien anschließen, das in Verbindung mit den Mondgebirgen, den Gebirgen von Mandara und dem Quellenlande des Senegal, ein durch ganz Africa sich quer hinziehendes Urgebirge bildet, sind im Allgemeinen nur 100 bis 200 Fuß über dem Meerespiegel erhaben. Aus dieser vorzüglich in den Wüsten meist horizontalen Ebene, erheben sich schroffe Felsenblöcke von 100 bis 300 Fuß Höhe, die eine völlig horizontale Schichtung haben, und bey ihrer Ausdehnung unge-

heuerer Plateaus bilden. Den Plateaus entgegengesetzt finden sich hier und da bald stärkere bald geringere Einsenkungen der horizontalen Fläche, die einen feuchten Boden besitzen und Brunnen haben, indem sich in ihnen theils das Regenwasser ansammelt, theils auch Mergelschichten, die mit dem Nil oder einem andern Wasserbehälter in Verbindung sind, zu Tage ausgehen. Diese feuchten Stellen bilden die Oasen, deren Fruchtbarkeit jedoch nur in Vergleich zur todten Wüste mehrere Reisende so aufregen konnte, indem sie bloß einige struppige Dattelsträucher und Tamariskenbüsche, und einen dünnen aus Salzpflanzen meistentheils bestehenden Ueberzug des Bodens darbieten. Solche Oasen kommen nicht bloß an der Grundfläche der lybischen Wüste, sondern selbst auf den vorhin angeführten Felsenplateaus, jedoch in geringerer Ausdehnung vor. Eine sonderbare Erscheinung führt der Verf. rücksichtlich des Thaus an, der jeden Morgen in großer Menge fiel. Es zeigten sich nämlich öfters große kreisrunde Stellen auf dem felsigen Boden, die völlig trocken geblieben waren, wovon man keine Ursache angeben konnte, da die Verhältnisse der Lage und der Mischung der Bestandtheile des Bodens mit den vom Thau befallenen als ganz gleichförmig erschienen. Die Grundfläche der Wüste und die aus selbiger hervorragenden Felsenplateaus unterscheiden sich genau durch die Eigenthümlichkeit der dieselbe bildenden Substanzen. Die Grundfläche besteht meistens aus einem festen Muschelkalkstein von neuerer Bildung, in dem große Lager von Nummuliten und Versteinerungen von Palmen, Dicotyledonen und Serpulen vorkommen. Die Plateaus bestehen aus Schichten von Seeconchylien, Kalk, Mergel, Thon und Gyps, in denen der Verf. 65 Arten von Thierversteinerungen sammelte, und die noch von neuerer Bil-

dung zu seyn schienen, als die Grundfläche. Im Allgemeinen unterscheiden sich beide Bildungen dadurch, daß in der der Grundfläche Nummuliten und Pectiniten vorkommen, in der der Plateaus aber nicht. Auf den Oberflächen der Plateaus findet sich selten Sand, und ist auch einiger vorhanden, so beträgt er so wenig, daß kaum die Spuren der Fußtritte darin zurückbleiben, indem der durch das fortwährende Verwittern der Oberfläche der Felsen sich bildende Staub und Sand, sogleich von dem Winde verweht wird, und nur da liegen bleibt, wo er durch die kleinen Geschiebe und das Steingerölle geschützt ist. Außer dieser Art der Sandproduction sind es vorzüglich die Meeresdünen, welche das Material für die Sandflächen liefern, indem der durch die Brandung des Meeres an den Küsten abgesetzte Sand, durch den in Nordafrika vorherrschenden Nord- und Nordwestwind, ins Innere des Landes getrieben wird. Die Wirbelwinde, die nach mancher Reisenden Erzählungen so fürchterliche Wirkungen ausüben sollen, fand der Vf. nicht so schrecklich, obgleich er eine große Menge derselben zu beobachten Gelegenheit hatte, und die geringe Gefährlichkeit derselben, läßt sich auch schon aus dem Spottnamen (*peditus diaboli*) den ihnen die Araber beylegen, und der keine Furcht vor ihren Wirkungen anzeigt, abnehmen. — Ueber die Hauptursachen der Temperaturverschiedenheit auf dem Erdkörper von Alexander von Humboldt. Das mildere Klima, welches im Allgemeinen in Europa herrscht, verdankt dasselbe seiner besondern Lage. Es hat den an sich schon die Kälte vermindern den großen atlantischen Ocean, dessen Gewässer theilweise durch den Golfstrom noch mehr erwärmt werden in Westen. Zwischen den Meridianen, in denen Europa liegt, geht die Aequatorialzone nicht durch das Meer, wie bey dem

schon kälteren Asien, sondern durch Africa, welches gerade eine solche Lage hat, daß Europa von den Luftschichten erwärmt werden kann, welche von Africa aufsteigend nach dem Nordpol zuströmen, und ohne die Dazwischenkunft des Mittelländischen Meeres würde der Einfluß des africanischen Klimas auf das europäische, so wie auf die Verbreitung von Thieren und Pflanzen noch wirksamer seyn. Ferner ist noch ein Hauptgrund für das mildere Klima Europas darin zu suchen, daß es sich weniger als die andern Continente Asien und America nach dem Nordpol hinstreckt, sondern ihm sogar nördlich ein Meer liegt, welches von allen in der Polarzone befindlichen Meeren, am freyesten von Eis ist. Das Minimum der mittlern jährlichen Temperatur fällt nicht wie Brewster meint, mit dem magnetischen Pol der Erde zusammen, sondern nach Sabinés Untersuchungen nordwestlich von den Melvilles-Inseln in den Meridian der Beringstraße unter 82 bis 83 Grad nördl. Breite. Die Sommergrenze des Eises, die sich zwischen Spitzbergen und Ostgrönland bis zum 80 — 81 Grad zurückzieht, zeigt sich zwischen Nova Zembla, den Knocheninseln von Neusibirien und dem westlichsten amerikanischen Eiskap schon im 75° Breite, während selbst im strengsten Winter in unsern Meridianen die Fahrt vom Nordkap nach Spitzbergen nicht unterbrochen wird. Dagegen häufen sich die aus der Baffinsbay und der Barrowstraße südlich getriebene Eisberge in der Hudsonsbay an, wodurch die Temperatur des dortigen Continents so vermindert wird, daß nach Franklins Nachrichten man in der Factorcy York und bey der Mündung des Hayesflusses, unter einer Breite wie Nordpreußen und Curland, in einer Tiefe von vier Fuß zu Ende Augusts und Anfangs Septembers Eis findet. — Ueber eine von den Her-

ren Barlow und Bonnycastle wahrgenommene anomale Anziehung der Magnetnadel durch glühendes Eisen, von Seebeck. Aus den Versuchen, die man in ältern und neuern Zeiten über die Veränderungen, welche natürliche und künstliche Magnete im Feuer erleiden, so wie über das Verhalten unmagnetischer Eisen- und Stahlstäbe gegen Magnete angestellt hat, ergaben sich folgende Resultate. Die natürlichen und künstlichen Magnete verlieren im Feuer ihre Kraft. Eisen und Stahlstäbe werden im weißglühenden Zustande vom Magnet nicht angezogen, wirken auch nicht auf die Magnetnadel, sobald aber die Hitze nachläßt, tritt einige Wirkung ein, indem der Eisenstab durch die Einwirkung des Erdmagnetismus magnetisch wird; denn läßt man den Stab in der Richtung des magnetischen Aequators abkühlen, so erhält er keinen Magnetismus. Barlow und Bonnycastle fanden nun, daß es zwischen dem Zustande des Weißglühens der Eisen- und Stahlstangen, in welchen alle magnetische Thätigkeit verloren war, und dem Zustand des Blutrothglühens, wo ihre Wirkung am stärksten war, einen mittlern Zustand gebe, bey welchem diese Stangen die Magnetnadel entgegenge-
 setzt anziehen (Barlow nennt dieß negative Anziehung) als im kalten Zustande, wobey zugleich die negative Anziehung nach den Beobachtungen dieser Physiker von dem Ende der Stange nach der Mitte zu, zu wachsen scheinen. Diese negativen Pole entstehen aber wahrscheinlich nach Seebecks Versuchen und Erklärungen, aus keiner andern Ursache, als daß sich in der Mitte der Stange noch eine weißglühende Stelle befand, die keinen Magnetismus zuließ, also die Stange selbst nothwendig einen Doppelmagnet darbieten mußte. — Ueber die magnetische Polarisation verschiedener Metalle, Alliagen und Dryde zwischen

den Polen starker Metallstäbe von Seebeck. — Ueber das Erzführende Kalkgesteinsgebirge in der Nähe von Larnawitz von Karsten. — Erläuterungen der Nachrichten des Hernandez von den vierfüßigen Thieren Neuspaniens von Lichtenstein. — Ueber die Familie Pinus und die europäischen Arten derselben von Link. — Ueber einige geognostische Erscheinungen in der Umgebung des Luganer-Sees in der Schweiz von v. Buch. — Ueber die Lagerung von Melaphir und Granit in den Alpen von Mailand von v. Buch. — Ueber das südliche Ende des Gebirgszuges von Brasilien in der Provinz S. Pedro da Sul, und der Banda oriental oder dem Staate von Monte Video, nach den Sammlungen des Herrn Sellow, von Weiß.

Einige Bemerkungen und Erörterungen über die Stellung und Standhaftigkeit fester Körper, wenn sie auf dem Wasser schwimmen, von Woltmanns. Auf die hier geführten Untersuchungen ist der Verf. durch die Bemerkung geführt worden daß Balken, deren Querdurchschnitt ein Quadrat ist, wenn sie auf dem Wasser ungezwungen schwimmen, immer mit der einen obern Kante in der Wasserfläche, und nicht wie es der Theorie nach seyn sollte mit ihrer obern Fläche horizontal schwimmen. Gewöhnlich erklärt man diese Erscheinung aus der meist ungleichen Dichtigkeit des Holzes; allein wenn diese Ursache auch in vielen Fällen die wahre seyn kann, so findet doch diese Erscheinung zu häufig statt, als daß sie die alleinige Ursache seyn könnte, um so mehr, da es meistens ganz gleichgültig ist, welche Kante man in die Wasserfläche bringt, wodurch eher die gleichförmige als die ungleichförmige Dichtigkeit des Holzes bewiesen werden würde. Aus den Untersuchungen die der Verfasser anstellt, scheint nun hervorzugehen, daß der Wasserschnitt einen großen

Einfluß auf die Stabilität schwimmender Körper habe, und sich der Körper immer so zu erhalten sucht, daß dieser Wasserschritt so groß als möglich werde. — Ueber Beauchamps Ortsbestimmungen im Orient von *Oltmanns*. Die astronomischen Beobachtungen, aus denen die hier gemachten Bestimmungen abgeleitet sind, entnahm der Vf. aus dem früher verloren geglaubten Manuscript Beauchamps betitelt: *Rélation historique et géographique d'un voyage de Constantinople par mer, l'an V de la république par le chevalier Beauchamp*, welches er durch Humboldts Vermittelung bey seiner Anwesenheit in Paris zur Ansicht bekam. Der Verf. gesteht aber selbst, daß dieß lang ersehnte Manuscript seinen Erwartungen keinesweges entsprochen hat, indem von vielen Beobachtungen bloß die Resultate angedeutet werden, bey andern Breitenbestimmungen die Lage der Sterne ohne Rücksicht auf Aberration und Nutation angenommen wird. Uebrigens sind die Derter, welche aus diesen Beobachtungen bestimmt werden konnten, folgende: Trapezunt, Sinope, Aklina, Sydon, Semki, Amasra, Eregri, Bagdad, Casvin. — Vergleichung der neuesten englischen Maasse und Gewichte mit den preussischen von *Eytelwein*. — Ueber die neuere Einrichtung des mit Genehmigung der Academie herausgegebenen astronomischen Jahrbuchs von *Encke*. — Ueber einige merkwürdige Eigenschaften periodischer Divisionsreihen von *Poßelger*. — Untersuchungen über die Geographie Americas südwärts vom Aequator, vorzugsweise gegründet auf die Beobachtungen des Don Alexander Malaspina, von *Oltmanns*. — Ueber die Figur der Erde von *Poßelger*. — Ueber die Darstellung beliebiger Functionen mittelst Reihen, die nach den Sinus und Cosinus der Vielfachen eines Winkels fortschreiten von *Dirksen*.

Was die Abhandlungen der historisch-philologischen Klasse betrifft, so sind sie ihrem Inhalt nach folgende: Süvern über Aristophanes Vögel, nebst einer spätern Abhandlung, welche Zusätze, Verbesserungen und Bemerkungen zu dieser erstern enthält. Der Zweck dieser ausführlichen Abhandlung ist zu zeigen, daß der Zweck des Dichters gewesen sey, die Unternehmung gegen Sicilien, und die daran geknüpften windigen Hoffnungen zu persifliren. Ideler über die Längen- und Flächenmaasse der Alten. Fortsetzung der beiden frühern Abhandlungen. Bökh de archontibus atticis pseudeponymis. Der Verf. zeigt, daß alle diese Pseudeponymi auf Irrthümern beruhen. Wilhelm von Humboldt über den Dualis. Erst der allgemeine Theil der Untersuchung dieser so merkwürdigen Sprachform, in welchem durch die Vergleichung der verschiedensten Sprachen der alten und neuen Welt dargethan wird, daß dieselbe nicht zu dem Luxus, sondern zu dem Wesen der Sprachen gehöre. v. Raumer über einen ungedruckten Codex pisanischer Stadtgesetze. Die Gesetzsammlung in zwey Abtheilungen ist aus dem 12. und 13. Jahrhundert. Sie betrifft meist das Privatrecht und den Proceß; doch verbreitet sie auch Licht über den Handel und das Handelsrecht. Uhden über die etruskischen Todtenkisten im hiesigen Königl. Museum. Wilken über die Parteyen der Rennbahn, vorzüglich im Byzantischen Kaiserthum. Es ist bekannt wie wichtig diese Parteyen in politischer Hinsicht wurden. Ihr offener Kampf begann seit 501; ward oft erneuert, und die Parteyen dauerten fort, so lange die Spiele im Hippodromus dauerten, d. i. bis zu der Eroberung Constantino-pels im J. 1204 durch die Kreuzfahrer.

S t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

8. Stück.

Den 14. Januar 1832.

H a l l e.

In libr. Gebauer: Philetæ Coi, Hermesianactis Colophonii atque Phanoclis Reliquiæ. Disposuit, emendavit, illustravit Nic. Bachius. Acc. Dan. Lennepii et D. Ruhnkenii observatt. integræ. 1829. 270 Seiten in Octav.

Herrn Bach's Behandlungsart der griechischen Elegiker ist durch die von ihm besorgten Ausgaben mehrerer dieser Dichter dem gelehrten Publicum so bekannt, daß Ref. nicht für nöthig erachtet, eine genaue Beschreibung derselben seiner Anzeige voranzuschicken: daher bemerkt er nur im Allgemeinen, daß auch diese Schrift, welche nach der Dedication an den Minister von Altenstein und der Vorrede von p. 1 — 86 den Philetas, bis p. 184 den Hermesianax, bis p. 206 den Phanokles abhandelt und dann von p. 207 Lennep's, von p. 214 Ruhnken's Bemerkungen, von p. 233 ein Epimetrum über die Agriopæ des Orpheus, ein zweytes über Mu-

saios Antiope, p. 237, ein drittes über Antimachos Lyde p. 240, ein viertes über das Wort ἀλιμυρής p. 258, ein fünftes Nachträge zu des Verfs. Ausgaben des Solon, Minnermos, Kri-tias enthaltend p. 260, endlich p. 271 Addend. und Corrig., denen unter Andern nachzutragen, daß Herm. vs. 79 bey'm Citat aus Aristoph. fehlt Nub., daß ib. vs. 86 zu schreiben Ruhnk. ad Tim. p. 161, hinzufügt — sich durch Fleiß im Sammeln dessen, was über die behandelten Gegenstände früher gesagt worden, vortheilhaft auszeichnet. Wenn aber Ref. dieß für eine Monographie noch lange nicht hinreichend hält und deswegen den durch diese Schrift hervorgebrachten Nutzen nur einen geringern nennen kann: so ist nicht seine Absicht, Herrn B.'s Verdiensten irgend nahe treten zu wollen: er will dieß nur für seine Ansicht, die ja auch die falsche seyn kann, angesehen wissen. Um einen festen Punct zur Begründung dieser Ansicht zu haben, wählt Ref. den Hermesianax. Nach einer Einleitung über das Leben des Dichters folgt der Text mit der gegenüberstehenden lateinischen metrischen Uebersetzung; es stehen nur vier, höchstens sechs, auch wohl gar keine Verse auf einer Seite, da die Noten den Raum dafür wegnehmen, woraus man schon sieht, wie das Streben des Verfs. war, Alles, was irgend Schwierigkeiten machte, zu erklären und ins Reine zu bringen. Und diesen Fleiß kann Niemand nicht lobend erwähnen: allein zu einer klaren Uebersicht dessen, was bisher für Hermes geschehen, kann man ohne eben so mühsamen Fleiß in Lesung der Noten wohl schwerlich gelangen. Dieser Mangel an einer klaren Uebersicht kommt auch daher, daß Herr B. verabsäumt hat, den Text in der Gestalt, in welchen

die codd. ihn haben, abdrucken zu lassen; dieß war namentlich bey Hermes. nothwendig, weil durch Conjecturen der Text fast entstellt war: von diesen hat auch Herr B. nach Ref. Ansicht den Text noch nicht gehdrig gesäubert, so daß Ref. Dindorf's Anordnung in kritischer Hinsicht glaubt vorziehen zu müssen. So hat Herr B. vs. 4 nach Blomfield $\omega\chi\rho\eta\nu$ in den Text aufgenommen; dem Ref. scheint $\kappa\omicron\iota\lambda\eta\nu$ das Richtige; denn erstens steht es der handschriftlichen $\text{E}\alpha$ $\acute{\alpha}\kappa\omicron\eta\nu$ näher und dann ist es $\kappa\omicron\iota\nu\eta\nu$ deshalb vorzuziehen, weil der Dichter offenbar des Orcus fürchterliches Aussehen hier mahlen will, daher die Beschreibung des Sees, des Kofytos, des Kerberos; diesem Zwecke entspricht nur $\kappa\omicron\iota\lambda\eta\nu$, da es ein Epitheton, das uns das Schiff als Schiff deutlich vor die Augen bringt; vs. 19 hat Herr B. eine eigene Conjectur in den Text gesetzt $\text{P}\acute{\alpha}\rho\iota\omicron\nu$ $\delta\rho\gamma\iota$ $\acute{\alpha}\nu\acute{\alpha}$ $\tau\acute{\epsilon}\mu\epsilon\nu\omicron\varsigma$ $\delta\iota\alpha\pi\omicron\iota\pi\nu\acute{\omicron}\nu\omicron\sigma\alpha$ $\Delta\acute{\eta}\mu\eta\tau\rho\varsigma$, welches dem Sinne nach nicht gefällt: dann ist es auch zu kühn; Ref. meint, daß wenn man $\acute{\alpha}\nu\acute{\epsilon}\mu\omega$ schreibt und $\Delta\acute{\eta}\mu\eta\tau\rho\varsigma$, an der handschriftlichen $\text{E}\alpha$ sonst nichts zu ändern ist, und man lesen muß: $\text{P}\acute{\alpha}\rho\iota\omicron\nu$ $\delta\rho\gamma\epsilon\iota\omega\nu$ $\acute{\alpha}\nu\acute{\epsilon}\mu\omega$ $\delta\iota\alpha\pi\omicron\iota\pi\nu\acute{\omicron}\nu\omicron\sigma\alpha$ $\Delta\acute{\eta}\mu\eta\tau\rho\varsigma$, welches fast auch die $\text{E}\alpha$, der Weber gefolgt, gewesen zu seyn scheint; vs. 33 ist auf jeden Fall mit Hermann $\kappa\lambda\alpha\iota\epsilon\nu$ δ $\text{I}\kappa\alpha\rho\iota\omicron\nu$ zu schreiben, wie dieser auch vs. 43. 44 richtig verbessert zu haben scheint; vs. 38. 59 sind Herrn B's. Lesarten eben so unsicher, als die der frühern Herausgeber, daher es am besten gewesen wäre, die verderbten Worte im Texte zu lassen. Noch mehr Beyspiele könnten angeführt werden, um zu zeigen, daß Herrn B. Text noch mancherley zu wünschen übrig lasse; vergl. vss. 5. 6. 12. 39. 86.; Manches gerügt werden in den Erklärun-

gen, die keinen erklärenden Commentar ausmachen, wie z. B. vs. 87 κύκλον ὅσον περιβάλλεται αἰδήρ durch Arist. Av. 554 Dind., vs. 92 ἀνίας durch Sapph. fr. I. vs. 3 N. zu erläutern war; allein Ref. zieht vor, zu einem andern Punkte überzugehen, der ihm jetzt wichtiger erscheint. Fragt man nämlich nach der Ursache, warum so viele Conjecturen, welche zur Herstellung des Textes gemacht worden, verfehlt seyn, so wird die Antwort keine andere seyn können, als daß bey diesen Operationen der Zusammenhang nicht streng im Auge gehalten ist. Wäre man auf diesen aufmerktsamer gewesen, so würde man auch auf die Untersuchung des Geistes und der Grundidee des Ganzen geleitet seyn. Diese Untersuchung anzustellen war Herrn B. vornehmste Pflicht, wollte er die Ansprüche befriedigen, welche man an eine Monographie zu machen berechtigt ist. Denn da der Zweck einer solchen Schrift nicht allein der ist, einem Herausgeber des Athenäus vorzuarbeiten, sondern namentlich eine Vorarbeit zu einer den Bedürfnissen unserer Zeit entsprechenden Literaturgeschichte zu liefern, welche letztere aber nach Böckh's Bemerkung eben darin besteht, daß die Eigenthümlichkeiten der einzelnen Sprachkünstler und die Charactere der Style und Gattungen, wie sie thatsächlich ausgebildet worden, scharf und eindringend entwickelt werden, so konnten die Worte von Schlegel hier nicht genügen, da sie viel zu allgemein sind, ja selbst Falsches enthalten, wenn man z. B. den Ausdruck 'eine Reihe kleiner Kunstwerke' scharf nimmt. Obgleich nun Ref. hier seine Ansicht nicht völlig begründen kann, so will er selbige doch auf die Gefahr hin mißverstanden zu werden, kurz darlegen, um dadurch vielleicht auch ein Schärfer-

lein zum richtigern Verständnisse dieses herrlichen Bruchstücks beizusteuern. — Da wir es mit einem Bruchstücke zu thun haben, so ist die erste Frage, was denn eigentlich fehle. Es wird das Fragment aus dem dritten Buche des Gedichtes Leontion citiert: jedoch fehlt wahrscheinlich wenig, nämlich der wohl nicht lange Anfang, welcher die specielle Veranlassung zu dem Gedichte und das ebenfalls nicht lange Ende, welches eine Nutzenanwendung auf die Geliebte enthielt. Der Beweis für diese Behauptung kann nur so geführt werden, daß man darthut, die drey Bücher des Leontion hatten dieselbe innere Einrichtung, welche wir z. B. bey Properz finden, d. h. es bestand jedes Buch aus mehreren Elegien, für sich bestehenden elegischen Gedichten. Ref. bekennt, daß ihm unbekannt, ob dieses Thema schon irgendwo behandelt sey: sollte er im Irrthum seyn, so muß er seine Leser und Herrn B. um Verzeihung bitten, sie mit einem schon abgehandelten Gegenstand zu unterhalten. Daß nun die Elegien des Hermesianax so waren, wie Ref. behauptet, geht schon aus der *Εὐνομία* des Tyrtaios hervor, welche offenbar eine Sammlung einzelner Elegien war, wie der Name *ποησις* bey Aristoteles und Strabo beweist, aus dem aber eben so wenig wie aus dem Titel *εὐνομία* folgt, daß die Sammler dieser Gedichte diese in eins gezogen hätten: sie sammelten sie nur und stellten sie getrennt neben einander. Ferner ist Solon's Gedicht *Σαλαμῖς* eine einzelne Elegie, welche aus hundert *στίχοις* bestand, wie wir aus Plat. Sol. 8 sehen, und da dieses in dieser Stelle als gar nichts Besonderes angeführt wird, so scheint daraus hervorzugehen, daß solche Elegien nichts Auffallendes waren. Und gehen wir

noch weiter, so finden wir, daß es sich mit Antimachos Lyde eben so verhielt wie mit der Eunomia des Tyrtaios; denn nur auf sie kann gehen, was Procl. Comm. ad Plat. Tim. I. p. 28 sagt: Ἡρακλείδης γοῦν ὁ Ποντικός φησιν, ὅτι τῶν Χοιρίλου τότε εὐδοκιμούντων Πλάτων τὰ Ἀντιμάχου προὔτιμησεν καὶ αὐτὸν ἐπεισε τὸν Ἡρακλείδην εἰς Κολοφῶνα ἐλθόντα τὰ ποιήματα συλλέξαι τοῦ ἀνδρός. Auf die Thebais kann sich dieß nicht beziehen, da man sie in Athen hatte: Cic. Brut. 51, die Lyde hingegen war in Kolophon gedichtet, wie aus Hermes. vs. 45 deutlich hervorgeht. Wäre sie aber als ein fortlaufendes Gedicht zu denken, wozu man durch des Agatharchides Epitome veranlaßt werden könnte, so hätte man die ποιήματα doch nicht so sammeln können, wie nach Proclus geschah oder geschehen sollte. Auch hat des Agatharchides Epitome wohl nur den Zweck verfolgt, die vom Antimachos in der Lyde behandelten Mythen zur bequemern Uebersicht zusammenzustellen. Endlich war ja diese Form der Gedichte durch die Hymnen und die Lyrik hinlänglich vorbereitet, so daß die Alexandriner sehr wahrscheinlich hierin den Aeltern gefolgt sind; auch kann man ohne diese Annahme nicht erklären, woher die Römer die äußere Form ihrer elegischen Gedichte haben, da sie sich doch in Allem an die Alexandriner angeschlossen. Hieraus folgt, daß wir fast eine ganze Elegie des Hermesianax haben: denn daß nur eine Einleitung zum folgenden Katalog vorangegangen, beweist schon οἶνον μὲν, da wäre dieß nicht der erste Vergleich, doch ἢ οἶνον oder οἶνον δέ, wie B. 57. 89 stehen mußte: ferner beweisen es die Worte οἶνον — Ἀιδόθεν, sobald nur mit einem Punkte oder Kolon interpungiert wird, und nicht

mit einem Comma, wie bey Hn. B.; denn der Sinn ist: ich handle nun so, wie Orpheus, als er die Agriope vom Hades hohlte. Da schiffte er zu dem schlimmen Lande u. s. w.; endlich der Gegenstand selbst und B. 85. — Daß auf unsern letzten Vers nur noch ein sich an den Anfang anschließender Schluß folgen konnte, zeigt schon das, daß man nicht absehen kann, welche Männer noch hätten folgen können; endlich spricht für dieß vom Anfang und Ende Angenommene Myrtilos selbst, der das Andere auch wohl angeführt hätte, wenn der Katalog wirklich länger gewesen. Hierauf können wir nun über des Fragments Form so sprechen, als hätten wir das ganze Gedicht; diese äußere Form ist aber so wichtig für eine Classe von Gedichten, wie kein anderes Denkmal des Alterthums. Denn wie schon die Worte bey Athenäus zeigen, ὧν (sc. ἐλεγειακῶν βιβλίων) ἐν τῷ τρίτῳ κατὰλογον ποιεῖται ἐρωτικῶν, ist die äußere Anordnung ganz von dem Katalog oder den Ehen des Hesiodos entlehnt nach echt alexandrinischer Weise; alles Seltene suchten ja die Alexandriner auf und die hesiodischen Gedichte waren bis auf einige schon zu Aristophanes Zeit für das Volk verloren; nur die Gelehrteren kannten sie; daher finden wir denn bey den Alexandrinern nicht allein einzelne Nachahmungen der hesiodischen Kataloge, wie bey Theokrit, Phanokles, sondern auch ganz ähnliche Werke, wie die des Sosikrates, Nikainetos, und noch unter den römischen Kaisern fand diese Gattung der Poesie Nachahmer und Liebhaber. Daher denn auch bey Hermesianax nicht auffallen kann, daß er sich dieser seltnern Form bediente; denn diese Anordnung, welche an sich einfach und in unserm Fragmente ganz erschöpft ist, ist bey ihm offenbar gelehrt. Sie

ist aber keine lose, wie Schlegel's Worte anzudeuten scheinen, sondern alle Theile beziehen sich auf einen Punct, welcher die Grundidee des Ganzen ausmacht. Wie diese aber im hesiodischen Katalog, der auch seine Einheit hatte, außerhalb des Dichters lag, so ist sie hier in diesem als einem Lyriker zu suchen: ferner muß sie als in einem elegischen Gedichte enthalten, eine klagende seyn (vergl. B. 41—46), und dieß zeigt sich auch in jedem Theile, wenn man ihn einzeln betrachtet. Denn Orpheus ist deshalb erwähnt, weil er aus ungemeiner Liebe zur Agriope unter vielem Drangsale zu dem Orkus wanderte und das Schrecklichste ertrug: dieses Unternehmen und Ertragen des Mühevollen der Liebe wegen zeigt sich eben so beym Hesiod, Homer, Anakreon, Euripides, daher *πάσχειν* nicht allein von Leiden der Liebe zu nehmen. Daß aber zugleich hierin angedeutet ist, die Dichter, welche alles ihrer Liebe wegen erduldeten, verherrlichten dadurch ihre Geliebten und machten sie unsterblich, zeigt sich wieder zuerst bey Orpheus, bey dem aus guten Gründen Alles deutlicher hervortritt, da er seine Agriope durch die Macht seines Gesanges befreyt und dadurch unsterblich gemacht hat: auch tritt dieß dann bey Musaios durch *ἀγροαστόν* noch bedeutender hervor, wie auch bey den Folgenden dieser Gedanke mehr oder weniger hervorgehoben wird. Nicht ganz eben so verhält es sich mit den Philosophen, indem bey diesen nur die unwiderstehliche Macht der Liebe an ihrer Ueberwältigung angedeutet. Dies ist sonder Zweifel Vorbereitung zum Schlusse, daher Ref. jetzt wagt, seine Ansicht von der ganzen Elegie kurz vorzutragen: er bemerkt nur noch, daß nicht bezweifelt werden kann, daß das Gedicht an Leontion, die

sehr gelehrte *éxalpa* des Hermesianax, gerichtet sey, B. 73. Das Ganze möchte so gestaltet gewesen seyn: 'Beachte wohl, Leontion, daß es ein Dichter ist, der um deine Liebe sich bewirbt, da die Dichter diejenigen sind, welche, wenn sie gleich leicht von Eros sich unterthänig gemacht werden, nicht allein das Meiste und Uergste selbst bey nicht gesünderer Gegenliebe um ihre Geliebten ertragen, sich in ihrer Treue durch Nichts erschüttern lassen, sondern auch diese durch die Empfindungen, welche sie vermöge ihres Geistes auszusprechen gezwungen sind, noch zu verherrlichen streben. Wie ja Orpheus zeigt, der in die Unterwelt ging um die Agriope zu holen — — — selbst die der traurigen Jugend nachstrebenden Philosophen müssen sich vor Eros beugen, können aber nicht wie die Dichter ihre Geliebten preisen: daher, Leontion, erkenne dein Glück und mache auch mich glücklich.' Hiernach sieht man, wie Alles eng zusammenhängt: einer vollständigen und tief eingehenden Erklärung muß die Untersuchung überlassen bleiben, warum gerade die erwähnten Männer vom Dichter gewählt sind: denn Ref. hat die feste Ueberzeugung, daß bey jedem dieser Dichter Leontion Punkte fand, welche sich ganz genau auf ihr Verhältniß zum Hermesianax bezogen: wir müssen freylich hier sehr behutsam zu Werke gehen, weil wir ohne speciellere Nachrichten über dieß Verhältniß sind.

E. P. v. P.

L e i p z i g.

Bey Barth: Hermeneutik des Römischen Rechts und Einleitung in das Corpus juris civilis im Grundrisse.

Mit einer Chrestomathie von Quellen, von
Walther Friedrich Clossius. 1831. 394
Seiten in Octav.

Der Plan, welchen Herr Prof. Cl. bey seinen Vorlesungen über die Hermeneutik befolgt, besteht darin, daß er nach dem Vorgange seines Lehrers Schrader, in diesem Collegium im Kurzen dasjenige zu vereinigen sucht, was die Theologen als Hermeneutik, Einleitung in das Alte und Neue Testament und einzelne exegetische Vorlesungen geben. Daher werden zuerst die Regeln der Auslegungskunst mit besonderer Anwendung auf Aeußerungen, worin Rechte bestimmt sind (juridische Hermeneutik), jedoch als Etwas größtentheils im menschlichen Geiste selbst enthaltenes, kurz entwickelt; dann folgt ausführlicher die specielle historisch-literarische Einleitung zu den Rechtsbüchern, worin besonders eine genaue Characterisierung derselben, Geschichte des Textes, Angabe der Hülfsmittel für Critik und Erklärung, in ihrem weitesten Umfange in Bezug auf das Vorjustinianische und Nachjustinianische Recht, enthalten ist. Nach beendigter specieller Einleitung zu einem jeden einzelnen dieser Rechtsbücher, wird darn eine Reihe verschiedenartiger wichtiger und schwieriger Stellen aus denselben, theils von dem Lehrer, theils von den Zuhörern interpretiert. In Bezug auf diesen Plan und unter Benützung der von dem sel. Haubold herausgegebenen 'Anleitung zur genauern Quellenkunde des römischen Rechts im Grundrisse', ist der vorliegende Grundriß angeordnet, und in Gemäßheit des Statuts der Universität Dorpat vom 4. Junius 1820, nach welchem den dasigen Lehrern, so wie überhaupt den Lehrern auf den Universitäten des Russischen Reichs die amtliche Pflicht

obliegt, ihren öffentlichen Vorträgen gedruckte Lehrbücher oder Grundrisse unterzulegen, zum Druck befördert, weshalb der Herr Verfasser ausdrücklich bevormortet, daß die Herausgabe desselben auf wissenschaftliches Verdienst keinen Anspruch mache, sondern, und bey dem Mangel eines sonst zum Grunde zu legenden Lehrbuchs, einzig aus dem Bedürfnisse, seinen Zuhörern eine Uebersicht des Vortrags zu verschaffen, welchen er für ein gründliches Studium des römischen Rechts, bey der Einrichtung der übrigen Vorträge für durchaus nothwendig halte, hervorgegangen sey. Demzufolge liefert der Grundriß selbst bloße Andeutungen des unter einzelnen Paragraphen vorzutragenden Stoffes; jedoch mit reichlich beygefügtten Verweisungen auf die sogenannte Literatur, und mit sonstigen Litterarnotizen begleitet; dann eine Chrestomathie von Stellen aus den Quellen des römischen Rechts. Was jene Litterarnotizen anbelangt, so sind dieselben mit großem Fleiße und der wünschenswerthesten Genauigkeit zusammengetragen; sie erhalten dadurch einen besondern Werth, daß sie zum größten Theile aus Autopsie geschöpft sind und man sich auf ihre Richtigkeit verlassen kann. Absolute Vollständigkeit wird man bey der Zusammenstellung solcher Notizen nie erwarten dürfen; Ref. hat jedoch keine erhebliche vermißt; es wäre denn zum §. 83, daß man die wenig genaue französische Uebersetzung des Gajus von Boulet (1827), so wie zum §. 183 die gleichfalls nicht vorzügliche und außerdem unvollendete des Theophilus von Fincke (1809), welche beide übergangen sind, dahin rechnen wollte. Da übrigens der Druck bereits im May 1829 vollendet wurde, so versteht es sich von

selbst, daß die Uebergehung einzelner hierher gehörender, zwar schon im Jahre 1830, aber nach jener Beendigung erschienenen Werke, dem Verfasser nicht zum Vorwurfe gereichen kann. Ob derselbe dagegen wohlgethan habe, aus dem von Haubold einzeln herausgegebenen Fragmentum graecum de obligationum causis et solutionibus, eine im §. 143 selbständig aufgenommene 'Bearbeitung der Institutionen von Theophilus, von unbekanntem Verfasser und aus unbekannter Zeit' zu folgern, möchte sehr dahin stehen! — Die angehängte Chrestomathie ist nach einem doppelten Zwecke verfaßt, indem sie nicht allein dazu dienen soll, zu den verschiedenen Regeln der civilistischen Hermeneutik die nöthigen Belegstellen zu geben, sondern auch, überhaupt aus dem gesammten Quellenvorrath des römischen Rechts bis auf Justinian eine Auswahl von Stellen mitzutheilen. 'Dabey war es recht eigentlich abgesehen, bemerkt der Verfasser, durch die Quellen des Vorjustinianischen Rechts, die gewöhnlich in exegetischen Vorlesungen ausgeschlossen bleiben, die Exegese des Justinianischen Rechts vorzubereiten und zu erleichtern.' Demzufolge sind in jener Chrestomathie vorzugsweise Stellen aus den Gesetzen der Könige, dem Zwölftafelngesetze, den uns echt erhaltenen juristischen Denkmälern, wie dem SC. de Bacchanalibus, der Lex Servilia, Heracleensis, Rubria, der sogenannten Tabula Trajani alimentaria u. s. w., dem Ulpian, Gajus, den Vaticanis fragmentis u. s. w. mitgetheilt. S. 392 wird noch von dem Verfasser aus Mittheilungen des Herrn Professor von Neuh in Dorpat bemerkt, daß sich in dem weltlichen Rechte der Russen — bey dem geistlichen ist es

anders, da die Kormtschaja - Kniga römisch-griechisches Recht enthält — bis 1649 keine Spuren des römischen Rechts vorfinden, weil die directe Theilnahme der Geistlichkeit bey den Gesetzgebungsversuchen vor 1649 durch die weltliche Gewalt ausgeschlossen gewesen zu seyn scheint; daß dagegen in der Uloshenie, bey welcher eine Theilnahme der Geistlichkeit, als dazu berufenen Standes, vorkommt, mehrere gesetzliche Bestimmungen vorkommen, welche römisches Recht enthalten, so wie denn auch in der Vorrede dieses Gesetzbuchs 'die bürgerlichen Gesetze der griechischen Kaiser' ausdrücklich als Quelle angegeben werden.

E b e n d a s e l b s t.

Bei Baumgärtner: Antiqua versio latina fragmentorum e Modestini libro de excusationibus in Digestorum Lib. XXVI. tit. 3. 5. 6. et Lib. XXVII. tit. 1. obviatorum in integrum restituta. Scripsit Dr. C. J. Albertus Kriegel in suprema curia Lips. auditor. Accedit tabula vivis coloribus picta trium Codicum Lipsiensium specimina exhibens. 1830. 85 S. gr. Quart.

Die von dem Verf. in Gemeinschaft mit seinem Bruder besorgte Ausgabe des Corpus juris gab Veranlassung zu der vorliegenden Arbeit. Es handelte sich nämlich darum, ob dem in den oben angeführten Pandectentiteln, enthaltenen griechischen Urtexte der Excerpte aus Modestinus, die sogenannte versio vulgata, oder die Uebersetzung, die wir dem Antonius Augustinus verdanken, oder eine neu zu entwerfende, zur Seite gestellt werden solle. Der Verf. entschied sich, namentlich wegen des practischen Gebrauchs, für die er-

stere, und seine gegenwärtige Abhandlung über dieselbe ist gewissermaßen als eine Rechtfertigung anzusehen. Zwar ist jene *versio vulgata*, so wie sie in den Ausgaben seit Haloander bis auf Gebauer und Beck enthalten ist, theils durch Fehler aller Art entstellt, theils, und seitdem der Urtext (er erschien zuerst aus Politians Papieren in der 1541 zu Basel herausgekommenen Pandectenauflage, und veranlaßte dann die neue Uebersetzung des Ant. Augustinus) durch mannigfache Interpolationen aus demselben, verfälscht; indessen gelang es dem Verf. durch die Zurathziehung dreier Leipziger Handschriften, deren erstere wegen der Glosse des Hugolinus höchstwichtig ist, und zweyer alten Ausgaben (Venet. ap. Jacob. Gallicum 1477 und Venet. per Baptistam de Tortis 1495), dieselbe in der Maße wiederherzustellen, daß sich sämtliche Anklagen, die man früher gegen den Verfasser derselben erhoben hat, beseitigen lassen, ja sich jene *versio vulgata*, als von entschiedenem Werthe, und selbst der Augustinischen Uebersetzung vorzuziehen, darlegt. Ueber den Verfasser der *versio vulgata* sind bekanntlich die Meinungen sehr getheilt; Modestinus selbst ist es nicht, auch nicht Burgundio; doch war er, nach v. Savigny's Ansicht, älter als die Schule der Glossatoren; eine Ansicht, die Hr. K. dahin näher bestimmt, daß er, deshalb, weil die Basiliken in einigen Stellen eher diese *versio* als den griechischen Urtext berücksichtigt zu haben scheinen, und weil der Verf. sich bey Bezeichnung einzelner Hof- und Dienstwürden, Ausdrücke des Theodosischen Codex bedient hat, in das sechste oder siebente Jahrhundert zu setzen sey. Die Anordnung der Abhandlung selbst ist diejenige, daß Hr. K. zuerst die Veranlassung derselben und die frühern Ansichten über den Werth

der *versio vulgata* angibt, sodann die gebrauchten Hülfsmittel, namentlich die benutzten Handschriften, genau angibt und beschreibt, und endlich, in vier neben einander stehenden Columnen, den griechischen Urtext, den von ihm hergestellten Text der *versio vulgata*, den Text derselben nach Haloander, und die neuere Uebersetzung des Antonius Augustinus liefert; in den darunter gesetzten sehr ausführlichen Anmerkungen aber, unter Mittheilung der erheblichsten Varianten, den von ihm wiederhergestellten Text, so wie auch die *versio vulgata* selbst gegen den bisherigen Tadel rechtfertigt.

S t r a ß b u r g.

Bey Levrault, 1831: *La vie contemplative, ascétique et monastique chez les Indous et chez les peuples bouddhistes.* Par J. J. Bo-chinger. X und 243 S. in 8.

Dies ist ein sehr beachtenswerther Versuch, das alte und neuere Indien von einer besondern Seite her richtig darzustellen. Der Verf., evangelischer Pfarrer zu Straßburg, leider kurz nach Beendigung dieses Werks durch frühzeitigen Tod den Wissenschaften entrissen, besaß alle zur glücklichen Ausführung eines solchen Vorhabens nöthigen Eigenschaften: ausgebreitete Belesenheit, Sprachkenntniß, und eine durch theologische Bildung gut vorbereitete Fähigkeit, die Eigenthümlichkeiten fremder Religionen richtig aufzufassen. Was die Quellen betrifft, wird man hier wenig vermissen; mit großem Fleiß sind auch die neuesten Erscheinungen im Felde der indischen Literatur benutzt, und die Beweise, wo nur möglich, immer auf die ersten und reinsten Quellen gegründet. Doch vermißt man das große Werk Upham's

über den Buddhismus in Ceylon, woraus manches vollständiger und sicherer hätte beschrieben werden können. Daß die Darstellung der Geschichte, der Lehren und der Einrichtungen von allen Religionen und Secten, welche aus dem alten Indien stammend den größten Theil von Asien durchdrungen haben, überall von dem Verf. in wünschenswerther Treue und Vollständigkeit gegeben wäre, läßt sich bey den bis jetzt sparsamen Quellen nicht erwarten: doch hat sich der Verf. vor unsichern Vermuthungen und Ansichten möglichst gehütet. Die Vermuthung des Verfs., daß die brahmanische Kaste sich erst mit der Zeit völlig gesondert und feindlich abgeschlossen habe, verdient Beachtung; weniger gegründet scheint seine Meinung, daß der Cultus des Siva jünger sey als der des Vishnu, eine Ansicht, die man leicht umkehren und mit eben so großem Recht vertheidigen könnte. Daß die alte sinesische Religion Tao oder die des Lao-tseu einen indischen Ursprung habe, wie der Verf., so viel Rec. weiß, zuerst geglaubt hat, verdient weitere Untersuchung: mit entschiedenem Recht weist er wenigstens die Ansicht A. Remusat's zurück, der in den heiligen Buchstaben dieser Secte J, Hi, Wei den alttestamentlichen Namen יהוה fand. Auf einen entferntern Zusammenhang des Buddhismus mit der Zendlehre, dem Sufismus und Gnosticismus kommt der Verf. eben so wie J. J. Schmidt zurück: und gewiß sollte niemand, der das religiöse Einsiedlerleben im Westen historisch untersucht, es unterlassen auf Indien zurückzugehen, wo es sich am frühesten und reinsten ausgebildet findet.

G. H. A. C.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

9. Stück.

D e n 16. J a n u a r 1 8 3 2.

G ö t t i n g e n.

Von dem Handbuch der Naturgeschichte von Joh. Friedr. Blumenbach ist die zwölfte rechtmäßige Ausgabe in der Dieterichschen Buchhandlung auf XII und 668 S. in gr. 8. erschienen, das auch schon in mancherley Sprachen (— namentlich ins Englische, Französische, Italiänische, Holländische, Dänische und Russische —) übersetzt worden, und in dieser neuen Edition durchgehends eine Fülle von Verbesserungen und Zusätzen erhalten hat, ohne daß, wie es Zuschnitt und Plan eines solchen Handbuchs erfordert, seine Bogenzahl vermehrt werden durfte.

L e i p z i g.

Bey Böß: Symbolae ad ovi avium historiam ante incubationem Auctore Joanne Evangelista Purkinje professore medicinae p. o. Vratislaviensi. 1830. IV und 24 Seiten nebst 2 Steindrucktafeln in 4.

Diese Schrift ist ein mit wenigen Anmerkungen versehener Abdruck desjenigen nur in wenigen Exemplaren ausgegebenen Programms, durch welches die Breslauer medicinische Facultät vor 6 Jahren das Jubiläum unsers hochverehrten Blumenbach verherrlichte. Nicht allein war der Gegenstand dieser Schrift einer der interessantesten in der ganzen Physiologie, sondern der Herr Verf. hat seinen Stoff so behandelt, daß man über die Wichtigkeit und den Werth eines scheinbar fast Kleinlichen wirklich erstaunen muß. Die ganze Schrift zerfällt in 20 §, von denen jeder mit besonderer Ueberschrift versehen ist, was die Uebersicht über das Ganze sehr erleichtert.

Die Narbe des Eyes schließt bey genauerer Untersuchung ein kleines, kugeliges, etwas beuggedrücktes dünnhäutiges Bläschen ein, welches mit einer klaren Flüssigkeit (Keimflüssigkeit) angefüllt ist. Indem der Herr Verf. dachte dieses Bläschen sey der eigentliche Keim, aus welchem sich das Junge entwickle, so entschloß er sich die Metamorphosen desselben von dem kleinsten Eychen an bis zum gelegten, völlig ausgebildeten, zu verfolgen. Dabey ergab sich dann im Allgemeinen, daß beym gelegten Ey die Narbe nicht mehr fest mit der Dotterhaut, dafür aber desto fester mit dem unter ihr liegenden Eygelb verbunden war; das Entgegengesetzte hiervon hatte bey dem nicht gelegten Ey statt. Das Bläschen selbst aber konnte weder in einem bereits gelegten noch in einem im gesammten Eyerdarm enthaltenen Ey aufgefunden werden, woraus der Vf. schließt, daß dasselbe in der Zeit, in welcher der halbflüssige Dotter vom Infundibulum, dem Anfange des Eyerdarms, aufgenommen wird durch die zusammenziehende Kraft desselben zerrissen oder überhaupt zerstört werde, und daß, als in Folge

hiervon, die darin enthalten gewesene Flüssigkeit sich mit der Substanz des das Bläschen umgebenden Hügelchens vermische, woher denn der mit weißen Körnchen durchsprengte Umkreis entstehe; — aus dem Bläschen selbst aber soll die von jenem Umkreise begränzte Keimhaut gebildet worden seyn. — Wenn man das Keimbläschen bis zu seinem Ursprunge verfolgt, so findet man, daß dasselbe auch in den kleinen Eiern des Eyerstocks vorkommt; die Größe desselben in der ersten Zeit seines Erscheinens ist kaum um die Hälfte von derjenigen verschieden, welche es im reifsten Ey des Ovariums erlangt hat. In dem etwa eine Linie im Durchmesser haltenden Eychen erscheint unter einer mittelmäßigen Vergrößerung von außen her ein runder Fleck, der dem Bläschen entspricht; in Eiern hingegen, deren Durchmesser 4 bis 6 Linien beträgt sieht man das ganze Bläschen sehr deutlich. Es war höchst wichtig zu erfahren, ob dieß Bläschen ein rein weibliches Organ sey, und aus dem Grunde wurden Hühner untersucht, die niemals von einem Hahn getreten worden waren; die Sache entschied sich bald, — denn auch hier war das Bläschen zugegen, erschien aber dünner und zarter und war deshalb schwerer darzustellen. — Die Entdeckung dieses Bläschens war eine der wichtigsten in der Lehre von der Zeugung; bekanntlich hat v. Bär späterhin dasselbe auch bey den Säugethieren aufgefunden, und daß dieses Bläschen der früheste sichtbare Anfang oder Keim der Vögel und Säugethiere sey, ist keinem Zweifel weiter unterworfen.

Was die Entwicklung und Bildung des Eigelbs anlangt, so stellt sich dasselbe anfangs als sehr flüssige und durchsichtige Materie dar; schon bey den Eiern von 1 Linie im Durchmesser wird die Materie trübe; wenn der Dotter die

Erbengröße erlangt hat, so nimmt er die Farbe einer dicklichten gelblichen Milch an; alsdann unterscheidet man auch bereits einzelne kleine Delkugelnchen darin, und indem er fortwächst wird auch seine gelbe Farbe fortwährend gesättigter, bis er in seiner Vollendung pomeranzenfarbig sich darstellt. Der reife und eben vom Eyerdarm aufgenommene Dotter ist zäher und fester als der noch im Eyerstock befestigte und als der bereits weiter durch den Eyerdarm fortbewegte; diese flüssigere Natur des im Eyerdarm weiter vorgerückten rührt wohl vom aufgesaugten Eyweiß her. Schon von der Zeit an, in welcher der Dotter anfängt gelb zu werden entdeckt man in seiner Mitte eine weißere und flüssigere Substanz, welche bey den reifern Eiern der Narbe näher getreten ist, und mittelst eines Kanals mit der Narbe in Verbindung steht. Diese Substanz ist Eyweiß mit kleinen Kugelnchen durchmischet. Wenn nicht schon die Chalazen die Bestimmung hätten, meint der Vf., den Dotter im Eyweiß in einer solchen Lage zu erhalten, daß die Narbe fortwährend nach oben sähe, so dürfe man wohl diese Centralflüssigkeit mit ihrem Fortsatz zur Narbe als einen Perpendikel betrachten, wodurch dieser Zweck erreicht werde; denn jene Flüssigkeit sey specifisch schwerer als die halblichte Masse des Eigelbes. Daß indeß die Chalazen den angegebenen Zweck nicht haben, hat Ref. durch Versuche dargethan; man hat nur nöthig diese Anhängsel hart am Dotter abzuschneiden, worauf man doch noch fortwährend, man mag das Ey drehen und wenden wie man will, die Narbe den obersten Punct behaupten sehen wird. Daß aber auch diese Flüssigkeit den angegebenen Nutzen nicht haben könne, ist noch leichter einzusehen; denn bey dem reifen Ey

liegt sie nicht mehr gänzlich im Centrum, sondern vielmehr gegen die Narbe hin abweichend, schießt zu diesem auch einen aus derselben dichten Substanz bestehenden Fortsatz, so daß wäre die Substanz wirklich schwerer, der Schwerepunkt des Eies nothwendig auf die Hälfte der Narbe hinfallen müßte und das Entgegengesetzte von dem, was der Herr Verf. annimmt, bewirken würde.

Die Dotterhaut ist schon anfänglich und auch noch späterhin so fest mit der Keimblase verbunden, daß man diese, ohne jene zu zerreißen, nicht abtrennen kann. Diese scheint gleichsam in jener ihren Ursprung zu nehmen und mit ihr fortzuwachsen. Die Dotterhaut des noch im Kelch befindlichen Dotters ist runzlicht und dehnbar, wodurch es möglich wird, daß der alsdann zähere und consistenterere Dotter eine längliche Form annehmen kann, und das war nöthig, damit der Dotter ohne Zerreißung seiner Membran durch den ziemlich engen Kanal des Infundibulum in den fernern Gang des Eyerdarms hineingelangen könne. — Was die Kelchhäute anbetrißt, so sind deren zwei vorhandenen, von welchen die äußere ein reichliches venöses Gefäßnetz besitzt, welches hauptsächlich zur Aufsaugung der Narbenstelle der Kelchhäute zu dienen scheint; die innere, der Dotterhaut zunächst gelegene, ist sehr glatt und durchsichtig und mit kleinen fast drüsenartigen Körperchen versehen.

Zur Hindurchbewegung des Dotters durch den Eyerdarm dienen die Muskelfasern dieses schlauchartigen Eingeweides; die schöne peristaltische Bewegung desselben kann man wahrnehmen, wenn man ein so eben geschlachtetes Huhn, in dessen Eyerdarm ein Ey befindlich ist, aufschneidet und in warmes Wasser legt; nicht aber allein treffen wir die deutlichsten Muskelfasern im Oviduct, sondern auch im Mesometrium (Me-

fenterium desselben) an, so daß dieses also nicht allein als Aufhängeapparat u. s. w., sondern auch als Bewegungsapparat zu betrachten ist. Auch verhält sich das Infundibulum thätig bey der Aufnahme des Dotters vom Eyerstock; es umfaßt den den Dotter in sich einschließenden Kelch, preßt ihn vom Stiele aus gegen das Stigma hin zusammen bis dieses platzt, worauf es sich dann zurückzieht und die Kelchhäute wieder austreten läßt. Diesen Proceß hat der Herr Verf. zwar nicht gesehen, vermuthet ihn aber mit Recht. — Bey mehreren Hühnern, welche ein vollkommen ausgebildetes Ey im Uterus trugen, fand der Hr. Vf. die Oberfläche des reiffen Eyes gleichsam maceriert; er glaubt, daß diese Erscheinung von einer digerierenden Einwirkung des Limbus herrühre. Während derselben Zeit trifft man auch wohl in der Bauchhöhle und zwischen den Kelchhäuten eine gelbliche ergoffene Flüssigkeit an, deren Bedeutung vielleicht in einem übergroßen Bestreben des Blutes Eysubstanz zu bilden begründet ist, und mit der Bildung von Milchabscessen nach der Niederkunft bey Weibern zu vergleichen seyn möchte. Zuweilen fand der Hr. Vf. auch ein reifes Ey so zerrissen, daß das Eygelb zwischen den Kelchhäuten ergossen war und daß die runde Eygestalt in eine unregelmäßige umgewandelt erschien. — Entzicht man den Legehühnern die Nahrung, so hört die Eyerbildung bald auf, und diejenigen Eyer, welche schon der Reife nahe sind unterziehen sich einer besondern Verwandlung; es reißt alsdann nämlich die innere Kelchhaut, das Eygelb fließt in die Zellen der äußern Haut über, das Ey wird kleiner, der Dotter nimmt eine mehr weiße Farbe an und wird allmählich absorbiert. Alsdann verlieren auch die kleinen Eyer ihr charakteristisches Ansehen, und hängen schlaff und runzlicht, gewissermaßen dot-

terlos, herab. Wunderbar ist auch die Schnelligkeit mit der nach dem Aufhören des Begegenschäfts die Muskelfasern des Eyerdarms und des Mesometriums verschwinden; schon nach wenigen Tagen nämlich erkennt man an den noch übrig gebliebenen milchweißen Fäden kaum mehr die Spur ihres frühern Daseyns.

Ueber die Bildung der Chalazen-Haut wurden höchst interessante Beobachtungen angestellt; sie ist anfangs flüssig und aus Eyweiß bestehend, erhärtet aber nach und nach, so daß sie am Ende ganz die Beschaffenheit der Dotterhaut annimmt. Als Theil dieser Haut ist die Zona albicans des Vicq d'Azyr zu betrachten; dieselbe stellt weiter nichts vor als einzelne oder mehrere jener Membran angehörende Eyweißfäden und Verdichtungen, an die man sich nur zu halten braucht, um jene Haut selbst deutlich darzustellen. Ein eigentliches drittes Eyweiß, so wie die bekannte Zona chalazarum, welche der Länge nach um die Dotterkugel in dem Verhältniß wie 80:100 herumlaufen sollte, gibt der Hr. Vf. nicht zu; auch überzeugte er sich, daß keine Membrana propria albuminis existiert. Von besonderer Wichtigkeit ist die Beobachtung, daß man in dem im Eyerdarm enthaltenen Ey kein flüssiges Eyweiß antrifft; dieses scheint sich erst nach dem Austritt des Eies und zwar durch die Einwirkung der atmosphärischen Luft, vielleicht durch eine Art von Coagulation, vielleicht als in Folge des Luftdruckes zu bilden. — Die Chalazen werden aus dem zuerst abgesonderten Eyweiß gebildet, und als Fäden durch die spiralförmige Bewegung des Uterus gleichsam gesponnen; wird ein gelegtes Ey mittelst einer Maschine schnell im Kreise umhergedreht, so nehmen dadurch die Windungen der Chalazen nicht zu, aber das Ligamentum albuminis (an der Eyspitze) reißt dadurch ab. — Die Eyschalenhaut

kommt erst in demjenigen Abschnitt des Eyerdarms zum Vorschein, welcher zwischen einer Verengerung derselben und dem Eingange in dem Uterus sich befindet; man erblickt sie aber nicht gleichmäßig das ganze Ey überziehen, sondern zuerst am spitzen Ende, von wo aus sie allmählich in ihrer Weiterbildung fortschreitet. Bekanntlich hat man sich über die Lage des Eyes im Eyerdarm und bey dem Austritt aus dem Körper sehr gestritten; der Hr. Vf. fand bey dem Ey, so lange es im Uterus lag, beständig das spitze Ende gegen die Vagina hing gerichtet; das vollkommen ausgebildete und zum Legen fertige Ey lag aber bald mit dem spitzen bald mit dem stumpfen Ende der Vagina zu, was sich daraus erklären lassen möchte, daß es unter den Anstrengungen bey dem Begegenschäft öfters und so lange gewendet und gedreht wird, bis es die bequemste Lage zum Austritt angenommen habe. Nachdem das Ey so weit fertig geworden ist, muß sich noch als Schluß der ganzen Bildung die Schale an- und umlegen, und da sieht man denn auch wirklich die Eyschalenhaut mit kleinen dünnen fast gleichgroßen vieleckigen Kalkstückchen besetzt werden, welche sich allmählich mit einander vereinigen und deren letzte Vereinigungspuncte als, zum Ein- und Austritt der atmosphärischen Luft und einer luftförmigen Transpirationsmaterie dienende, Poren übrig bleiben.

Die deutlichen Abbildungen (Weiß in Schwarz) erhöhen noch den Werth dieser trefflichen Abhandlung, wobey dem Ref. nur der Wunsch übrig bleibt, daß der Hr. Vf. die seit dem ersten Abdruck in diesem Abschnitt der Lehre von der Generation gemachten Forschungen und Fortschritte mehr benutzt haben möchte, woran ihn freylich, der Vorrede zufolge, anderweitige Arbeiten behinderten.

Bd.

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

10. Stück.

Den 19. Januar 1832.

Berlin und Stettin.

Abhandlungen vermischten Inhalts, zweyter Cyclus; Erstes Bändchen; von H. v. Minutoli, k. Pr. Generallieutenant u. Mit fünf Kupfertafeln. 1831. 188 S. in 8.

Der erste Cyclus dieser Abhandlungen, eine Ausbeute der für die Erweiterung der Kunde von Aegypten und Libyen so reichhaltigen Reise des Verf. erschien bereits 1816. Dieser zweyte Cyclus enthält eine Sammlung theils schon einzeln in Zeitschriften bekannt gemachter, theils aber auch neuer Abhandlungen, neun an der Zahl. I. Einige Worte über Catacomben im Allgemeinen, so wie insbesondere über die in der Nähe der sogenannten Bäder der Cleopatra bey Alexandrien gelegenen angeblichen Grabesgrotten der Könige. Der Verf. unterscheidet zwey Arten von Catacomben, die zum Behuf von Baumaterialien zufällig entstandenen, und erst späterhin zur Beysetzung von Verstorbenen bestimmten. Zu den

ersteren gehören unstreitig die Römischen, zu den letzteren rechnet der Verf. die von Neapel. Allerdings würde man noch zu diesen eine dritte Classe rechnen müssen, die zunächst zu Wohnungen von Troglodyten bestimmt waren; ob es aber solche in Europa gegeben habe, wenn nicht die in Sicilien bey Spica befindlichen dahin gehören, wird wohl ungewiß bleiben. Von denen bey Alexandrien wird ein Grundriß mitgetheilt. Sie seyen wahrscheinlich erst aus dem Römischen Zeitalter. Die daneben in den Felsen gehauenen Kammern möchten wohl zum Waschen und Einbalsamieren der Leichname gedient haben. Wir sehen noch hinzu: in Alexandrien waren Souterrains auch Gegenstand des Luxus. In einem solchen wohnte in ihren letzten Tagen, und starb Cleopatra, und selbst Antonius, der sich dahin hatte tragen lassen. Sollte es nicht noch vorhanden seyn? II. Notiz über einige Kunstproducte aus dem hohen Alterthum, die man im Norden findet. (Abgedruckt in Neuen allg. geogr. Ephemeriden 1829). III. Notiz über die Bruderschaft der Psyllen oder Schlangenbeschwörer in Aegypten. Sie besteht noch, und theilt sich in zwey Classen. Der Verf. hatte Gelegenheit sie zu sehen. Allerdings besitzen sie Kunststücke Schlangen zu zähmen, aber es geht auch Betrug dabey vor, und der Verf. entdeckte einen derselben. IV. Ueber die Pigmente und die Malertechnik der Alten, besonders der Aegypter. (Aus Erdmanns Journal für technische Chemie B. VIII). Wir wünschten auch noch die vereinte Stimme eines Chemikers und Künstlers darüber zu hören. V. Ueber Memnon's Bildsäule. Sendschreiben an den Hn. G. von Belthelm (aus Beylagen zur Preuß. Staatszeitung 1830. №. 102. 103).

Daß wir ganz der Meinung des Vfs. sind, haben wir bereits bey anderer Gelegenheit erklärt.

VI. Beleuchtung einiger Stellen im vierten Briefe des Hn. Lenormant aus Saccara in Aegypten. (Abgedruckt aus №. 12. 13. des Gesellschafters 1829). Herr Lenormant hält die Pyramiden von Saccara älter als die von Ghized. Auch wir halten mit ihm die Pyramiden überhaupt für die ältesten Denkmäler Aegyptens, theils nach einer Nachricht bey Diodor I, p. 69. 75., die sie einer viel ältern Dynastie zuschreibt, theils weil gar keine Spur von Hieroglyphen in ihnen sich fand; bis in der von Hn. v. Minutoli eröffneten eine einzige Zeile. Aber sollte diese nicht erst später eingehauen seyn? Gewiß ist es höchst unwahrscheinlich, daß man bey dem Bau der Pyramide mit einer einzigen Zeile sich würde begnügt haben. Es ist dieß um so viel wahrscheinlicher, da eine zweyte mit schwarzer Farbe angedeutet, aber nicht ausgeführt war.

VII. Ist die echte Papyrusstaude gegenwärtig in Aegypten noch vorhanden oder ist sie untergegangen? (Aus Erdmanns Journal B. VII). Nach den Beobachtungen des Vfs. findet sie sich nur noch sparsam, und eigentlich bloß in der Gegend von Damietta in geringer Menge. Leider sind die Exemplare, welche er davon mitgebracht hatte, mit so vielen andern Kunstschätzen ein Raub der Wellen geworden? Daß sie sich auch bey Syracus findet ist bekannt; und von den von Ritter Pandolina gemachten Versuchen sie zu Papyrus zu verarbeiten können wir aus eigener Ansicht urtheilen, da wir eine Probe davon vor uns liegen haben. Sie unterscheidet sich von dem neben ihr liegenden Stück alten Papyrus durch nichts, als durch eine etwas hellere Färbung, die

bey dem alten wohl nur durch die Zeit dunkler
 geworden ist. VIII. Ueber den Gebrauch
 der Streitwagen im heroischen Zeital-
 ter, sowohl bey den Griechen als bey
 den Aegyptern unter den Pharaonen;
 mit besonderer Beziehung auf einen kürzlich in
 den Catacomben von Theben aufgefundenen Streit-
 wagen; mit einem Kupfer. — Die Nachricht
 von dieser Auffindung eines antiken Aegyptischen
 Streitwagens durch die Toscanische Sendung
 nach Aegypten war uns neu. Gewiß ein sehr
 interessantes Denkmal, da es nicht nur bisher
 einzig, sondern auch sicher aus den Zeiten der
 Pharaone ist, da unter den Ptolemäern diese
 nicht mehr gebraucht wurden. Er ward in der
 Vorhalle einer Catacombe zu Theben gefunden,
 und befindet sich gegenwärtig in der Sammlung
 von Florenz. Er ist aus schwerem, festen, röth-
 lich braunen Holze, dem man in Aegypten schlecht-
 weg den Namen von Neroëholz beylegt, wahr-
 scheinlich ein Erzeugniß des innern Africas oder
 selbst Indiens, und weicht in seinem Baue wes-
 sentlich von den uns bekannt gewordenen Streit-
 wagen ab; denn der Wagenkasten z. B. besteht
 aus bloßen Stäben, und der Boden ist nach Art
 unserer Bettstellen mit gekreuzten Riemen statt
 Gurten versehen, die Elasticität desselben zu ver-
 mehren und die durch das Fahren veranlaßten
 Stöße zu mildern. Statt der Joche ist vorn
 eine geschweifte Wage angebracht, und zu bei-
 den Enden derselben eine Art von hufeisenartig
 gebogener Kumpfe durch Stricke befestigt, die
 den Pferden über dem Halse befestigt wurde.
 Die Räder bestehen aus einem Stück Holz, ha-
 ben nur vier Speichen, sind nicht beschlagen, und
 Alles am ganzen Wagen nur Holz und Leder,
 bis auf die Endpuncte der Deichsel, der Wage

und der Kumpfte, die mit Elfenbein verziert sind. Auffallend ist es, daß der Wagen aus Holz ist. Die Kriegswagen die auf den Reliefs dargestellt sind, scheinen ganz aus Metall zu seyn. Dieß und der leichte Bau könnte es wahrscheinlich machen, daß es nicht sowohl ein Kriegswagen als vielmehr ein Rennwagen sey. — Der Verf. hat diese Veranlassung benützt durch Vergleichung Homerischer Beschreibungen über die alten Kriegswagen, ihren Bau, ihre Bespannung und ihren Gebrauch eine sehr lehrreiche Untersuchung anzustellen. Die auf Taf. VII. nach einer Zeichnung des Hn. Ricci benzelegte Abbildung macht Alles deutlich. IX. Die letzte dieser Abhandlungen hat die Form eines Schreibens an Herrn Prof. Reuvens, zu welchem die von uns im Jahrgange 1831 St. 56 angezeigten Briefe dieses Gelehrten an Petronne die Veranlassung gegeben haben. *Lettre à M. Reuvens, relativement à un tombeau greco-Egyptien, decouvert à Thèbes, et le papyrus grec, appelé communément le papyrus d'Anastasi etc. faisant partie du musée de Leide.* In diesem stellt Herr v. Minutoli die bisher noch nicht gehörig mit einander verbundenen Nachrichten zusammen, welche das von dem Piemonteser Lebolo entdeckte Griechisch-Aegyptische Grab zu Theben, und die daraus hervorgezogenen Mumien betreffen, die alle einer Familie angehören, der des Thebanischen Archonten Soter Cornelius Pollius, welcher etwas vor Trajan lebte. Aus diesem Grabe stammen die Mumien des Soter und der Tphout im Britischen Museum, der durch seinen Zodiakus berühmte Petamenoph, Sohn von Soter, in Paris, der Petemenoph, Sohn des Pabot in Turin, die Sensoß zu Leyden, und mehrere namenlose. In der Minutolischen Sammlung scheinen fünf

Kasten mit Mumien aus diesem Grabe gewesen zu seyn, von denen Senchonsis, genannt Sappaulis, die Tochter des Pifot, und zwey ähnliche Mumien mit dem bey weitem größern Theile der Sammlung im Meere untergegangen sind, und also vielleicht auch an unsern Gestaden ein unerwartetes Begräbniß gefunden haben; zwey andere Kasten, der eine mit dem Namen und der Mumie der Phaminis, der andere mit den Körpern einer Sensaos und Tkauthi, beide ohne Zweifel aus demselben Grabe stammend, befinden sich jetzt in Berlin. Die Angaben über die Gesamtzahl der in dem Grabe enthaltenen Mumienkasten variieren zwischen zwölf und vierzehn; diese von Sir Frederik Henniker angegebene Zahl scheint nach der Menge derer, welche einzeln bekannt geworden sind, die richtige; wenigstens kömmt man mit Sicherheit auf dreizehn. Hr. v. Minutoli gibt dabey zugleich Nachricht von zwey andern Mumienbehältern, die durch ihn nach Berlin gelangt sind, auf welchen nur hieroglyphische Inschriften stehen; Passalacqua liest hier nach Champollions Alphabet die Namen Paist, Sohn des Ptamn Petamon, und der Aritp, Uritep. Dabey theilt Hr. v. M. manche wichtige Nachrichten und Aufklärungen über die Geschichte seiner Sammlung mit. Einige andere Bemerkungen betreffen Aegyptische Papyrusrollen; Hr. v. M. bezeugt die völlige Treue des von Böckh herausgegebenen Facsimile des sogenannten Papyrus d'Anastasy, und gibt nach einem liturgischen Papyrus seiner eignen Sammlung eine Liste demotischer Ziffern, welche Hr. Prof. Seyffarth zuerst erkannt und gelesen habe. Diese Liste bestätigt vollkommen die Richtigkeit der von Champollion gegebenen Reihe Aegyptischer Zahlzeichen, und kann auch dazu dienen, dieß und jenes Zeichen noch etwas schär-

10. St., den 19. Januar 1832. 95

fer zu bestimmen; als etwas Neuhinzutretendes aber ist nur die Ziffer für 60 zu bemerken. Vgl. Rosengarten de prisca Aegypt. litteratura Comment. I. tab. I. ad p. 54. Signa numerorum enchoria a Champolliono reperta.

C a l c u t t a.

Printed at the Baptist Mission Press: Notes on the epidemic Cholera. By R. H. Kennedy, surgeon Bombay Presidency. 1828. XIII und 277 Seiten in 8.

Der Titel dieser Schrift könnte über die Ansicht des Vf. irre führen und glauben machen, er hielte die Cholera wirklich für eine epidemische Krankheit, da er in Wahrheit sie für eine ansteckende erklärt. Aber die Verwirrung der Begriffe in dieser Beziehung ist groß. — Der Vf. stand im J. 1818 als Civil-Bundarzt in der Stadt Surat oder Soorat, die in einer nicht ungesunden Umgebung am Flusse Tapy mit etwa 140,000 Einwohnern liegt. Die Krankheit erreichte in ihrem westlichen Laufe von Bengalen in der Mitte des Julius Malliagaun, die Hauptstadt von Kandeisch. Die Festung, welche etwa 150 Meilen östlich von Surat liegt, hatte sich gerade dem Colonel M. Dowal ergeben, und der Ueberrest ihrer braven Besatzung, die sich auf 200 Araber belaufen mochte, wurde nach Surat gebracht, um von da seewärts in ihre Heimath transportiert zu werden. Als Gefangene wurden sie in einer Baracke, eine Meile von dem Municipalgefängniß entfernt, bewahrt. Aber an beiden Orten war ein beständiger Verkehr der Wachen, die bald dorten, bald hier waren (alternately in the barrack or the jail). In letzterem brach nun die Cholera aus; zwey Gefangene starben sogleich. Da man auf das Ein-

treffen der Krankheit gehörig gefaßt war, so eilte jeder an seinen Posten (the report of this melancholy event was like the signal gun for the medical department to fly to action). Die Krankheit machte keine großen Verheerungen und schien gegen den September 1819 erloschen, als sie wieder an zwey Soldaten, die mit der Einwohnerschaft in Umgang gestanden (they two together had been in the bazar on leave) tödtlich ausbrach, und ihre Wuth legte sich nicht eher wieder, bis sie das ganze Bataillon decimirt hatte. So erzählt er noch andere Ausbrüche der Krankheit, wovon er Zeuge gewesen, und wo die Veranlassung meistens nachweisbar war; zuletzt im May 1826 zu Baroda, einer befestigten Stadt von fast 150,000 Seelen (nach der etwas unsichern aus der Salzeinfuhr entnommenen Schätzung), von der eine große Anzahl hinweggerafft ward.

Der übrige Theil des Buchs enthält Angaben über die Behandlung, welche, da sie jenem indischen Klima und den theoretischen Voraussetzungen der dortigen Aerzte angemessen ist, schwerlich bey uns Anhänger finden wird; sodann die Ansicht des Vfs. von dem Wesen der Cholera. Er hält sie für eine Erschütterung des Gehirns, den Collapsus und die Krämpfe für Symptome des Gehirnleidens, die gewaltsamen Ausleerungen für ein Heilbestreben der Natur. Als Beleg hierfür erzählt er weitläufig eine Geschichte, wo ein junger Mensch nach einem heftigen Schreck, also muthmaßlicher Gehirnerschütterung, Cholera-ähnliche Zufälle bekam. Ref. hat über diese unhaltbare Annahme bereits anderwärts sein Urtheil dargelegt.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

11. Stück.

Den 21. Januar 1832.

G ö t t i n g e n.

Das unter der Direction des Hofraths Conradi stehende medicinisch-klinische Institut, über welches von ihm schon einigemal in diesen Blättern (1825, №. 51 und 1828, №. 203) ein kurzer Bericht erstattet worden ist, hat auch in den letzten drey Jahren einen sehr guten Fortgang gehabt. Es wurden, abgesehen von mehr als 50 vom vorhergehenden Jahre noch in der Cur gebliebenen, im Jahre 1829 neu aufgenommen 1201 Kranke, wovon 60 starben, im Jahre 1830 980, wovon 46 starben, im Jahre 1831 1336, wovon 57 starben, und es hatten die Studierenden Gelegenheit hiefige sowohl als chronische Krankheiten von sehr verschiedener Art und darunter auch gar manche schwere und zum Theil auch seltene Fälle zu beobachten.

Die Fieber, welche am häufigsten mit katarrhalischer, rheumatischer und gastrischer Affection verbunden sich darstellten, behielten zwar in den letzten Jahren meistens bis zur Entscheidung den

entzündlichen Character bey, es kamen aber doch mehr Fälle als in den vergangenen Jahren vor, wo ein Uebergang in den nervösen Zustand erfolgte. Auch waren, obgleich viele Fälle von meistens leichten Bräunen (Ang. fauc.), auch neun Fälle von dem Croup (wovon einer mit dem Tode endigte), viele Augenentzündungen, Rosen, auch einige Fälle von Gehirnentzündung, Darmentzündung zc. vorkamen, wenigstens heftige und echte Lungenentzündungen seltener, so daß sie weniger starke und wiederholte Aderlässe erforderten, und daß in einzelnen Fällen nun leicht ein manchmal tödtlicher Uebergang in einen nervösen Zustand erfolgte, oder auch die Brustentzündung sich mehr in der Form der Peripneumonia notha darstellte. Indessen war doch in der Mehrheit der hitzigen Krankheiten der, wenn auch gelinde, entzündliche Character hervorstechend, und eigentliche Nervenfieber kamen hier doch nur sporadisch, nicht epidemisch vor.

Die unter den fieberhaften Ausschlägen im Jahre 1829 hier am häufigsten vorkommenden Masern (wovon 95 Fälle im Institute behandelt wurden) waren im Allgemeinen gelinde und gutartig, so daß sie außer einer guten Diät höchstens gelinde temperierende oder demulcierende und diaphoretische Mittel erforderten. In einigen Fällen war jedoch der Croup damit verbunden. Nur durch Vernachlässigung und Erkältung im Zeitraume der Abschuppung entstanden bey mehreren Nachkrankheiten, besonders anhaltende Brustbeschwerden und Augenentzündungen, bey einigen selbst tödtliche Versetzungen auf das Gehirn, Gehirnentzündung und Hydrops Cerebri.

In den beiden letzten Jahren kam statt der Masern der Scharlach vor, wiewohl er nicht sehr

verbreitet und auch im Allgemeinen gutartig, nur in einzelnen Fällen bössartig war. Von anderen Ausschlägen wurden beobachtet die Variellen, mehrere Fälle von modificierten, auch einige von wahren Pocken (wovon einer sehr bössartig und tödtlich war), der Friesel, die Nesselsucht und der Gürtel (von dem außer den gewöhnlichen Fällen, wo er sich quer um den Unterleib, besonders in der Unterrippengegend, oder auch etwas höher um die Brust zieht, auch einzelne vorkamen, wo er um den Hals, die Schultern und den Arm, oder von der Schamgegend bis zum Kreuze sich zog, und welcher, wie in vielen früher von dem Verf. beobachteten Fällen, gewöhnlich in einigen Wochen gehoben wurde, ohne die bekanntlich manchmal nach verschwundenem Auschlage noch sich äuffernden Schmerzen zurückzulassen, gegen welche übrigens der Verf. in einem Falle, wo sie zurückblieben, nicht die von J. P. Frank dagegen empfohlenen Blasenpflaster hinreichend fand, sondern die erst dem fortgesetzten Gebrauche von Antimonialien wichen).

Neben den gewöhnlichen chronischen Ausschlägen, dem Kopfgrinde, der Milchborke, der Krätze und den Flechten (von welchen letzteren mehrere sehr hartnäckige Fälle vorkamen, gegen die, nachdem die gewöhnlichen Mittel vergebens angewendet worden waren, besonders der innerliche Gebrauch des Sublimats die besten Dienste leistete) kam auch ein Fall von Feigmahl am Barte (Sycosis), nicht an dem Rinne, das nach Galenus und auch nach Bateman besonders davon befallen werden soll, sondern an dem härtigen Theile der Oberlippe vor, welcher durch Aethiops antimon. und Ungu. mercur. alb. gehoben wurde, so wie einige Fälle von der sogenannten *Leberflechte*. (Frank's

Chloasma Pseudoporrigo, Willan's Pityriasis versicolor) vor, wogegen nach vorausgeschickten innerlichen hautreinigenden Mitteln Waschwasser von Borax wie von Sublimat mit Nutzen angewendet wurden.

Neben den so häufigen chronischen Katarthen und Rheumatismen, manchen Blutflüssen, dem Mangel der Menstruation und dem weißen Flusse, der Hysterie, dem Magenkrampfe, der Colik und anderen gastrischen Affectionen, der Wurmkrankheit und der Lufteuche kamen von Kachexien besonders vor die Darrsucht der Kinder, die Lungenschwindsucht, verschiedene Arten von Wassersucht, die Scropheln, die Englische Krankheit, wie auch mehrere Fälle von der Bleichsucht und Gelbsucht. Die Lungenschwindsucht war, wie gewöhnlich, die Phthisis tuberculosa, und forderte auch diesmal ihre Opfer, indem in den meisten Fällen, wo sie vollkommen ausgebildet war, die gerühmtesten Mittel leider vergebens versucht wurden, oder nur Linderung bewirkten, obgleich auch der Verf. in einzelnen Fällen, wo geraume Zeit der eiterartige Auswurf, wie er aus in Verschwärung übergegangenen Knoten erfolgt, Statt gefunden hatte und schon bedeutende Abzehrung selbst mit Sedemen eingetreten war, Genesung erfolgen gesehen hat, wo wahrscheinlich nur einzelne Vomicae oder Knotenhöhlen vorhanden waren und die Natur Vernarbung bewirkt hatte. Die Darmgeschwüre übrigens, die so oft in den Leichnamen der an der Lungenschwindsucht Gestorbenen gefunden werden, wurden in einigen von dem Verf. nicht gefunden, und zwar in Fällen, wo zwar die Lungen der durch den höchsten Grad der Krankheit zu Grunde Gerichteten größtentheils erulceriert waren, aber doch zu den übrigen höchst schlim-

men Zufällen kein Durchfall hinzugekommen war. — Dabey wurden auch so manche theils schwere, theils auch seltene Fälle von Gehirnwassersucht (welche höchst gefährliche Krankheit zwar einigemal geheilt, mehrmals aber tödtlich wurde), der schwarzen Krankheit, der Werlhof'schen Blutfleckenkrankheit (wovon unter andern wieder ein Fall vorkam, wobey ein activer febrilischer Zustand hervorstechend war, und nicht tonische, sondern kühlende und abführende Mittel angewendet werden mußten), der Brustwassersucht, wie auch der Sackbauchwassersucht (wobey es in einem Falle gelang besonders durch neben dem innerlichen Gebrauche von Digitalis mit Calomel fortgesetzte Einreibungen von Ungu. Kal. hydriodin, die Wasseransammlung zu heben, so daß die Person sich seit zwey Jahren ganz wohl befunden hat), der Balggeschwulst über der Kniescheibe oder dem von Schreger sogenannten Hygroma cysticum patellare (wovon zwey Fälle vorkamen, in denen um die Geschwulst gelegte Blasenpflaster und Einreibungen von Ungu. Neapolitan. auf dieselben gute Dienste leisteten, welche Behandlung der Verf. auch in früher besonders bey Schornsteinfegern beobachteten Fällen der Art mit bestem Erfolge angewendet und viel schneller als die von Heister empfohlene helfend befunden hat), der Blausucht, dem Schlagflusse, der Lähmung, dem Asthma, der Epilepsie und Eklampsie, Melancholie und Manie beobachtet.

Ungleich häufiger als in den vorigen Jahren zeigten sich aber in dem letzten Sommer und Herbst gastrische Affectionen, besonders Bauchflüsse und theils leichte theils auch schwere Fälle vom Brechdurchfalle oder unserer gewöhnlichen Cholera, wiewohl auch die letztere durch eine

zweckmäßige Behandlung (oft schon durch Pot. River. mit Aqu. Menth. pip., Gumm. arab. und Laudan.) schnell bezwungen wurden. Von eigentlichen Ruhren kamen dagegen nur wenige und leichte Fälle vor. Gegen das Ende des letzten Jahres aber fing der Keichhusten wieder an herrschend zu werden.

Die umständlichere Betrachtung wichtiger Fälle, welche der Raum dieser Blätter hier mitzutheilen nicht erlaubt, wird übrigens von dem Hofrath Conradi in der Fortsetzung seiner Series animadversionum medicinalium in den Commentat. Societ. Reg. Scient. Gotting. gegeben werden. Ein interessanter zu dem sogen. Asthma thymicum gehöriger Fall ist bereits von ihm in seiner in der Sitzung der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften am 14. Jan. d. J. vorgelesenen Commentatio de asthmate, speciatim spasmodico et thymico vorgelegt und mit Bemerkungen über verschiedene Arten des Asthma's und insbesondere die Geschichte des Asthma thymicum und das Verhältniß des sogenannten Athemhaltens oder Ausbleibens des Athems zu jenem begleitet worden.

Heidelberg.

Ben Mohr, 1831: Des Propheten Jonas Orakel über Moab kritisch vindiciert und durch Uebersetzung nebst Anmerkungen erläutert von Ferdinand Hitzig, Doctor der Philos. und der Theol. Licentiaten zu Heidelberg. 54 S. in gr. 4.

Der Verf. dieser kleinen Schrift ist schon durch frühere Abhandlungen, besonders seinen 'Begriff der Kritik, am N. T. practisch erläutert. Heidelb. 1831' als ein eben so gründlicher Sachkenner wie

scharffsinniger Forscher bekannt, der, eigener Kraft vertrauend, überall selbständig untersuchend, gerade die schwerern und dunklern Punkte der Erklärung und Kritik des A. T. öffentlich zu behandeln liebt. Gleicher Art und gleichen Zweckes ist die vorliegende Abhandlung über ein in vieler Hinsicht schwieriges, genauern Forschungen ein weites Feld öffnendes Stück des A. T., das Drakel über Moab Jes. c. 15. 16. Daß dieses Drakel nicht ursprünglich von Jesaja gesprochen, sondern aus früherer Zeit stammend bloß für seine Zeit von Jesaja wiederholt und mit einer Nachschrift in sein Buch aufgenommen ist, konnte zwar, da Jesaja's Nachschrift schon deutlich es ausspricht, von den neuern Exegeten nicht verkannt werden: aber für die genauere Erklärung sowohl der einzelnen Worte und Gedanken als des Zweckes und Zeitalters des ganzen alten Stückes blieb noch viel zu thun übrig. Der Verf. hat dafür so viel gethan, daß seine Schrift, wenn sie auch noch nicht alles Schwierige richtig gelöst hat, doch einen sehr bedeutenden Schritt weiter zur richtigen Ansicht des Ganzen führt. Zur richtigern Erklärung des Einzelnen dient z. B. was der Verf. zu 16, 3 bemerkt, daß פְּלִיָּהּ nicht 'Gerechtigkeit' bedeuten könne, wie es gewöhnlich aufgefaßt wird, sondern nur 'Entscheidung zwischen zwey streitenden Theilen, durch Intervention'. Aber schon aus der richtigen Auffassung dieses einzigen, an seinem Orte sehr bedeutenden Wortes folgt, wie der Verf. richtig gesehen hat, sehr viel für die wahre Ansicht des Ganzen! Bey 16, 4 vertheidigt der Verf. die masorethische Punctuation des בְּדָהּ, obgleich er (gewiß mit Recht) die Verbindung der Wörter

gegen die Accentuation verändert: dieses scheint aber ohne Grund, da die Punctuation der Masforethen stets mit ihrer Accentuation aufs engste zusammenhängt und, falls diese sich als falsch erweisen sollte, mit ihr sich ändern muß. Das ganze Orakel hält der Verfasser für ein Orakel des alten Propheten Jona, die historische Erwähnung desselben 2 Kg. 14, 25 hieher beziehend: eine Ansicht, welche rücksichtlich des Zeitalters und der Umstände, welche zum Orakel passen, viel Treffendes in sich schließt, aber zu dem Sinne der kurzen Stelle in den historischen Büchern schwerlich ganz passen dürfte. Ref. kann sich, auch abgesehen von dem Sinne dieser Stelle an sich, der Ansicht nicht erwehren, daß diese Stelle sich auf ein Orakel des Jona bezieht, welches in den ausführlichen Annalen, die der Verfasser der Bücher der Könige auszieht, seinem ganzen Inhalte, wie auch der Veranlassung nach, vollständig erklärt war: darnach aber müßten wir die ähnlichen Orakel in diesen historischen Büchern, wie sie sonst ausführlich erzählt werden, z. B. die des Elisa, zum Muster des bloß kurz berührten nehmen. — Auch außerdem findet man in dieser kleinen Schrift so viele gründliche Erörterungen über die mannigfaltigsten Gegenstände, z. B. über die Flüsse südöstlich von Canaan, über Zeitalter und Art des im Kanon erhaltenen Buchs Jonas u. s. w., daß die Beachtung und Schätzung der Exegeten, welche sie in hohem Grade verdient, ihr gewiß nicht entgehen wird.

G. H. U. C.

G e t t i n g e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

12. Stück.

D e n 21. J a n u a r 1 8 3 2.

P a r i s.

Excudebat Ambr. F. Didot, venit apud F. Didot fratres. Θεσαυρὸς τῆς Ἑλληνικῆς γλώσσης. Thesaurus Graecae linguae, ab Henr. Stephano constructus. Post editionem Anglicam novis additamentis auctum, ordineque alphabetico digestum tertio ediderunt Carolus Benedictus Hase, Instituti Regiae Franciae socius etc., G. R. Lud. de Sinner, Ph. Dr. et Theobaldus Fix, secundum conspectum ab Academia R. Inscriptionum et Hum. Litt. die 29. Maii 1829 approbatum. Vol. I. 1831. Erste Lieferung. IV S. Vorrede, 320 Columnen Text, bis zum Worte ἀγιος.

Alle Ehre den trefflichen Gelehrten und den unternehmenden Buchhändlern, welche in so bedenkllicher Zeit ein so weit aussehendes und großartiges Unternehmen auf eine so preiswürdige Weise begonnen haben. Gleich beym ersten Anblick gefällt die Weise des Papiers und die

Schärfe des Druckes, den wir geschmackvoller eingerichtet finden als in der Englischen Ausgabe; und man darf nur einige Blätter durchgehen um gewahr zu werden, wie viel dieser neue Stephanus der Gelehrsamkeit von Herrn Professor Hase, dem hier die beste Gelegenheit geboten wird, seine reichen Sammlungen aus den Schriftstellern der sinkenden Gracität auszuschnütten, und dem sorgfältigen Fleiße der Herren von Sinner und Fir, so wie ihrer Belesenheit in den Schriften der neuern Philologen verdanke. Während in der Englischen, bey Walpy erschienenen und hauptsächlich von Barker und Dibdin besorgten Ausgabe das verschiedenartigste Material meist ganz ohne Sichtung und Verarbeitung übereinander geschüttet vorlag, haben die neuen Herausgeber sich nicht bloß Vermehrung des Stoffes — obgleich auch in dieser Hinsicht viel geschehen, und der Wörternvorrath besonders aus kirchlichen und grammatischen Schriften sehr bereichert worden ist — sondern auch Beschränkung der überströmenden Fülle oft sehr unwichtiger Notizen, welche besonders in dem unverhältnißmäßig bevorzugten *Ἄλφα* der Englischen Ausgabe Noth that, sie haben sich endlich besonders eine strengere, mehr methodische und gleichförmige Bearbeitung des Ganzen angelegen seyn lassen, auch durch größere Sorgfalt und Genauigkeit im Einzelnen, namentlich durch eine höchst mühsame und verdienstliche Revision der Citate, die Brauchbarkeit dieses Thesaurus bedeutend erhöht. Da indeß für die weitere Auseinandersetzung dieser Vorzüge noch immer bey allen folgenden Lieferungen Zeit bleibt, dagegen Stimmen, welche in diesem und jenem Punkte den eingeschlagenen Weg nicht völlig billigen, um der Sache willen möglichst bald laut werden

müssen, und es an solchen bey der Größe und Schwierigkeit des Unternehmens natürlich nicht fehlen kann: so wollen wir diese Stelle benutzen, um einige Wünsche und Bemerkungen dieser Art auszusprechen.

Für einen Wunsch freylich und gerade den wichtigsten dürfen wir keine Gewährung mehr hoffen; indessen müssen wir es doch aussprechen, daß wir in diesem neuesten Stephanus die alphabetische Ordnung nur ungern an die Stelle der etymologischen treten sehen. Für ein Handwörterbuch, wo es darauf ankömmt Schülern die Präparation nicht zu erschweren, ist unstreitig die erstere Ordnung die zweckmäßigere, auch können hier die bloß von alten Lexicographen erwähnten Wörter, welche doch so oft unumgänglich nöthig sind, um die Geschichte der geläufigeren Bildungen aufzuklären, eigentlich keine Stelle finden; ein dem Dienste der Wissenschaft geweihtes Werk dagegen wie dieses, welches den gesammten Sprachschatz zusammenfassen und in guter Ordnung vorlegen will, muß die kleine Unbequemlichkeit eines zweymaligen Nachschlagens in manchen Fällen, den großen Vortheilen nachsetzen, welche die Vereinigung aller Wörter eines Stammes für die feine und richtige Auffassung der Grundbedeutung der Wurzel, und dadurch auch der abgeleiteten Wörter gewährt. Wenn Stephanus etymologische Ordnung unvollkommen war: so kann gewiß in unsern Tagen durch eine mehr historische Auffassung der Sprache und mit Hülfe einer methodischen Sprachvergleichung (welche besonders dazu hilft die Griechischen Wurzeln in möglichst vollständiger, unzerstörter Gestalt aufzufassen) ungleich mehr darin geleistet werden; und wenn die etymologische Ordnung in Damm's Homerischem

Lexicon völlig phantastisch und aus der Luft gegriffen war, so ist schon bemerkt worden, daß man bey dem historisch Nachweislichen stehen bleiben, und sich auch hüten müsse, die Stämme auf allzu einfache Wurzeln zurückzuführen zu wollen. Man wird dann freylich nicht mit dem Recensenten des Stephanus im Quarterly Review diesen Lexicographen tadeln, daß er nicht auch $\alpha\lambda\epsilon$, $\acute{\alpha}\lambda\sigma\sigma\omega$, $\acute{\alpha}\lambda\epsilon\pi\omega$ unter $\acute{\alpha}\omega$ gebracht, da im Griechischen die Wurzeln AIT oder AIK, AEP, mit FA ($F\acute{\alpha}\omega$) in keiner nachweislichen Berührung stehen, und wird auch wohl nicht einmal mit Hermann $\tau\acute{\eta}\kappa\epsilon\iota\nu$ und $\tau\acute{\epsilon}\gamma\gamma\epsilon\iota\nu$ in ein Fach werfen wollen. Alles willkührliche Ab- und Zuthun von wurzelhaften Consonanten, und auf der andern Seite alles Indifferenzieren präciser Begriffe, wodurch sie sich in vage Vorstellungen verflüchtigen, wird als eine gefährliche Klippe vermieden werden müssen. Daß ein vollkommen sicheres Verfahren in allen Puncten zur Zeit noch nicht möglich sey, muß allerdings zugegeben werden, aber es wäre doch ein Fortschritt zum Bessern gewesen, wenn die Stephanische Ordnung, nach gründlicher und methodischer Forschung, an einer bedeutenden Anzahl von Stellen verbessert worden wäre, was in der That schon jetzt geschehen konnte. Die Herausgeber wollen freylich am Schlusse ein etymologisch geordnetes Register geben, an welches sich wahrscheinlich auch die von Herrn Eugen Burnouf versprochene Vergleichung der Griechischen Wurzeln mit den Sanskritischen und Zendischen anschließen wird; aber sie verzichten durch dieses Verschieben der etymologischen Uebersicht auf die Vortheile, welche sie bey der Arbeit selbst gewähren konnte, namentlich auf manche lichtvolle Blicke in die Grundbedeutung der Wörter. Wie manches Wort stellt

sich, unter die rechte Wurzel gebracht, schnell und leicht in seinem eigenthümlichen Sinne dar, und erhält erst dadurch das rechte Licht, dessen es in der alphabetischen Stellung entbehrt, namentlich wenn gar nicht auf die richtige Etymologie hingewiesen wird. So ist z. B. bey ἀβληχρός zwar Buttman im Lexilogus Th II. S. 262 angeführt, aber man wünschte doch auch mit einigen Worten angegeben zu finden, daß die Wurzel dieselbe wie in βλάξ sey, und dieß BAAK aus MAAAK durch Zusammenziehung und eine ganz regelmäßige euphonische Veränderung entstanden sey, worauf dann 'schlaff, ohne Kraft zum Widerstande' bestimmter als Grundbedeutung angegeben werden konnte. Das α konnte dann gleich auf S. 14 zu den Beyspielen des α euphonicum hinzugefügt werden. Warum ἀβακῆς stumm, aber zugleich vom Gemüthe gebraucht sanft und still bedeutet, wird erst deutlich, wenn als Grundbedeutung von βάζω, BAK, ein heftiges, lautes, affectvolles Sprechen aufgestellt wird, wie theils aus den Homerischen Stellen, theils aus andern Zweigen dieses Stammes: βαβάκρης, Schreyer, Βάκις, ein prophetischer Sprecher, bestimmt hervorgeht. Wir würden uns aber sehr hüten daran sogleich Βάκχος oder gar Ἰακχος zu knüpfen; und jenes βάζω mit φράζω, ΦΡΑΔ, und φάσκα (ΦΑ) in verwandtschaftliche Verbindung bringen zu wollen, wäre ein Beyspiel jenes falschen Indifferenzierens des Characteristischen in den Wortstämmen.

Das über Βάκις Gesagte führt uns auf eine andere Bemerkung allgemeiner Natur. Die neuen Bearbeiter des Stephanus haben gewiß sehr Recht daran gethan, wozu auch Lobed und Passow gerathen hatten, die Eigennamen in

diesen Wörterschatz aufzunehmen, und ein ungenannter Mitarbeiter, Herr M., hat sich um diesen Theil der Arbeit besondere Verdienste erworben. Theils sind die Eigennamen als Wörter derselben Sprache schon für die Lehre von den Lautverbindungen wichtig; dann sind die Localnamen nebst den mythischen Personen-Namen zum großen Theil die nachweislich ältesten Sprachdenkmäler, und selbst die Frage, in wiefern die Pelasger Griechisch redeten, kann mit daraus entschieden werden; die historischen Personen-Namen aber sind bey der freyen Namengebung der Griechen fast immer bedeutungsvoll und geben von dem poetischen Naturel der Griechen Zeugniß, wie die Römischen dagegen bey dem Mangel dieses Sinnes und Geistes-unlebendig und gleichsam erstarrt erscheinen; viele sonst verlorne Wurzeln, so wie selten gewordene Ableitungs- und Compositions-Formen, lassen sich noch in Eigennamen nachweisen, wie auch die alte poetische Composition von Verben mit einem Nomen durch die Sylbe *σι* (*Ἀγνοῖλαος* u. dergl.) in den Personen-Namen und Spott-Namen sich am längsten im Gebrauch erhielt. Zu diesem Zwecke, der Bervollständigung unserer Sprachkunde durch die Eigennamen, wird es nur nöthig seyn, bey jedem Namen den Volkstamm, dem er angehört, die Art der Sprache in der er vorkömmt, und so viel von dem Local und den Personen aufgezeichnet zu finden, als zur Auffindung der Bildung des Namens nöthig ist. Aber weiter darf auch der umfassendste Thesaurus Graecae linguae nicht gehen, und wenn in dem vorliegenden z. B. unter *Ἀβάρης* die Veränderungen der Fabel von diesem Hyperboreischen Wundermanne nachgewiesen werden: so wissen wir nicht, wo darnach die Gränze der Le-

ritographie gegen die sogenannten realen Disciplinen zu ziehen seyn wird. Dagegen konnte bey der Einreihung der nomina propria noch mehr auf Vollständigkeit gesehen werden, namentlich in Local-Namen, die sich allein aus Stephanos von Byzanz sehr vermehren lassen. Daß viele barbarische Personen- und Orts-Bennennungen fehlen, wollen wir nicht tadeln, da streng genommen alles Unhellenische auszuschließen war: aber man vermißt auch manchen Griechen-Namen, der ein sprachliches Interesse gewährt, wovon wir hernach einige Beispiele geben werden.

Wir fügen noch einige Bemerkungen bey, welche einzelne Artikel betreffen. Gleich der Buchstabe A ist mit besonderer Sorgfalt und Gelehrsamkeit behandelt; die geschmackvolle Vignette, wodurch das Initial-A verziert wird, gibt zugleich eine Uebersicht der Formen des Buchstabens, welche indeß noch besser gewählt und richtiger geordnet seyn könnten. Bey den Bemerkungen von Stephanus über den Namen des Buchstaben forderten die Angaben eine Berichtigung, daß Kappa von Manchen in Koppa, Sigma in San verändert worden sey; bekanntlich sind dieß ursprünglich die Namen ganz verschiedener Buchstaben (Kavh und Kuph, Samech und Shin), obgleich allerdings die letzten beiden Benennungen, San und Sigma, ihre gesonderte Bedeutung verloren, und bey verschiedenen Stämmen sich als Bezeichnung desselben Buchstabens in Gebrauch erhalten hatten. Unter der Ueberschrift 'quos usus habeat α praefixum vocabulis' hat man eine reiche Sammlung über das α στερητικόν, ϵ πιτατικόν, α δροιστικόν und π λεο-
 ναστικόν (welches besser euphonicum zu nennen ist). Das ϵ πιτατικόν wird von Sinner

nach Buttman auf wenige Worte eingeschränkt, von Fir mit Anführung v. Nitzsch, ad Odysse I. v. 20. Dissen ad Pind. Nem. 6, 46. überhaupt bezweifelt, was wir auch für richtig halten, obgleich E. Döderlein in einer sorgfältig geschriebenen commentatio de $\alpha\lambda\phi\alpha$ intensivo, Erlangae, 1830 es noch für eine Anzahl Worte festhält, die nach anderer Ansicht unter das α $\sigma\tau\epsilon\rho\eta\tau\iota\kappa\acute{o}\nu$ (dahin gehört $\acute{\alpha}\mu\omicron\tau\omicron\nu$, immotum, unablässig), $\acute{\alpha}\delta\rho\omicron\iota\sigma\tau\iota\kappa\acute{o}\nu$ (wohin Ref. $\acute{\alpha}\sigma\kappa\iota\omicron\varsigma$ rechnen möchte) und euphonicum zu vertheilen seyn würden. Dem α euphonicum wird dagegen eine weit größere Breite einzuräumen, und die Beispiele, welche S. 14 gegeben, leicht zu vervielfachen seyn, ohne daß man deswegen fürchten darf in eine von aller Analogie losgebundene Willkühr zu verfallen. Wenigstens läßt es sich nachweisen, daß erstens gewisse Consonantenverbindungen (besonders $\sigma\chi$, $\sigma\pi$, $\sigma\tau$, auch $\beta\lambda$, $\beta\rho$, $\pi\lambda$), dann die liquidae (vornehmlich μ und ρ), unter den mutis aber bisweilen die κ Laute, diesen Vorschlag eines α zur Unterstützung der Aussprache zuzogen. Ist wird dieser Vorschlag durch den Wechsel der Formen und die nachweisliche Ableitung des Wortes innerhalb der Griechischen Sprache erkannt; oft zeigt aber nur die Vergleichung der Sprachen, daß derselbe Trieb auch schon in den Wurzeln der Griechischen Sprache thätig gewesen sey, wie man in $\acute{\alpha}\nu\eta\rho$, in $\acute{\alpha}\sigma\tau\acute{\eta}\rho$, das α auf solche Weise als eine euphonische Anakruse erkennt, die sich der Geist der Griechischen Sprache schon in der frühesten Zeit gebildet hat. Wir können uns an dieser Stelle um so weniger in diese Untersuchung vertiefen, da mit dem vorgeschobenen α sogleich das ϵ und \omicron in derselben Qualität zusammengekommen werden müssen, und machen nur noch

darauf aufmerksam, daß wohl in keinem sichern Beyspiel das *ι* und *υ* (die Gränzpunkte in der Vocalreihe), sondern immer nur das *α* mit seinen Nachbarn *ε* und *ο* zu solchem Dienste verwandt wurden.

Unter *ἄβακῆς* wird von Stephanus ein Fragment der Sappho angeführt, wobey die neuen Herausgeber auf Gaisford verweisen, während auf Neue Sapphonis fragmenta n. 29 hinzuweisen war, wo auch die echte Lesart: *ἄβακῆν τὰν φρέν' ἔχω*, ihre Rechtfertigung findet. Bey *ἄβολῆτις* oder *ἄβόλητις* war zu bemerken, daß diese Form im streng Dorischen und Böotischen Dialect völlig richtig ist, und keiner Emendation bedarf. Bey *ἀγάλακτες*, *col-lactanei*, ist hinzuzufügen, daß dieß Wort offenbar auch einen politischen Sinn hatte, und ebenso wie *ὀμογάλακτες* s. v. a. *γεννηται*, gentiles, bedeutete. Denn wie das *γένος* als eine Gemeinschaft für den Gottesdienst definiert wird: so heißen *ἀγάλακτες* bey Suidas *οἱ ἱερῶν* (wohl *ἱερῶν*) *κοινωνοί*. *Ἄγαῖος* finden wir nicht als Eigennamen eines Argivischen Herakliden angegeben, wie es bey Strabon VIII p. 389 d. vergl. Skymnos Chios B. 532 sich findet. Auch *Ἄγαδοκλῆς* fehlt, so wie *Ἀγαδόπους*, der sehr bezeichnende Name des Olympischen Stadioniken von Olymp. 238. 239. So wird wohl noch manches nomen proprium nachzutragen seyn. *Ἄγαλμοειδῆς* ist ein sehr zweifelhaftes Wort, da in dem Fragmente des Eurutos mit Wahrscheinlichkeit *ἀγλαομειδῆς Ἔρωσ* emendiert worden ist. Unter *Ἀγασίας* ist auch hier der Fehler begangen, daß dieser Künstlernamen für die Dorische Form von *Ἡγησίας* erklärt wird, aber wie käme ein Ephesier zu einem Dorischen Namen. Vielmehr ist die Wurzel hier wie in

ἀγάσιος die von ἀγαμαι. Ἀγεροικυβελί-
σσης, welches Herr Fix als einen neuen Zu-
wachs anführt, wird wohl wieder zu streichen
seyn; es ist gewiß nur aus einem Irrthum für
ἀγεροικύβηλις entstanden; auch wäre die Bil-
dung schwerlich die richtige. Ἀγησιπολία
ist als Beyname der Pallas von einer Gemme
hinzuzufügen, welche Leake in dem Werk über
Morea beschrieben hat, T. II. p. 80.

Noch können wir den Wunsch nicht unter-
drücken, daß die Zusätze der verschiedenen Ge-
lehrten, welche diese neue Ausgabe so reich aus-
gestattet haben, immer in die gehörige Harmo-
nie mit einander gebracht seyn möchten, so daß
auch Wiederholungen derselben Notizen möglichst
vermieden würden, wie wir sie z. B. in den
beiden Artikeln Ἀγιάδαι von Hase und Ἀγί-
δαι von Fix treffen: obgleich es freylich schwer
seyn mag, sich während des Fortschreitens des
Druckes schnell über solche Punkte zu verstan-
digen, und man sich bey einem Werke von
solchem Umfange auch wohl ein paar überflüssige
Zeilen gefallen lassen kann.

K. D. M.

Amsterdam.

Apud heredes H. Gartman, 1829: Que-
rolus sive Aulularia, incerti auctoris co-
moedia togata. Recensuit et illustravit Si-
bout Cornelius Klinkhamer, Amste-
lodamensis. XXXII und 208 Seiten in groß
Octav.

Dieses lange vernachlässigte und von jeher
nur Wenigen bekannte Drama, über dessen
Verfasser eine eben so große Ungewißheit obwal-

tet, als über dessen Zeitalter; und über dessen innern Werth die Meinungen bisher eben so verschieden waren, als über dessen äußere Gestaltung, erscheint jetzt zum ersten Male in einer anständigen und leserlichen Form. Die beiden ersten Herausgeber, Daniel und Rittershufius, ließen das Stück unter Plautus Namen drucken; und der dritte, seit mehr als zweyhundert Jahren der letzte, Pareus, fügte es seiner Ausgabe der Plautinischen Komödien in einem besondern Anhang unter dem Titel *Plauti Hypobolimaei* hinzu. Die Benennung *Aulularia* ist auch wohl die Veranlassung zu Verwechselungen dieses Stückes mit der gänzlich verschiedenen Plautinischen *comoedia palliata* desselben Namens geworden, wie z. B. in Krebs Handbuch. Dem Plautus wird indessen vorliegende *comoedia togata* nicht nur von fast allen Handschriften zugeschrieben, sondern auch schon von Servius zu Virgils *Aeneide* (3, 286); was um so leichter geschehen konnte; da es auch sonst unter Plautus Namen viele zweifelhafte Stücke gab, wie wir aus den bestimmtesten Zeugnissen des Gellius und Macrobius wissen. Wie sich aber eine solche Meinung je hat geltend machen können, ist fast unbegreiflich, da das Stück selbst die klarsten und sichersten äußern und innern Beweise gegen dieselbe liefert. Der Prolog sagt (V. 8): *Aululariam hodie sumus acturi non veterem, at rudem, investigatam Plauti per vestigia.* V. 19: *Querolus utrum an Aulularia haec dicatur fabula, vestrum hinc iudicium, vestra erit sententia.* Der Vorschlag Barth's u. a., einen jüngern Plautus als Verfasser anzunehmen, wird eben so wenig durch die

Worte *investigatam Plauti per vestigia* unterstützt; denn kaum hätte sich wohl ein gleichnamiger Schriftsteller ohne weitere Andeutung oder directe Bezeichnung dieses keineswegs für Mitwelt und Nachwelt gleichgültigen Umstandes, auf eine solche Art ausgedrückt. Mit mehr Wahrscheinlichkeit erklärt man daher jene handschriftliche Benennung entweder geradezu für einen Irrthum unwissender Abschreiber, oder betrachtet dieselbe als eine Anspielung auf den nachgeahmten Autor. Die innern Beweise gegen obige Behauptung sind zugleich wichtig für die Bestimmung des muthmaßlichen Zeitalters des unbekanntem Komikers, und für die Zurückweisung der doppelten Ansicht, welche dieses Stück entweder für die *Aulularia* des alten Dichters *Pabernius* ausgibt, oder dasselbe einem Britischen Schriftsteller, *Gilda*, oder *Gildas*, auch *Badonicus* und *Albanicus* genannt, welcher zu Anfange des siebenten Jahrhunderts gelebt zu haben scheint, zuschreibt. Der Ursprung dieser letztern Ansicht ist eben nicht schwer auszumitteln. *Gilda* schrieb eine lange Epistel über die Verheerung *Britanniens* und eine Züchtigung des geistlichen Standes, die er *Querolus* nannte. Außerdem führt der schon genannte *Servius* im Theodosischen Zeitalter eine Stelle aus vorliegender Komödie (1, 2, 199) an, die sich auf einen Umstand bezieht, der erst unter *Diocletian* und *Maximinian* zur Kenntniß der Römer gelangte, wie *Du Gange* (v. *Bagauda*) aus Stellen des *Aurelius Victor*, *Eutropius*, *Hieronymus*, u. a. beweist. Die *Bagauden* am *Ligeris* in Gallien sängen nämlich damals an, durch ihren freyen Lebenswandel Aufsehen in der Welt zu erregen; und die Lebendigkeit,

mit welcher ihr Freyheitssinn im Querolus geschildert, und die ganze Art und Weise, wie diese Schilderung eingewebt worden ist, läßt auf Gleichzeitigkeit des Verfassers schließen: *Ad Ligerim vivo. — Illic vivunt jure gentium: ibi nullum est praestigium. Ibi de robore proferuntur capitales sententiae, et scribuntur in ossibus. Etiam illic perorant rustici et judicant privati: ibi totum licet. Si dives eris, patus appellabere, nostra ut loquitur Graecia. O solitudines, o sylvae! quis vos dixit liberas! Sunt majora, quae tacemus, tamen interea hoc sufficit (S. 55).* So konnte kein Römer nach dem Bagaudischen Kriege, welcher jener Gefesslichkeit ein Ende machte, reden, sondern nur ein Zeitgenosse derselben. Die Zeit des in jenen Gallischen Gegenden wiederhergestellten Friedens ist nicht bestimmt. Rutilius Numatianus im *Stinerarium* (1, 213. Bernsdorf) meint die Besiegung der Gothen durch Theodos den Großen. Es kann keine Andeutung desselben Ereignisses seyn, da eine solche Annahme den Rutilius und den Verfasser des Querolus zu Zeitgenossen machen, und beide unter die Regierung des Theodosius versehen würde; was doch offenbar mit dem Auftreten der Bagauden hundert Jahr früher im Widerspruch steht, und den Bagaudenkrieg zu einem hundertjährigen machen würde. Rutilius verdient aber deswegen hier mit Nachdruck erwähnt zu werden, weil er derselbe seyn soll, dem das Drama gewidmet ist, und dessen Verhältniß zu sich selbst der Verfasser der Dedicatio durch die Worte *qui das honoratam quietem* genügend andeutet. Sonst sagt er aber nichts zur nähern Bezeichnung seines Patrons,

außer, daß derselbe sich mit Philosophie beschäftigt habe, und daß die philosophische Unterhaltung mit ihm nicht ohne bedeutenden Einfluß auf seine Komödie geblieben sey: *Atque ut operi nostro aliquid adderetur gratiae, sermone ex illo philosophico tuo materiem sumimus.* Dieses Bild eines großmüthigen Patrons und eines Philosophen paßt nun auch, abgesehen von dem dargelegten Anachronismus, keineswegs auf den Dichter Rutilius Numatianus. Wir müssen uns also die Vorrede an einen zu Diocletians Zeiten lebenden reichen Römer aus der zahlreichen gens Rutilia gerichtet denken.

Richten wir nun ferner unsere Aufmerksamkeit auf das im Quærolus herrschende Sprachidiom, so werden wir öfters Gelegenheit haben, unzweydeutige Spuren der sinkenden Römerwelt zu bemerken. Die Sprache der alten Komödie erkennt man noch in einigen augenscheinlichen Nachahmungen, oder vielmehr ausgeschriebenen Versen des Plautus und Terentius (S. 15. 23. 27. 49. 65. 73. 83. 93. 123. 141. 173). Auch finden sich hier Stellen aus andern Dichtern, z. B. der bekannte Spruch des Martialis (12, 34) *'Nulli te nimis sodalem feceris'* steht 1, 1, 113 S. 39. Ausdrücke wie *gesta* (2, 2, 87 S. 109) für *acta publica*; *judex* für *magistratus* oder Statthalter (1, 2, 221. und 2, 4, 104) und viele andere erinnern an die Latinität der Justinianischen Gesetzsammlung (Constant. l. 27. cod. de donat. 8, 34. Zeno l. 31 ibid. Vgl. mit Vatic. frag. §. 266. 268. Savigny 1, 68 u. 56 über *judex*. So auch *ambitor*, *rimator*, *convivator*, *circumspector* *compostor* u. a. schon von Du Cange excerpiert.

Die der vorliegenden Ausgabe eigenthümlichen Verdienste um den Querolus bestehen nun theils in dem zweckmäßigen Gebrauche, den Hr. K. von den ihm zu Gebote stehenden kritischen Hülfsmitteln gemacht hat, theils in einem sehr dankenswerthen Versuche, das ursprüngliche Metrum, das bisher ganz verkannt worden war, durchgängig wieder herzustellen. Mit einer ausführlichen Rechtfertigung beider Punkte beschäftigt sich die Vorrede. Einen nicht geringen Werth müssen wir unter den neuen Hülfsmitteln dem Leydener Codex beylegen, dessen ehemaliger Eigenthümer, Jf. Bossius, ihn mit Varianten aus einer Handschrift des Vithius bereichert hat. Ferner ist benutzt ein Pariser Codex des elften Jahrhunderts, und ein reicher von Herm. Canegieter gesammelter aber bisher unbekannter Apparat im Besitze von Tydeman.

Alle Handschriften und Ausgaben liefern dieses Drama in prosaischer Form. Indessen bedarf es keines großen Scharffsinns, um die ursprünglich poetische Form in der Wortstellung, dem Rhythmus und der ganzen Farbe des Ausdruckes zu erkennen. Dazu kommen noch die Andeutungen im Anfange und am Ende des Prologs, die ein unbefangenes Urtheil nur auf metrische Form beziehen kann, wie sehr sich auch diejenigen gegen diese Annahme von jeher gesträubt haben, die im Querolus nichts sahen, als ein drama prosaicum, eine fabula prosa, oder ein drama semi-poeticum, und versus opinabiles, d. h. solche, die Verse zu seyn scheinen, aber im Grunde keine sind. Im Anfange des Prologs sagt der Verf. ganz deutlich:

*Pácem et quietem, spectatores, sermo
poeticus rogat,*

Qui Graecorum disciplinas ore narrat
 bárbaro,
 Et Latinorum vetusta véstro recolit tém-
 pore.

und am Ende:

Non autem prodire aúderemus cum clodo
 in agendúm pede,
 Nisi in hac magnos práeclarosque párté
 sequeremúr duces.

Diese poetische Form findet sich aber hier nicht in ihrer frühern Reinheit, wie bey Plautus und Terentius, sondern sie ist weit freyer gehalten, indem trochäische Octonarien mit jambischen Senarien und acatalektischen Octonarien geschlossen abwechseln, ohne daß der steigende oder fallende Affect der Rede einen solchen Wechsel rechtfertigte, wie es bey den alten Komikern der Römer der Fall ist. Weniger auffallend sind die bakchischen Verse, und die häufigen jambischen und trochäischen Klauseln. Diese Unregelmäßigkeit der Form im Ganzen, auf die Ref. den clodus pes bezieht, wird nun noch durch eine freye Anwendung der Synizesis, und Contraction, und durch eine häufige Vernachlässigung der Synaloppe im Einzelnen sehr unsicher und schwankend; so daß es schwer seyn wird, die Metrik des Quærolus auf bestimmte Gesetze zurückzuführen. In wiefern aber die häufigen Ueänderungen, Umstellungen und Auslassungen einzelner Worte zur Herstellung der metrischen Form überall gerechtfertigt werden können, ist hier der Ort nicht zu untersuchen. Hr. K. hat die Prüfung dieses Punctes dadurch sehr erleichtert, daß er den alten in Prosa aufgelösten Text dem seinigen gegenüber hat abdrucken lassen.

G. H. B.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

13. Stück.

Den 23. Januar 1832.

Paris.

Unsere öffentliche Bibliothek ist durch ein neues Prachtwerk bereichert worden: Voyage pittoresque dans les Pyrénées françaises et dans les départements adjacents; ou collection de 72 gravures représentant les sites, les monuments et les établissements les plus remarquables du pays Basque, de la Navarre, du Béarn, du Bigorre, des comtés de Comminge, et de Foix, et du Roussillon, d'après les desseins de M. Melting, chevalier de la légion d'honneur, auteur du voyage pittoresque de Constantinople etc. avec un texte rédigé sur les lieux mêmes, contenant outre l'itinéraire et la description de toute la contrée, les faits géologiques les plus importants, et de renseignements exacts sur les établissements thermaux, les usages locaux, les usages et les moeurs des habitans par J. A. Cervini de Macereta, 1826 — 1830. gr. Querfolio;

160 S. Text; 72 Planches en 11 Livraisons, chez l'auteur et chez Treutel et Würz, rue du Bourbon N^o. 17.

Der Reichthum an malerischen Partien, welche die französische, oder die Nordseite der Pyrenäen darbieten, ist nach Hn. Melling so groß, daß er nur eine Auswahl der vorzüglichsten treffen konnte. Zwar bieten die Pyrenäen keine so colossale Gegenstände dar, als die Alpen; zwar erheben sich ihre Häupter nicht zu der Höhe der Jungfrau, des Finsterarhorns und anderer. Aber doch fehlt es ihnen nicht an erhabenen Gegenständen; und noch weniger an ihrem Fuße an reizenden Schauplätzen. Hr. Melling beginnt seine Schilderungen bey Pau, und geht in östlicher Richtung bis Collioure am Mittelmeer. Er hat mit Sorgfalt die Gegenstände gewählt, welche zugleich ein historisches und naturgeschichtliches Interesse haben. So werden wir gleich in den ersten Blättern mit der Gegend bekannt, wo Heinrich IV. seine Kindheit verlebte; das Haus wo er erzogen ward ist abgebildet; es folgen die Ansichten der Städte; der Gesundbrunnen und Bäder mit ihren Anlagen; der Klöster, der vielen Burgen; und erst in der letzten Hälfte die hohen Gebirgsscenen mit ihren prächtigen Wasserfällen. Wir können sie nicht einzeln aufzählen; was würde auch ein solches Verzeichniß nützen, da es größtentheils unbekannte, oder wenig bekannte, Namen enthalten würde?

In dem Text, in demselben Format wie die Kupfer, ist jedem Kupfer Ein Blatt, nur ausnahmsweise zwey, gewidmet. Sie enthalten nicht sowohl trockene Beschreibungen, als Reiseberichte mit den eingewebten erforderlichen Notizen, und unterhaltende Schilderungen und Erzählungen. Der Verf. bemühte sich, und verstand es Lange-

weile zu vermeiden. Für die Treue der Darstellung muß die Versicherung Bürgschaft leisten, daß nicht nur die Zeichnung, sondern auch die Beschreibung an Ort und Stelle gemacht ist.

Wer das frühere Prachtwerk des Vfs., sein *voyage pittoresque de Constantinople* kennt, wozu dieses ein Gegenstück bildet, wird nicht erst der Versicherung bedürfen, daß die Schönheit und Sauberkeit des Sticks auch bey diesem nichts zu wünschen übrig läßt. So wollen also auch wir, indem wir die critische Beurtheilung des Einzelnen den dazu bestimmten Kunstblättern überlassen, uns damit begnügen, die Freunde der Kunst nur darauf aufmerksam gemacht zu haben. Das Bildniß des Vfs. ist vorgefetzt, und am Schlusse für die geographische Uebersicht eine Charte beygefügt. Hn.

B r e s l a u.

Bey Korn: Tergestina, oder Beobachtungen und Untersuchungen über einige bey Triest im Meere lebende Arten der Gattungen Octopus, Doris, Pinna, Ascidia, Serpula, Echinus, Asterias, Ophiura, Holothuria, Actinia, Caryophyllia, Actinotus, von J. L. G. Gravenhorst. 1831. IX u. 166 S. in 8.

Ein in die Monate August und September des J. 1830 fallender 5 wöchentlicher Aufenthalt zu Triest gab dem Hn. Vf. Gelegenheit mehrere Thiere des adriatischen Meeres näher kennen zu lernen und ihre Lebensweise und Sitten genauer zu beobachten. Die mannigfaltigsten Seethiere wurden lebendig eingesammelt, und, damit sie mit Ruhe betrachtet werden konnten, in größern und kleinern mit Seewasser angefüllten Gefäßen in des Vfs. Zimmer gestellt. Welche ergehenden und

belehrenden Genüsse gewährte ihm diese Beschäftigung! er empfand das, was man so oft — nicht eben von Küstenbewohnern, wohl aber — von das Meeresgestade besuchenden Reisenden erzählen hört: 'Wer nie selbst an der See gewesen ist und nie das Leben in derselben mit aufmerksamem Auge betrachtet hat, der kann sich gar keine Vorstellung von der Schönheit machen, welche manche jener Thiere, die wir in unsern Systemen mit dem Namen der niedrigeren Thiere bezeichnen, in ihren Bewegungen, in der Entfaltung und Entwicklung ihres Körpers und ihrer äußern Organe, in den sanftesten wie in den brennendsten und buntesten Farbmischungen, vor den staunenden Augen des Beobachters zur Schau stellen.' — Die auf dem Titel angegebenen Thiergeschlechter sind es, welche den Vf. besonders beschäftigt haben, und über die er höchst Aziehendes und Interessantes mittheilt. Auch die Synonymie hat er seiner bekannten gründlichen Kritik unterworfen, für welches mühevollen und an sich nicht sehr angenehme Geschäft er sich indeß durch den Genuß, welchen ihm die Beobachtung der lebenden Thiere gewährte, als entschädigt betrachten darf.

Von Octopus fand der Vf. bey Triest 4 Arten; genauer beobachtete er den *O. vulgaris*. Das Athmungsgeschäft, welches noch von keinem Schriftsteller hinlänglich genau beschrieben wurde, ist folgendes: Das Wasser wird durch die beiden Oeffnungen, von denen jederseits eine in der Querspalte befindlich ist, welche unterwärts den Vordermantel von dem Hintermantel trennt, eingeblasen, und durch die Auswurföröhre, die sich dabey meistens nach der rechten Seite, bey einigen Individuen aber nach der linken, abwendet, wieder ausgestoßen. Die Geschwindigkeit der Respiration kommt ungefähr der des Menschen gleich; auch

wird der Körper des Thieres dabey abwechselnd ausgedehnt und wieder zusammen gezogen. — Wie sehr auch das Geschlecht *Doris* bisher der Gegenstand zoologischer und anatomischer Beschreibung war, so konnte man doch immer nicht die Beschaffenheit der Fühler einsehen; diese Organe sind nach dem Vf. cylindrisch, in der Mitte etwas stärker, also etwas spindelförmig; von zwey gegenüberliegenden Seiten betrachtet, sieht man an ihnen eine Menge dichtstehender bogenförmiger Querslinien, welche regelmäßig sich eine über die andere hinaufwölben; von den beiden andern Seiten betrachtet, erscheinen sie wie eine Feder, deren Bartstrahlen schräg nach oben gerichtet sind und dicht an einander liegen; der Kiel, woran die Strahlen sitzen, bildet genau die Mittellinie und ist glatt. Drey Arten von *Doris* beobachtete der Vf. um Triest und unter ihnen eine neue, die er *D. lugubris* nennt, die von sammet schwarzer Farbe ist und der *D. limbata* Cuv. und der *D. nigricans* Otto nahe steht. — Als der Vf. einige Individuen von *Pinna nobilis* in ein Gefäß mit Seewasser gethan hatte, sah er nach einiger Zeit, nachdem sie sich etwas geöffnet hatten, daß an der höchsten Stelle des Oberrandes ein beständiger und ziemlich starker Strudel im Wasser statt fand, wodurch die kleinen im Wasser schwimmenden Gegenstände von der Seite des Byßusrandes her angezogen und nach der entgegengesetzten Seite abgestoßen wurden, woraus sich wohl schließen läßt, daß an dieser Stelle die Organe befindlich seyn müssen, wodurch das Wasser einge- und wieder ausgestoßen wird. — Von *Ascidien* kamen bey Triest 2 Arten, nämlich *A. microcosmus* und *A. mentula* vor. Der Vf. meint, daß Müller recht habe, wenn er diese beiden Arten für eine und dieselbe hält, weil man ganz unmerkliche Ue-

bergänge von der einen zur andern antrifft. Bewegung konnte an der A. mentula nicht wahrgenommen werden; als der Vf. aber eine Austerschale, auf der sich nebst vielen andern Seeeschöpfen auch dieses befand, so legte, daß die Sce-scheide dabey mit dem Obertheil des Körpers wohl um zwey Dritttheil ihrer Länge aus dem Wasser vorragte, da begann eine Bewegung derselben, die indeß dem Auge nicht sichtbar war, sondern sich nur dadurch zu erkennen gab, daß nach Verlauf von ungefähr 12 Stunden, die frey aus dem Wasser hervorstehende Körperhälfte sich so weit niedergebogen hatte, daß die obere Mündung wieder unter Wasser gekommen war. — Von *Serpula* liefert der Vf. die Beschreibung der im Breslauer Museum befindlichen Arten, unter denen 2 neue, nämlich *Vermicularis scabra* (V. testa irregulariter spirali, tuberculis parvis, in lineas longitudinales dispositis, scabra) und *V. lineolata* (V. testa irregulariter spirali, lineis longitudinalibus subtilissimis confertissimis sulcata). Bey Triest beobachtete er aber die Thiere dreyer Arten. Es gewährte einen schönen Anblick das zarte Geschöpf der *Serpula vermicularis* im Wasser ausgebreitet zu sehen; aber bey der geringsten Erschütterung, oft auch ohne alle äußere scheinbare Veranlassung fuhr es pfeilschnell in seine Röhre zurück, und dann vergingen zuweilen ein paar Stunden ehe es wieder hervorkam und sich aufs neue ganz ausbreitete. Wenn das Thier hervorkommen will, so dringt erst der Deckel bis an die Mündung vor, wo dann gewöhnlich ein kleiner Stillstand eintritt; nach und nach erhebt sich der Deckel auf seinem Stiele immer mehr nach oben, und um letztern herum fangen die Kiemen an sich zu zeigen, so daß der Deckel in der Mitte derselben seinen Standpunct

zu haben scheint; je mehr das Thier sich entfaltet, desto mehr neigt sich der gestielte Deckel seitwärts, bis er endlich durch zwey Kiemen nach außen hin durchgeht, und man nun gewahr wird, daß er außerhalb des Kiemenfranzes seinen Stand habe. An einem großen Individuum der *Serpula echinata* sah der Vf. einmal aus der Vertiefung zwischen den Kiemen sehr kleine längliche, grauliche Körner, theils einzeln, theils ihrer zwey bis drey zusammenkriechend, hervorgetrieben werden; sie stiegen anfangs in die Höhe, sanken aber bald zu Boden; Bewegung konnte er an ihnen nicht wahrnehmen; er vermuthet, daß diese Körner Fortpflanzungskeime, oder sogenannte Eyer gewesen seyen. — *Echinus saxatilis* wurde besonders in Bezug auf Bewegung beobachtet; diese geschah mittelst der Fühler, welche sich mit ihren Enden ansogen und dabey scheibenförmig platt wurden; des Vfs. Erfahrungen bestätigen die Annahme nicht, daß diese Thiere in Felsenlöchern wohnen, welche sie sich selbst aushöhlen. — Von *Asterias* fand sich nur die *A. bispinosa* Otto, über deren Manier sich im Wasser umzuwenden, Interessantes mitgetheilt wird. — An der *Holothuria tubulosa* vermifste der Vf. die allgemein beschriebenen, oberwärts gelegenen in eine Spitze auslaufenden Warzen; da aber das Thier, welches er sah im Uebrigen ganz mit dem genannten übereinstimmt, so wollte er es nicht zu einer besondern Art erheben. — Ueber die *Actinien* ist der Vf. ganz vorzüglich ausführlich, besonders was die Synonymie betrifft. Obgleich er einige male die Umstülpung der Scheibe nach außen gesehen hat, so ist ihm doch eine ähnliche Umstülpung des Magens selbst, welche andere Beobachter gesehen haben wollen, nie vorgekommen; Ref. freuet sich, daß der Vf. auf diesen Punct besonders achtete, denn es bedurfte nur

der Beobachtung, um das als gewiß aufstellen zu können, was Ref. (in seinen Beyträgen zur Anatomie 2c. S. 17) aus anatomisch = physiologischen Gründen über diesen Punct behauptet. Auch in diesem Geschlechte hat der Vf. zwey neue Arten, nämlich *A. adspersa* (*A. ochracea*; *lineolis transversalibus, punctis maculisque parvis irregularibus, brunneis, tentaculis cinereis*) und *A. mutabilis* (*A. brunnea aut picea, albopunctata, punctis saepius seriatim dispositis, rarius in lineas confluentibus; tentaculis violaceo-alboque nebulosis, brunneo-punctatis*) entdeckt. — Das Geschlecht *Caryophyllia* ist auch mit einer neuen Art *C. brevis* (*C. stirpe solitaria brevi cylindrica striata; stella concava, centro papilloso, lamellis inaequalibus serratis*) bereichert worden. — Das letzte Geschlecht, *Actinotus* (*stirpe cylindrica fixa, apice bifurcata, orificio terminali furcarum infundibiliformi, radiatim striato*) ist ganz neu, und besteht bis jetzt aus der einzigen Art *A. coccineus* (*A. stirpe albida furcis coccineis*). Da indeß der Vf. das Thier nur einmal angetroffen hat und dasselbe nicht lange genug beobachten konnte, so stellt er jene Gattung und Art als zweifelhaft auf, indem es wohl möglich sey, daß er einen erst seine Entwicklung beginnenden Polypen vor sich gehabt habe.

Dieses höchst lehrreiche Buch ist zwar zunächst wohl nur für einen Naturforscher geschrieben, wenn man aber die mühsame Zusammenstellung und Kritik der Synonymen überschlagen will, so wird man auch ohne Zoolog zu seyn dasselbe mit vielem Vergnügen lesen. — Die Brauchbarkeit wird noch durch ein vollständiges Register erleichtert.

Ab.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

14. Stück.

Den 26. Januar 1832.

G ö t t i n g e n.

In der Dieterichschen Buchhandlung: Handbuch der Anatomie mit Hinweisung auf die Icones anatomicae von C. J. M. Langenbeck. Diese Abtheilung auch unter dem besondern Titel: Nervenlehre mit Hinweisung auf die Icones neurologicae von C. J. M. Langenbeck. 1831. 181 S. in 8.

In den Schriften über die Anatomie ist bisher gerade der wichtigste, aber am schwierigsten zu untersuchende, Theil des menschlichen Organismus, das Nervensystem am wenigsten genau und vollständig beschrieben. Dieser Umstand bewog den Verf. diesem Zweige der Anatomie seit Jahren eine vorzügliche Aufmerksamkeit zu widmen, wovon seine speciellen Vorträge über diesen Gegenstand und das hiesige anatomische Cabinet, welches bis auf den heutigen Tag vor allen andern

die reichste und ganz vollständige Sammlung der instructivsten Nervenpräparate enthält, den besten Beweis liefern. So wie nun die Herausgabe der *Iconum anatomicarum* mit dem Nervensystem begann, so erscheint jetzt, als erste Abtheilung des Handbuchs der gesammten Anatomie, die Nervenlehre, wobey der Verf. die möglichste Vollständigkeit mit Deutlichkeit und Kürze zu vereinigen sich bemüht hat. Es ist aber nicht bloß eine topographische Beschreibung gegeben, sondern auch die Bildung, die Structur und, an vielen Stellen, die Art des Thätigseyns der verschiedenen Theile des Nervensystems, während des Lebens, sind, nach vielfachen, genauen anatomischen Untersuchungen, und theils physiologischen, theils pathologischen Beobachtungen auseinander gesetzt. Das Studium der Anatomie soll uns in den Stand setzen die lebendige Thätigkeit und das Zusammenwirken im Organismus zu erkennen und zu begreifen. — Im Einzelnen ist stets auf die *Icones anatomicae* verwiesen, und zur Erleichterung eigener Untersuchungen, da wo es paßlich schien, das zweckmäßigste Verfahren zur Darstellung der einzelnen Theile angeführt. So wie unser Leben in das animalische und vegetative zerfällt, so werden auch die Nerven in die animalischen und vegetativen, in das Hirnsystem und in das Gangliensystem, getheilt, von denen ersteres wieder in den Central- und in den peripherischen Theil zu unterscheiden ist. Hiernach kann man auch in der vorliegenden Schrift drey Hauptabschnitte unterscheiden.

Der erste Abschnitt handelt von den Centraltheilen des Nervensystems, dem Hirn und dem

Rückenmark. Dieser Abschnitt zerfällt in zwey Theile, deren erster der topographische genannt werden könnte. So wohl das große als das kleine Gehirn, so wie auch das verlängerte Mark sind von oben nach unten, von unten nach oben, von der Seite und nach den, an ihnen zu unterscheidenden, Haupttheilen beschrieben; hierauf folgt die genaue Bestimmung der Lage der Nervenpaare an der untern Fläche des Gehirns und des verlängerten Marks nebst der Beschreibung des Ausgangs der Nerven aus der Basis des Schädels. In derselben Art ist auch das Rückenmark untersucht. Der zweyte Theil handelt von der Bildungsgeschichte und von der Structur des Rückenmarks, des kleinen und des großen Gehirns. Das Rückenmark, welches früher als die beiden andern Theile existiert, stellt anfangs eine breyartige Masse vor, welche von der Tunica vasculosa der schon vorhandenen Häute exhalirt wird. Diese Masse gewinnt nach und nach Consistenz und bekömmt zuletzt einen faserigen Bau. Bey diesem Vorgange werden alle Fibern in zwey Stränge zusammengebrängt, die bey dem Embryo den *canalis medullae spinalis* zwischen sich haben, welcher bey zunehmender Corpulenz der Markfibern verschwindet, so daß nur an der vordern und hintern Fläche, zwischen den Strängen, Längenfurchen übrig bleiben. Die beiden Hälften des Rückenmarks stehen in der Tiefe theils durch die graue Substanz, theils mittelst qucer durch diese gehende Markfibern, die den Commissuren-Apparat ausmachen, mit einander in Verbindung. Der Zweck des Rückenmarks ist, außern andern (S. 32) angeführten Verrichtungen, sowohl die Bewegung der willkührlichen Muskeln, als die Em-

pfindung in den durch Nerven direct mit ihm verbundenen Theilen zu vermitteln. Die in dieser Hinsicht von Manchen hervorgehobene Annahme daß eine Verschiedenheit in der Function der vordern und hintern Stränge des Rückenmarks obwalte, scheint jedoch weder mit der Beschaffenheit des vorhandenen Commissuren-Apparats und der Verkettung der vordern und hintern Säulen mit einander, noch mit den pathologischen Erscheinungen übereinzustimmen. Nach einer lange bestandenen Lähmung der untern Extremitäten wurden, im Widerspruch mit der gewöhnlichen Behauptung, die beiden hintern Säulen des Rückenmarks gänzlich zerstört, die vorderen aber von ganz normaler Beschaffenheit gefunden.

Was die Bildung des kleinen Gehirns betrifft, so machen die Corpora restiformia die Wurzeln desselben aus, die deshalb füglich *Crura Medullae oblongatae ad cerebellum* genannt werden können. Aus jedem Crus keimt ein dünnes *Folium medullare* heraus, wodurch der erste Anfang des *Cerebellum* angedeutet wird. Jedes Markblättchen formiert sich zum *Truncus arboris vitae*, worin das *Corpus rhomboideum* als Ganglion liegt, dessen Ausstrahlungen in Verbindung mit denen des *Truncus* selbst die Haupttheile des kleinen Gehirns bilden. Die Rindensubstanz des kleinen Gehirns hängt an den feinsten Ästchen des *Arboris* eines *Hemisphaerii* und der *Commissur*, und macht die Blätter des Baumes.

Wie bey dem kleinen Gehirn, so sind die Ganglien auch für die Bildung des großen sehr

wichtig. Die verschiedenen Wurzeln, welche das große Gehirn zusammensetzen, gehen, vor ihrem Eintritt, durch eine Ganglien-Kette, aus welcher sie, an Fibern zahlreicher hervortreten, denn die verschiedenen Bündel der Medulla oblongata, aus denen, gleichsam wie aus Wurzeln, die Hemisphäria hervorkommen, concentrieren sich in den Cruribus cerebri, deren Ganglien die Thalami nervorum opticorum und die Corpora striata sind. Wenn man die Oberfläche dieser vier Ganglien mit dem Scalpellstiele abschneidet, so zeigt sich die grauliche Ganglien-Masse mit longitudinalen Markfibern, den Fortsetzungen der Hirnschenkel, untermischt. Sobald die Fibern der Hirnschenkel aus diesen Ganglien hervortreten, breiten sie sich nach allen Seiten strahlenförmig aus und bilden, ähnlich der Ausbreitung des Nervus opticus in die Retina, eine Hemisphären-Membran, welche die Corpora striata und die Thalami Nervorum opticorum, wie eine Kapsel überzieht und allmählich an Masse zunimmt. So entstehen die Hemisphären. Während auf diese Weise die Ventriculi laterales zu Stande kommen, sind der Ventriculus quartus und tertius als Ueberreste des Canalis spinalis anzusehen. Die genannte Nervenmembran bildet auch die Centra semiovalia, durch deren Zusammentreten das Corpus callosum, als große Hirncommissur hervorgebracht wird. Die Fibern des corporis callosi sind zwar Fortsetzungen des Systema crurum, haben aber einen transversalen Lauf, schlagen sich von der Oberfläche in die Tiefe und kreuzen sich mit dem Systema crurum,

weshalb sie *Fibrae reflexae* zu nennen sind. Diese Erklärung weicht von der Ansicht Gall's, welcher das Commissuren-System für ein besonderes hielt, dessen Ursprung er aus der Rindensubstanz herleitete, wesentlich ab. Nirgend entspringen Nerven aus der Ganglienmasse, wozu doch auch die Rindensubstanz des Hirns zu rechnen ist, sondern sie durchstrahlen dieselbe nur; die Fibern des *Systema crurum* strahlen in die Rindensubstanz hinein und kommen als *Fibrae reflexae* wieder heraus. Hierfür spricht auch die Beschaffenheit des Hirns beym Hydrocephalus (S. des Verfassers *Commentatio de cerebro, aqua ingenti saciformi distento, cum nondum perfecto conferendo in den Commentat. S. R. Sc. Gotting. Vol. VI. ad a. 1823 — 27*). Eben so wenig scheint Gall's Bestimmung verschiedener Hirnprovinzen, als für sich allein bestehender Organe für gewisse Verrichtungen, in der Natur gegründet zu seyn; wogegen außer andern auch die in den Hemisphären Statt findende Kreuzung der Fibern und die ganze Bildungsgeschichte des Hirns sprechen.

Die Nerven, welche vom Hirn entspringen, sind streng genommen ebenfalls Fortsetzungen der Fibern der Medulla; sie steigen als Theile der Medulla in den Schädel, strahlen durch verschiedene Ganglien, verlassen das Schenkelsystem, lassen ihre bisherigen Begleiter zu den Hemisphären hinaufstrahlen, kommen als isolierte Bündel aus der Ganglienmasse, worin sie zu besondern Functionen erst gestärkt sind, und treten aus der Basis her-

vor, so daß man in der Substanz des Hirns außer dem Schenkel- und Commissuren-System auch noch den Leitungsapparat oder den peripherischen Theil unterscheiden kann.

Der zweite Abschnitt handelt von der peripherischen Ausbreitung der Hirn- und Rückenmarksnerven. Bey den Hirnnerven ist die peripherische Ausbreitung innerhalb und außerhalb des Schädels unterschieden. Hier ist auch die Frage über die Decussation des Sehnerven erörtert. Eine Durchkreuzung findet allerdings Statt, allein die meisten und die stärksten von dem Thalamus einer Seite herkommenden Fibern gehen zum Nerven der nämlichen Seite. Diese Einrichtung trägt gewiß zu dem Umstande, daß wir mit beiden Augen einfach und nicht doppelt sehen, bey, gleichwie wir mit dem doppelten Hirn nur einfach empfinden. Hinsichtlich der Eintheilung der Nerven in animalische, organische und motive ist gezeigt worden, daß dieselbe nicht so streng genommen werden darf, weil viele Sinnesnerven zugleich Fäden abgeben, welche zu den Muskeln und zu den Gefäßen gehen. Durchgehends aber ist auf den Antheil, welchen die einzelnen Nerven an den Berrichtungen der Organe haben, aufmerksam gemacht. Zuerst sind die zwölf Hirnnervenpaare, ihr Verlauf, ihre Verzweigungen, Verbindungen unter einander, und die ihnen angehörenden Functionen abgehandelt. Mit gleicher Ausführlichkeit sind hierauf die Rückenmarksnerven, mit steter Berücksichtigung ihrer Lage und ihres Verlaufs, beschrieben.

Der dritte Abschnitt umfaßt das Gangliensystem. Nach der allgemeinen Uebersicht dieses dem organischen, vegetativen Leben vorstehenden Theils des Nervensystems folgt die Darstellung desselben im Besondern. Der Ursprung des sympathischen Nerven ist aus dem Ganglion coeliacum hergeleitet, dessen Ausstrahlungen abwärts in die Bauch- und Beckenhöhle, seitwärts zum Rückenmark, und aufwärts zum Halse und Kopfe gehen. Da die Function des Gangliensystems ausnehmend wichtig ist und nur eine genaue Kenntniß der vielen Verzweigungen und der Verbindungen desselben mit den wichtigsten Theilen des Körpers den Arzt in den Stand setzt eine Menge Erscheinungen des gesunden und kranken Zustandes richtig zu beurtheilen, so ist dasselbe hier auch mit mehr Ausführlichkeit, als gewöhnlich zu geschehen pflegt, abgehandelt, und das um so mehr mit Recht, als dieser Theil des Nervensystems, wegen seiner mehr verborgenen Lage, und der Feinheit seiner Aeste, bey den Uebungen im Zergliedern gemeiniglich weniger genau untersucht wird. Am Ende dieses Abschnitts sind die vielfachen sympathischen Erscheinungen im menschlichen Organismus erwähnt, welche zwar auch bisher von der allgemeinen Nervenverbindung abgeleitet sind, deren Entstehung aber auch bestimmt, wie hier gezeigt ist, durch die Verbindung gewisser Aeste des Gangliensystems mit den Organen, an welchen solche Erscheinungen vorkommen, erklärt werden kann.

G e t t i n g e n
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

15. Stück.

D e n 28. J a n u a r 1832.

P a r i s.

Chez Bechet jeune: Leçons de Médecine Légale par M. Orfila, Professeur etc. deuxième édition. Tome I. 541 S. T. II. 592 S. T. III. 551 S. gr. 8. orné de 27 Planches, dont 7 coloriées. 1828.

Die erste Auflage kam in zwey Theilen in den Jahren 1821. . 23 in Paris bey demselben Verleger heraus, doch so daß der zweyte, der die Lehre von der Vergiftung enthielt, zuerst, der erste aber, der den übrigen Inhalt der gerichtlichen Medicin in zwey Abtheilungen abhandelte, erst ein Jahr darauf erschien. Diese zweyte Auflage, von der wir, da von der ersten in unsern Blättern noch nicht die Rede war, ausführlicheren Bericht abstatten wollen, ist, wie schon die bloße Vergleichung der Seitenzahl lehrt, ungleich stärker als die vorhergehende, und hat viele Zusätze erhalten. So wie die vorige, so besteht auch diese jedoch aus einzelnen Vorlesungen, die, wenn gleich nicht wörtlich, doch ihrem

wesentlichen Inhalte nach, in der That von dem Verfasser gehalten wurden; ein Umstand den man bey der Beurtheilung des Werkes nicht übersehen darf. Der erste Theil besteht aus ein und zwanzig solcher Vorlesungen, in denen die einzelnen darin abgehandelten Gegenstände wieder durch besondere Ueberschriften bezeichnet sind. Eine Inhalts-Anzeige fehlt sowohl in diesem, als auch in den beiden andern Theilen, doch sind dem zweyten und dritten Register für alle drey beygefügt.

In der ersten Vorlesung ist von dem Begriffe, dem Inhalte, der Eintheilung, und der Literatur der gerichtlichen Medicin die Rede. Obgleich der hier aufgestellte Begriff keinesweges bestimmt und umfassend genug ist, so hat der Verf. doch die Beziehung dieser Disciplin auf die Gesetzgebung darin ausgesprochen. Die Ordnung der abzuhandelnden Gegenstände ist folgende: von den Lebensaltern, der Identität, der Entjungferung, der Nothzucht, der Schwangerschaft, der Geburt, den Früh- und Spätgeburten, der Ueberfruchtung, dem Kindesmorde, der Aussetzung und dem Unterschieben eines Kindes, von der Verheimlichung und dem Verdachte einer überstandenen Geburt, von der Lebensfähigkeit der Frucht, der Vater- und Mutterschaft, von den vorgeschützten, verhehlten und angeschuldigten Krankheiten, von den zweifelhaften Seelenzuständen, von dem Tode, der Erstigkeit des Todes (survie), vom Scheintode, von den Verletzungen und von der Vergiftung. Die Literatur wird in einer Note unter dem Texte, alphabetisch, mithin ohne wissenschaftliche Ordnung höchst unvollständig angegeben. Zur besseren Belehrung verweist der Verf. auf Baldinger und Ploucquet! Die zweyte Vorlesung

handelt von den gerichtlich-medizinischen Berichten, Zeugnissen und Gutachten, enthält aber durchaus nichts, was für den deutschen Leser Bedeutung haben könnte. Die dritte gibt unter der Aufschrift: Geschichte der Lebensalter, zuerst eine kurze Darstellung der gesetzlichen Bestimmungen über das Alter, und so eine Schilderung der Frucht im Mutterleibe nach ihrer allmählichen Entwicklung, und der Kennzeichen ihrer Reife. In der vierten ist von den Lebensaltern nach der Geburt die Rede, deren fünf, die erste, und die zweyte Kindheit, die Jugend, das Alter Erwachsener, und das höhere Alter angenommen werden. Die erste reicht bis zum Ende des siebenten Jahres; die zweyte bey Mädchen, bis zum Ende des zwölften, bey Knaben, bis zum beendigten funfzehnten; von da bis zum vollendeten fünf und zwanzigsten Jahre währt die Jugend; und bis zum sechzigsten das Alter Erwachsener. Die erste Kindheit theilt der Verf. in drey Epochen: von der Geburt bis zum siebenten Monat; von diesem bis zum Ende des zweyten Jahres; und vom Anfange des dritten Jahres bis zur zweyten Kindheit. Besondere Wichtigkeit legt er, mit Recht, auf die Erkenntniß des Alters von mehr oder weniger Tagen gleich nach der Geburt. Die Merkmale dafür sollen von den Veränderungen welche die Nabelschnur, die Oberhaut, das Knochensystem, der Nahrungs canal, und die Blase nach und nach erleiden, hergenommen werden. Beym Nabelstrange soll man auf sein Verwelken, Austrocknen und Abfallen, auf den rothen Kreis um seinen Anfahrpunct, und auf die Vernarbung des Nabels sehen. Billard's zum Theil falsche Beobachtungen werden hierbey zum Grunde gelegt. Die, wenn sie wahr wäre, wichtigste An-

gabe ist: 'die Vertrocknung des Nabelstranges ist eine Lebenserscheinung'. Bey todt gebornen und gleich nach der Geburt gestorbenen Kindern soll der Nabelstrang nicht austrocknen, bey lebenden nicht faulen. Dieß ist nach eigends in der hiesigen Kön. Entbindungs-Anstalt angestellten Beobachtungen und Versuchen unrichtig. Es kommt hierbey nicht auf den Zusammenhang des Nabelstranges mit einem lebenden oder todten Kinde allein an, sondern auch auf das Medium worin der Nabelstrang sich befindet. Ein der freyen Luft ausgelegter Nabelstrang von einem todten Kinde trocknet eben so aus, als der Nabelschnurrest an einem lebenden. Ein Nabelschnurrest am Leibe eines lebenden Kindes bleibt, wenn er feucht gehalten wird, ebenfalls weich, und trocknet nicht, sondern fault zuletzt. Sein früheres oder späteres Austrocknen hängt durchaus davon ab, ob er trocken liegt oder Feuchtigkeiten ausgelegt ist. Auf den Tod des Neugeborenen vor, oder erst nach der Geburt läßt sich hieraus daher so wenig schließen, als auf sein Alter nach der Geburt. Hinsichtlich des Abfallens des Nabelstranges, und des um ihn bisweilen sichbaren rothen Kreises, stimmt Ref. ganz dahin mit dem Verf. überein, daß sie für die Bestimmung des Alters von keinem großen Werth sind. Das Nämliche gilt von dem Vernarben des Nabels. Zu den Beobachtungen über die Abblätterung der Oberhaut will unser Verfasser den Herrn Billard veranlaßt haben. Nach Beider Meinung soll diese Erscheinung einem Neugeborenen eigenthümlich seyn. Wenn man sie daher an der Leiche eines solchen Kindes findet, so soll es einen Beweis abgeben, daß es nicht todt zur Welt gekommen ist. Der Werth den dieß, wenn es wahr wäre, für die gerichtliche Medicin, zur

Ausmittelung des Kindesmordes, haben könnte, wird durch das Geständniß: daß diese Abblätterung nie unmittelbar nach der Geburt Statt finde, sehr gemindert, indem die Fälle, wenn sie überall hieher gerechnet werden dürfen, gewiß sehr selten sind, in denen an Kindern, die älter als einen Tag sind, ein eigentlicher Kindesmord, nach dem in der deutschen Gesetzgebung davon aufgestelltem Begriffe, begangen wird. Billard's Beobachtungen haben sich dem Ref. überdies nicht bestätigt, indem er bey einer Menge von Neugeborenen, die er bis zum vierzehnten Tage vielfältig untersuchte, die Abblätterung keinesweges beständig antraf. Wahrscheinlich befördern also örtliche Verhältnisse, und die Behandlung der Neugeborenen im Findelhaufe zu Paris, wo sie Herr Billard beobachtete, dieß Ereigniß, das daher, wo diese Ursachen fehlen, nicht in dem Grade als dort vorkommt. Ueberdies nimmt man diese Erscheinung auch schon an Früchten im Mutterleibe wahr. Was über die Veränderungen des Knochensystems, besonders der Zähne, und über die des Darmcanals und der Blase gesagt worden, ist von keiner Bedeutung. Dasselbe läßt sich von dem über die zweyte Kindheit, und über das Jünglingsalter, über die Volljährigkeit, und über das Greisenalter kurz Vorgetragene sagen. Hieran schließt sich die Untersuchung über die Ausmittelung der Identität einer Person, wobey, nach Anführung der gesetzlichen Bestimmungen über diesen Gegenstand, einige Punkte auf die dabey vorzüglich gesehen werden muß, hervorgehoben werden. Die fünfte Vorlesung beschäftigt sich mit den Angriffen auf das Schamgefühl, zu denen die Nothzucht und die Pederastie und Sodomie gerechnet werden. Vorangeschickt sind wie-

der, wie dieß immer geschieht, die darüber in Frankreich geltenden gesetzlichen Verfügungen. Bey der Nothzucht wird die an einer Jungfer von der an einer bereits entjungferten Person vollzogenen unterschieden. Bey Gelegenheit der ersteren kommen auch die Zeichen der Jungferschaft, und der Entjungferung vor. Von dem Jungferhäutchen hat der Verf. einen sehr unvollkommenen Begriff wenn er behauptet, daß es durch Reiten, Ausstreifen der Schenkel, und durch die Gewalt der ersten Menstruation (*par l'effort de la première menstruation*) zerstört werden könne. Ueber die Unzuverlässigkeit der Zeichen der Jungfrauschaft stimmt er mit deutschen Aerzten völlig überein. Seine Belehrung über die Merkmale einer gewaltthätigen Entjungferung, die er in der sechsten Vorlesung fortsetzt, ist sehr unvollständig. Um über die an einer bereits entjungferten Person begangene Nothzucht urtheilen zu können, soll man hauptsächlich auf das gegenseitige Kräfte-Verhältniß der Betheiligten sehen. Von dem durch unwillkürliche Sinnen-Reizung, der das Frauenzimmer nicht entfliehen konnte, und die zuletzt Erschöpfung von ihrer Seite zur Folge hat, erzwungenen Bey Schlaf, ist nicht die Rede. Nothzucht im unbewußten Zustande, und im tiefen Schlafe des Frauenzimmers wird für möglich gehalten, und ebenso auch Schwängerung bey der Nothzucht. Ueber Sodomie und Knabenschändung, die hier durchgehends verwechselt werden, erhalten wir wenig Auskunft. Die siebente, achte und neunte Vorlesung handeln von der Ehe, von den natürlichen Ehestandshindernissen, von den Mißbildungen der weiblichen Geburtstheile, und von den Fällen, in denen die Ehe ungültig ist. Sie treten bey dem männlichen Un-

vermögen, und bey der Unfruchtbarkeit der Weiber ein. Von beiden wird nach Maßgabe ihrer Ursachen, doch minder gründlich als in deutschen Hand- und Lehrbüchern gehandelt. Wahre Zwitterbildung hält Herr Orfila für unmöglich, doch erzählt er ein paar merkwürdige Fälle von Vermischung der Geschlechtstheile beider Geschlechter. In dem letzteren fand man Hoden und Hodensack, und einen mit Aufrichtungsvermögen begabten Penis, der bis auf ein Drittheil seiner Länge durchbohrt war. Die weiblichen Geburtstheile glichen mit geringen Abweichungen denen einer wohlgebildeten Frau. Das Monatliche floß ordentlich, und die Person wurde zwey Mal schwanger, abortierte jedoch im dritten bis fünften Monate. Noch merkwürdiger ist jedoch unstreitig der Zustand der Margarath Bergold von dem Carus uns Nachricht ertheilt hat. Die Anleitung wie der gerichtliche Arzt das Geschlecht, wenn es zweifelhaft ist, ausmitteln soll, verdient alles Lob. Dörrier, dessen hier Erwähnung geschieht, ist offenbar mehr Mann, als Weib. Mit Unrecht erklärt der Verfasser die Hypospadiæen für unvermögend, da wir mehrere unzweydeutige Beispiele, in denen sie Kinder zeugten, kennen. Die zehnte und elfte Vorlesung beschäftigen sich mit der Schwangerschaft. Der Verfasser wirft vier Fragen auf. 1. Ist eine Frau schwanger? So umständlich der Verf. auch die Zeichen der Schwangerschaft angibt, so übergeht er doch eins der wichtigsten, nämlich, die durch die Bauchdecken und das Scheidengewölbe fühlbaren Fruchttheile. Das Behorchen des Bauches um den Herzschlag der Frucht zu hören, empfiehlt er dagegen sehr. Die kurze Bemerkung über die vermischte Schwangerschaft

ist völlig unbedeutend, und was er von der Schwangerschaft außer der Gebärmutter sagt, wenigstens überflüssig. Von den krankhaften Zuständen, die eine Schwangerschaft vorspiegeln, findet man dagegen viel Lehrreiches; doch ist die Behauptung, daß eine Schwangere schon im dritten Sonnen-Monate Bewegung spüre, durchaus falsch. Die 2. Frage: in welchem Alter ein Frauenzimmer empfangen könne? beantwortet er dahin, daß man zwischen zwölf und einem halben und sechzig Jahren Beispiele von Schwängerung habe. Ref. sind jedoch Beispiele von zehn- und elfjährigen Mädchen bekannt, die schwanger wurden, und gebären. Die 3. Frage: ob eine Frau während der ganzen Dauer ihrer Schwangerschaft darüber ungewiß bleiben könne, wird, unter Anführung mehrerer beweisender Fälle, bejahend entschieden. Auch die 4te Frage, über den Trieb Schwangerer zu gesetzwidrigen Handlungen, besonders zum Diebstahl, wird, in Beziehung auf einzelne Fälle, bejahend beantwortet. Molen, die durch Entartung eines Eies oder Mutterkuchens entstanden sind, hält der Verfasser mit Recht für Beweise vorangegangener Begattung; alle übrigen aber für krankhafte Erzeugnisse. Sechs Gutachten und Berichte über Schwangerschaft machen den Schluß der elften Vorlesung. Die zwölfte hat die Geburt zum Gegenstande. Es werden darüber die nämlichen Fragen aufgeworfen, wie in Deutschland, und sie werden auch im Ganzen gerade wie bey uns beantwortet.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

16. Stück.

D e n 28. J a n u a r 1 8 3 2.

P a r i s.

Beschluß der Anzeige: *Leçons de Médecine Legale par M. Orfila, Professeur etc. etc.*

Höchst interessant ist der von der Madame Boivin beobachtete Fall von Ueberfruchtung bey doppeltem Uterus, den Cassan (*Recherches sur les cas d'uterus double et de superfétation. Dissertat. inaugur. Paris 1826*) anführt. Die beiden Kinder wurden in einem Zwischenraum von zwey Monaten geboren, beide Mädchen, eins vier, und das andere drey Pfund schwer. Die Fragen, ob eine eben Entbundene ihrem Kinde die nöthigen Dienste leisten könne; welche unschuldige Todes-Ursachen der Frucht während der Geburt eintreten; und wer, wenn Mutter und Kind während der Geburt gestorben, zuerst umgekommen sey? sollen bey der Lehre von der Erstigkeit des Todes erörtert werden. Die dreyzehnte Vorlesung liefert eine Darstellung der anatomischen Eigenthümlichkeiten der wichtigsten Werkzeuge der Frucht im regelmäßigen, regelwidrigen und krankhaften Zustande, ganz nach den Resultaten der Untersu-

chungen Billard's. Man sieht daraus wie mannigfachen Krankheiten die Frucht im Mutterleibe unterworfen ist, und wie viele krankhafte Veränderungen ihrer wichtigsten Werkzeuge, als Wirkungen und Folgen jener Krankheiten, mit zur Welt bringen kann, die denn als eben so viele Ursachen des, sowohl unmittelbar, als auch bald nach der Geburt erfolgten Todes angesehen werden müssen. Diese ganze Darstellung ist höchst schätzbar, und sollte von keinem Arzte, der nicht mit Billard's wichtigem Werke: über die Krankheiten neugeborner und saugender Kinder, bekannt ist, ungelesen bleiben. Die vierzehnte, vom Kindsmorde, ist, wegen der Resultate mancher eigenen Untersuchungen, auch für deutsche gerichtliche Aerzte, mit denen der Verfasser in allen Hauptpunkten übereinstimmt, lehrreich. Unter den verschiedenen Veränderungen die eine Fruchtleiche bey längerem Aufenthalte in der Gebärmutter erleidet, wird auch, nach einer Beobachtung von Beclard, die Verwandlung in Adipocire aufgezählt. In dem angeführten Fall hatte sich die kleine so umgewandelte Leiche jedoch sieben Jahre lang im Schooße der Mutter befunden. Ueber den Werth der Plouquet'schen Lungen-Schwerprobe urtheilt der Verf. im Ganzen günstiger, als es in Deutschland geschieht. Nach Chaussier's Versuchen läßt sich annehmen, daß, im Allgemeinen, die ganze Leiche eines Neugeborenen das geathmet hatte, nicht siebenzig Mal so viel wiegt als seine Lungen; und daß die Leiche von einem das nicht geathmet hatte, mehr als fünf und dreyßig Mal mehr wiegt als seine Lungen. Aus dem Gewichts-Verhältnisse der Lungen zum Herzen läßt sich, nach den darüber angestellten Versuchen, über das geschene oder unterbliebene Athemholen nicht urtheilen. Der Werth

der Lungen = Schwimmprobe wird nicht höher ange schlagen als in Deutschland. Chaussiers Beobachtung, daß sich bey Früchten während der Geburt, vorzüglich wenn sie durch die Wendung auf die Füße vollendet wurde, ohne Fäulniß, ein Lungen = Emphysem entwickele, ist höchst merkwürdig, doch bedarf sie noch Bestätigung. Sollten solche Früchte wohl nicht in der Geburt schon geathmet haben, ehe sie starben? Daß dieß möglich sey, ja öfters vorkomme, gesteht auch Dr.fila nicht allein zu, sondern er bestätigt es auch durch mehrere völlig beglaubigte Fälle. Unter ihnen ist der von Robert (Diction. de Médec. Art. Infanticide), in dem ein bey engem Becken mit dem Schädel vorliegendes Kind; während der Versuche es, zuerst mit der Zange, und so durch die Wendung hervorzuziehen, mehrere Male laut schrie, höchst wichtig. Von noch größerer Bedeutung sind die Beobachtungen über das Untersinken der Lungen von Kindern die sogar mehrere Tage nach der Geburt noch gelebt hatten, im Wasser. Bernts Angaben über die Verschiedenheiten der Frucht = Blutwege bey Neugeborenen, die vor ihrem Tode geathmet, und die nicht geathmet haben, werden durch die Resultate der Untersuchung des Bfs. nicht bestätigt. Die Leberprobe verwirft er nach dem was zwey und zwanzig Versuche darüber lehrten, gänzlich.

Die funfzehnte Vorlesung beschäftigt sich bloß mit den von Bernt vorgeschlagenen Prüfungsmitteln des Todes des Neugeborenen vor, oder nach der Niederkunft, über die kein beyfälliges Urtheil ausgesprochen wird; und die sechzehnte mit den wichtigen Fragen: wie und unter welchen Vorsichtsmaßregeln der gerichtliche Arzt die Resultate der Lungenprobe zu benutzen habe, um daraus über den vor, während, oder nach der Geburt erfolgten Tod des Neugeborenen

einen möglichst sicheren Schluß zu ziehen. Obgleich manches Nützliche hierüber gesagt wird, so befriedigt der Verf. dadurch doch eben so wenig, als durch das was er im zweyten Theil dieser, und in der siebenzehnten über die zweifelhaften Todesarten Neugeborner vorträgt. Seine darauf gestützte Eintheilung des Kindesmordes in den von Unterlassung und von Zufügung (*infanticidum per omissionem et per commissionem*), ist unrichtig und ungenügend, was Ref. um so mehr bemerken zu müssen glaubt, da sie auch in Deutschland vorkommt, und in der gerichtlich-medizinischen Praxis zu manchen Irrthümern und Fehlern die Veranlassung gibt. Die achtzehnte Vorlesung liefert eine Zusammenstellung der Hauptsätze über den Kindesmord, und vier ärztliche Gutachten, die für den deutschen Leser jedoch ohne Interesse sind. Von nicht größerer Bedeutung sind die neunzehnte und die zwanzigste, die von der vorsehlichen Erregung einer Fehlgeburt handeln. Der Verf. berücksichtigt hierbey zwar auch die künstliche Frühgeburt, und meint, man dürfe sie wohl wegen lebensgefährlichen Blutflusses aus der Gebärmutter einer Schwangeren, aber nicht wegen Beckenenge bewirken, doch zeigt er dadurch daß er von dieser Operation so wenig, als von der Entbindungskunst überhaupt gehörig unterrichtet ist. Den Schluß der zwanzigsten Vorlesung machen einige kurze und oberflächliche Bemerkungen über Aussetzung, Verheimlichung und Verbergung, Unterschiebung und Vertauschung Neugeborner. Die ein und zwanzigste Vorlesung hat die Stabilität (*viabilité*) der Frucht zum Gegenstande. D. begreift darunter das Nämliche was wir unter Lebensfähigkeit (*vitalitas*) verstehen. Er leitet diese ungewöhnliche Benennung von *via*, Weg, ab, und bezeichnet

damit die Fähigkeit eines Neugeborenen seinen Lebensweg außerhalb der Gebärmutter so lange fortzusetzen, als das allgemeine Loß der Menschen es gestattet. Obgleich man Beyspiele von sechsmonatlichen, ja jüngeren Neugeborenen haben will, die nach der Geburt fortlebten, und ein hohes Alter erreichten, so hält er doch mit Recht dafür, daß nur ein Neugeborenes von sieben Sonnen-Monaten für viabel gelten könne. In vollkommener Uebereinstimmung mit Ref. ist er ebenfalls der Meinung, daß die Viabilität auch durch Mißbildungen der Frucht aufgehoben werden könne, die er nach ihren Ordnungen, Gattungen und Arten sehr umständlich angibt. Ueber die Kennzeichen dieser Fähigkeit, die von dem verschiedenen Alter der Frucht abhängen, schlüpft er dagegen leicht weg.

Der zweyte Theil enthält drey und zwanzig Vorlesungen. In der zwey und drey und zwanzigsten handelt der Verf. von den verstellten, vorgeschützten, verhehlten und angeschuldigten Krankheiten, und zwar nicht bloß im Allgemeinen von den Ursachen solcher Betriegerereyen, und von der Art sie zu entdecken, sondern auch von einer Menge einzelner Krankheiten bald mehr bald minder ausführlich, ohne es darin jedoch, wie sich auch nicht erwarten läßt, zu einiger Vollständigkeit zu bringen. Die verstellten, die mit Unrecht von den vorgeschützten unterschieden werden, zerfallen hier nach der Eintheilung des Dr. Marc, die zwar nicht ganz richtig, doch in practischer Beziehung ziemlich brauchbar ist, in bloß nachgeahmte und in wirklich künstlich erzeugte. Der Verf. bleibt jedoch dieser Eintheilung selber nicht treu, und bringt manches in die erste Classe, was zur zweyten gehört. Zur Hervorbringung mancher Krankheits-Erscheinungen gibt der Verf. einige Mittel an, deren Ge-

brauch zu diesem Zweck in Deutschland noch ziemlich unbekannt seyn dürfte. So soll z. B. ein einige Male wiederholtes Aufstreichen verdünnter Salpetersäure auf die Bindehaut eine leichte Verdunkelung der Crystalllinse erzeugen. Lähmung der oberen Augenlieder soll durch die Durchschneidung des Superciliar-Nervens bewirkt werden. Verhehlte und angeschuldigte Krankheiten, wozu auch einige andere Mängel die nicht gerade Krankheiten sind, als der Jungfrauschaft, der monatlichen Reinigung, der Milch bey Säugammen, gerechnet werden, sind ganz oberflächlich, und ohne den gerichtlich-medizinischen Standpunct dabey festzuhalten, abgefertigt. Die vier und zwanzigste Vorlesung hat es mit den Seelenkrankheiten zu thun, wobey zugleich von denjenigen Zuständen die Rede ist, die entweder mit ihnen verwechselt werden können, oder denen man gleiche rechtliche Wirkungen beylegen muß. Man darf hier keine wissenschaftliche Entwicklung und Darstellung der Lehre von den Seelenkrankheiten, in ihrer Beziehung auf das Recht, sowohl bürgerliches, als auch peinliches, wie wir sie in Deutschland besitzen, suchen; dagegen findet man aber von beglaubigten Thatsachen wohl unterstützte wichtige Bemerkungen über Monomanie und partiellen Wahnsinn, und über Wuth ohne Wahnsinn (*furore sine delirio*), die auch in Deutschland, vorzüglich von Rechtsgelehrten, gelesen und beherzigt zu werden verdienen. Der Inhalt der fünf bis neun und zwanzigsten Vorlesung hat den Tod, den Scheintod und die Fäulniß zum Gegenstande. Hier ist der Verf. mehr in seiner Sphäre und man findet daher, über Scheintod und wahren Tod, über die Verwandlungen der Gewebe und Flüssigkeiten, die entweder als Folge des Todes entstehen, oder von Gewalt

thätigkeiten und Krankheiten abhängen, die den
 Verstorbenen vor seinem Tode trafen, und über
 die Maßregeln, die man bey und nach der Ent-
 wicklung der Leichen nehmen muß, viel Lehrreiches.
 Alle Kennzeichen des wahren Todes sind, mit
 Ausnahme der vollkommenen Fäulniß, und der
 wahren leichenhaften Steifheit, unzuverlässig.
 Aus den Veränderungen (26ste Vorl.) die diese
 letztere bewirkt, soll man aber nicht allein den
 wirklichen Tod, sondern selbst die Zeit des Ab-
 sterbens bestimmen können, wenn man nur die
 Veränderungen kennt, und zu beurtheilen weiß,
 die ein Leichnam in verschiedenen Medien erleidet,
 und sich hütet, sie mit denen, die während
 des Lebens schon entstanden seyn können, zu ver-
 wechseln. Daß dieser irrige Satz dem Verf.
 wohl nur so entschlüpft ist, sieht man aus dem
 Folgenden, in dem er das Gegentheil seiner Be-
 hauptung selber beweist. Um die Verände-
 rungen, denen Leichen in verschiedenen Medien
 unterworfen sind, mit möglichster Genauigkeit
 angeben zu können, stellte er eigends Versuche
 mit Leichnamen, und einzelnen Theilen dersel-
 ben, größtentheils von Neugeborenen, darüber an,
 die sehr lehrreich sind. Hätte er jedoch ganze
 Leichname Erwachsener mehr und öfter unter den
 Verhältnissen zu beobachten Gelegenheit gehabt,
 unter denen sie gewöhnlich angetroffen werden,
 so würden ihm gewiß auch die unterschiedenen
 Gattungen und Arten der Fäulniß, wie sie Ref.
 beschrieben hat, vorgekommen seyn. Von ganz
 besonderem Interesse sind die Geschichten der
 Ausgrabung und kunstmäßigen Untersuchung
 zweyer Leichen, von denen die eine seit 32 Ta-
 gen begraben gewesen, die andere aber schon viel
 länger in der Erde gelegen hatte (27ste Vorles.
 S. 215 u. flgde). In Bezug auf die Fäulniß
 stoßen wir noch auf die wichtige Bemerkung,

daß Scheintodte bisweilen einen fauligen Geruch an sich haben könnten, der ihnen oft schon früher eigen gewesen, und daß sich auch auf ihrer Haut bisweilen Flecken befänden, die mit den von Fäulniß entstandenen große Aehnlichkeit hätten, und daß es also Fälle gäbe, in denen die gewöhnlichen Merkmale der Fäulniß nicht zu reichen, und man deshalb bisweilen erst die Aushebung und Trennung der Oberhaut (ein freylich bey Menschen, und besonders bey neugebornen, die unmittelbar vor dem Tode am Blasen-Ausschlage gelitten haben, auch sehr zweydeutiges Kennzeichen, Ref.) erwarten müsse. Die Abhandlung, über die Eröffnung des Leichnams, in der neun und zwanzigsten Vorlesung, kann sich mit dem in Deutschland über diesen Gegenstand Erschienenen nicht messen. In der dreyßigsten Vorlesung ist von der Priorität des Todes die Rede. Der Verf. folgt hier Foderé, bemerkt aber mit Recht, daß über diesen Gegenstand mit Sicherheit Etwas zu sagen, bey dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft, menschliche Kräfte übersteige. Die ein und dreyßigste Vorlesung handelt von der Asphyrie überhaupt, doch sehr kurz, ausführlicher dagegen aber von dem Ertrinken. Er theilt siebenzehn Beobachtungen über Ertrunkene mit, die jedoch die Schwierigkeit der Erkenntniß dieser Todesart keinesweges wegräumen. Die zwey und dreyßigste Vorlesung beschäftigt sich deshalb auch zuerst noch mit den Merkmalen, aus denen man soll erkennen können, ob ein im Wasser gefundener todter Körper noch lebend, oder schon todt in dasselbe hineingekommen ist. Ungeachtet mancher lehrreicher Bemerkungen, besonders über Leichen, die schon längere Zeit im Wasser gelegen haben, weiß uns der Vf. doch keine zuverlässige Kennzeichen des wirklichen Ertrinken-

seyns anzugeben, und in den Leichen im Wasser Gefundener nachzuweisen. Die Fragen, ob ein Ertrunkener durch Zufall in das Wasser gekommen sey, sich selbst hineingestürzt habe, oder durch fremde Hand mörderisch hineingeworfen worden, die den zweyten Gegenstand dieser Vorlesung ausmachen, hält er für unmöglich zu entscheiden. Die drey und vier und dreyßigste Vorlesung hat das Erhenken und Erwürgen zum Gegenstande, wobey aber die neueren, in Deutschland angestellten, Versuche, die besonders die Wichtigkeit der Ausdehnung der größeren Blutgefäße des Halses, der Nerven, und des Rückenmarks als Todes-Ursache Erhenkter beweisen, nicht berücksichtigt sind. Sehr verdienstlich sind dagegen aber die mit dem Aufhenken von Leichen angestellten Versuche, die doch beweisen, daß die Veränderungen die durch das Ersicken mittelst des Aufhenkens bey Lebenden bewirkt werden, bey schon Todten niemals entstehen.

In der fünf und dreyßigsten bis vier und vierzigsten Vorlesung betrachtet der Verfasser die körperlichen Verletzungen, wobey er zugleich auch die von Innen herausbrechende Selbstverbrennung berücksichtigt. Er verwirft darin alle Eintheilungen der ersteren nach dem Grade ihrer Tödtlichkeit, und will sie in allen Fällen stets nur individuell beurtheilt wissen. Die Vorschriften die er dafür aufstellt, sind aber nichts weniger als hinreichend, und beweisen recht deutlich, daß man ohne allgemeine Begriffe über Verletzungen, hinsichtlich ihrer Tödtlichkeit, und ohne bestimmte allgemeine Grundsätze für ihre Beurtheilung auch einzelne Fälle niemals nach individuellen Gründen allein richtig beurtheilen kann. Die Versuche die der Verfasser zur Ausmittelung von Kennzeichen anstellte, aus denen man erkennen könnte, ob Wunden vor, oder nach

dem Tode beygebracht seyen (drey und vierzigste Vorlesung) gaben keine entscheidende Resultate. Anschwellung der klaffenden Ränder einer Wunde und Anhängen von Blutgerinsel an ihrer Oberfläche hält er jedoch für die zuverlässigsten Merkmale, daß sie während des Lebens beygebracht worden. Die Selbstverbrennung lebender Körper (vier und vierzigste Vorlesung) wird sehr ungenügend und fast ohne alle Rücksicht auf die gerichtlich = medicinische Untersuchung der Leichenreste auf diese Weise Verunglückter abgehandelt. Das Verfahren des Verfassers Blutsflecke an eisernen Werkzeugen und in Kleidungsstücken, und männlichen Samen, Flüssigkeiten aus den weiblichen Geburtstheilen, und Fettsflecke in Wäsche und Tüchern zu erkennen, und von allen andern zu unterscheiden (fünf und vierzigste Vorlesung), ist aus mehreren anderen deutschen Zeitschriften schon so bekannt, daß wir es füglich mit Stillschweigen übergehen können.

Der dritte Theil handelt in ein und dreißig Vorlesungen von den Giften und der Vergiftung. Man findet hier nicht bloß einen Auszug aus dem größeren Werke des Verfs. über die Gifte, sondern diesen Gegenstand für den Zweck der gerichtlichen Medicin besonders bearbeitet. Die Lehre von der Vergiftung und ihrer Ausmittelung in einzelnen Fällen (ein und siebenzigste bis sechs und siebenzigste Vorlesung) ist im Ganzen vortrefflich behandelt. Zum Schluß betrachtet er noch (sieben und acht und siebenzigste Vorlesung) Nahrungsmittel und Getränke, vom medicinisch = policeylichen Standpuncte aus, und beschäftigt sich also mit Gegenständen, die diesem Werke eigentlich fremd sind.

In einem kurzen Nachtrage werden noch einige Bemerkungen über Kirschlorbeer, Krähen = Augen, Opium und Morphin, nach den Resultaten

mehrerer neuerer Versuche mitgetheilt. Opium tödtet oft unter starker Zusammenziehung der Pupille.

Die 19 Kupfer liefern gute Abbildungen häufig vorkommender Giftpflanzen, einer Viper und giftiger Schwämme, das 20ste und 21ste aber einiger giftiger Insecten. Mde.

G ö t t i n g e n.

Bev Rudolph Deuerlich: Untersuchung über die Verbreitungsart der asiatischen Cholera von Dr. C. F. G. Herbst, Privatdocenten zu Göttingen. 1832. VIII und 96 S. in 8.

Selbst ohne die genauere Angabe der Ursachen, welche, nach so vielen Vorgängern, auch den Vf. bewogen haben, seine Ansichten über die Verbreitungsart der auf dem Titel bezeichneten Krankheit öffentlich mitzutheilen, hofft derselbe in der hohen und ausgedehnten Wichtigkeit des Gegenstandes und in der auch jetzt noch fortdauernden Meinungsverschiedenheit unter den Aerzten eine hinreichende Entschuldigung zu finden. Nur eine sorgfältige, unparteyische und gewissenhafte Erwägung aller vorhandenen Thatsachen ist im Stande die Zweifel zu lösen, welche auf diesem Gegenstande zu ruhen scheinen. Zu der Erreichung dieses Zieles beizutragen ist der Zweck der vorliegenden Schrift.

Zwar ist der Vf. schon zu der Zeit, als man in Deutschland zuerst anfing der asiatischen Cholera, als einer auch uns bedrohenden Epidemie eine größere Aufmerksamkeit zu schenken, der Meinung gewesen daß diese Krankheit nicht ansteckend sey, sondern hauptsächlich durch allgemeine miasmatisch-epidemische Ursachen erzeugt und verbreitet werde; als aber, bey dem weitem Umsichgreifen derselben in Deutschland, ungeachtet der sich häufenden, das Gegentheil beweisenden, Erfahrungen, die einmal ausgesprochene Meinung der Contagiosität von der bey weitem größten Mehrzahl der Aerzte beybe-

halten wurde, meinte der Vf. seine eigene abweichende Meinung einer abermaligen gründlichen Prüfung unterwerfen zu müssen. Als er nun bey dieser vorurtheilsfreyen Untersuchung, seine bisherige Meinung nicht bloß als richtig, sondern auch deren Richtigkeit durch viele Gründe als wirklich erweislich erkannte, so glaubte er seine Ansichten der öffentlichen Beurtheilung unterwerfen zu dürfen. Wenn nun seit einiger Zeit in der allgemeinen Meinung der Aerzte eine Aenderung eingetreten ist, so daß jetzt die meisten die Contagiosität der asiatischen Cholera entweder gänzlich läugnen, oder für nur sehr selten halten und deren Bedeutung in Beziehung auf die Weiterverbreitung jeden Falles als sehr gering annehmen, so findet der Vf. in diesem Umstande eine Bestätigung seiner Ansicht, wie auch in diesen Blättern die durch die neuern Erfahrungen vielfach bestätigte Meinung in ihnen schon sehr früh (vergl. G. g. N. 130. St. ff. 1831. u. a. a. D.) wiederholt als die richtige ausgesprochen ist. In der vorliegenden Untersuchung sind nun auch die vermeintlich für die Contagiosität sprechenden Umstände, welche sich jedoch als nicht beweisend ergeben, nicht übergangen; insbesondere aber sind die Gründe, welche die nicht contagiose, sondern miasmatisch-epidemische Natur der asiatischen Cholera darthun, hervorgehoben, und durch Nachweisungen ihres eigenthümlichen Verhaltens, und durch Beyspiele und Thatsachen aus der Geschichte des Ursprungs und Fortgangs der Epidemie unterstützt. Leicht würde es gewesen seyn die Zahl und den Umfang der als Beweise angeführten Thatsachen beträchtlich zu vermehren, allein da die Krankheit seit langer Zeit die Aufmerksamkeit von Aerzten und Nichtärzten in so hohem Grade auf sich gezogen hat, so glaubte der Vf. bey den meisten Lesern vieles das bisherige Verhalten der Cholera Betreffende als be-

kannt voraussetzen und sich deshalb, unbeschadet der Beweiskraft kürzer fassen zu dürfen.

Die Schrift zerfällt in den allgemeinen und in den besondern Theil. Nach einigen Bemerkungen über die Verbreitung der Krankheiten überhaupt folgt in dem ersten Theile eine Aufzählung der Eigenthümlichkeiten der miasmatisch-epidemischen und der sich weit verbreitenden ansteckenden Krankheiten. Aus der Vergleichung der asiatischen Cholera, hinsichtlich des Sitzes, der Ursachen, des Verlaufs und des Characters mit den genannten zwey Krankheitsklassen geht hervor, daß dieselbe nicht bloß sich von den ansteckenden Krankheiten wesentlich unterscheidet, sondern auch mit dem Verhalten der miasmatisch-epidemischen Krankheiten gänzlich überstimmt. Ein nicht zu übersehender Grund gegen die Annahme der Contagiosität der asiatischen Cholera ist gewiß auch, daß dieselbe sich durchaus nicht wesentlich von der sogenannten sporadischen aber, wie S. 14 bemerkt ist, zu verschiedenen Zeiten sowohl in Asien als in Europa auch epidemisch beobachteten Brechruhr unterscheidet, daß aber bis auf den heutigen Tag kein Beispiel bekannt geworden, daß irgend eine Krankheit, nachdem sie Jahrhunderte hindurch oft vorgekommen, ohne sich jemals contagios gezeigt zu haben, auf einmal, noch dazu ohne andere wesentliche Abweichungen, einen ansteckenden Character angenommen hat.

Der besondere Theil, welcher die Verbreitungsart der asiatischen Cholera genauer angibt, zerfällt in drey Abschnitte, von denen der erste von der Entstehung und der ersten Verbreitung derselben handelt. Es ist gezeigt, daß die Cholera schon früher epidemisch vorgekommen ist, ohne ansteckend gewesen zu seyn, und daß sie auch in ihrer bözartigsten, tödtlichen Form, selbst den alten Aerzten bekannt war, daß aber die jetzige

Epidemie im Jahre 1817 in Indien unter dem Einflusse einer eigenthümlichen Bitterungsconstitution ihren Anfang nahm. Hierbey durfte die genauere Angabe der örtlichen Verhältnisse der Stadt Billa Jessoré, wo die Cholera zuerst die Aufmerksamkeit der obrigkeitlichen Behörden auf sich zog, um so weniger vermist werden, da das Zusammentreffen mehr oder weniger ähnlicher Umstände, in Verbindung mit der eigenthümlichen Bitterungsbeschaffenheit, sowohl in Asien als in Europa, an den verschiedenen, von der Cholera ergriffenen, Orten, den Ausbruch der Epidemie veranlaßt und deren Hefigkeit, Umfang und Dauer bestimmt hat. Der zweyte Abschnitt beschäftigt sich mit der Prüfung der Gründe, auf welche viele zum Beweise der Contagiosität der Cholera ein besonderes Gewicht gelegt haben, wobey auf die Unhaltbarkeit jener ungegründeten Annahmen aufmerksam gemacht ist. Der dritte Abschnitt enthält die Gründe, welche die Verbreitung der asiatischen Cholera durch allgemeine miasmatisch-epidemische Ursachen darthun. Diese Gründe sind hergenommen 1) aus der Entstehung und dem Verhalten der Krankheit im Allgemeinen; 2) aus der Art der Verbreitung über größere Flächen; 3) aus der Entstehung und dem Verhalten an einzelnen Orten. Es ist hier nicht der Ort die vielen, in der Schrift angeführten, die miasmatisch-epidemische Natur der Cholera beweisenden, Gründe zu wiederholen. Es mag hinreichen im Allgemeinen zu bemerken, daß in der ersten Abtheilung dieses Abschnitts für die Entstehung und Verbreitung der asiatischen Cholera durch allgemeine miasmatisch-epidemische Ursachen, theils die seit dem Jahre 1817 andauernde eigenthümliche Disposition des menschlichen Organismus, theils die überall dem Ausbruche der Cholera vorhergehenden häufigen Affectionen

des Darmcanals und ähnliche Beschwerden, theils die ebenfalls ihr vorhergehenden oder gleichzeitig mit ihr eintretenden Epizootien, so wie die dem Ausbruche unmittelbar vorhergehenden, oft auffallenden Veränderungen der Witterung angeführt sind. Hierzu kommt noch daß man in den letzten Jahren sporadische Fälle der bössartigen, tödtlichen Cholera in Deutschland, Frankreich und England beobachtet hat, von denen einige ohne alle wahrnehmbare äußere Ursache eintraten, andere aber deutlich rein miasmatischen Ursprungs waren, die aber sämmtlich von allem Verdacht der Ansteckung frey geblieben sind. Auch ist noch hingewiesen auf den überall, wo die Krankheit herrscht und geherrscht hat, verbreiteten Glauben der Nichtansteckung, worauf um so mehr Gewicht gelegt werden darf, als es gänzlich beyspiellos ist, daß eine ansteckende Krankheit von solcher Heftigkeit und ungewöhnlicher Ausbreitung, ungeachtet des entschiedenen Ausspruchs der Aerzte und der allgemeinen Furcht, bey ihrem wirklichen Ausbruche von der öffentlichen Stimme für nicht ansteckend erklärt ist. — Wenn diese Gründe wenigstens auf die Möglichkeit eines Zweifels an der ansteckenden Natur der asiatischen Cholera aufmerksam machen, so kann es nicht fehlen, daß auch die Art und Weise wie diese Krankheit sich von Land zu Land verbreitete (Abth. 2. dieses Abschnitts), ganz abweichend von der Verbreitungsweise der ansteckenden Krankheiten, zu ernstlicher Ueberlegung und noch stärkern Zweifeln Anlaß gibt. Die Richtung in der Verbreitung der asiatischen Cholera, welche mit dem schon von Plinius angegebenen Fortschreiten der epidemischen Krankheiten übereinstimmt, die größern Fortschritte derselben in der auch das Erscheinen der gewöhnlichen Cholera begünstigenden Jahreszeit, ihr gleich-

mäßiges Fortrücken über größere Strecken, ganz nach der geographischen Lage der Dexter, sowohl auf dem Festlande als auf den Inseln, ihre an manchen Orten excentrische Verbreitung und umgekehrt ihre häufige Beschränkung auf einzelne große oder kleine Ortschaften, ohne sich der Umgegend mitzutheilen; ihr unvermuthetes Erscheinen an einzelnen ungesunden Orten, ohne vorhergegangene Gelegenheit zur Ansteckung, ihr plötzlicher Ausbruch unter Heeresabtheilungen, wenn sie niedrige, sumpfige Gegenden zum Aufenthalt wählten, und ihr eben so plötzliches Aufhören unter denselben Truppen, so bald sie höher gelegene Gegenden erreichten, so wie ihre oft beobachtete genaue Beschränkung auf einzelne Individuen, die sich dem Einflusse des Sumpfmiasma und anderer schädlichen Momente ausgesetzt hatten, und die Falschheit der Behauptung daß Schiffahrt und Truppenzüge die Uebertragung der Krankheit zur Folge gehabt haben, sind Gründe, welche die Nichtcontagiosität der asiatischen Cholera und ihre Entstehung aus allgemeinen miasmatisch-epidemischen Ursachen im hohen Grade glaubhaft machen. Wenn nun diese Meinung auch durch die Art der Entstehung und Ausbreitung der Krankheiten unter den Bewohnern der einzelnen Orte bestätigt wird, welches die darüber vorhandenen, in der dritten Abtheilung dieses Abschnitts unter zehn Hauptpunkte zusammengefaßten, Erfahrungen darthun, so möchte ihre Richtigkeit wohl kaum noch in Zweifel gezogen werden können. Als Beweise sind hierbei viele von den neuern in Deutschland gemachten Beobachtungen angeführt, welche wegen ihrer Genauigkeit und unzweifelhaften Glaubwürdigkeit zur Beurtheilung und Ergänzung der frühern Berichte von vorzüglichem Werth und zur Entscheidung der Frage über die Verbreitungsart der erwähnten Krankheit sehr wichtig sind.

— Ein Paar Druckfehler, unter denen auf S. 47 **, wo statt des 14ten fälschlich des 17ten Jahrhunderts steht, der größte ist, werden leicht von den Lesern als solche erkannt und verbessert werden.

Herbst.

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

17. Stück.

Den 30. Januar 1832.

P a r i s.

Bey Dondoy-Dupré, 1830: La Reconnaissance de Sacountala, drame sanscrit et pracrit de Calidasa, publié pour la première fois en original, sur un manuscrit unique de la bibliothèque du Roi, accompagné d'une traduction française, de notes philologiques, critiques et littéraires, et suivi d'un appendice, par A. L. Chézy, de l'académie royale des Inscr. etc. XXXI, 286, 268 und Appendice 100 S. in gr. 4.

Es ist gewiß höchst erfreulich zu sehen, wie ein Stück der indischen Literatur, welches vor vielen Jahren, nach einer in Indien gemachten, nicht einmal sehr genügenden Uebersetzung, zuerst dem staunenden Europa den Reiz der indischen Dichtkunst aufschloß und in eine neue Welt anzugsvoll blicken ließ, jetzt auch in Europa nach dem Original studiert und herausgegeben wird. Den Inhalt, die Kunst und Schönheiten dieses Dramas hier weiter zu schildern wäre unnöthig:

die Stimme der Kunstrichter hat schon darüber entschieden, und die kurzen Verse Göthe's zum Lobe der Sakontala, als Motto auch dieser französischen Ausgabe vorgesezt, sind allbekannt; nur dieß läßt sich nun aus der Vergleichung des Originals versichern, daß Jones's Uebersetzung, so sehr sie auch an Gefühl für dichterische Schönheit zum Muster dienen kann, von dem Sinne und den Feinheiten des Originals oft weit entfernt ist.

Der jezige Herausgeber fühlte sich durch seine hohe Schätzung und sein Mitgefühl der dichterischen Vorzüge des Drama's Kalidasa's zum Bearbeiter und Uebersetzer desselben berufen. Einen feinen Geschmack für dichterische Kunst entdeckt man leicht in seiner Uebersetzung: nur ist diese sonst in allen Dingen der Farbe des Originals ziemlich unähnlich. Die kurze und gedrängte Sprache des Originals, der zu den Gegenständen passende stete Wechsel in Prosa und Versen, im gebildeten und im niedern Tone, kurz die großartigen Freyheiten und bunten Farben der Rede eines Drama's, welches, wenn man es mit europäischen Dramen vergleichen soll, am meisten noch dem romantischen Drama der Engländer und Deutschen gleicht, — in französischer Uebersetzung treu auszudrücken ist freylich wohl ein unmögliches Unternehmen, während sich die deutsche Sprache dem Original leicht fügen würde: doch scheint die vorliegende Uebersetzung oft unnöthig frey und gedehnt zu seyn; hie und da läßt sie auch einiges aus dem Original weg. Die Erläuterungen, die der Verfasser theils dem Texte theils der Uebersetzung hinzugefügt hat, beziehen sich nur auf Einzelnes und Zerstreutes, und gehören nicht immer zur Sache, sind auch für Leser der verschiedensten Art berechnet: über die Anlage und Kunst des Gan-

zen aber, über die Art eines solchen Dramas und dergleichen Fragen stellt der Verf. keine Untersuchungen an. In die philologischen Gründe gehen die Anmerkungen selten tiefer ein: man darf z. B. zweifeln, ob das pers. ^{و'}بَو nach S. 223 richtig mit dem sanskr. Potentialis bhavêt verglichen ist, da es vielmehr aus dem Indicativ bhavati verkürzt ist: der eigentliche Conjunctiv im Pers. ist با = sanskr. bhūjât, lat. ähnlich fuat.

Sehr wichtig ist diese erste Ausgabe eines Dramas in Europa auch in sofern, als darin die ersten längern Proben vom Prakrit gedruckt sind, und man sich daraus, beym Fehlen anderer Hülfsmittel, eine etwas festere Vorstellung von dem Wesen der indischen Volksdialecte machen kann. Während das Sanskrit in ganz Indien als gebildete Sprache dasselbe ist, ist das Prakrit sehr verschieden: und es kommen davon in diesem Drama zwey bedeutend verschiedene Arten vor. Ein Prakrit, welches die Weiber auch der höhern Stände und ihnen ähnliche, weichliche oder scherzende Männer reden, ist fast nichts als eine weichere Aussprache des Sanskrit, indem die Erweichung von gewissen durchgängigen Regeln ausgeht, so daß denn auch diese Art des Prakrit bey einiger Uebung leicht erlernt werden kann. Ein anderes Prakrit aber, welches im sechsten Act viel vorkommt, ist eine Sprache des niedrigsten Volks, ziemlich rauher und sehr verdorbener Aussprache, welches uns zu verstehen oft schwer ist, obgleich auch in diesem Prakrit die Wörter und Wurzeln fast durchaus mit dem Sanskrit übereinstimmen. So unorganisch ist aber auch dieses schlechte Prakrit nicht, daß darin z. B. der Loca-

tiv statt des Nominativs stände, wie Herr Ch. glaubt: denn die bisweilen vorkommende Endung *ê* des Nominativs ist aus *äs* entstanden, vergl. auch im Sanskrit *êdhi* aus *asdhi*, Imperativ von *a s* = *esse*. — Der durchgängige Wechsel dieser 3 Dialecte je nach dem Wesen und Character der redenden Person bringt eine schöne Lebendigkeit in das Ganze, und gehört zu den eigenthümlichen Schönheiten des indischen Dramas.

Zum Verständniß dieses Prakrits kam dem Herausgeber die von einem Panditen stammende Uebertragung ins Sanskrit sehr zu statten, welche sich in der Pariser Handschrift auf die meisten Stücke erstreckt; die fehlenden Stellen übertrug der Herausg. zur Ergänzung und kurzen Erklärung nach eigener Einsicht. Gerade hier wird ein künftiger Erklärer noch viel zu verbessern finden. Ueberhaupt hatte der Herausg., da er nur eine einzige Handschrift mit Bengalischen Buchstaben benutzen konnte, in kritischer Rücksicht mit besondern Schwierigkeiten zu kämpfen: der Text scheint an manchen Stellen noch sehr unsicher zu seyn. Die Uebersetzung von Jones' hat der neue Uebers. nicht selten glücklich verbessert: doch bleibt noch eine bedeutende Zahl von Stellen, wo seine Erklärung, wie er zum Theil selbst gesteht, noch nicht zuverlässig ist. Statt in dieses genauer einzugehen, scheint es an diesem Orte passender, wenn noch einige Bemerkungen über den in vieler Rücksicht wichtigen Anhang folgen.

Dieser enthält das *Sakuntalopâkhjânam* oder die alte epische Sage von *Sakuntala*, aus dem *Mahabharata* gezogen, wobey der Herausg. wohl hätte bemerken können, daß zuerst Fr. Schlegel im J. 1808 auf dieses Stück aufmerksam gemacht und das Wichtigste davon übersetzt hat. Ref. kann zwar dieses Stück des größten indischen Epos

nicht für so alt halten als den Grund und die Haupttheile des Mahabharata; es scheint von späterer Hand dem alten Epos hinzugefügt zu seyn, ähnlich der Rückkehr Arg'unas', und wohl nach manchen andern Stücken des Mahabharata, wenn man dieses erst kritisch untersucht haben wird. Die ungemein gedehnten, bisweilen kraftlosen und dem Gegenstande nicht entsprechenden Schilderungen, die sogar wörtliche Wiederholung älterer Verse, das Citat aus Manus Gesetzen 6, 9 ff., so wie viele auch im Einzelnen merklich abweichenden Wörter und Wendungen — alles dieses scheint so bestimmt auf einen jüngern Dichter zu führen, daß man sich wohl wundern möchte, wie der Hr. Herausg. diese kritische Frage ganz übergehen konnte, wenn nicht überhaupt die höhere Kritik von seinem Plane ausgeschlossen zu seyn schiene. Es soll aber damit vom Ref. nicht in Abrede gestellt werden, daß dieser jüngere Dichter schon mehrere Jahrhunderte vor dem Zeitalter Kalidasas (Mitte des ersten Jahrh. vor Chr.) schrieb: der Verfall des indischen Epos fällt schon in diese Zeiten. Auch hat der Dichter den Grund der alten Sage von Sakuntala sichtbar nicht verändert, indem er seine ganze Kraft nur auf die Schilderung einzelner Partien der alten sehr einfachen Sage verwendet. Wie groß aber Kalidasas schöpferischer Dichtergeist sey, zeigt am deutlichsten die Vergleichung seines Dramas mit der alten epischen Sage. Denn obgleich er durch höhere Rücksichten an die Grundfäden der heiligen Sage fest gebunden war, auch im Sinne seines schon ganz anders gestalteten Zeitalters dichten mußte: hat er doch mit künstlerischer Meisterhand sich des Stoffs vollkommen bemächtigt und ein Drama entworfen, dem man nichts weniger ansieht als äußeren Zwang. Es

ließe sich gewiß keine Art denken, wie der Dichter besser seine Aufgabe lösen konnte. Wäre freylich strenge Einheit des Orts und der Zeit ein Gesetz des indischen Dramas, so würde Kalidasa schwerlich die alte Sage, deren Zeitraum sich auf einige Jahre ausdehnt, nach allen Seiten hin in Einem Drama schön und genügend haben darstellen können: aber eine solche Einheit hat nie zu den Gesetzen des indischen Dramas gehört, welches auch hierin dem romantischen Drama der neuern Zeit am nächsten kommt.

Der Text dieses epischen Stückes ist aus Pariser Handschriften genommen; auch kamen dem Herausgeber einige von Bopp mitgetheilten Varianten aus Londoner Handschriften zu. Hier und da bedarf er noch der Verbesserung, wie 2, 3 mahāvanam oder mahad vanam, 3, 14 āgamat, 4, 19 provāk'a zu lesen ist. Auf notes et corrections S. 43 — 58 folgt bis S. 74 aus der in neuern Zeiten durch Proben im Journ. asiat. bekannt gewordenen persischen Uebersetzung des Mahabharata das Stück über Sakuntala. Zum Verständniß des Sanskrit kann uns diese Uebersetzung wenig nützen: für die Kritik des Textes aber könnte sie wichtig werden. Es zeigt sich hier eine ganz andere Diaskeuase der Erzählung, worauf der Herausg. wohl hätte wenigstens aufmerksam machen können: denn eine genügende Erklärung läßt sich erst nach Vergleichung vieler Handschriften geben. Daß der persische Uebersetzer, ein Mann der übrigens wenig Geschmack für das alte Epos zeigt, einer sehr guten Handschrift folgte, darf man schon daraus schließen, daß er auf Befehl des Kaisers Akbar und unter der Leitung des gelehrten Abulfazel sein Werk abfaßte. — Am Schluß steht eine französische Uebersetzung des Sanskrit, in deren

übergroßer Freyheit man kaum das einfache Original wieder erkennt.

In der Vorrede, wo der Verfasser, bekanntlich der erste der in Frankreich Sanskrit verstand, über den Gang seiner Sanskritstudien weitläufig berichtet, findet sich auch ein Vorschlag, die neuerdings herrschend gewordene, aber dem Vf. unpassend scheinende wirkliche Trennung der Wörter in der Sanskritschrift durch kleine Striche und andere Zeichen zu ersetzen. Dieß wäre auch nach des Ref. Ansicht vorzuziehen, da die möglich geringste Aenderung der Schrift die beste ist: nur wünschte man, daß der Verf. den Vorschlag, um ihn durch die Probe zu bewähren, auch an einem Beispiele ausgeführt hätte. Interessant ist wenigstens die Nachweisung eines ähnlichen Verfahrens der indischen Grammatiker aus der Handschrift des Dramas.

G. H. U. C.

Leipzig und Paris.

Oeuvres historiques de Frédéric le Grand. Nouvelle édition, avec des notes et renseignements. T. I. 349 S. T. II. 472 S. T. III. 436 S. T. IV. 404 S. 8. 1830. (bey Brockhaus).

Wie mangelhaft die Ausgabe der Werke des großen Königs, die nach seinem Tode 1788 erschien, mit Recht gefunden ward, ist bekannt; und es ist daher gewiß ein zweckmäßiges Unternehmen die wichtigsten derselben, die historischen, in einer bessern Gestalt erscheinen zu lassen. Dieß ist durch die neue Herausgabe geleistet. Die Werke folgen sich in passender Ordnung, wovon in der Vorrede die Gründe angegeben werden. Der Text ist, so weit wir ihn verglichen haben, correct; Druck und Papier entsprechen den billigen Forderungen; und durch genaue chronologische Angaben am Rande ist

für die Bequemlichkeit der Leser gesorgt. Der Inhalt ist folgender: T. I. Mémoires pour servir à l'histoire de la maison de Brandenbourg. Hierauf drey kleinere Abhandlungen: Du Militaire depuis son institution j'usqu'à la fin du regne de Frédéric Guillaume. — Des moeurs, des coutumes, de l'industrie, des progrès de l'esprit humain dans les arts et dans les sciences. — Du gouvernement ancien et moderne de Brandenbourg. T. II. Histoire de mon tems. T. III. IV. Histoire de la guerre de sept ans. — Mémoires depuis la paix de Hubertsbourg 1763 jusqu' à la fin du partage de la Pologne 1775. Appendice: de ce qui s'est passé de plus important depuis 1774 jusqu' à 1778. — Mémoires de la guerre de 1778. — Die einzelnen Anmerkungen liefern literarische Nachweisungen der diplomatischen Actenstücke. —

Allerdings bleiben diese Werke das würdigste Denkmal Friedrichs. Viel ist indeß die Rede von einem Monumente kürzlich gewesen, das ihm in Berlin auf dem Plage zwischen den Linden und dem Brandenburger Thore errichtet werden sollte; und mehrere Vorschläge sind dazu gemacht. Darf der Ref. die Idee angeben, die sich ihm bey der Ansicht des Locals von selbst aufdrang? Eine statua equestris von Bronze, mit bestimmter Beziehung auf Zeit und Local: Der König im Feldherrn-Costüm mit dem Lorbeerkrantz, nach dem siebenjährigen Kriege als Sieger durch das Thor in seine Hauptstadt zurückkehrend. Zur Bezeichnung am Piedestal bloß das Datum des Hubertsburger Friedens: XV. Febr. MDCCLXIII. zwischen einer Siegs- und Friedensgöttin. Das Pferd im Schritt. Hn.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

18. Stück.

Den 2. Februar 1832.

Berlin.

Bey Duncker und Humblot: Elementar-Lehrbuch der dynamischen Wissenschaften, mit besonderer Rücksicht auf technische Anwendung, von A. F. W. Brir, Landbaumeister und Lehrer bey dem Königl. Gewerb-Institut. Erster Band, die erste Abtheilung der Statik enthaltend. XIII und 398 S. in 8. 1831.

Zu den bedeutenden Fortschritten die die Cultur in den letzten Jahrzehenden in Deutschland gemacht hat, darf man gewiß auch die Erscheinung rechnen daß die Kluft, welche früher den Techniker vom theoretischen Mathematiker und Naturforscher schied, allmählich verschwindet, und auch die gewerbtreibende Klasse die Nothwendigkeit einer Einsicht in die sogenannten exacten Wissenschaften fühlt. Fast überall in Deutschland findet man jetzt Gewerbschulen, besonders aber muß die Sorgfalt gerühmt werden, welche man in Preußen auf diese Anstalten verwendet. Dort nämlich sind in den verschiedenen Provinz

zen Gewerbschulen errichtet, in welchen die Zöglinge den nöthigen Unterricht in den Elementen der Mathematik, Physik und Chemie, so wie im Linear- und freyen Handzeichnen erhalten. Nach durchgemachtem Cursus gehen die fähigsten Zöglinge zum Gewerb-Institut in Berlin über, wo die genannten Wissenschaften in größerem Umfange getrieben, und die einzelnen Gegenstände des Unterrichts häufig repetiert werden. Die Regierung hat die Lehrer des Instituts aufgefordert zum Behuf ihrer Vorträge Lehrbücher auszuarbeiten, und da Herr Brix in den obern Classen die dynamischen Wissenschaften mit besonderer Hinsicht auf technische Anwendung vorträgt, so sieht er sich veranlaßt über diesen Gegenstand ein Werk auszuarbeiten, dessen erster Theil vorliegendes Buch ist. Den Gebrauch der höheren Analysis mußte sich der Verf. untersagen, wohl aber durfte er gründliche Kenntnisse der niederen Analysis und der elementaren synthetischen und analytischen Geometrie voraussetzen, ohne welche das Buch nicht verstanden werden kann. Es zeichnet sich dasselbe durch eine Fülle von Sätzen und Anwendungen, verbunden mit Klarheit im Vortrage und Strenge in den Beweisen, aus, auch ist es besonders lobenswerth daß sich der Verf. nicht damit begnügte die einzelnen Lehren zu beweisen, sondern auch, wo es anging, sie aus ganz verschiedenen Gesichtspunkten betrachtete, und auf verschiedenen Wegen herleitete. Durch ein solches Verfahren wird der Schüler vor Einseitigkeit geschützt, und es wird ihm zugleich Gelegenheit gegeben, die früher erworbenen theoretischen Kenntnisse zur Anwendung zu bringen. Ref. glaubt unbedenklich behaupten zu können daß dieses Lehrbuch der Statik alle früher erschienenen ähnlichen Schriften

an Gehalt übertrifft, und es jedem, der die Elemente der Statik gründlich erlernen will, empfehlen zu dürfen. In den 3 ersten Kapiteln findet man die allgemeinen Lehren vom Gleichgewicht der Kräfte die an einem oder verschiednen Punkten, in einer oder verschiedenen Ebenen wirken, abgehandelt. Ref. glaubt daß hier die Behandlung aus Streben nach Gründlichkeit bisweilen etwas zu weitläufig ausgefallen ist. So z. B. war es unnöthig noch besonders zu beweisen (§. 14), daß zwey Kräfte die einer dritten gleich sind, auch unter einander gleich seyn müssen, was ohne Weiteres aus dem Begriff der Gleichheit folgt. Auch §. 22 und §. 23 hätten, ohne ein zweytes System von Kräften zu Hülfe zu rufen, unmittelbar aus §. 11 abgeleitet werden können; ob indessen die Behauptung daß zwey Kräfte, die unter einem schiefen Winkel auf einen Punct wirken, sich nicht aufheben können, als Grundsatz aufgestellt werden darf, ist wohl fraglich. Den bekannten Poisson'schen Beweis für das Parallelogramm der Kräfte, welchen der Urheber mit Hülfe der Differentialrechnung ableitet, findet man hier auf elementarem Wege bewiesen. Mit Beybehaltung der Poisson'schen Bezeichnung hat man nämlich die zwey Gleichungen

$$1) \dots R = P \varphi(x) \text{ und}$$

$$2) \dots \varphi(x) \varphi(z) = \varphi(x-z) + \varphi(x+z)$$

Setzt man $x = 0$, welches dem Falle entspricht, wenn die zwey Kräfte P nach derselben Richtung wirken, und also ihre Mittelkraft ihrer Summe gleich ist, so hat man $R = P. \varphi(0) = 2P$, oder

$$3) \dots \varphi(0) = 2.$$

Setzt man ferner $z = x$, so gibt die Gleichung 2)

$$4) \dots [\varphi(x)]^2 = \varphi(2x) + \varphi(0) = \varphi(2x) + 2$$

Setzt man dagegen $x = 0$ und $z = x$ so gibt dieselbe Gleichung

$$5) \dots 2\varphi(x) = \varphi(x) + \varphi(-x) \text{ oder} \\ \varphi(x) = \varphi(-x)$$

Hieraus folgt, daß die Reihe welche den Werth von $\varphi(x)$ angibt die Form

$$2 + Ax^2 + Bx^4 + Cx^6 \dots \text{ haben muß.}$$

Quadriert man diese Reihe und substituirt den Werth für $\varphi(x)^2$ in Gleichung 4) so findet man

$$\varphi(2x) = 2 + 4Ax^2 + (A^2 + 4B)x^4 \dots$$

Aus derselben Reihe erhält man auch, wenn man $2x$ statt x setzt

$$\varphi(2x) = 2 + 4Ax^2 + 16Bx^4 \dots$$

Durch Vergleichung der beiden Werthe von $\varphi(2x)$ findet man die Werthe der Buchstaben $B, C \dots$ und hieraus:

$$\varphi(x) = 2 + Ax^2 + \frac{A^2 x^4}{3 \cdot 4} \dots, \text{ woraus}$$

das Uebrige, wie bey Poisson, folgt.

Im 4ten Kapitel ist das Princip der virtuellen Geschwindigkeiten behandelt. Der Verf. beweist dieses Princip zuerst für die progressive Bewegung sowohl durch geometrische Construction als auch aus den Bedingungsgleichungen des Gleichgewichts nach bekannter Methode. Hierauf folgt der Beweis für die drehende Bewegung, wobey bemerkt wird daß bey der progressiven Bewegung (insofern die Kräfte auf ein festes System von Puncten wirken) die virtuelle Geschwindigkeit eine beliebige Größe haben kann, dagegen bey der drehenden Bewegung unendlich klein genommen werden muß. Dieß heißt, richtig verstanden, nichts anderes, als daß die Summe der virtuellen Momente sich desto mehr dem Werthe Null nähert, je kleiner die virtuelle Geschwindigkeit genommen wird, und und unter jeden beliebigen Werth sinken kann. Wollte man aber hier

die Erklärung anwenden die der Vf. S. 232 vom unendlich Kleinen gibt, indem er sagt 'wenn man x unendlich klein d. h. gleich Null setzt' so würde das Princip der virtuellen Geschwindigkeit bloß ausdrücken, daß wenn Gleichgewicht vorhanden ist, die Bewegung des Systems gleich Null ist, was freylich höchst evident ist. So geht es aber immer wenn man, nach Umständen, das unendlich Kleine bald Etwas bald gar Nichts seyn läßt. Originelles haben wir übrigens in diesem Beweise Nichts gefunden, wiewohl der Verf. in der Vorrede ihn als einen eigenthümlichen zu betrachten scheint. Das fünfte Kapitel enthält die Lehre vom Schwerpunkte und eine ausführliche und gründliche Erörterung über die Auffindung desselben in den verschiedenen Linien, Flächen und Körpern, wobey denn freylich wieder der Gebrauch des Unendlichkleinen hätte vermieden oder umgangen werden können. Bemerkenswerth ist die Formel zur Bestimmung des Schwerpunktes einer jeden, von einer beliebigen krummen Linie begränzten Fläche (§. 160), die zwar schon früher Herr v. Chapmann in seinem Werke über die Construction der Schiffe durch Hülfe der parabolischen Segmente gefunden hat, die aber hier unabhängig von der Parabel dargestellt ist, wobey der Verfasser durch ein Verfahren geleitet wurde, welches Poncelet in seinem cours de mécanique industrielle angewandt hat, um den Inhalt einer solchen Fläche zu finden, und auch am Ende des Buches erläutert ist. Das Kapitel schließt mit Darstellung der Sulbin'schen Regel und einigen Anwendungen derselben. Der Schluß des §. 135 muß auf folgende Weise geändert werden:

$$D : D' = \frac{M}{V} : \frac{M'}{V'}$$

$$P : P' = \left(\frac{D}{V} : \frac{D'}{V'} \right) = DV : D'V'$$

also auch $M : M' = P : P'$;

$$\text{und } D : D' = \frac{P}{V} : \frac{P'}{V'}$$

d. h. 'Bey verschiedenen Körpern verhalten sich die Massen wie die Gewichte, und die Dichtigkeiten direct wie die Gewichte und umgekehrt wie die Volumen.' Die Theorie der einfachen Maschinen ohne Rücksicht auf physische Hindernisse füllt das sechste Kapitel. Eine ausführliche Behandlung der Seilmaschinen findet man im siebenten Kapitel, wobey besonders Barignon's zu sehr vergessene nouvelle mécanique zu Grunde gelegt ist, hieran schließt sich die Theorie der Kettenlinie. Den Beschluß machen im achten Kapitel: Untersuchungen über die Curven die so beschaffen sind daß zwey, durch ein über eine feste Rolle geschlungenes, biegsames Seil, verbundene Gewichte die auf ihnen ruhen, im Gleichgewichte sind an welchem Puncte der zugehörigen Curve sie sich befinden mögen. Um das Nachschlagen in anderen Werken entbehrlich zu machen hat der Verfasser in einem Anhange auf 100 Seiten die wichtigsten Theorien aus der niederen Analysis, Stereometrie und analytischen Geometrie zusammen gestellt. Die zweyte Abtheilung der Statik wird nur practische Anwendungen enthalten. Schließlich mag noch bemerkt werden, daß das ganze Werk auf Kosten des Preussischen Ministerii des Innern herausgegeben wird.

Dr. Stern.

M ü n c h e n.

Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. Herausgegeben von Joseph Freyherrn von Hormayer; neue Folge.

Wir haben bereits drey Jahrgänge dieser neuen Folge vor uns liegen, für die Jahre 1830. 1831 und 1832; und wenn gleich sonst die Anzeige von Taschenbüchern nicht für unsere Blätter paßt, so können wir doch dieses wegen seines wissenschaftlichen Werths, — wofür schon der Name des berühmten Herausgebers bürgt — nicht mit Stillschweigen übergehen. Es ist zunächst, jedoch nicht ausschließend, — auch Oestreich ist darin bedacht, — Bayern gewidmet. Es versteht sich, daß in einem Buche dieser Art Mannigfaltigkeit und Abwechslung seyn muß, wenn es sein Publicum finden soll. Nur auf diesem Wege kann das, was sonst übersehen und vernachlässigt seyn würde, sich Eingang verschaffen, und gewiß manche nützliche Kenntniß verbreitet werden. So wechselt denn auch hier Poesie und Prosa ab, doch ist die letztere bey weitem überwiegend. Biographien, Sagen und Legenden, Beschreibungen von Burgen, Kirchen, Gegenden, Schlachten u. s. w. folgen in bunter Reihe. Die Artikel einzeln aufzuführen, würde, schon wegen ihrer Anzahl, unthunlich seyn; wir heben einiges heraus was wir als das wichtigste ansehen. Wir nennen die Biographien ausgezeichnete Männer hier zuerst. Sie passen recht eigentlich für die Zwecke, welche durch Schriften dieser Art erreicht werden sollen; nicht bloß historische Kenntnisse zu verbreiten, sondern auch Muster zur Nachahmung

aufzustellen, und durch sie auf das Herz und das Gemüth, besonders der jüngern Welt, zu wirken. Wir finden deren hier aus den verschiedensten Ständen. In historischer Rücksicht setzen wir die ausführlichste, die über die Familie Kaunitz, und den großen Minister aus ihr, oben an; wenn uns auch manches aus derselben noch aus dem Oesterreichischen Plutarch, wo Herr von Hormayer ihr einen Abschnitt widmete, erinnernlich war. — Diesen stehen in dem neuesten Jahrgang die Stadions zur Seite. Kürzere Biographien noch lebender Bayerischer Helden und Heerführer gibt die Kriegsgallerie. Für die Statistik ist der wichtigste Aufsatz der über das Ungarische Municipalwesen. Reichlich ist der Aufsatz ausgesetzt: Sitten und Gebräuche, Charakterzüge, Luxus und Handel der Vorzeit; wo wir am Ende die Erzählungen von den Hofnarren nicht zu übersehen bitten. Unter den Bayerischen Reisenden aus der Vorzeit steht sowohl durch den Umfang seiner Reisen, als seine persönlichen Schicksale Schildberger oben an. Mehrere Portraits zieren dieses Taschenbuch. Wir finden unter diesen Eins, an der Spitze des Jahrgangs 1831, das eine Reihe der angenehmsten Erinnerungen in uns zurückruft, das Bildniß S. K. H. des Kronprinzen. Die sprechende Aehnlichkeit wird es auch denen werth machen, welche die Vergleichung nicht anstellen konnten.

Hn.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

19. Stück.

Den 4. Februar 1832.

P a r i s.

Bey Jules Renouard: Monumens et ouvrages d'art antiques restitués d'après les descriptions des écrivains Grecs et Latins et accompagnés de dissertations archéologiques, par M. Quatremère de Quincy. T. I. VIII und 160 Seiten mit 6 Kupfertafeln. T. II. 158 S. mit 6 Kupfertafeln. Folio. 1829.

Dieses prachtvoll gedruckte und mit schönen, zum Theil colorierten Kupfern ausgestattete Werk eines berühmten französischen Archäologen enthält nicht so viel neue Bereicherungen der Wissenschaft, als man nach dem Umfange und der äußern Gestalt des Werks zu erwarten geneigt seyn könnte.

Die erste Abhandlung des ersten Bandes: Restitution des deux frontons du temple de Minerve, à Athènes, ist schon 1812 im Institut vorgelesen worden, und erscheint jetzt nur mit nachträglichen Noten, einem Avant-propos und Appendice versehen. Ein Hauptzweck der

Abhandlung war zu erweisen, daß Spon und Wheler im Irrthum gewesen, indem sie den westlichen Giebel des Parthenon für den vordern, und die Statuengruppe darin für eine Darstellung der Geburt der Athena, den östlichen Fronton aber für den hintern hielten, dessen Bildwerke nach Pausanias den Streit der Göttin mit Poseidon vorstellten, während doch aus den berühmten Nointelschen Zeichnungen dieser Giebelfelder bestimmt das Gegentheil geschlossen werden könne. Gewiß hatte Herr Quatremere de Quincy darin vollkommen Recht, aber es ist nicht einzusehen, warum wir diesen nun schon hinlänglich erwiesenen und ziemlich allgemein anerkannten Punct hier von neuem mit so großer Ausführlichkeit und doch eigentlich ohne neue Gründe erörtert lesen müssen. Daß, wenn die Abhandlung 1812 erschienen wäre, sie diese Studien wesentlich gefördert haben würde, rechtfertigt ihre Bekanntmachung im Jahre 1829 nicht. Freylich beruft sich Herr Q. de Quincy darauf, daß auch Leake in seiner Topographie von Athen die Spon'sche Ansicht wieder aufgenommen und mit sinnreichen Argumenten unterstützt hat, allein er verschweigt, oder es ist ihm vielmehr entgangen, daß Herr Prof. Reuvens im *Classical Journal* n. 55. 56. und in seinen *Antiquiteiten*, een oudheidkundig Tijdschrift II, 2, Leake's Meinung mit großer Gründlichkeit und Genauigkeit widerlegt, und die richtige Ansicht, daß der östliche Giebel der vordere gewesen, völlig sicher gestellt hat, um uns nicht auf deutsche Arbeiten zu berufen, welche, später erschienen als die Reuvens'sche, doch immer noch der Bekanntmachung des Quatremerschen Aufsatzes vorausgehen. Hiernach wenden wir uns zu den vom Verf. versuchten und durch schöne Kupfertafeln

versinnlichten Ergänzungen der plastischen Darstellungen in den beiden Siebeln. Die Gruppe in dem westlichen Siebelfelde, welche den Kampf der Pallas und des Poseidon um die Schutzherrschaft Athens vorstellte, haben wir bekanntlich noch so vollständig in den Nointelschen Zeichnungen, daß kaum eine Figur zu fehlen scheint, und es kommt nur darauf an, die Handlung der die Mitte einnehmenden Hauptpersonen, welche durch die Zerstörung der Extremitäten und Attribute dunkel geworden ist, aus der Stellung und Gruppierung derselben mit Klarheit zu bestimmen. Quatremère de Quincy verfährt nun so, daß er einen Delbaum, durch welchen Athena ihr Besitzrecht beurkundet, zu ihrer Rechten unter die Vorderfüße des Rossegespanns setzt, welches an dieser Seite neben der Pallas zu sehen ist; zur Linken des Poseidon aber sieht man in seiner Restauration das Wasser des Erechthischen Quells unter dem Dreyzack hervorsprudeln, aber seltsamer Weise nicht etwa unter der Spitze des geschwungenen Dreyzacks, sondern unter dem Schafte dieser Waffe, welche von der Linken des Gottes gefaßt ihm mehr zur Stütze, als zum Werkzeuge zu dienen geeignet ist. Hier ist wenigstens klar, daß Delbaum und Quell bloße Nebendinge sind, die sich gar nicht als Hauptmomente des Streits herausstellen. Um nun aber doch den Zwist und Streit der Gottheiten deutlich hervorzuheben, läßt N. de Quincy die Pallas in der erhobenen Rechten eine Lanze zücken, vor welcher Poseidon, statt seinen Dreyzack dagegen zu brauchen, erschrocken zurückweicht. Wir wollen gegen diese Erklärung nicht das in Anschlag bringen, daß kein Mythograph den Kampf der beiden Gottheiten als einen Streit mit Waffen darstellt, da uns wirklich die Traditionen über diesen Punct

der Mythologie nicht vollständig genug zugekommen zu seyn scheinen, um die Parthenon-Gruppe daraus ohne Schwierigkeit erklären zu können: aber erstens erscheint uns diese Auffassung der Sage als unedel und des Phidias'schen Geistes nicht würdig genug; dann hat auch Poseidon gar nicht die Stellung, wie er sie annehmen müßte, um sich gegen solche Angriffe zu wehren und zu schützen; endlich wird dadurch die Darstellung des ganzen Siebelfeldes zusammenhangslos, und es fehlt an einem Faden, welcher die Gruppe der feindlichen Gottheiten mit dem so sehr hervortretenden und die Aufmerksamkeit beschäftigenden Rossegespann hinter der Pallas zusammenhielte. Wie viel natürlicher ist es, den erhobenen rechten Arm der Pallas mit den unmittelbar daranstoßenden Pferdeköpfen in Verbindung zu bringen, und die Athena Hippia hier das Pferdegespann führen zu lassen, welches sie zuerst dem Erichthonios, und zwar zur ersten Festeyer ihres Gottesdienstes gewährte. Kurz, der Unterz. würde auch durch die Betrachtung entgegengesetzter Erklärungsweisen auf die Ansicht von der Bedeutung dieser Gruppe geführt werden, wenn er sie nicht schon früher unabhängig von diesen aufgestellt hätte: daß nämlich Pallas hier den Poseidon dadurch überwinde, daß sie die von dem wilden Meergotte hervorgebrachten Rosse zuerst durch Besonnenheit und Geschick zu bändigen und an den Wagen zu schirren lehrt, und daß dieß das kühne Unternehmen der Pallas sey, welches Poseidon durch erschrecktes Zurücktreten und sein Anhang durch Zeichen des Erstaunens als Triumph der weisen Göttin anerkennt. Was nun den andern Siebel, der Ostseite, anlangt, so wissen wir zwar durch Pausanias im Allgemeinen, daß hier die Ἀθηναῖς γένεσις dargestellt war; da aber die Nointelschen

Zeichnungen hier nur wenig und von den Mittelfiguren gar nichts gewähren, so scheint uns eine Restauration dieses Frontons ein Unternehmen, wovon die Wissenschaft sich wenig Nutzen versprechen kann. Denn gewiß sind Restaurationen nur da an ihrem Flecke, wo entweder durch schriftliche Nachrichten oder bildliche Bruchstücke und Spuren feste Punkte genug gegeben sind, um durch eine Art von methodischem Verfahren von ihnen aus die unbekannteren finden zu können, und wo die Richtigkeit der aufgefundenen Totalanschauung darin eine hinlängliche Gewähr findet, daß in ihr jedes losgerissene Bruchstück, jede vorher zusammenhangslose Figur ihre Bedeutung und rechte Stelle erhält. In der Quatremère'schen Restauration aber von dieser Giebelgruppe bleiben die von Nointels Künstler gezeichneten Eckfiguren, deren Bedeutung zum Theil wenig klar ist, für sich abgesondert stehen; dazwischen wird, nach Pausanias summarischer Angabe des dargestellten Gegenstandes, die Geburt der Pallas aus dem Haupte des Zeus nach einer bekannten Etruskischen Vatera mit Hinzufügung einiger zuschauenden Nebenfiguren eingeschoben, ohne daß im geringsten wahrscheinlich gemacht werden konnte, daß auf jener Vatera sich der Attische Typus oder die Phidias'sche Auffassung dieses mythischen Ereignisses erhalten habe.

Die zweite Abhandlung: *Restitution de la Minerve en or et ivoire de Phidias au Parthénon*, ist im Wesentlichen nur die weitere Ausführung des über diese Colossalstatue schon von Quatremère de Quincy im *Jupiter Olympien* Gesagten, und dieselben Fragen und Zweifel, welche dort aufzuwerfen waren, erneuern sich hier,

zum Beispiel ob Phibias eine Sphinx auf der Basis neben dem Ganzen schafte oder bloß auf dem Helme der Pallas angebracht habe, und ob wirklich die Geburten von zwanzig Gottheiten an dem Fußgestell dargestellt worden seyen. Die dazu gegebene Abbildungen des Chryselephantinen Bildes ist mit weit mehr Zierlichkeit und Eleganz ausgeführt, als die im Jupiter Olympien enthaltene.

Die dritte Abhandlung über das Grabmal des Porsena, über welches auch neuerlich der Herzog von Lynnes und Petronne in den Annales des Archäologischen Instituts geschrieben haben, betrifft ein, wenn auch nicht ganz fabelhaftes, doch auf jeden Fall durch spätere Sagen zu einem wunderbaren und phantastischen Werke ausgebildetes Denkmal des Etruskischen Alterthums, so daß dabey auch kaum zu streiten seyn wird, welcher von den vielen Restaurationsversuchen der Wahrheit am nächsten komme. Quatremère de Quincy nimmt sich solche Freyheiten mit den Worten des Plinius, daß es uns viel gerathener scheint, den Angaben des Schriftstellers lieber gleich von vorn den Glauben abzusprechen. Der Verfasser vergleicht mit dem Denkmal des Porsena außer andern Mausoleen auch das Grabmal des Halyattes bey Sardis, welchem er, nach einer ganz willkührlichen Auslegung des Herodotischen Textes, eine terassenförmig emporsteigende Anlage gibt, und auf die oberste Stufe fünf Ionische Obeliskten setzt, wie die auf dem sogenannten Grabmale der Curiatier sind; auf die noch vorhandenen und von mehreren Reisenden, zuletzt von Prokesch, beschriebenen Ueberreste dieses bergähnlichen Tumulus wird dabey keine Rücksicht genommen.

Der zweyte Band enthält ebenfalls drey Restitutions-Versuche. Der erste unter dem Titel: *Restitution du char funéraire qui transporta de Babylone en Egypte le corps d'Alexandre*, ist wieder nur eine Wiederholung einer Abhandlung, die wir schon zweymal, in den *Mémoires de l'Institut royal* T. IV. p. 315 und in dem *Recueil de dissertations sur l'archéologie*, Paris 1819. besitzen, mit geringen und unwesentlichen Aenderungen; und so glänzend auch die Kupfertafel ist, welche diesen Riesenwagen zur Anschauung bringt, so sehen wir nicht ein, warum wir die ermüdend weitläufige Widerlegung der Meinungen von Caylus und allen den andern Apparat archäologischer Erörterungen von neuem kaufen und lesen sollen.

Dagegen wird die zweyte Abhandlung: *Restitution conjecturale du Demos de Parrhasius*, für das Publicum eine Neuigkeit seyn, und ist es nur zufällig für den Unterzeichneten nicht, welcher im Sommer 1822 das Vergnügen hatte, in der Académie des Inscr. et des B. L. diese Abhandlung vorlesen zu hören. Herr Quatremère de Quincy sucht darin das große Räthsel, wie doch Parrhasios den Demos der Athener zugleich zornig und mild, hochmüthig und knechtisch, kurz aus lauter entgegengesetzten Eigenschaften bestehend, habe mahlen können, so zu lösen, daß eine Menge Köpfe mit den Zügen der Thiere, welche in der Aesopischen Fabel diese verschiedenen Eigenschaften repräsentieren, auf den Leib des Minervenvogels gesetzt worden sey, um auf eine scherzhafte Weise den vielköpfigen und vielsinnigen Herrn von Athen vorzustellen. Gewiß ist die Idee sinnreich, und die Classe alter Gemmenbilder, wels

che man Grylli nennen darf, gewährt manche ähnliche Composition. Indessen mußte doch Plinius Ausdruck: pinxit et Demon Atheniensium, jeden Leser des Alterthums, welches gewohnt war Demen als menschliche Individuen dargestellt zu sehen, mit Nothwendigkeit auf eine solche menschliche Figur führen; und wir finden es auch gar nicht so unbegreiflich, daß ein alter Mahler in einer Menschengestalt ein Gemisch der disparatesten Eigenschaften und Sinesarten darzustellen gewußt habe. Besonders konnte ihm dabey der Gegensatz zwischen der Körperbildung, welche die Alten auf eine uns ungewohnte Weise als Ausdruck des Characters anzusehen gewohnt waren, und den in den Niesen ausgesprochenen vorübergehenden Empfindungen, ferner der Gegensatz und Streit zwischen den Attributen, mit denen die Figur ausgerüstet war, und den damit vorgenommenen Handlungen, aber auch der Gesichtszüge, der Attribute unter einander, sehr dienlich werden. Ja der Dionysos der Aeschyleischen Eukursee, der gefragt wurde, wie Spiegel und Schwerdt bey ihm zusammenpaßten, hatte schon manche Verwandtschaft mit diesem Athenischen Demos des Parrhasios.

Bei der dritten Abhandlung dieses Bandes: Restitution du bûcher d'Héphestion, wiederholen wir die bey der ersten gemachte Bemerkung, indem wir auch hier auf die Mém. de l'Institut Royal T. IV. p. 395 verweisen.

K. D. M.

S t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

20. Stück.

Den 4. Februar 1832.

S t . P e t e r s b u r g .

Mémoires de l'académie impériale des sciences de St. Pétersbourg. VI^{me} Série. Sciences politiques, Histoire, Philologie. Tome premier. Livraison I. II. 1830. S. 1 — 204. in Quart.

Zur orientalischen Literatur:

Ueber den Ursprung der Tibetischen Schrift. Von I. J. Schmidt. S. 41 — 54. Der Vf., seine früheren Forschungen über diesen Gegenstand fortsetzend, suchte unter den von Engländern bekannt gemachten Devanagari-Inschriften solche, deren Buchstaben mit den tibetischen, wie sie im siebenten Jahrhundert von Thomni-Sfambhod'a nach der indischen Landschaft oder Devanagarschrift festgesetzt wurden, die größte Aehnlichkeit zeigten. Unter den dreien, welche er fand, schien ihm die aus der Höhle von Gaja zur Vergleichung am passendsten zu seyn: eine hinzugefügte Schrifttafel zeigt ihre Verhältnisse zu der tibetischen und jetzigen Devanagarschrift. Es

folgt daraus zunächst, daß das tibetische Alphabet nur mit sehr geringen Abänderungen aus der indischen Schrift des siebenten Jahrh. floß, zweytens aber auch, daß die Devanagari-Schrift seit jener Zeit eine bedeutende Stufenfolge von Veränderungen durchlaufen hat. In jener Landschaft-Schrift erkennt er nicht eine von Lanka, d. h. Ceylon, als ob die Palischrift von da nach Tibet gekommen wäre: sondern zeigt aus historischen Spuren, daß Bengalen, von wo Tibet gewiß seine Religion und Schrift erhielt, noch im spätern Mittelalter Fürsten hatte, die dem Buddhismus ergeben waren. Gegen die Richtigkeit dieser Sage wird sich schwerlich etwas sagen lassen, obgleich der Name Landschaft-Schrift noch zu erklären bleibt.

Ueber einige Grundlehren des Buddhismus. Von I. J. Schmidt. S. 93 — 120. Hier geht der Verf. von Hodgson's vor kurzem in englischen Zeitschriften erschienenen Abhandlungen über den Buddhismus in Nipal (Nepal) aus, und indem er die ihm am besten bekannten buddhistischen Lehren Mittelasiens damit vergleicht, zeigt er, daß sich die alte Buddha-Lehre unter den Bewohnern Mittelasiens reiner erhalten hat als in Nipal, wo durch die Nähe des in Indien herrschend gewordenen Brahmaismus eine mehr brahmanische Farbe in sie gedrungen ist. Die Beschreibung des Buddhismus nach den Lehren der Schulen beider Länder ist noch nicht vollendet: hier spricht der Verf. nur über die buddhistischen Lehren von der Stufenfolge der Welten, Buddhas und Bodhisatwa's, über den im Dalailama verkörpert geglaubten Bodhisatwa und über die der brahmanischen entgegengesetzte höchste Dreheit (Buddha, Dharma, Sanga). Die tibetischen und mongolischen Quellen, mit denen

der Verf. sehr vertraut ist, geben die Sanskritwörter für die buddhistischen Eigennamen und religiöse Ausdrücke im Ganzen noch leicht erkennbar wieder; doch mag Ref. nicht für alle Deutungen des Verfs. stehen, z. B. avrihā S. 103, welches weder 'nicht das Größte' bedeuten kann, noch auch in diesem Sinne als Name einer der 13 Welten der Seligen passend seyn würde.

Ueber den grammatischen Bau der Sürjänischen Sprache mit Rücksicht auf die Finnische. Von A. J. Sjögren. S. 149—169. Ref. muß sich hier mit der Angabe des Inhalts begnügen. Der Verf. beweist mit freylich sehr einleuchtenden Gründen gegen Adeling und Vater die Verwandtschaft dieser Sprache mit dem in Europa und Asien weit verzweigten finnischen Sprachstamm, den er lieber den tschudischen nennen möchte, und zu dessen vollständiger Beschreibung er alle Hülfsmittel sammelt. Die Sprache hat 13 Casus und großen Reichtum an Pronominal-Suffixen, aber geringe Verbalflexion; der Ursprung der Präpositionen ist in ihr noch sehr deutlich zu sehen. Ihren innern Bau und Reichtum vollständig kennen zu lernen, kostete dem Verf. um so mehr Mühe, da sie nur noch in einigen ganz abgelegenen Gegenden sich von dem immer mächtiger werdenden Einflusse der russischen Sprache frey erhalten hat. Das allmähliche Absterben dieser Sprache sieht der Verf. mit Bedauern.

Drey Münzen der Wolga-Bulgharen aus dem X. Jahrhundert n. Chr. erläutert von Ch. M. Frähn. S. 171—204. Da die griechischen und russischen Nachrichten über das für die Geschichte Rußlands wichtige Volk der Wolga- oder Ost-Bulgharen sehr dürftig sind, so können wir nur von den Arabern und durch auf-

gefundene Denkmahle und Münzen des Landes Auskunst erwarten. Der die Geschichte dieser Gegenden und Zeiten mit unermüdetem Fleiße aus orientalischen Quellen aufhellende Verf. gibt hier den Anfang seiner Forschungen über die Geschichte jenes Landes. Einige Münzen wiesen durch ihren Prägort Bulghar und سوار (eine bis jetzt unbekante, hier aber weiter bestätigte Stadt) auf Bulgharien hin. Zur weiteren Erklärung der Geschichte fand sich in Jakuts großem geographischen Wörterbuch eine Stelle aus dem berühmten Reisenden Ibn-Fozlan, welche der Vf. bald vollständig im Original bekannt zu machen verheißt. Es folgt daraus, daß der König dieser Bulgharen, nachdem die ersten Versuche den Islam einzuführen ohne dauernde Folgen gewesen waren, im J. 310 oder 922 n. Chr. durch eine Gesandtschaft nach Bagdad um den Beystand des Chalifen bat, und der Islam durch Abgesandte des Chalifen dort so fest gegründet wurde, daß auch die Münzen des Landes in arabischer Sprache und Art geprägt wurden.

G. H. A. C.

Zu den politischen Abhandlungen gehört:

Recherches sur le nombre des suicides et de homicides commis en Russie en 1819 et 1820 par M. Hermann. Wenn man die Gouvernements in vier Classen theilt, wo die Selbstentleibungen sehr selten, selten, häufig und sehr häufig sind, so kommen in der ersten Einer auf 100000 in acht Gouvernements; in der zweyten Einer auf 50000 in 13 Gouvernements; in der dritten Einer auf 25000 in 23 Gouvernements; in der vierten Einer auf 13000 in 9 Gouvernements, und zwar die letzte in den verschie-

densten Climates und Gegenden; was uns zu dem Resultat zu führen scheint, daß die Ursachen weit häufiger innere als äußere sind. — Des effets d'un papier monnaie déprécié, dont la valeur se relève, par M. Storch, Ausführung des Satzes: daß das Steigen des Papiergeldes nicht weniger ein Uebel sey, als das Sinken; indem bey dem ersteren die Schuldner so viel verlieren, als bey dem letzteren die Gläubiger; angewandt auf Rußland, wo die Versuche die Assignaten steigen zu machen, unter dem jetzigen Ministerio aufgegeben sind, und dadurch das Papiergeld — was das wünschenswürdigste — einen fest stehenden Werth erhalten hat. — De l'état actuel de la population tartare en Tauride par M. Hermann. Die tartarische Bevölkerung der Krimm hat bekanntlich nach der Russischen Occupation durch die Auswanderungen zuerst sehr abgenommen; wiewohl sie nachher wieder im Steigen ist. Im J. 1821 betrug die Zahl der Tartaren 245000, wozu noch 33000 Russen und Cosacken kamen. Vor der Russischen Einnahme schätzte man die Tartaren auf 4 bis 500000. — Vetus inscriptio Graeca inter rudera antiquae urbis Sarai prope Zarizyn ad Wolgam detecta von M. Gräfe. Eine Inschrift die die Stadt *Ποτιδαία* (vermuthlich *Ποτιδαία*) einem Gajus aus Dankbarkeit setzte. Die Inschrift ist sehr verstümmelt. — Calculs statistiques sur la mortalité en Russie parmi la population mâle de religion Grecque depuis 1804 jusqu'à 1814 par M. Herrmann. Diese première partie handelt von der Sterblichkeit der Kinder. Die Tabellen erlauben keinen Auszug.

N a u m b u r g.

Quaestionum de Dialectica Plotini ratione fasciculus primus quo specimine historiae philosophiae Alexandriae a se conscribendae Memoriam anniversariam etc. Scholae provincialis Portensis etc. celebrandam indicit etc. Dr. Car. Henr. Aug. Steinhart, adjunctus regius. Naumburgi. 1829. 58 S. in 4.

Wenn schon überhaupt Gelegenheitschriften nur einen engen Kreis der Verbreitung haben, so wird diejenige, welche wir hiermit anzeigen, selbst in dem engen Kreise, welchem sie bekannt geworden ist, nur von sehr Wenigen gelesen, oder was sie wohl verdient, studiert worden seyn. Wir müssen gestehen, daß ihr Gegenstand sich nicht zu einer solchen Gelegenheitschrift eignet, dergleichen ein Schulprogramm ist. Er gehört dem spindfesten Gebiete an, auf welches die Geschichte der Philosophie zurückblickt; er gehört der verachteten und seit dem 18. Jahrhundert als leere Schwärmerey verschrieenen plotinischen Speculation, und zwar hier wiederum der schwersten Seite derselben, dem dialectischen Theile an. Wenn nun die meisten von denen, welche sich eigentlich um einen bestimmten Begriff dieses Gegenstandes bemühen sollten, am schnellsten und leichtesten dadurch mit dem Gegenstande fertig werden, daß sie in das Geschrey des Vorurtheils einstimmen, so fand sich unser Verf. durch ernstere philosophische Geistesrichtung zu tieferer Untersuchung aufgefordert. Er scheute weder Vorurtheil noch Mühe, um seinen Gegenstand in das günstige Licht zu stellen, in welchem ihn schon der geistreiche Kirchenvater Augustinus sah (vergl. S. 30). Hierbey nimmt er eine genaue Kenntniß der Geschichte der griechischen Philoso-

phie in Anspruch, welche er selbst von einem nicht gemeinen Standpuncte aus überschaut. Das Verdienst, welches er sich durch diese gelehrte und mühsame Untersuchung erworben hat, und das große Mißverhältniß zwischen Arbeit und Anerkennung, welches hier ohne Zweifel Statt findet, verpflichtet den Unterzeichneten diejenigen unserer Leser, welchen solche Untersuchungen nahe liegen, auf die Arbeit des Herrn St. aufmerksam zu machen, um so mehr, da dieselbe der Vorläufer einer sehr zu wünschenden Geschichte der Alexandrinischen Philosophie seyn soll, mit welcher der Verf. sich beschäftigt, und welche überhaupt nur unter Voraussetzung einer glücklichen Verbindung von philosophischem und philologischem Wissen geleistet werden kann.

Um die plotinische Dialectik zu schildern legt der Verf. im ersten Kapitel seiner Abhandlung einen Begriff der Dialectik überhaupt zu Grunde. Es ist dieß aber der Begriff der neuesten Philosophie, dessen Uebereinstimmung mit Plato und Aristoteles der Verf. durch einige Andeutungen zu erweisen sucht. Ref. findet hierbey nur das tadelhaft, daß der Verf. sich nicht deutlicher über den Unterschied zwischen der Dialectik als Kunst und Methode und der Dialectik als besonderes, von der Physik und Ethik unterschiedenes Gebiet der Untersuchung (oder als Theil der Philosophie wie es S. 14 heißt) erklärt hat. Beides scheint uns in der Schilderung S. 2 (und auch anderwärts) vermischt zu seyn, indem die Dialectik dort einmal als Vorbereitung zur Philosophie, dann als Gedankenbewegung überhaupt oder philosophische Kunst angesehen wird, und der Mangel einer ausreichenden Erklärung über beide Bedeutungen hat gewiß manche Dunkelheit in dieser Untersuchung hervorgebracht. Der

Verf. untersucht nun wie sich die Dialectik bis auf Plotin entwickelt habe, und deutet hiermit die Schritte an, welche die griechische Dialectik und Philosophie, mit dem ganzen griechischen Leben fortlaufend, gemacht habe. Er beschreibt das herrschende Vorurtheil, welches alle aus Alexandrien hervorgegangene Philosophie überhaupt für Eklekticismus, oder für ein rohes Gemisch von Wissenschaft und Aberglauben, von Meinungen der Griechen und Barbaren, für einen Zusammenfluß Platonischer und Aristotelischer Dogmen ansieht, und viele von der genauern Forschung über das Plotinische System abgehalten hat. Er spricht seine Ansicht über letzteres in folgenden Worten aus: *Plotiniana autem doctrina recepit quidem multa, quae a Platone atque Aristotele erant proposita, sed in unum vivum redegit corpus, et novo junxit vinculo; neque in illa invenimus, quae ex orientali philosophia essent repetenda, cum tota ex Graeci ingenii saeculorumque progressu facillime intelligitur. Nam, etsi excitati erant Ammonius et Plotinus a theologia orientali ad indagandam Dei naturam, dialectice hoc agebant et uti philosophos decebat. Platonicos quidem posteriores, Porphyrium et Jamblichum, nimium indulsisse superstitioni, et, ut divinae veritati suam opponerent, magnam recepisse errorum farraginem constat; sed discesserant illi a Plotini puritate et dialectica vi.* Der Verf. deutet ferner an, daß mit dem Verfall der Freyheit und dem Sinken des griechischen Götterdienstes das lebendigste Bedürfniß des einmal in das intellectuelle Gebiet erhobenen Geistes entstanden sey, sich in eine intelligible Welt zu flüchten, alle Geistesvollkommen-

heit in der einen Idee des höchsten Wesens zu versammeln, und die Aussprüche des göttlichen Plato von dem höchsten Gut, von den Ideen, dem Quell und Princip der Wahrheit erneuernd, das in dem Heiligthum der Seele verborgene innerste Bewußtseyn Gottes zu erklären und zu entfalten. Hinausgehend über die Mannigfaltigkeit der Dinge, von welcher sie ausgegangen war, wendete sich jetzt die griechische Philosophie dem religiösen Gefühle zu, und stellte über alle auf dialectischem Wege erworbene Wahrheit eine intellectuelle Anschauung Gottes, den sie durch Beraubung aller Prädicate zu einem abstracten leblosen Wesen machte, während die aufgehende Sonne der christlichen Religion den lebendigen Gott verkündigte. Hiermit glaubt der Verf. die Höhe und zugleich die Gränze der plotinischen Lehre bezeichnet zu haben. Zugleich wird bemerkt, wie dieselbe eines Theils der damals noch herrschenden peripatetischen Weise (aber nur in Hinsicht des formalen Gebrauchs der Kategorien) so wie der Stoischen (in Hinsicht der ganzen Denkart) entgegengesetzt gewesen sey, andern Theils aber die Träume der Gnostiker und den Aberglauben der Astrologen bekämpft habe. Der Vf. sieht in Plotins Buche gegen die Gnostiker sogar den letzten Kampf der griechischen Philosophie gegen die aus dem Orient hereinsbrechende Fluth von Träumen und Fictionen, und findet weder in dessen Schriften noch in seinen Lebensumständen einen Grund anzunehmen, daß ihm die sogenannte Weisheit des Orients genau bekannt gewesen sey. Die sich überall kundgebende vertraute Bekanntschaft des Verfs. mit Plotins Schriften, gewährt zwar ein starkes Zeugniß gegen das Vorurtheil der Gegner Plotins, indessen glaubt doch Ref., daß der Eifer des

Verf. für seinen Gegenstand, wie dieß in solchen Fällen zu geschehen pflegt, ihn die Schattenseite desselben minder habe beachten lassen. Fürs Erste müßte der Verf. eingestehen, daß in dem Maße, wie die griechische Philosophie über die Gränzen des griechischen Gebiets hinausging und (was seit Alexanders Eroberungen im Orient geschah) eine Weisheit der Gebildeten der Erde zu werden strebte, sie in dem Maße die eigenthümliche Farbe und Kraft der griechischen Nationalität verlieren mußte. Das für die Zeit Plotins unzureichende Resultat der bisherigen griechischen Philosophie ließ ein höheres religiöses Bedürfniß empfinden, aber es war in dieser Unruhe der Zeit die Fähigkeit nicht mehr vorhanden, einem solchen Bedürfnisse in der klaren Form des altgriechischen Denkens zu genügen. Der griechische Geist griff nach den erworbenen Schätzen, nach dem Kostbarsten, was griechische Bildung in der Philosophie erzeugt hatte, und suchte es nach dem Standpunct seiner Zeit, mit enthusiastischem Gefühl zu deuten; und wie er den schon aufgelösten griechischen Götterdienst erklärte, indem er die Seele als das Heiligthum aufstellte, aus welchem alle Götter, so wie deren Bilder stammen (vergl. S. 29 f.), so deutete er durch Philosophie was ihm schon im enthusiastischen Gefühle gewiß war und was er über alle Erkenntniß hinaussetzte. Der Verf. muß dieß auch anerkennen, indem er sagt (p. 16), *et haec est fundamentorum dialecticae Plotinianae imbecillitas; disputat quidem dialectice de plurimis rebus, et prioribus omnibus philosophis luculentius summa notionum genera statuit et veram perspexit scientiae naturam, sed cum omnium rerum principium extra mentem posuisset,*

si voluisset sibi constare, adjicere debebat philosophicam omnem rerum perscrutationem et universam mundi varietatem et totus in dei sensum aliquem innarrabilem sese immergere. — Der Einwurf, daß Plotin die wissenschaftliche Eintheilung der griechischen Philosophie bey der Abfassung seiner Schriften nicht zum Grunde gelegt habe, würde gegen unseres Verfs. Ansicht von Plotin wenig Gewicht haben, da Plotin jenen Unterschied der philosophischen Gebiete sehr wohl kennt, und die Art und Weise, in welcher er, schon im höhern männlichen Alter, über philosophische Gegenstände schrieb, durch das Interesse der jedesmal aufgeworfenen Fragen bestimmt war, übrigens auch Plato eine strenge Absonderung der Art in seinen Schriften nicht beobachtet hatte, worüber sich unser Verf. S. 36 erklärt hat. Bedeutender ist die auch von unserm Verf. anerkannte (S. 16. u. flg.) Dunkelheit und Nachlässigkeit seiner Darstellung, welche theils aus seinem Bestreben, Alles auf das Eine zurückzuführen, theils aus der Lebhaftigkeit seines, oft auf anderes abspringenden Geistes hervorging. Aus letzterm erklärt sich auch der Widerspruch, daß er bald Gott für unerkennbar und unzugänglich hält, bald Philosophie und vornehmlich Dialectik für den Weg zu Gott ansieht.

Doch wir verfolgen den Gang der Abhandlung weiter. S. 14 stellt der Verf. den Begriff der plotinischen Dialectik auf, zufolge dessen dieselbe nicht bloß ein formales Werkzeug der Wahrheit, sondern eine Wissenschaft von realem Gehalt, aus welcher Physik und Ethik die Beweise ihrer Wahrheit schöpfe, seyn soll. (Wie dieß möglich sey, wenn letztere selbständige Untersuchungen seyn sollen, hat der Verf.

fasser nicht angegeben). Von der platonischen und aristotelischen Dialectik unterscheidet der Verfasser die plotinische dadurch, daß letztere die Gewißheit Gottes voraussetze und herabsteigend, oder gleichsam vom Centrum zur Peripherie fortgehend, verfare (S. 15 ff.).

Es folgt nun im zweyten Kapitel eine Uebersicht der Plotinischen Dialectik. Hier wird der ganze Kreis der, wir wollen sagen metaphysischen Begriffe, deren sich Plotin bediente, durchlaufen und der innere Zusammenhang, in welchem sie bey ihm stehen, aus der freyen und abschweifenden Darstellung herausgehoben; ein- eben so mühsames, als gefährliches Geschäft, weil wie der Verf. sich ausdrückt, die Glieder der Dialectik sich in der ganzen Masse seiner Bücher zerstreuet finden, und erst in einen Körper zusammenzufügen sind. Hier nun empfindet man besonders den oben angegebenen Mangel, und der Verfasser hätte sich gerade hier etwas deutlicher erklären sollen, wie die Dialectik mit einem solchen Mangel dialectischer Kunst, oder letztere ohne dialectische Darstellung bestehen könne. Wir können des Raumes wegen hier leider dem Verfasser nicht genauer folgen, welcher uns das Herabsteigen des Plotinischen Denkens von dem Geiste, in welchem das Höchste und Eine geschaut wird, in die Mannigfaltigkeit der Natur, und wiederum das Aufsteigen durch den Geist zu Gott im Umriffe, und zwar auf eine Weise schildert, daß sowohl der rohe Vorwurf des Pantheismus, welcher dem Plotin häufig gemacht worden ist (vergl. S. 22 Note 66), abgewiesen, als auch anderseits (S. 30) angedeutet wird, wie seine mystische Vorstellung Gottes, dem lebendigen Gotte des Christenthums das Feld räumen mußte.

Aber der gründliche Untersuchungsgeist des Herrn Verfassers bleibt hierbey nicht stehen; er beginnt nun in einem dritten Kapitel die Hauptbegriffe der dialectischen (metaphysischen) Forschung des Plotin und zwar mit einer genauen und für den Leser sehr belehrenden Berücksichtigung der früheren Begriffsbestimmungen, vornehmlich aber der Lehren des Plato, Aristoteles und der Stoiker, im Einzelnen durchzugehen und zu erläutern. Dem Ref. hat nur zuweilen geschienen, als ob der Verfasser die Resultate der spätern Dialectik in die Aeußerungen des geistreichen Plotin hineintrage.

Die Auseinandersetzung beginnt in diesem Kapitel von dem Urprincipe der Philosophie. Hier wird namentlich gezeigt, in wiefern sich Plotin an den platonischen Parmenides anschließt, und zu diesem Behufe der Zweck und wesentliche Inhalt dieses Dialogs angegeben (S. 31 ff.). Ungeachtet der mystischen Anschauung, welche Plotin über die Philosophie setzt, findet hier unser Verfasser die Forderung der Dialectik in Plotins Spruche *τέλος ἀπασιν ἢ ἀρχή* angedeutet, und sein dialectisches Verfahren mit Platos Aussprüche *Τὸ ἐν οὐδενὸς ἀπολείπεται τῶν ἄλλων γιγνομένων — ἕως ἂν πρὸς τὸ ἔσχατον διελθὼν ὅλον ἐν γένηται* in Uebereinstimmung. — Sodann wird Plotins Lehre von Materie und Form, welche Plotin als Elemente der Substanz (*οὐσία*), der ersten Kategorie, der endlichen Dinge betrachtet, und damit die Lehre von Seyn und Nichtseyn dargestellt (S. 38 unten ff.). Am Schlusse deutet er nur kurz den Fortgang des Plotin zu dem Gegensatz des Eins und des Vielen, und des Endlichen und Unendlichen an, worüber er, wie von den übrigen Kategorien des Plotin, in einer Fortsetzung dieser Abhand-

lung genauer handeln will. Die Gründlichkeit und Tiefe der Untersuchung macht uns das Erscheinen dieser Fortsetzung, so wie des beabsichtigten Werkes, in welchem sich wahrscheinlich durch Anwendung des ausgebildeteren deutschen Idioms manches noch deutlicher herausstellen wird, sehr wünschenswerth.

Wendt.

C a m b r i d g e.

Transactions of the Cambridge philosophical Society. Vol. III. Part. I. 341 S. in 4.

Ueber die Abweichung wegen der Kugelgestalt bey Scularen in Telescopen, von Airy. Die Abweichung wegen der Kugelgestalt bringt im Allgemeinen folgende Wirkungen bey der Betrachtung von Gegenständen hervor. Erstens wird das Object in der Richtung des Radius des Glases ausgedehnt. Sieht man zweytens in der Mitte des Gesichtsfeldes einen Gegenstand deutlich, so muß das Glas dem Objectiv genähert werden, wenn man die näher am Rande liegenden Gegenstände deutlich sehen will. Liegt der Gegenstand weit von der Mitte des Gesichtsfeldes entfernt, so wird derselbe immer verzerrt erscheinen, wie man auch das Ocular stellen mag. Aus den in dieser Abhandlung geführten Untersuchungen leitet nun der Verf. folgende practische Regeln für die Construction der Sculare ab. Ein einzelnes Glas muß der Deutlichkeit wegen auf beiden Seiten gleich convex seyn, doch leidet die Deutlichkeit wenig wenn die dem Objectiv zugekehrte Seite etwas erhabener ist, während hierdurch die Verzerrung etwas gemindert wird. Bey einem doppelten Ocular mit zwey sich berührenden Linsen müssen die Gläser

einander ähnlich seyn, die Halbmesser ihrer Oberflächen sich wie 1 : 6 verhalten, und die erhabenern Seiten beider einander zugewendet seyn. Ueber die algebraische Bezeichnung von Garrett. Ueber die Störung der Pendel und die Theorie des Chappement von Airy. Ueber den Druck, welchen eine ebene Platte erleidet, die einer Strom von Luft entgegen gehalten wird, der aus einer Oeffnung in einer Ebene herausfließt, von Robert Willis. Bläst man durch eine Röhre, die sich in einer ebenen Platte endigt, in welcher die Oeffnung befindlich ist, und bringt man eine runde Scheibe von Kartenpapier oder einer andern passenden Substanz vor die Oeffnung, so wird, so lange die Luftströmung dauert, die Scheibe nicht abgestoßen, wie man wohl erwarten sollte, sondern angezogen. Diese Erscheinung wurde zufällig zuerst in den Eisenwerken von Fourchambault entdeckt, und Desormes machte darauf aufmerksam, wie gefährlich diese sonderbare Eigenschaft, bey dem Ventilen der Dampfmaschinen von hohem Druck werden könnte. Hachette brachte dieselbe Wirkung bey einem Wasserstrom hervor. Der Vf. gibt nun in dieser Abhandlung eine Reihe von Versuchen an, die er in verschiedener Hinsicht abgeändert hat, um diese Erscheinung vielseitiger zu betrachten, und er erklärt endlich die Anziehung aus einer durch den Luftstrom hervorgebrachten Verdünnung der Luft, ohne sich jedoch auf eine genauere durch den Calcul unterstützte Theorie einzulassen. Ueber die Berechnung der Leibrenten und einige Aufgaben aus der Theorie der Wahrscheinlichkeitsrechnung von Lubbock. Ueber die Länge der Sternwarte in Cambridge von Airy. Der Meridianunterschied

zwischen Greenwich und Cambridge wird zu $23^{\circ}54'$ gefunden, um so viel Cambridge östlicher liegt. Ueber die Anwendung des von Bode gefundenen empirischen Gesetzes rücksichtlich der Entfernungen der Planeten von der Sonne, auf die Entfernungen der Nebenplaneten von ihren Hauptplaneten von Challis. Der Vf. legt hierbey folgenden Satz zum Grunde. Wenn sich verschiedene kleine Körper um einen viel größern in bey nahe kreisförmigen Bahnen bewegen, so befolgen ihre mittlern Entfernungen mit mehr oder weniger Genauigkeit die Progression $a, b + b, a + rb, a + rb^2, b, 2c$. Er wendet dieses Gesetz auf die Trabanten des Jupiters, Saturns und Uranus an, und findet dasselbe ziemlich bestätigt, nur schließt er daraus noch daß bey den bis jetzt bekannten sechs Trabanten des Uranus, zwischen dem vierten und fünften noch zwey fehlen, so wie zwischen dem fünften und sechsten noch einer, so daß Uranus im Ganzen neun Trabanten haben solle. — Ueber den Brennpunct eines Kegelschnitts von Pierre Morton. — Mathematische Auseinandersetzung einiger Lehren aus der Nationalöconomie von Whewell. — Ueber die Vergleichung verschiedener Tabellen der Leibrenten von Lubbock. — Ueber die Vocale, und die Orgelpfeifen mit Rohrwerk von Willis. Der Vf. erwähnt zuerst die Bemühungen früherer Akustiker um Töne durch verschiedene Einrichtungen hervorzubringen, die denen der menschlichen Sprachorgane ähnlich sind, und beschreibt hierauf seine eigene Versuche über die Darstellung der Vocale vermittelst der Orgelpfeifen, dadurch daß die bewegte Luft in Oeffnungen von verschiedener Größe und Form in Röhren von unterschiedener Länge eindringt. — Ueber die Theorie der kleinen schwingenden Bewegungen elastischer Flüssigkeiten von Challis.

Göttingische
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

21. Stück.

Den 6. Februar 1832.

Leipzig.

Europäische Sittengeschichte, vom Ursprunge der volksthümlichen Gestaltungen bis auf unsere Zeit, von W. Wachsmuth, Prof. d. Gesch. in Leipzig, Ritter vom Dannenbrog. Erster Theil, bis zum Verfall des Karolingischen Reichs. 1831. X und 341 S. in 8.

Es wäre gewiß überflüssig die Wichtigkeit des Gegenstandes beweisen zu wollen, dem dieses Werk gewidmet ist. Es heißt nicht weniger, als die Weltgeschichte von einer neuen Seite darstellen. Denn wenn gleich in unsern Weltgeschichten, deren jede Messe uns ein halbes Duzend bringt, — denn die Geschichte eines einzelnen Staats zu schreiben ist noch immer sehr schwer, aber eine Weltgeschichte eine wahre Kleinigkeit — auch von den Sitten zuweilen die Rede ist, so weiß man doch, daß dieses nur gleichsam anhangsweise geschieht. Auch hat der Vf. sich nicht,

wie es der Titel sagt, bloß auf Europa beschränkt, denn dieser erste Theil umfaßt auch den Orient in dem angegebenen Zeitraum. Mit Recht nennen wir es also eine Weltgeschichte in dem bemerkten Sinn, von einer bestimmten Seite aufgefaßt. Daß aber eine solche zweckmäßig durchgeführt auch die politische Geschichte in einem hellern Lichte erscheinen läßt, fällt von selbst in die Augen. Bey der Wichtigkeit werden aber auch die Schwierigkeiten des Unternehmens leicht einleuchten. Diese Schwierigkeiten liegen theils in dem umfassenden Begriff von Sitten, theils in den Quellen und ihrem Gebrauch. Der Begriff von Sitten beschränkt sich zunächst auf das Privatleben, und die Einrichtungen desselben. Aber durch wie viele und verschiedenartige Ursachen wird nicht dieses bestimmt? Die natürlichen Anlagen, die daraus hervorgehende Denk- und Handelsweise, überhaupt der Character einer Nation machen die Grundlage aus; allein wirken nicht äußere Ursachen, das Local des Landes, das Clima, die dadurch bestimmt werdenden Beschäftigungen, und nicht auch die Verfassung, Gesetze, und Art der Verwaltung darauf ein? Es wird also schon seine Schwierigkeiten haben, hier immer die Grenzen zu bestimmen, innerhalb welcher der Geschichtschreiber sich zu halten hat. Und daraus ergibt sich auch von selbst, welche Schwierigkeiten in der Auswahl und dem Gebrauch der Quellen liegen. Denn in der That die Menge und Mannigfaltigkeit von diesen ist so groß, daß man beynahe fragen könnte, was denn von Allem was uns über ein Volk berichtet wird, nicht als Quelle, sey es mittelbare oder unmittelbare, betrachtet werden könne? Wir glaubten hierauf aufmerksam machen zu müssen, da ei-

ne billige Beurtheilung des Verfs. ohne dieses nicht wohl möglich wäre. Aber wir müssen auch hinzusetzen daß der Verf. sich die Schwierigkeiten, mit denen er zu kämpfen hat, keineswegs verbarg, oder sie zu gering ansah. Er hat sich selber in der Vorrede darüber hinreichend erklärt; auf welche wir die Leser verweisen können.

Das Alterthum lag nicht in seinem ganzen Umfange, aber doch als nothwendiges Anknüpfungsglied, in dem Gesichtskreise des Verfs. Deshalb ist das erste Buch, das sich damit beschäftigt auch nur überschrieben: Ueberblick der Europäischen Sittengeschichte im Alterthum. Daher, nach einer kurzen geographischen Ansicht Europas, die Griechen — ihre nördlichen Nachbarn die Macedonier u. a. — die Kelten — die Iberer — die Italischen Völker außer den Römern — die Römer im Freystaat und im Kaiserstaat, bis zur Herrschaft des Christenthums. — Sehr richtig setzt der Verf. das Gemeinsame des Griechischen Characters, wie auch schon andere vor ihm, in der Verbindung des Politischen und des Aesthetischen. Bey ihren nördlichen Nachbarn dagegen herrscht bey roher Kraft die Wildenheit vor. Als eigentliche Heimath der Kelten ist Gallien anzusehen, und Aehnlichkeit des Volksthumes der alten Gallier und Franzosen, ist unverkennbar. Man erinnere sich nur an Cäsars Schilderungen. Das Aufblühen der Cultur bey den Galliern, sagt der Verf., war nicht aus eigenem heimischen Keime und durch innere Triebkraft erfolgt. Er sieht die Massiloten als ihre Lehrer an. Aber das Institut der Druiden, an dem die Cultur der Nation vorzugsweise hing, war doch national? — Eine Verwandtschaft der Iberer mit Africanischen Stämmen läßt sich al-

Irdings durchaus nicht nachweisen. Unfers Er-
 achtens sind die Iberer und neuen Spanier sich
 so gleich geblieben als Kelten und Franzosen.
 Man vergleiche ihre alten und neuesten Kriege.
 Die Struiker hält der Vf. für das gebildetste Volk
 Italiens und des gesammten Europäischen Abend-
 landes in der vorrömischen Zeit. — Ausführli-
 cher ist die Untersuchung über die Römer. Auch
 der Verf. erkennt die Schwierigkeit der Frage:
 wodurch denn gerade dieses Volk eine so große
 Rolle gespielt habe? Er findet eine Hauptur-
 sache darin, daß es schon durch seine erste Bil-
 dung sich in Gegensatz mit den andern Völkern
 gesetzt habe. Allerdings gibt das bekannte Wort:
 Kraft wächst nur durch Kampf, den Schlüssel
 zu der werdenden Größe Roms; aber doch wohl
 nicht allein. Die strenge häusliche Zucht that
 auch das ihrige; und wie entstand diese? Die
 Untersuchung über das Kaiserreich bildet nun den
 Uebergang zu dem zweyten Buche, überschrie-
 ben: das germanisch-arabische Zeital-
 ter. So werden also die beiden weltherrschenden
 Völker in Parallele gesetzt; am ausführlich-
 sten natürlich von dem ersten. Das Ganze reicht
 vom Auftritt der Deutschen, bis zum Verfall des
 Carolingischen Reichs. Es zerfällt in elf Ab-
 schnitte. Der erste: die Deutschen in ihrer Hei-
 math. Das nördliche Deutschland von Batavien
 bis Ostpreußen muß als das eigentliche Mutter-
 land der Deutschen angesehen werden, denn in
 dem südlichen wohnten zum Theil Kelten. Die
 Sitte und der Character des Volks wird meist
 nach Tacitus geschildert. Der zweyte: die
 Deutschen als Staatengründer im Römerreiche.
 Also die Völkerwanderung, als deren erster An-
 stoß die Gothen zu betrachten sind; demnächst

die Hunnen &c. Wenn der Volks-Character sich nicht veredelte, sondern verschlimmerte, so muß man den ersten Grund in den Raubzügen und der Söldneren suchen, die mehrere Jahrhunderte dem Umsturz des Römischen Reichs vorausgingen. Dennoch verlor sich nicht Alles. Daher im dritten Abschnitt das Heimische in der Staatsordnung der deutschen Völker. In diesem und dem folgenden: Beneficienwesen und Fürstenthum, werden die Gesetzsammlungen die Hauptquellen; daß neben ihnen J. Grimm und Eichhorn benutzt sind, brauchen wir nicht erst zu sagen. Im fünften: die christliche Kirche im Abendlande, und nach der Untersuchung der einzelnen im folgenden: die Wirkungen von beiden, des Beneficienwesens, des Fürsten- und Kirchenthums, auf das germanische Staatswesen. Wir rechnen diesen Abschnitt zu den vorzüglichsten; aber eines Auszugs ist er nicht fähig. Der siebente: die Carolinger und das Frankenreich; und die Fortsetzung im achten: Das Volksthum in den deutschen Staaten des Abendlandes insgesammt von ihrer Gründung bis zum Verfall des großen Frankenreichs. Die Frage: wie das Deutsche und das Romanische sich verschmolzen und gegen einander verhielten, ist hier die wichtigste. Der Verf. beantwortet sie aus der Geschichte der Sprache, da in den eroberten Ländern, mit Ausnahme Britanniens, die Romanische das Uebergewicht erhielt. Freylich in sofern das natürlichste, da sie die gebildete Sprache war; — konnten doch auch die Römer die ihrige nicht in die Griechenwelt einführen; — doch glauben wir auch darin einen Beweis zu sehen, daß die Zahl der eindringenden Eroberer im Verhältniß gegen die alten Einwohner nur

gering war. Nachdem der Verf. im neunten Abschnitt auch auf die übrigen deutschen Völker außer den Franken, und auch auf die Juden einige Blicke geworfen, wird in dem zehnten Abschnitt von den Arabern und dem Islam gehandelt. 'Den Deutschen, sagt der Verf., war bey ihren Eroberungen das Land die Hauptsache, der Besizer die Zugabe; der Araber hatte zunächst mit der Persönlichkeit, dem Geiste der Völker zu thun, das Land war ihm die Zugabe.' Sehr wahr! Denn die Deutschen hatten keine neue Religion mit dem Schwerdt in der Hand zu verbreiten, wie die Araber. Der Abschnitt ist reich an treffenden Bemerkungen; die große Welterscheinung des Islam in ihrem ganzen Umfange aufzuklären, konnte nicht in dem Plan des Verfs. liegen. Der elfte und letzte Abschnitt handelt von den slavischen Völkern. Die Frage über die Abkunft der Slaven wagt der Verf. nicht entscheidend zu beantworten; als ihre Ursiße muß man die Länder des jetzigen Rußlands und Polens betrachten. Das von ihm mit Auszeichnung erwähnte Werk: Schaffarik Geschichte der Slavischen Sprache und Literatur, Ofen 1826, ist uns nicht zu Händen gekommen.

Wir glauben genug gesagt zu haben, um unsere Leser auf dieses Werk aufmerksam zu machen, dessen Interesse, der Natur der Dinge gemäß, mit dem Fortgange auch steigen muß. Nach der eigenen Bemerkung des Verfassers ist dieser erste Band nur als Vorbereitung zu der weitem Folge anzusehen, welche in der ersten Hauptabtheilung bis zu der Reformation; in dieser von da bis auf die neueste Zeit, in drey Abschnitten gehen soll. Ein wei-

tes Feld liegt also noch vor ihm. Möge es ihm weder an Kraft noch an Muße fehlen, dasselbe zu bearbeiten!

Der Fleiß desselben Verfassers beschenkte uns mit einem zweyten Werk, bey dessen Ankündigung wir uns kürzer werden fassen können:

Historische Darstellungen aus der Geschichte der neuern Zeit, von W. Bachsmuth. Erster Theil: aus der Reformationsgeschichte. VI und 326 Seiten. Zweyter Theil: meistens aus dem siebenzehnten Jahrhundert. 322 Seiten in Octav. 1831. — Sie entstanden aus Vorlesungen, die der Verfasser theils in seinem academischen Hörsaal, theils in gebildeten Familiencirkeln zu halten veranlaßt ward. Ihr Inhalt im Allgemeinen wird schon durch den Titel angezeigt. In einem Werke dieser Art erwartet man nicht neue Forschungen, aber treue und lebendige Darstellung des schon Bekannten. Dieß werden die Leser auch nicht darin vermiffen, und wir glauben daher dasselbe besonders solchen Lesercirkeln empfehlen zu können, die für etwas Höheres und Edleres, als jämmerliche Romanen- und Novellen-Lectüre Sinn haben.

Hn.

Paris.

Bey Dondoy-Dupré, 1831: Mémoire sur l'origine et la propagation de la doctrine du Tao, fondée par Lao-Tseu; traduit du chinois, et accompagné d'un commentaire tiré des livres sanscrits et du Tao-te-king de Lao-Tseu, établissant la confor-

mité de certaines opinions philosophiques de la Chine et de l'Inde, avec un dessin chinois; suivi de deux Oupanishads des Védas, avec le texte sanscrit et persan. Par M. G. Pauthier. VIII und 77 Seiten in gr. 8.

Dieser lange Titel zeigt hinlänglich den Inhalt und Zweck der kleinen Schrift. Daß die eine der drey in Sina herrschenden Religionen, die bis jetzt wenig bekannte des Lao-tso, einen fremden und zwar indischen Ursprung habe und eine Vorläuferin des Buddhismus gewesen sey, ist zwar eine Muthmaßung, für die sich manches sagen läßt, und die auf anderm Wege neuerdings von Boehinger in seiner französischen Schrift über das indische Einsiedlerleben vorgebracht ist: aber ob der Verfasser obiger Schrift sie auf richtigem Wege bewiesen habe, scheint sehr zweifelhaft. Auf bloße Etymologien und Uebersetzungen einzelner oft nicht einmal ganz verstandener Stellen aus sinesischen (s. Journ. asiat. Juin 1831) und indischen Büchern läßt sich wenig sicheres bauen. Wie wenig das Sanskrit verstanden ist, zeigt eine nicht sehr schwere und doch zweymahl mißverstandene Stelle (p. 34 und 54 v. 4 wo statt des wichtigen vâk'ân- vâk'â na zu trennen ist) deutlich genug. — Die zwey Upanishads aus dem Sama- und Jagur-Veda, denen die von Anquetil übersezte neupersische Erklärung nach zwey Handschriften angehängt ist, hat der Verfasser aus einer in Europa sehr seltenen Schrift des berühmten Brahminen Ram: Mabun: Roy, worin sie 1817 zu Calcutta gedruckt sind.

G. H. A. G.

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

22. 23. Stück.

Den 9. Februar 1832.

B r e m e n.

Beyträge zur Förderung des Gemein-
sinnß und republicanischen Staatsle-
bens. In zwanglosen Heften herausgegeben
von Johann Smidt, Bürgermeister der freyen
Hansestadt Bremen. Erstes Heft. 1831. 263
Seiten in 8.

Diese neue Zeitschrift ist zunächst für die deut-
schen freyen Städte bestimmt, und hat den
rühmlichen Zweck, wie der Herausgeber in dem
Vorwort ihn bestimmt, sich über öffentliche Ge-
genstände zu verständigen, da in einer so
bewegten Zeit wie die gegenwärtige, das Be-
dürfniß einer Verständigung oft so fühlbar wird.
Man wird dieß nicht für überflüssig halten, wenn
man sieht wie schwankend in der practischen Po-
litik selbst die Anwendung der ersten politischen
Elementar-begriffe, wie vom Zweck der Staaten,
von Volkssouveränität, von dem Wesen und dem
Unterschiede monarchischer und republicanischer

Verfassungen noch ist. Dieses erste Heft enthält 7 Aufsätze, von denen gleich die beiden ersten: I. Fragmentarische Andeutungen zur Erörterung der Begriffe von Volkssouveränität und göttlichem Recht, vom Herausgeber; und II. Ueber die Elemente und Organe des Staats und die vernunftmäßige Bedeutung einer repräsentativen Verfassung vom Senator Horn in Bremen, die genauere Bestimmung solcher Begriffe zum Zweck haben. Der erste ist wegen seiner fragmentarischen Form keines Auszugs fähig. Wenn mit Recht Land und Volk als die nothwendigen Bestandtheile eines Staats angegeben werden, so glaubt Ref. daß auch das Verhältniß in welchem beide stehen, nämlich Landeigenthum der Einzelnen, und darauf gegründete feste Wohnsitze hinzugefügt werden müssen, wenn von einem Staat im practischen Sinne die Rede seyn soll; denn dadurch bestimmt sich die Grenzlinie zwischen Stammverfassung und Staatsverfassung. Will man diese nicht annehmen, so muß man auch zugeben daß umherziehende Horden einen Staat bilden. Der Verf. des zweiten Aufsatzes geht von der Bestimmung des Zwecks der Staaten aus, und führt die verschiedenen Meinungen darüber an. Mit Recht wird der Staat als eine moralische Person betrachtet, die als solche einen Gesamtwillen, und dieser ein Organ haben muß. Die große Schwierigkeit ist nur dieß Organ zu finden, da wir keine Orakel mehr haben. Gern möchten wir die freye Presse dafür anerkennen, wenn — doch diese 'Wenn' mögen die Leser sich selber supplieren. 'Das stets fungierende Organ des Gesamtwillens, sagt der Verf., ist die Regierung, als Re-

präsentant des Staats nach innen und außen. Da es aber doch leicht seyn könnte, daß sie nicht das Organ des wirklichen Gesamtwillens immer wäre, so muß ihr noch ein Mitorgan des Gesamtwillens beygesetzt werden, was nur in Zwischenräumen fungieren muß; welches denn auf das Bedürfniß von ständischer und repräsentativer Verfassung führt. Freylich wohl! Wäre man denn nur wieder sicher, daß bey entstandener Differenz dieses Mitorgan das wahre Organ sey? Die Völker sind zwar, wie wir berichtet werden, jetzt mündig geworden. Bekanntlich aber wächst der Weisheitszahn nicht immer sogleich mit der Mündigkeit. — Die Staatszwecke sind theils materielle, theils geistige. Von beiden wird dann einzeln gehandelt; und viel beachtungswerthes darüber gesagt. III. Etwas über Volksfeste und öffentliche Reden an das Volk, in besonderer Beziehung auf eine Bremische Sitte, vom Herausgeber. — Diese Sitte ist die feyerliche Begleitung bey der Aufschwörung eines neugewählten Rathsherrn, durch theilnehmende Freunde, Bekannte und Bürger. Eine schöne und ehrwürdige Sitte, da sie aus der Theilnahme am öffentlichen Wohl hervorgeht. Es ist das deducere domum der Römer. Die beiden folgenden Aufsätze IV. und V. sind Reden von dem Herausgeber bey Einführung neuer Bürgermeister gehalten: über den Beruf zur Regierung in einem Freystaat, und über republicanische Undankbarkeit. Gewiß zwey sehr passende Gegenstände, und trefflich ausgeführt. VI. Was hat es in der Hamburgischen Verfassung für eine Bewandniß mit der, zur gänzlichen Abhülfe der zwischen dem Senat und

der erbgeessenen Bürgerschaft streitigen Punkte, und deren unwiderruflichen Entscheidung angeordneten Deputation? Vom Bürgermeister Bartels in Hamburg. Die Frage wird historisch und publicistisch behandelt. Der Verf. erklärt sich gegen eine solche dictatorische Entscheidung einer Deputation. Mit Recht wünscht er, daß dieselbe einer weitem Erörterung unterworfen werden möge. VII. Aphoristische Andeutungen über die Cholera; von dem Herausgeber.

Diese Schrift erinnert uns an eine andere, gleichfalls in Bremen erscheinende Zeitschrift, welche beide einen rühmlichen Beweis der in dieser Handelsstadt auch herrschenden literarischen Thätigkeit geben, worin sie ihre Schwesterstädte wohl übertreffen möchte: Bremisches Magazin. In Verbindung mit Mehreren herausgegeben von Dr. Ferd. Donandt, wovon das siebente Heft des ersten Jahrgangs bereits vor uns liegt. Wir kündigten das erste Heft ermunternd an (G. g. A. 1831. S. 703) und wenn wir gleich die folgenden nicht einzeln anführen konnten, so machen wir doch gern mit diesem siebenten eine Ausnahme, da es einem wichtigen, auswärts aber noch zu wenig bekannten, Gegenstande gewidmet ist; denn das Ganze enthält nur Eine Abhandlung: Ueber die Anlage von Bremerhaven, von Dr. J. H. W. Smidt. Bekanntlich kam zwischen Hannover und der Stadt Bremen im Jahre 1827 Jan. 11. ein Vergleich zu Stande, durch den letzterer an der Mündung der Weser bey dem Einfluß der Geeste ein Local zu der Anlage eines Hafens überlassen ward, der seitdem mit

bedeutenden Kosten in Stand gesetzt ist; an derselben Stelle wo man auf unsern Charten, selbst den neuern, einen Ort Carlsburg findet, der nie existiert hat. (Es war nämlich in der Schwedischen Periode unter Carl XI. das Project hier eine Burg anzulegen; es ward aber nur eine Schanze aufgeworfen, wovon Ref. sich erinnert als Knabe noch die Spuren gesehen zu haben.) Die Untiefen der Weser erlauben es bekanntlich nicht, daß die Seeschiffe bis zu der Stadt, und die größeren selbst nicht einmal beladen bis zu ihrem Hafen Begefaß heraufkommen. Daß also ein solcher Hafen für Bremen noch in einem höhern Grade Bedürfniß ist, als Cookshafen und Rißebüttel für Hamburg, leuchtet von selber ein. In der vorliegenden Schrift des Herrn Dr. Schmidt ist die Frage indes nicht aus dem historischen, sondern dem politisch-mercantilischen Gesichtspunct behandelt, um zu zeigen daß es für eine Handelsstadt, welche wie Bremen an dem größern Welthandel, namentlich an dem Americanischen, einen so bedeutenden Antheil nimmt, Bedürfniß; für Hannover vortheilhaft; und für Oldenburg keineswegs nachtheilig ist. Dieß Alles wird überzeugend dargethan. Wenn, wie wir hören in Bremen auch eine Gegenpartey laut geworden ist; so hat dieses wohl seinen nächsten Grund darin, daß die Kosten, wie in solchen Fällen gewöhnlich, weit über den Anschlag hinausgingen. Hauptsächlich aber, weil der volle Nutzen sich erst dann zeigen wird, wenn durch die Vollendung einer Kunststraße, oder selbst die Anlage einer Eisenbahn, die Leichtigkeit des Transports und der Communication zwischen der Stadt und ihrem Hafen bewirkt seyn wird.

Hn.

H a n n o v e r.

In der Hahnschen Hofbuchhandlung, 1831: Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde zur Beförderung der (unter dem Titel: Monumenta Germaniae historica nunmehr schon in zwey Folioebänden glücklich vorgeschrittenen) Gesamtausgabe der Quellschriften deutscher Geschichten des Mittelalters von G. H. Pertz, Archiv = Rath und Bibliothecar zu Hannover. Sechsten Bandes erstes bis viertes Heft. 624 S. in 8.

Schon seit dem vorigen, die italiänischen Forschungen des Herausgebers enthaltenden Bande dieses Archivs, welches nicht bloß über die Vorarbeiten und Schwierigkeiten der Herausgabe des oben genannten Werkes, sondern überhaupt über den erstaunlichen, ganz eigenthümlichen Fleiß und die treffliche Umsicht deutscher Gelehrten Kunde gibt, mußte man bemerken, wie sehr die Redaction unter den gewandten Händen des gegenwärtigen Herausgebers gewann. Auch hier ist ein großer Theil der archivalischen Nachrichten und Bemerkungen vom Herausgeber; ihm zur Seite stehen so viele andere treffliche Mitarbeiter, welche, in Betrachtung dessen, was schon geleistet worden ist (s. S. 294 ff. das Verzeichniß der wirklich vorbereiteten Leistungen) und unter einer höchst billigen vaterländischen Vorausehung (für 10 Jahre hindurch einer durch freywillige Beyträge und Actien herbeizuschaffenden jährlichen Einnahme von etwa 5000 Thalern) den Fortgang des großen Unternehmens hinlänglich verbürgen. Folgendes ist die Uebersicht der in diesem Bande enthaltenen archiva-

lischen und bibliothecarischen Berichte, notabene über Handschriften, welche zur ältern deutschen Geschichtskunde gehören. I. Ebert über die Handschriften zu Wolfenbüttel. Probe eines reichen Schatzes (so viel der unermüdlche Verf. während einer zweyjährigen Verwaltung durchforschen konnte); besonders wird auf die von Helmstädt herrührenden Handschriften, die noch wenig benutzt zu seyn scheinen, aufmerksam gemacht. Interessant war uns die Notiz aus einem alten bis zum Jahre 1245 reichenden Annalisten, daß bey Gelegenheit der Canonisation der heil. Elisabeth zu Marburg, welcher Kaiser Friedrich II. mit dem Erzbischof von Mainz (Siegfried III. vom Hause Eppenstein) im Jahre 1236 beywohnte, der folgenreiche Streit zwischen diesen Fürsten sich entsponnen habe (S. 10). II. Dr. Troß in Hamm über gräflich Plettenbergische Handschriften zu Nordkirchen. Diese meistens zur westphälischen Geschichte dienlichen Handschriften (wir bemerken die zur alten Beschreibung der Hildesheimer Fehde gehörigen Kriegslieder als Beyträge zur Lyrik der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts) enthalten Ferdinands von Fürstenberg Nachlaß und Maltingrodt's für verloren geachtete collectanea. III. Sack über Bambergische Handschriften (besonders zur Geschichte des Hochstifts Bamberg, so wie der Abtey Michelsberg) mit genauen, ausführlichen Beschreibungen, auch treuen und schönen Schriftmustern, welche zum Theil den monumentis einverleibt werden sollen. IV. Ukert, über Handschriften der herzoglich Gotha'schen Bibliothek. Auszeichnungswerth sind die von Perz jetzt benutzten Capitula regum Francorum ab Ansegiso collecta und die wahr-

scheinlich von deutschen Notarien an Ort und Stelle verzeichneten, von Hardt benutzten Acta concilii Constantiensis; das, so viel wir uns erinnern, ziemlich unleserlich geschriebene und mit Zusätzen verbrämte Manuscript von Chr. Schlegel historia Abbatia Hersfeldensis (von 736 bis 1680) verdiente von einem neuen Bearbeiter der Hersfeldischen Geschichte wenigstens nicht übergangen zu werden. Ob unter dem 'Eben E. Hermanns und der heil. Elisabeth in Reimen' mehr als die gewöhnlichen Elisabethischen Legenden enthalten sey, wissen wir nicht. V. u. VI. Stenzel, über Breslauische Handschriften. Darunter ein Cassiodorus und Jornandes und unter dem Titel: Collectanea variarum epistolarum ad hist. saec. XIII. spectantium die Briefe der damaligen Kaiser und Fürsten an italiänische Städte u. s. w. VII. Der Herausgeber über Wiener Handschriften. Das Haus- Hof- und Staatsarchiv enthält viele österröische und benachbarte, auch italiänische diplomata und Chroniken, aber wie es scheint unter den Reichsachen nicht viel vor Ruprecht oder vor dem Jahre 1400. VIII. Kowachich von Schenkwich, über Ungarische Handschriften. Wir bemerken nur die S. 138 jedoch ohne nähere Nachweisung angeführte historia Wallensteinii ducis exercitus Caesarei sed illi infidelis et demum vita privati Germanici. IX. Der Herausgeber, über Pesther Handschriften im Museo des Herrn Niclas von Lankowich. Ein ungewöhnlich reicher Schatz, außer 2 merkwürdigen Handschriften von P. Drossius und P. Diaconus eine bedeutende Sammlung von Oesterreichischen, Salzburgischen und besonders Nürnbergischen Chroniken, zugleich Urkunden und

Brieffsammlungen zur Geschichte der vornehmsten Familien der ehemaligen freien Reichsstadt Nürnberg. X. M u c h a r, über Steyermarkische Handschriften (zu Admont.) Legenden, vitae sanctorum &c. XI. Des Herausgebers nachträgliche Bemerkungen über Handschriften Oesterreichischer Stifter (Archiv III. 566. 567). Eine interessante annalistische und diplomatarische Nachlese aus den Stiftern Heiligenkreuz, Lilienfeld, Neuburg, Gottwich, Moll, Seidenstetten und Kremsmünster. XII. Der Herausgeber über Göttingische Universitätshandschriften. Darunter ein Lambert von Aschaffenburg (richtiger von Hersfeld) den Herr Bibliothekar Dr. Hesse zur Ausgabe benutzt und aus Köhlers Nachlaß ein von Dr. Pappenberg benutzter apparatus ad edendum Helmoldum. XIII. Der Herausgeber über Casselsche Handschriften (der nunmehrigen Landesbibliothek). Unter denselben ein aus Kaufungen, der Stiftung Kaiser Heinrichs des Heiligen und der heil. Kunigunde stammendes, unstreitig vom Kaiser selbst gebrauchtes Gebetbuch; die Uddinghofer Abschrift der vita Meinweri episcopi Paderbornensis und ein Neocorus (Dithmarsche Chronik) zu dessen Vergleichung mit der von Dahlmann herausgegebenen Handschrift wir den Anfang hersehen: 'Ingangk. Man begehret v. wünschet iz vorgewens ene ruhme lange tydt her Olde schriftliche Uhrkunde und Antiqteteten uth welchen man sich der Ankunfft v. Rahmens der Dithmarschen grundlich, eigentlich v. wahrhafftig erkundigen möge. Den ock oft men schon lange und slitig darna gesocht hefft men doch so gar weinig gefunden darup man gewisse berowen möchte dat men ock nicht enmahl der Sassen ankunfft und Rahmen egent-

lich erforschet.' XIV. Der Herausgeber, über Hallische Handschriften (der Bibliothek). Wenig; dagegen enthält die Bibliothek des Waisenhauses eine für die Herausgabe nunmehr abgeschriebene schöne Handschrift der vita St. Annonis archiepiscopi. XV. Der Herausgeber, über Leipziger Handschriften der Rathsbibliothek. Eine bedeutende Sammlung, Chroniken, Gesetze und Briefe des Mittelalters bis zu den Zeiten des Kaisers Sigismund enthaltend (S. 211 Chronik der Bischöfe von Trier. Da diese bis zur Wahl Landgraf Hermanns von Hessen (1480) reicht, und dieser Landgr. Herrmann Erzbischof von Töln war, so scheint hier ein Irrthum obzuwalten). XVI. Der Herausgeber, über Leipziger Handschriften der Universitäts-Bibliothek (Meistens Auszüge aus Eberts Katalogen, da die Deffnungszeit der Bibliothek dem Herausgeber im Jahre 1825 allzusehr beschränkt war). Dem Inhalt und Werth nach kann diese Sammlung, aus der Mencken schon Mehreres benutz hat, der vorigen gleichgesetzt werden. XVII. Dresdener Handschriften des dortigen geheimen Archivs (mitgetheilt durch den Bundestags-Gesandten Freyherrn von Manteuffel und mit den Bemerkungen des Herausgebers versehen, welcher 1825 mehrere dieser Handschriften selbst untersucht hat). Darunter ein von Ebert verglichener Wittekind und ein von Dr. Hesse zur Herausgabe benutzter Lambert; Meißnische und Thüringische Chroniken, welche schon Mencken herausgegeben oder benutzt hat; außerdem eine mit dem Namen des Verfs. von Keppe unterschriebene Reimchronik deutscher Kaiser und Könige mit dem Schluß: 'da starb der Lodewig von Beyern wenn er von eynem pferde seinen

Hals brach.' XVIII. Dr. Pappenberg, über Hamburger Handschriften (der Stadtbibliothek). Eine ehrenwerthe Sammlung für deutsche Geschichte; darunter eine Handschrift der sogenannten römischen Chronik (Sassen-Chronik), welche einige vorzüglich Oesterreich betreffende Einschaltungen enthält, so wie eine zierliche Handschrift der von Pez script. rer. Austr. T. I. unter dem Namen Hagens herausgegebenen Chronik des Landes Oesterreich; eine bedeutende Anzahl von Thüringischen und Hessischen Chroniken (aus Uffenbachs Sammlung). XIX. Handschriften der Sammlung des Grafen Romanzow. Sieben die Geschichte von Liefland, Bremen, Ostfriesland und Preußen betreffende Handschriften, darunter ein Exemplar von Lindenblatt's Jahrbücher, welches die Herausgeber zu Königsberg (von Voigt und Schubert) für verloren gehalten. XX. Nachricht über die beiden ersten Bände der Monumenta vom Herausgeber. (Enthält die ausführlichen Selbstanzeigen desselben in den Göttinger Blättern von 1826 und 1830). XXI. Bericht der Gesellschaft über den Stand ihrer Arbeiten 1830. Aus demselben geht das erstaunenswerthe Resultat hervor, daß durch Abschriften, Vergleichung und sonstige Benutzung der vorgefundenen Handschriften vorbereitet sind:

- I. Geschichtschreiber 95 Stück.
- II. Gesetze (capitularia u. s. w.) 21.
- III. Ein möglichst vollständiges Verzeichniß von deutschen Königs- und Kaiser-Urkunden aus gedruckten und ungedruckten Hilfsmitteln von Dr. Böhmer in Frankfurt.
- IV. Briefe, 37 Sammlungen.

V. Alterthümer (breviaria, traditiones, necrologia, carmina, itineraria, Runen u. s. w.) 23 Stück.

Noch folgen 24 archivalische Berichte und Abhandlungen, sowohl Vorbereitungen zu den Monumentis Germaniae, als für sich bestehende paläographische und literarische Beyträge zur älteren Geschichtskunde unsers Vaterlandes, bey denen wir nur bemerken, daß sowohl der Zahl als dem Inhalt nach die Beyträge des Hamburgischen Archivars Herrn Dr. Lappenberg sich auszeichnen. Rl.

L e i p z i g.

Bey Barth: Untersuchungen über die Bestandtheile, Natur und wissenschaftliche Stellung des Pandectenrechts, nebst einem Grundrisse zu Vorlesungen über das Obligationenrecht, nach practisch gültigen Grundsätzen. Von Dr. Emil Ferdinand Vogel, Privatdoc. d. R. u. d. Philos. an der Universität zu Leipzig. 1831. XXIV und 371 S. Octav.

Zufolge der genauern wissenschaftlichen Durchforschung des Römischen Rechts, so wie in Bezug auf die tiefere geschichtliche Begründung der rein deutschen Rechtsätze, scheinen sich jetzt fast alle unsere Rechtslehrer dafür entschieden zu haben, daß man bey der systematischen Entwicklung der Rechtstheorie, das Materiale der eigenthümlich römischen Jurisprudenz von dem Inbegriffe der nationalen deutschen Rechtsgrundsätze absondern müsse. Nur darüber sind die Stimmen noch sehr getheilt, auf welche Weise dieses Verfahren in Bezug auf das sogenannte Pandectenrecht, in seiner Bedeutung als prac-

tisch gültiges Civilrecht anzuordnen sey, und welche wesentliche Modificationen es erleiden müsse. Diesen Streit möglichst auszugleichen ist der Zweck der ersten Hälfte des vorliegenden Buchs. Nachdem der Verf. im Abschn. I. über die verschiedenen Ansichten, namentlich der neuern Rechtslehrer über den Begriff des Pandectenrechts literarhistorisch aufgezählt, und den Einfluß der wechselseitigen Berührungen zwischen dem rein deutschen Privatrechte und dem practischen Civilrechte auf die Schwierigkeiten der Begriffsbestimmung des Pandectenrechts nachgewiesen hat, characterisiert er zuerst den Rechtszustand von Deutschland zu der Zeit, als die Begünstigung des römischen Rechts daselbst immer allgemeiner wurde, und zeigt sodann, wie durch den Einfluß des canonischen Rechts auf jenen Rechtszustand, durch die Begünstigung der fremden Rechte durch die deutschen Reichsgesetze, und den Einfluß des in den deutschen Gerichten vorwaltenden Gerichtsgebrauchs, zwar das römische Recht an und für sich, aber doch nur unter den, durch jene Einflüsse hervorgebrachten Modificationen, als practisch gültiges Civilrecht sich geltend gemacht habe. Er bestimmt daher den Begriff des Pandectenrechts dahin, daß dasselbe der Inbegriff derjenigen allgemeinen, in ganz Deutschland geltenden privatrechtlichen Grundsätze sey, welche zunächst aus dem daselbst recipierten römischen Rechte entlehnt sind, in der Anwendung aber durch den Einfluß des canonischen Rechts, der deutschen Reichsgesetze und des Gerichtsgebrauchs wesentlich modificiert werden. Daneben erkennt er aber, in Bezug auf das Verhältniß der reindeutschen Rechte zu dem solchergestalt recipierten römischen, ein dop-

peltes gemeines Recht in Deutschland an, so daß die überall verbreiteten rein deutschen Rechtsgrundsätze eben so, wie die aus den römischen Quellen abgeleiteten, nach Maßgabe der Eigenthümlichkeit der, in den einzelnen Fällen zur Entscheidung kommenden Gegenstände, in den deutschen Gerichten abwechselnd zur Anwendung zu bringen seyen. Hierauf untersucht der Verf. im Abschn. II. die Natur des Pandectenrechts, mittelst Zergliederung des eigenthümlichen Wesens desselben in Bezug auf die Verschiedenartigkeit und Uebereinstimmung seiner Bestandtheile, in Bezug auf die allmähliche Modification der Ansichten über die Benutzung der Digesten als Rechtsbuch für Deutschland, in Betreff der Wirkungen des Einflusses, welchen das canonische Recht und die deutschen Reichsgesetze auf die Gestaltung des practischen Pandectenrechts ausgeübt haben; zeigt sodann dessen ausgezeichnete Qualification zur Allgemeingültigkeit, den Einfluß der früheren deutschen Territorialgesetzgebung auf dessen Ausbildung, und spricht endlich von dem Verhältnisse des Pandectenrechts zu den andern, in Deutschland geltenden Gesetzbüchern, namentlich zu dem Preussischen allgemeinen Landrechte und dem Oesterreichischen Gesetzbuche. Der dritte Abschnitt ist rein methodologisch. Kap. 1. desselben beschäftigt sich mit der Nothwendigkeit, das Pandectenrecht bey der Anordnung des academischen Studienplans ganz besonders zu berücksichtigen; Kap. II. bespricht das Verhältniß der in dem vorigen Kapitel entwickelten Ansichten über das Studium des Pandectenrechts zur Anordnung des ganzen civilistischen Cursus, wobey der Verfasser ganz besonders von der Unentbehrlichkeit der hi-

storischen Dogmengeschichte für die academischen Vorträge über das reine römische Recht und von dem nachtheiligen Einflusse der neuern mystisch-poetischen Philosophie auf die Bearbeitung der Rechtswissenschaft, handelt; Kap. III. theilt Bemerkungen über die Art und Weise mit, wie Grundlagen des civilistischen Studiums jenen Ansichten gemäß zu construieren seyn möchten; (Trennung der Vorlesungen über die sogenannte äußere Geschichte des römischen Rechts von den Institutionenvorträgen, dagegen Aufnahme der Lehre vom römischen Proceß in dieselben und Voraussendung einer Einleitung über die Ursachen der Aufnahme des römischen Rechts in Deutschland). Kap. IV. enthält ähnliche Bemerkungen über die eigenthümliche Construction der practisch-civilistischen Vorträge, namentlich über die Stellung der Litteraturnotizen in den dogmatisch-juristischen Vorträgen, und über die Zweckmäßigkeit einer kurzen philosophischen Zugliederung der Grundideen des allgemeinen Privatrechts, zur Einleitung in das System des practischen Civilrechts. Kap. V. überschrieben: 'Bemerkungen über die eigenthümliche Perfectibilität des practischen Pandectenrechts' bespricht das Verhältniß der Bildungsfähigkeit des practischen Pandectenrechts zu der sich selbst immer wieder erneuernden Cultur der allgemeinen, gesellschaftlichen Verhältnisse, und die factisch begründete Präponderanz der Praxis vor der Theorie im Gebiete der Wissenschaften überhaupt und der Jurisprudenz insbesondere; Kap. VI. endlich beschäftigt sich mit einer Beseitigung der gegen die aufgestellten Vorschläge sich darbietenden Einwürfe. — In der zweyten Hälfte des Buchs liefert der Verfasser einen Grundriß zu

Vorlesungen über das Obligationenrecht, und zwar so, daß in jedem Paragraphen die den Inhalt desselben betreffenden Rechtsstellen wörtlich mitgetheilt werden, zum Behuf der Verbindung eines exegetischen Uebungscollegii mit den dogmatischen Vorlesungen über das Obligationenrecht selbst. Bey der speciellen Anordnung dieses Grundrisses ist vorzüglich der von Dabelow in seinem Handbuche des Civilrechts (Halle 1796), rücksichtlich des Obligationenrechts befolgte Plan 'mit desto größerm Vergnügen benützt worden, je erwünschter dem Verfasser der gegenwärtigen Schrift die Gelegenheit war, dem Andenken eines nur zu oft unbilliger Weise verfolgten und geschmäheten, geistreichen Schriftstellers auch hierin die gebührende Anerkennung beweisen zu können.' Soll endlich Ref. seine Stimme über das vorliegende Werk abgeben, so darf er bemerken, daß er sich weder über den dritten Abschnitt desselben, noch über jenen Grundriß irgend ein Urtheil anmaßen kann, da er seit mehr denn zwanzig Jahren die academische Laufbahn verlassen, und seitdem keine Gelegenheit gehabt hat, die Methodologie zum Gegenstande seiner Prüfung zu machen; daß er jedoch das Verdienst des Verfassers, in den ersten beiden Abschnitten manche interessante Frage — wiewohl oft mit ermüdender Weitschweifigkeit — zur Sprache gebracht zu haben, um so bereitwilliger anerkennt, als er gern eingesteht, in den darauf Bezug habenden Untersuchungen, mehrere ihm vorher unbekannt gewesene Notizen gefunden und auch manche einzelne Belehrungen daraus geschöpft zu haben.

S t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

24. Stück.

D e n 11. F e b r u a r 1 8 3 2.

M a n h e i m.

Im Verlag der Hofbuchhandlung Schwan und Götz: Die Forst-Polizey-Straf-Gesetzgebung wissenschaftlich begründet. Mit der Critik über den von der K. Baierschen Staats-Regierung an die Reichsstände übergebenen Entwurf eines Forst-Strafgesetzes für den Baierschen Rheinkreis von A. u. v. Seutter, Vicepräsident und Finanz-Director der K. Baierschen Regierung des Rheinkreises u. s. w. 1831. VI und 158 Seiten in 8.

Der Verfasser, welcher seit mehr als einem Decennium mit der finanziellen Leitung der Staats-Forst-Verwaltung und mit der Leitung der dahin bezüglichen Geldstrafen in seinem Wirkungskreise beauftragt ist, überzeugte sich durch Beobachtung und Erfahrung, daß die aus dem vorigen Jahrhundert abstammenden Wald-Polizey-Verordnungen mit den heutigen lebendigen Begriffen des Rechts, der Sittlichkeit und der Deconomie im Widerspruch stehen, und daß die

mit den steigenden Holzpreisen und mit dem sich täglich mehrenden Bedürfniß für die Wald-Producte im Wald-Eigenthum sich immer schärfer entgegen stehenden Interessen des Eigenthümers und der Nicht-Wald-Eigenthümer eine neue gesetzliche Ausgleichung und Vermittlung erfordern, in welchen der eine für sein Eigenthums-Product, der andere für die Befriedigung des unabwendlichen Bedürfnisses den gleichen Schutz erhält.

Der Verf. versucht es, in der vorliegenden Schrift diese Aufgabe mit Berücksichtigung des am 7. April 1831 der Baierschen Ständeversammlung vorgelegten Entwurfs eines Forststrafgesetzes für den Rheinkreis zu lösen.

Er geht von dem Grundsatz aus, daß alles Waldeigenthum wegen seiner ganz besondern Natur und wegen seines besondern Verhältnisses zur Staats-Gesellschaft nicht — wie das übrige Grundeigenthum — als ein unbedingtes, absolut geschlossenes, sondern nur als ein bedingtes, unschädlichen Mitgenüssen Dritter, unter den gesetzlich zu bestimmenden Beschränkungen offenes Eigenthum erkannt und behandelt werden muß. Er findet in dem, größtentheils sich selbst überlassenen, Wirken der Waldnatur und in der mehrjährigen Entwicklung des Wald-Eigenthums-Products den Grund, daß im Umfange aller Wälder im Laufe jedes Jahres sich mancherley erzeugt, erstirbt, abfällt, was der Holzzucht fremd ist, dem Eigenthümer keinen Nutzen und keine Kosten bringt, eben deswegen in dem Preisanschlage der Wälder, in ihrer Besteuerung niemals begriffen werden kann, und was — sofern es von Menschenhand nicht aufgenommen wird — die zeugende Natur auch durch sich selbst zerstört. Er rechnet dahin das

Raff- und Lese-Holz — das Waldgras — die Wald-Unkräuter: Heide, Moos, Besenpfriemen, Farrenkräuter ic., imgleichen die Waldweide, sofern sie auf die dem Vieh entwachsene Holzbestände sich beschränkt, wie auch die Laub- und Nadelstreu, so weit sie nicht dem Holzzuwachs den unentbehrlichen Nahrungsstoff entzieht. Den unentgeltlichen Mitgenuß dieser dem Waldeigenthümer absolut unschädlichen Nutzungen nimmt er als ein seit den ältesten Zeiten ausgeübtes Urrecht für die ausgebreiteten, $\frac{1}{2}$ aller Bevölkerung umfassenden, Einwohner-Classen in Anspruch, welche zu unvermögend sind, um von dem Almosen oder spärlichen Taglohn, neben Kost und Kleidung, auch noch das Koch- und Wärmeholz für sich, und für den dürftigen Viehstand Futter und Streu mit Geld zu erkaufen, deren dürftige Lebens-Existenz mithin ohne den freyen Mitgenuß dieser unentgeltlichen Gaben der Natur in einem hohen Grade gefährdet seyn und die Waldverwüstungen auf eine schauerhafte Art vermehren würde.

Er hält es für unerläßliche Pflicht der Staatsregierung, auch diese unschädlichen Mitgenüsse um so mehr in den Waldschutz einzuschließen, als das Recht der Bürger-Existenz kein geringeres Recht auf diesen Schutz denn das Recht des Eigenthums haben könne. Dieser gesetzlich zugesicherte gleichmäßige Schutz muß nach seiner Ansicht die Grundlage eines gerechten Forst-Polizey-Gesetzes abgeben. Die dahin gehörigen Bestimmungen, weit entfernt, die unter der Benennung Wald-Servitute oder Forstberechtigungen bekannten Mitgenüsse zu unterdrücken oder zu beschränken, erheben vielmehr diese Dienstbarkeiten — so weit sie jene unschädlichen Mitgenüsse betreffen — von dem besondern Recht zum

allgemeinen Recht und diese Genüsse treten aus ihrer Beschränkung, als specielle dingliche Rechte auf einzelne Eigenthums-Objecte in das gesetzliche allgemeine Recht desselben Mitgenusses in allem Eigenthum derselben Art.

Wie wenig durch diese Mitgenüsse die Cultur der Wälder gefährdet wird, und wie sehr ihre Gewährung die Forstfrevel vermindern würde, sucht der Verf. (§. 11) aus einer Beobachtung zu erweisen, die zu merkwürdig ist, um nicht unsern Lesern ihrem wesentlichen Inhalte nach mitgetheilt werden zu müssen. 'Seit 15 Jahren, bemerkt er, sind in dem Baierischen Land am Rhein die gerichtlich abgeurtheilten Forstfrevel von jährlich 25,000 bereits zur Zahl von 100,000 angewachsen. Mehr als die Hälfte dieser Frevelfälle betreffen jene nach Ort und Zeit willkürlich beschränkten Wald-Abfall-Genüsse, oder sind durch diese Beschränkungen erzeugt. In derselben Zeitreihe haben die öffentlichen Fonds für die Verurtheilung und Verpflegung der Frevler viele hundert tausend Gulden, die Frevler und die Staatsgesellschaft aber, in den Freyheits-Strafen und in der gefänglichen Abbüßung der Geldstrafen, Arbeit und Lohn von mehr als 1½ Million Arbeitstagen eingebüßt. Und in eben dieser Reihe von Jahren . . . sind dennoch die sämmtlichen Staats-, Gemeinde-, Stiftungs- und Privat-Wälder dieses Landes — mit wenigen meist in naturwidriger technischer Behandlung oder in Ertrags-Unbegriffen bedingten Ausnahmen — zu dem hoffnungsreichsten Bestande aufgeblüht.'

Die nach Abzug der mehrgedachten, unschädlichen Mitgenüsse übrig bleibenden Waldfrevel will der Verf. nach ihrer wesentlich verschiedenen Natur in Vergehen und Uebertretungen

gesondert und unter sorgfältiger Erwägung aller dabey eintretenden Verhältnisse mit gerechten, angemessenen Strafen belegt haben. Freyheits- oder Gefängniß-Strafen, Geldstrafen und Entschädigung in Geld, welche nach S. 15 in allen Forstpolizey-Strafgesetzen als einzige Straf-Arten, Straf- und Ersatz-Mittel anerkannt sind, findet er unangemessen. Beide sollen (nach S. 30) in dem Forstpolizey-Gesetze von nun an für immer aufgegeben werden; jene, die Freyheits-Strafe weil sie meist eindrucklos, der Staats-gesellschaft und dem Bestraften höchst verderblich — diese, die Geldstrafe und unmittelbare Entschädigung in Geld, weil sie meist unvollziehbar, für den Staat und die Beschädigten und Bestraften erfolglos oder schädlich sey. Nur Arbeit, Kraftwidmung an den Staat und die Beschädigten soll (nach S. 27) stets und einzig das Mittel der Strafe und der Sühne seyn und der Straf-Arbeits-Tag das gerechte, verhältnißsichere Maß, in welchem das Gesetz und das Gericht die Strafe, den Ersatz des Schadens und der Kosten dem Frevel und dem Frevler zuzumessen und auszusprechen. Er empfiehlt daher (S. 27) 1) gefängliche Strafarbeit bey Forst-Polizey-Vergehen; 2) öffentliche, ablösbare Straf-Arbeit bey bloßen Uebertretungen.

Die erstere soll (nach S. 28) in den correctio-nellen Straf-Arbeitshäusern von dem Verurtheilten als Strafe persönlich gebüßt werden und die Dauer von einem Monate bis zu einem Jahre nicht übersteigen; die zum Schaden-Ersatz gleichzeitig auferlegte öffentliche Strafarbeit hingegen soll nicht in diesen Häusern, sondern dort wo alle öffentliche Arbeit zu leisten ist, entweder persönlich geleistet oder in dem angefügten

Preis des Schadenersatzes mit baar(em) Geld abgelöst werden. Der Beschädigte erhält sodann seinen Ersatz von dem Staate, welcher nach §. 29 'dem Bürger nicht nur Schutz gegen Vergehen, sondern auch — mit Vorbehalt seines Regresses an den Frevler — den Ersatz des durch Vergehen erlittenen Schadens schuldig ist.' Die öffentliche erlösbare Strafarbeit soll (nach §. 29) in gewöhnlicher, dem körperlichen Vermögen, dem gewöhnlichen Geschick und den Hülfsmitteln des Sträflings angemessener Tagelöhnerarbeit bestehen und soll von der Gemeinde, in welcher der Frevler seinen beständigen oder zeitlichen Aufenthalt hat, vollzogen werden (§. 36). Die Gegenstände dieser Arbeit könnten (nach §. 38) u. a. folgende seyn: Aushebung und Reinigung der nöthigen Wasserleitungsgraben — Anlegung und Unterhaltung der Orts-, Feld-, Wald- und Verbindungswege — Holzfällen und Holz-Cultur — Arbeit in den Gemeinde-Waldungen — Reinigung und Unterhaltung der Gemeinde-Gebäude — der öffentlichen Ortsplätze — Unterhalt der Baumpflanzungen an den Straßen und Wegen — Aufrichtung von Schutzzäunen — Reinigung der Brunnen. Durch eine gesetzliche Bestimmung soll (nach §. 34) der Verurtheilte zugelassen werden, entweder statt seiner Person einen andern tüchtigen Arbeiter für die Strafarbeit einzustellen (Substitution) oder die Strafarbeit mit Geld abzulösen (Ablösbarkeit). Diejenigen Verurtheilten, welche ihre Leistung binnen gesetzlich bestimmter Frist nicht selbst erfüllen, oder durch einen substituierten Dritten erfüllen lassen, oder nicht in gesetzlichem Maß mit baarem Geld ablösen, sollen als Widerspenstige gegen das Gesetz mit gefänglicher Strafarbeit von einem bis drey Mo-

naten bedroht werden (S. 28). Um jedoch die nothdürftigste Ernährung des Sträflings und der Seinigen sicher zu stellen soll (nach S. 30) gesetzlich angeordnet werden: daß jedem Strassschuldner, welcher die ihm auferlegte unentgeltliche Straf- arbeit persönlich mit eigenen Händen leistet, für jeden vollen Arbeitstag sechs bis neun Kreuzer in baarem Gelde als Ernährungs- Beitrag ab- zureichen sey.

Diese und ähnliche, mehr oder weniger hierher gehörige, Bemerkungen machen den Inhalt der ersten Abtheilung der vorliegenden Schrift aus, die zweyte enthält in 112 Artikeln den bereits erwähnten Entwurf eines Forst- Strafgesetzes für den Baierschen Rheinkreis und die dritte eine in 44 §§ fortlaufende Critik desselben nach den bis- her mitgetheilten Grundsätzen und Ansichten. Das Ergebnis dieser Prüfung wird (S. V und 110) dahin ausgesprochen, daß dieser Gesetz- Entwurf ungenügend sey und nichts weiter als das in neue Form geprägte Alte mit allen, noch durch neue vermehrten, Fehlern dieses Alten in sich fasse. Da derselbe, wie wir so eben aus öf- fentlichen Blättern vernehmen — ob, und mit welchen Abänderungen ist uns bis jetzt nicht be- kannt — die königliche Zustimmung erhalten hat, so würde jede deshalbige Bemerkung zu spät kom- men. Wir beschränken uns daher auf eine mög- lichst unparteyische Würdigung der Ansichten des Verfassers.

Im Allgemeinen betrachtet, macht die vorlie- gende Schrift seinem Weltbürgersinn, seiner Va- terlandsliebe, seinem theilnehmenden Gefühl für die ärmere Classe der Gesellschaft die größte Ehre. Nie oder doch nur selten dürfte namentlich diese letztere unter Staatsdienern der höhern Classen einen entschiedenern und wärmern Fürsprecher gefunden haben.

Irren wir uns nicht, wenn wir Erhebung des dem Waldeigner unschädlichen Theils der, in den mannigfaltigsten Formen bestehenden, forstlichen Dienstbarkeiten zum allgemeinen Rechte für das erste Glied an der Kette seines Systems halten, so können wir rücksichtlich auf dieses Glied demselben unsere Zustimmung nicht versagen. Nur müssen wir bemerken, daß es weder in der Theorie noch in der Ausübung etwas ganz Neues und Unerhörtes enthalte und daß es namentlich in der letztern mit bedeutenden Schwierigkeiten zu kämpfen habe. Die ganz besondere Natur des Wald-Eigenthums und die Gerechtigkeit der demselben unschädlichen, größtentheils durch uraltes Herkommen geheiligten Mitgenüsse, so wie auch der dem einen wie den andern gleichmäßig gebührende Forstschutz werden — höchstens mit Vorbehalt einiger die Form dieser Genüsse betreffenden Bestimmungen und Wünsche — von Regierungen und Forstverständigen einstimmig anerkannt. Um nur ein einziges Beispiel anzuführen, so werden in dem unterm 18. April 1823 von dem verewigten Vorgänger unsers glorreichst regierenden Monarchen, auf den Vortrag des Grafen von Münster, erlassenen Reglement für die künftige Forstverwaltung (§. 3) die Landdrosteyen und Aemter aufgefordert, gemeinschaftlich mit den Forstbeamten ihre Sorgfalt vorzugsweise dahin zu vereinigen, 'daß bey der Forstverwaltung' — wie die wahrhaft königlichen Worte lauten — 'Unsere, auf die Beförderung des Wohls und die Sicherstellung der Gerechtfame Unserer Unterthanen gerichtete Absicht vollständig erreicht werde.' Wo aber Local-Ursachen dieses verhindern und bisher nur geringe Bewilligungen haben erfolgen können, wird die Verwendung für

‘Vermehrung der Bewilligungen’ durch §. 24 der erstgenannten Behörde zur Pflicht gemacht. Was namentlich den Holzbedarf anbetrifft, so empfiehlt schon *Laurop*, ein seit beynah vier Decennien um die Forstwissenschaft hochverdienter Schriftsteller (Ueber Forstwissenschaft, besonders über Erhaltung, Abtrieb und Wiederanbau der Wälder, Leipz. 1796) die Untersuchung, ob es wahre und unentbehrliche oder zum Theil nur eingebil- dete Bedürfnisse sind? Unter jenen versteht er solche, welche das Wohl der menschlichen Gesellschaft unumgänglich erfordert; unter diesen solche, welche nur auf eine entfernte Art zum Wohl der Menschen beitragen. ‘Jene, sagt er, müssen alle befriedigt werden, wenn es auch mit Aufopferung vieler Kosten geschehen muß, diese können es nur dann, wenn jene vollkommen gestillt sind, und selbst dann nicht in jedem Falle, weil die Deconomie des Forsthaushalts solches nicht immer zulassen kann.’ *J. W. v. Bede- kind*, als Forstmann und Schriftsteller ebenfalls rühmlich bekannt, vergleicht die staatsrechtliche Aufsicht über die Forsten mit einem Servitutrechte, welches dem Interesse der gemeinen Wohlfahrt hinsichtlich der Ausübung der Eigenthumsrechte zustehe und empfiehlt einen Mittelweg zwischen unbedingtem Gewährenlassen (*laissés faire*) und der vollständigen strengen Handhabung der Forstwirtschafts-Polizey (*Neue Jahrbücher für die Forstkunde*. Heft 2. Mainz 1828. S. 172). Wenn es, wie wir nicht zweifeln, wirklich einen solchen Mittelweg gibt, so wird die vorliegende Schrift durch eine unumwundene Darstellung der dahin gehörigen Verhältnisse und Einzelheiten zur Auffindung desselben das ihrige beitragen. Bey dem ewigen Schwanken der Begriffe von Eigenthum — bey der, durch

wissenschaftliche Fortschritte noch gesteigerten, Ansichts-Verschiedenheit über Unschädlichkeit der Wald-Neben-Genüsse — bey den Gefahren des Mißbrauchs (geschichtlicher Schwierigkeiten hier zu geschweigen) dürfte alles, was in der gegenwärtigen Lage der Menschheit und bey dem dormaligen Stande der Wissenschaft im Sinne des vorliegenden Antrags erwartet werden kann, auf die erwähnte, nach der umsichtigsten, humansten Berathung zu ertheilende — 'Vermehrung der Bewilligungen' sich zurückführen lassen.

Die von dem Vf. vorgeschlagene Eintheilung der Waldfrevel in Vergehen und Uebertretungen findet sich schon seit einer Reihe von Jahren in der französischen Gesetzgebung eingeführt, wurde auch von dem zuletzt genannten Schriftsteller mit etwas verschiedener Benennung den vaterländischen Gesetzgebungen empfohlen (v. Wedekind a. a. D. Anl. zur Forststrafgesetzgebung S. 3 ff.) und kann allerdings dazu beytragen, mehr Aufmerksamkeit, reiferes Nachdenken, richtigere Würdigung und gerechtere Bestrafung der Frevel in das practische Forstleben einzuführen.

Daß alle körperlichen und entehrenden Strafen in Forstfachen mit dem Systeme des Vfs. durchaus unvereinbar sind, bedarf wohl keines Beweises. Jene Peitschenhiebe, jener Schandpfahl, jene Unfähigkeit zu Staatsämtern, womit die Philosophie unsers Jahrhunderts sich in mehreren deutschen Staaten um die Forstverwaltung verdient zu machen gesucht hat, werden mit beredtem Stillschweigen übergangen. Wenn aber der Vf. auch über die Geld- und Freyheitsstrafe den Stab brechen will, so hat er sich selbst wohl nicht völlig verstanden. Beide, nach ihm durch die Borderthür auf immer zu verweisende, Strafen (§. 30) werden schon im folgenden § (31) von ihm selbst

durch die Hinterthür unter andern Benennungen wieder zurückgeführt. Denn was ist die von ihm vorgeschlagene 'gefängliche Straf=Arbeit' anders als — Freyheitsstrafe mit Arbeit verbunden und wie kann Geldstrafe für immer aufgegeben werden, wenn es bey der als Ersatzmittel empfohlenen 'öffentlichen ablösbaren Strafarbeit' in jedem Augenblicke erlaubt ist, sie in Geld umzuwandeln?

Es ist keinesweges unsere Absicht, die Anwendbarkeit der öffentlichen Arbeitsstrafen im Freyen, sofern sie sich auf das Rechtsgebiet der Forstbehörde beschränken, in Abrede zu stellen. Sie finden sich bereits in mehreren Staaten des deutschen Bundes z. B. Baden, Sachsen, Preußen, Hannover, in lebendiger Uebung und achtungswerthe Forstverständige haben ihnen das Wort geredet. 'Eine allgemeine Anwendung, bemerkt v. Wedekind (Neue Jahrbücher Heft 1. S. 126) gestatten die Arbeitsstrafen im Freyen', doch schlägt er in demselben Zusammenhange vor, alle gewöhnlichen, nicht mit Schärfung verbundenen Strafen in Geld anzusetzen und nur bey Zahlungs=Unfähigkeit durch Arbeit oder Gefängniß verbüßen zu lassen. 'Das Geld, sagt er (S. 125) ist nach und nach zu einem so umfassenden Maßstab des Werths der Güter geworden, daß wir uns vergeblich nach einem andern umsehen, in welchem wir so bestimmt die verschiedenen Gradationen und Verhältnisse ausdrücken und die verschiedenartigen Strafarten oder Strafmittel auf einerley Benennung bringen könnten.' Der Verfasser der vorliegenden Schrift selbst bemerkt (S. 35) daß 'das Geld nunmehr in unserer Zeit das allgemeinste Gleichungsmaß und auch die höchste allgemeinste Kraft der bürgerlichen, gewerblichen oder staatsöconomischen Kräfte ist.' Nach seinen eigenen Grundsätzen

dürfte es also ganz unnöthig seyn, hier von der gebahnten Straße abzuweichen, um einem Nebenwege zu folgen, der nur unter gewissen Voraussetzungen Vortheile gewähren kann und mitunter selbst von lückenhaften Stellen nicht frey ist. So empfehlenswürdig demnach die vorgeschlagene Strafarbeit als Ersatzmittel — bey einer entsprechenden Gestaltung — erscheinen muß, so scheint sie doch zu einem allgemeinen Strafmaßstabe ungeeignet zu seyn. Wir berufen uns deshalb mit Zuversicht auf das Urtheil der Kunstverständigen und möchten nur noch zur Prüfung die Frage vorlegen: ob es nicht eine größere Anzahl von Fällen gebe, in welchen die öffentliche (Wald-) Arbeitsstrafe größere Schwierigkeit in der Ausübung findet als Geldstrafe, in Geld ausgedrückter Kostenbetrag und Schadenersatz? Daß der Staat diesen letztern, mit dem einzigen Regreß-Vorbehalt gegen den Freyler, dem Beschädigten schuldig sey — dürfte sich wohl schwerlich in dieser Allgemeinheit behaupten lassen, und könnte — in einer noch allgemeineren Anwendung — leicht auf Folgerungen führen, die keine Staatsregierung zugeben würde. Der Vf. selbst erwähnt (S. 29) eines Falles wo der Freyler 'als Kranker oder Siecher ganz der Barmherzigkeit verfällt.' Welcher Regreß steht dem Staate in diesem Fall für den ihm aufgebürdeten Schadenersatz offen?

Die von dem Vf. vorgeschlagene Vollziehung der Forst-Arbeitsstrafen durch die — Gemeinden scheint durchaus den Character der Unstatthaftigkeit an sich zu tragen. Schon die deshalb von ihm selbst erforderten Formalitäten würden — aller andern Gründe hier zu geschweigen — eine Verwirrung herbeiführen, welche diesen so wichtigen Theil der öffentlichen Verwaltung in einem hohen Grade gefährden könnten. Würden die — ohne Zweifel durch die thätigste Mitwir-

fung des Bfs. verwalteten Forsten — nach seiner bereits mitgetheilten Bemerkung — seit einer Reihe von Jahren zu dem 'hoffnungreichsten Bestande' aufgeblüht seyn, wenn die Vollziehung des größten Theils der dahin gehörigen Straferkenntnisse den Gemeinden überlassen gewesen wäre?

Die nach dem Vorschlage des Bfs. dem Forst-Frevler zu verstattende Freyheit, die ihm zuerkannte öffentliche Strafarbeit durch einen Stellvertreter versehen zu lassen, oder wie es etwas undeutsch (S. 34) heißt: 'sie auf seine Kosten durch einen qualifizierten Dritten in natura abzutragen' — dürfte in der Ausübung mancherley Bedenklichkeiten unterliegen und überhaupt von der in den meisten Criminalsystemen so geflissentlich umgangenen Beantwortung der Vorfrage abhängen: ob und in wiefern im Strafrechte überhaupt und bey Forst- und Feldfreveln insbesondere eine — stellvertretende Genugthuung zulässig sey?

Was die Form der vorliegenden Schrift anbetrißt, so bemerken wir nur im Allgemeinen, daß die Schreibart nicht durchaus correct, nicht überall gleich deutlich, zuweilen sogar ins Dichterische und in metaphysische Speculationen verfaüle und daß in dem ganzen Umfange der vorliegenden Schrift die größte Dürftigkeit an literarischen, statistischen und geschichtlichen Kenntnissen obwalte. Ohne Zweifel würde die Kenntniß anderer Mitarbeiter auf diesem wichtigen Felde des menschlichen Wissens — dergleichen auch nicht ein einziger von ihm namhaft gemacht wird — ihn vor manchen Mißgriffen bewahrt und seinen Erörterungen so viel mehr Reichhaltigkeit, Umsicht und Bestimmtheit gegeben haben. Bey einem tiefern Eindringen in die Forst-Statistik anderer Länder, dergleichen, außer Bayern, auch nicht ein einziges von ihm namhaft gemacht wird, würde nicht (S. 15)

die, bereits erwähnte, Behauptung seiner Feder entfloßen seyn: daß Freyheits-, oder Gefängniß-Strafen, Geld-Strafen und Entschädigung in Geld in allen Forst-Polizey-Strafgesetzen als einzige Strafarten, Straf- und Ersatzmittel anerkannt werden. Die Geschichte von welcher wir uns im ganzen Umfange dieser Schrift nur die einzige, ohnehin zum Theil offenbar unrichtige, Andeutung (S. 6) gefunden zu haben erinnern: 'daß alle Waldungen, alles Wald-Eigenthum von Urzeit her an Dritte (Dritte) — nicht Wald-Eigenthümer — zum unentgeltlichen Mitgenusse jenes unermeslich reichen, jährlichen Wald-Abfalles aufgethan seyn' würde ihm manche neue Belege für sein System aber auch manchen neuen Blick auf die Mißbräuche desselben dargereicht haben.

G. W. Böhmer.

F r a n k f u r t.

In Friedr. Wilman's Verlagshandlung: Lehrbuch der deutschen Forst- und Jagd-Geschichte von C. Behlen. 1831. XVII u. 250 S.

Eine, wenn auch nur kurzgefaßte, doch vollständige Schrift über die Forst- und Jagdgeschichte schien dem, als Forstmann und Gelehrter gleich rühmlich bekannten, Verfasser ein Bedürfniß der forst- und jagdwissenschaftlichen Literatur. 'Denn, heißt es in der Vorrede, was hierüber bis jetzt geliefert wurde, ist größtentheils zerstreut und vereinzelt in Zeitschriften oder so kurz und fragmentarisch behandelt, daß die treffenden Schriften in keinem Betracht befriedigen, was weniger noch von den ältern Schriften über Forst- und Jagdgeschichte gelten kann, da in denselben, wie z. B. in Stifser's Forst- und Jagdhistorie der Deutschen, weit entfernt von erschöpfender und pragmatischer Be-

handlung des Gegenstandes, derselbe nur von einseitigen für die Zeit nur, wo diese Schriften erschienen, besonders wichtige Standpuncte aufgefaßt wurde.

Der Verf. hat diesem Bedürfniß durch den vorliegenden Leitfaden auf eine würdige Art abgeholfen und macht dem Publicum die erfreuliche Hoffnung, daß sich demselben späterhin ein ausführlicheres auch die Ausbildung des Forst- und Jagdwesens in außerdeutschen Ländern und sodann ein eigenes Werk über die forstwissenschaftliche Literatur anschließen werde.

Die Zahl der von ihm benutzten Quellen und Hülfsmittel beläuft sich auf 70. Für einen Abriß konnte es hinlänglich seyn, dieselben in einer fortlaufenden Uebersicht in der Vorrede aufzustellen; bey dem größern Werke wird es nicht fehlen können, daß der Vf. Schritt vor Schritt seine Gewährsmänner bezeichnet und zugleich manchen schneidenden Abstich älterer und neuerer Zeiten durch wörtliche Auszüge anschaulich macht.

Die vorliegende Darstellung zerfällt in 7 Abschnitte von denen der erste den ältesten Zustand von Deutschland in forstlicher Hinsicht und die 6 folgenden eben so viele Zeiträume in nachstehender Ordnung umfassen. Abschn. 2. Morgenröthe der germanischen Forst- und Jagd-Gesetzgebung bis auf Karl d. Großen. Abschn. 3. Die Karolinger. Abschn. 4. Vom Abgang der Karolinger bis zur Ausbildung des Forst- und Jagd-Regals oder bis zum Reichstag auf den Roncalischen Feldern. Abschn. 5. Vom Ursprunge der Regalien bis zur Regierung Kaiser Karl IV. Abschn. 6. Von Karl IV. bis zum Ende des 17. Jahrhunderts. Abschn. 7. Vom 18. Jahrh. bis zur neuesten Zeit. Die Darstellungen selbst bezeugen fast auf jeder Seite das Gepräge einer

Meisterhand und verdienen von jedem Forstmann gelesen und beherzigt zu werden. Auch gebildete Leser aus andern Ständen werden reichen Stoff zur Belehrung und Unterhaltung darin finden. Die Schreibart ist durchaus angemessen, deutlich, correct, weder mit Schmuck, noch mit Raisonnement überladen, ohne deshalb weniger geeignet zu seyn, das letztere, im edelsten Sinne des Wortes zu begründen. Auszüge — aus einem Lehrbuche — würden hier schwerlich an ihrer Stelle seyn; überdem ist die Menge des Interessanten so groß, daß wir bey der Auswahl in eine wahre Verlegenheit kommen würden. Einzelne Auslassungen, Berichtigungen und Zusätze die wir andeuten oder nachweisen könnten, wollen wir hinsichtlich auf die ausführlichere Bearbeitung, wo sie sich von selbst dem Verf. ergeben werden, mit Stillschweigen übergehen. Nur ein Rechnungs- oder vielmehr Druckfehler ist zu auffallend, um nicht angezeigt werden zu müssen. Es heißt nämlich S. 158: 'Auch die blindeste Parteylichkeit kann das Gute nicht verkennen, dessen Samen die Reformation austreute, denn alle großen Entdeckungen fallen in diese Periode und der menschliche Geist hat, indem er auf diese Grundlage fortbaute, in drey Jahrhunderten größere Fortschritte in Wissenschaften und Künsten gemacht, als in den anderthalb Jahrhunderten die vorher gingen.' Im Hauptwerke wohl sehr richtig, besonders, wenn man die, einige Menschenalter frühere, Erfindung der Buchdruckerkunst mit dieser Periode verbindet, aber statt: Jahrhunderten muß es offenbar heißen: Jahrtausenden.

G. W. Bömer.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

25. Stück.

D e n 13. F e b r u a r 1 8 3 2.

G ö t t i n g e n.

Das vorigjährige Weihnachtsprogramm, eine comment. de loco Paullino 1 Cor. 11, 10 enthaltend, hat den Conf.R. Abt Pott zum Verfasser. Nach Prüfung der wichtigsten Versuche zur Erklärung der schwierigen Worte: *ὀφείλει ἡ γυνὴ ἐξουσίαν ἔχειν ἐπὶ τῆς κεφαλῆς*, theilt Verf. seine eigene Erklärung derselben mit, die sich dadurch von den bisherigen unterscheidet, daß sie ganz der eigentlichen Bedeutung der Worte treu bleibt. Er übersetzt daher so: *mulierem oportet servare ius sen potestatem in caput suum, sc. eo, quod illud velo obtegit; worin er zunächst den Sinn findet: mulieri obvelandi capitis sui, sicque illud, alieno adspectu subtractum, sibi quasi maritoque servandi, ius competere atque tuendum esse, quo minus apertum veluti publici iuris evadat, virique in vultum mulieris maritatae lumina iactent.* Auf diese Art aber kleidete, nach des Verfß. Meinung, der

Apostel seine bisherige Vorschrift, daß die Weiber nur verschleiert auftreten sollten, in eine freundliche Aufforderung ein, daß sie das Recht, welches ihnen über ihr Haupt zustände, es, nicht sowohl nach Willkühr, als nach Sitte und Schicklichkeit (*κατα το πρεπον* B. 13) zu verschleiern und zu entschleiern, gehörig behaupten müßten. Zu dieser Milde der Einkleidung aber, nimmt Verf. an, habe sich der Apostel umgestimmt gefühlt, nachdem er den Weibern den Gebrauch des Schleyers, als Symbols ihrer Unterwürfigkeit unter den Willen der Männer, im unmittelbar Vorhergehenden mit so strengem Ernste, und mit so starker Bezeichnung ihrer Abhängigkeit, befohlen hatte, daß die Männer dadurch übermüthig, die Weiber aber mißmüthig hätten werden mögen. In dieser Ansicht der Stelle bestärkt den Verf. besonders der Umstand, daß dieser gemildertere Ton auch in den zunächst folgenden fünf Versen, noch fort dauert. Daß er übrigens die von ihm versuchte Erklärung auch mit dem Sprachgebrauche des N. T. zu vereinigen bemüht gewesen sey, läßt sich voraussetzen.

Gotha und Erfurt.

Bey Wilhelm Hennings, 1830: *Theocriti Reliquiae. Recognovit et illustravit Ernestus Fridericus Wüstemann.* XLVIII u. 435 Seiten in Octav. Auch unter dem allgemeinen Titel: *Bibliotheca Graeca, virorum doctorum opera recognita et commentariis in usum scholarum instructa, curantibus Friderico Jacobs et Val. Chr. Fr. Rost. A. Poetarum vol. XVII.*

Einen neuen Beweis der glücklichen Bertheilung der Klassiker unter die Mitarbeiter der mit verdientem Beyfalle aufgenommenen Gothaer bibliotheca Graeca liefert die vorliegende treffliche Bearbeitung der Theokritischen Idyllen. Dem Hauptzwecke der Sammlung gemäß ist auch diese Ausgabe vorzugsweise für diejenigen Leser bestimmt, die zum gründlichen Auffassen der Griechischen Dichter eines Wegweisers bedürfen, der ihnen den Wortsinne erläutere, die der alten Welt eigenthümlichen Vorstellungen und Gedankenwendungen gründlich auseinandersetze, und den Ideen- gang und Zusammenhang eines vollständigen Ganzen in allen Einzelheiten nachweise. Daneben hat der Herausg. das Interesse der Kritik keineswegs vernachlässigt, sondern der Rechtfertigung der Abweichungen von seinen Vorgängern einen besondern Raum zwischen dem Texte und dem erklärenden Commentare gewidmet. Hier verdient nun besonders die Mäßigung und das richtige Urtheil hervorgehoben zu werden, welches die Herstellung und Begründung des Handschriftlichen überall begleitet, und dem weitem Eindringen vorwitziger Einfälle die erwünschten Schranken zu setzen strebt. Im Ganzen wird man J. A. Jacobs' Textesrecognition hier wieder erkennen (G. g. A. 1827. S. 465), die auch in der That mit ungemeiner Treue und mit wahrhaft masoretischer Genauigkeit veranstaltet worden ist. Jedoch hat der Herausg. auch Meineke's Leistungen durch Befolgung seiner Orthographie und der von ihm aufgenommenen Lesarten, hinlänglich anerkannt. Diese Richtung des kritischen Verfahrens war aber in Bezug auf Theokritos um so nothwendiger, da die leichtfertige Brunck'sche Manier, das scheinbar Unverständliche und scheinbar Verdorbene durch Kühne

Erdrichtungen zu verbessern oder zu verschönern, auch hier zu viel Empfänglichkeit gefunden hatte. Eine neue Periode begann indeß schon mit Saissford, der durch die vollständige Sammlung eines kritischen Apparats seinen Nachfolgern die Arbeit bedeutend erleichtert hat. Die Früchte einer klugen Benutzung dieser mühsam zusammengetragenen Hülfsmittel zeigten sich auch schon bey Boissonade und N. Meineke, deren Bemühungen um die Idyllendichter überall mit Dank anerkannt zu werden verdienen. So regte aber auch der Eifer für diesen Theil der Griechischen Literatur in den letzten Decennien gewesen ist, so ist doch dem Scharfsinne künftiger Generationen noch keinesweges vorgegriffen; im Gegentheile werden auch diese noch manchen Gegenstand, der ihrer ernstlichen Bestrebungen würdig ist, für sich aufbewahrt finden.

Eine allgemeine Characteristik des vorliegenden Werkes, welche die gegenwärtige Anzeige beabsichtigt, verlangt noch eine besondere Berücksichtigung der sehr lehrreichen Vorrede, in welcher über die wichtigsten Punkte der Theokritischen Interpretation und besonders über Gegenstände der höhern Kritik gehandelt wird. Zuerst versucht der Herausgeber, Umriffe zu einer Geschichte des Theokritischen Textes zu liefern. Die zu einem solchen Unternehmen erforderlichen Hülfsmittel sind freylich noch gering und unbedeutend, indem die wichtigern Notizen und Andeutungen noch ungedruckt in den Scholien der Staliänischen Handschriften verborgen sind. Indes hat der Fleiß und die Geschicklichkeit des Herausgß. das vorhandene Material zu einer sehr klaren Uebersicht zu verarbeiten gewußt, welche spätere Gelehrte, denen die verborgenen Schätze ans Licht zu ziehen vergönnt

seyn wird, mit Leichtigkeit zu einem vollständi-
gern Gemälde erweitern können. Von den alten
Commentatoren des Theokritos werden Eratosthe-
nes, Theon, Amarantos, Amerias, Asklepiades
Myrteanos, Nifanor von Kos, Munatos, Apol-
lonios, Theätetos, Ambrion und Lampridios
namhaft aufgeführt, und die Nachrichten des Al-
terthums über dieselben zusammengestellt und
beurtheilt. Andere, über welche die Zeugnisse
nicht bestimmt genug sind, werden übergangen.

Ungleich wichtiger sind die Untersuchungen über
die ursprüngliche Sammlung der Theokritischen
Gedichte, über deren Anordnung und Authentie.
Artemidoros bezeugt in dem einzigen Distichon,
welches von ihm vorhanden ist, 'die früher
zerstreuten bukolischen Musen, lebten
jetzt zusammen in Einem Stalle, und
bildeten Eine Heerde'. Diese Worte lassen
es zweifelhaft, ob dem Artemidoros selbst, oder ei-
nem andern das Geschäft des Sammelns beyzule-
gen sey. Keine dieser beiden Annahmen läßt sich
mit irgend einem andern Zeugnisse unterstützen.
Dem Artemidoros könnte man indeß, als Alexan-
drinischem Grammatiker aus der Schule des Ari-
stophanes von Byzanz (wenn es anders derselbe
ist, den Athenaios 9, 387 d. 11, 485 e. 14,
662 d. als solchen bezeichnet) ohne Bedenken ei-
ne solche Arbeit beylegen, besonders da es von
ihm bekannt ist, daß er auch ein Werk über den
Dorischen Dialect schrieb (Athen. 4. S.
182 d). Wahrscheinlich ist es derselbe, den Stra-
bon (14, 675 b = 992 d) neben dem Gram-
matiker Diodoros als aus Tarsos gebürtig
bezeichnet und Schriften von ihm anführt, aber
verschieden von dem Ephesier Artemidoros, wel-
cher in seinem geographischen Werke (Athen. 8,
332 ff.) die Ansichten des Eratosthenes scharf

tabelle (Strabon 3, 148 d = 221 c. 172 c = 261 b. 829 a = 1185 b.) und von Strabon sehr fleißig benutzt worden ist. — Das obige Epigramm bezeugt nun aber nicht, daß zu Artemidoros' Zeit die bisher zerstreuten nur einzeln vorhandenen Gedichte des Theokritos zuerst gesammelt worden wären; denn dieß that der Dichter, welcher in einem gelehrten und kritischen Zeitalter blühte, gewiß selbst, wie man auch aus seinem eigenen Epigramm abnehmen kann: ἐγὼ δὲ Θεόκριτος, ὃς τὰδ' ἔγραψα u. s. w., welches sicherlich nicht auf ein einzelnes oder einige Idyllen, sondern vielmehr auf seine sämtlichen selbstgesammelten Werke geht; sondern er sagt offenbar nur, die Werke verschiedener bukolischer Dichter wären damals zuerst zu einem Ganzen vereinigt worden. Zu dieser Sammlung kann man nun außer Theokritos noch Bion, Moschos u. a. zählen. Man kann also die Anordnung der Theokritischen Gedichte, wie sie sich zum Theil in verschiedenen Handschriften und in den Ausgaben gewöhnlich findet, um so weniger von Artemidoros ableiten, da kein bekannter Codex die Idyllen sämtlich enthält, und da die einzelnen Codices verschiedene Abweichungen in der Reihenfolge darbieten. Diese Verschiedenheit führt dann zunächst auf die wichtige Untersuchung über die Authentie der einzelnen Idyllen. Hier gibt der Herausg. ohne die Ansichten früherer Gelehrten zu berücksichtigen, unmittelbar einen gedrängten Bericht über die beiden entgegengesetzten Meinungen von Ernst Reinhold (*De genuinis Theocriti carminibus et supposititiis*. Sena 1819) und A. Wissova (*Theocritus Theocriteus sive Idylliorum Theocriti suspectorum vindiciae*. Breslau 1828.); die genauere Prüfung derselben

wird man in den schätzbaren Einleitungen zu den einzelnen angefochtenen Gedichten finden, wo die Vertheidigung der meisten als echte Theokritische Producte meisterhaft geführt wird. Reinhold, welcher nur die elf ersten Idyllen, und dann №. 13. 14. 15. 16. und 18. für echt anerkennt, sucht den übrigen theils innere theils äußere Gründe entgegenzustellen. Er findet in diesen eine große Verschiedenheit des Geistes und der Darstellung, keinen rein Syrakusischen Dialect, kurz nichts von dem, was man echt bukolisch d. h. Theokritisch nennen könne; denn nur bukolische Gedichte will man dem Theokritos zugestehen. Der Hauptbeweis hierfür wird aus dem letzten Verse des letzten Epigramms entnommen, wo man die *Μοῦσα ὀδρεῖν* auf die Entfernung aller unbukolischen Gegenstände bezogen hat. Der Herausgeber glaubt indeß, das genannte Epigramm auf die Auctorität der Aldinischen Ausgabe dem Artemidoroß beylegen zu müssen — eine Ausflucht, die kaum Jemand billigen wird. Anfang und Ende jenes Tetrasichons deuten auf zerrissene Gedanken, deren Zusammenhang und Bedeutung schwer auszumitteln ist; und die nächste und einfachste Auslegung der 'fremden Muse' begünstigt offenbar nur die Ansicht von der Originalität der Theokritischen Gedichte im allgemeinen, welche Nachahmung fremder Werke ausschließt; keinesweges aber den Gedanken an bukolischen Stoff und Syrakusischen Dialect ohne Ausnahme. — Die äußeren Gründe sind doppelter Art, und gründen sich 1) auf den Umstand, daß man nur die ersten 18 Idyllen in den Handschriften findet, und daß nur diese 18 von den Scholiasten commentiert worden sind; 2) daß nur

diese 18 von den Alten citirt werden. Auf beide Einwendungen wird befriedigend geantwortet.

Am ausführlichsten behandelt der Herausgeber die vielbesprochene Frage über den Dialect des Theokritos. Die Tendenz dieser Forschungen deuten die Worte S. XXXIII ff. am besten an: *Carmina omnia, exceptis epigrammatis, si argumenti ratione habita in classes digerere vis, tria sunt constituenda genera; primum quod bucolicum et mimicum dixeris; secundum quod ad lyricum carminum genus accedit; tertium quod fere totum epicum est. Haec genera, utpote in quibus nobilissimos poetas repererit Theocritus, qui sibi exemplo jam praeiissent, in mimico Sophronem, in lyrico Alcaeam et Sapphiam, in epico Homerum, dialectorum-usum ita praescripserunt nostro poetae ut in primo Doricam, sed sua arte temperatam, sectaretur, in secundo Aeolicam, in tertio epicam Homeri.* Diese Ansicht wird dann im Einzelnen durchgeführt.

Den Schluß der Vorrede macht eine Untersuchung über den Hiatus in den Theokritischen Gedichten, und über die Grundsätze und eigenthümlichen Schwierigkeiten der Theokritischen Interpretation. Möge es dem Herausgeber gefallen, den Bion und Moschos in ähnlichem Geiste bearbeitet, bald der gelehrten Welt mitzutheilen.

G. H. B.

S t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

26. Stück.

Den 16. Februar 1832.

S t t i n g e n .

Bey Dieterich, 1832: Abhandlungen zur orientalischen und biblischen Literatur von Georg Heinrich August Ewald. Erster Theil. VIII und 156 S. in 8.

Obgleich der Verf., dießmahl zugleich der Ref. über das obige Werk, nichts weniger liebt als das Unzusammenhängende und Zerstreute, hat er sich doch bey dem Mangel einer deutschen Zeitschrift für Abhandlungen dieser Art gezwungen gesehen, über einige wichtig scheinende Gegenstände, welche in einem größern Zusammenhange zu verarbeiten er nicht so bald hoffen konnte, einzelne Aufsätze in einer besondern Sammlung zusammenzustellen. Dieser erste Band enthält Gegenstände literar-historischen und grammatischen Inhalts: ein zweyter wird sich zu geschichtlichen wenden.

I. Ueber einen ungedruckten arabi-

bischen Commentar der Johanneischen Apokalypse. Der Verf. las zu Paris diesen noch von niemand untersuchten Codex (cod. ar. bibl. f. n. 23). Obgleich die exegetische Ausbeute sich als unbedeutend zeigte, schien es ihm doch der Mühe werth zu seyn, eine Beschreibung des von einem koptischen Gelehrten im Mittelalter geschriebenen Commentars mit einigen Proben daraus zu geben. Für die Geschichte der Erklärung der Apokalypse bleibt er wichtig: der Verf. hat daher solche Stellen vorzüglich hervorgehoben, welche aus jetzt verlorenen Schriften der ältesten Erklärer genommen sind.

II. Weitere Bestätigung der Kritik über Freytag's arabisches Lexicon und arabische Metrik. Ein Aufsatz, der mehr durch bloße Gelegenheit in den längst gehegten Plan dieser Sammlung gekommen ist. Die schon bekannte Kritik des Verfs. über diese Werke ist hier mit einigen kurzen Bemerkungen wiederholt, woraus denn leicht für jeden urtheilsfähigen der Schluß hervorgehen mag, daß alles was dagegen gesagt ist, auf nichts beruht als auf — Täuschung und Unkenntniß, zum geringsten gesagt. Neu hinzugekommen sind noch authentische Beweise aus einer jetzt vom Verf. hervorgezogenen Abschrift eines Pariser Codex, wodurch auch die sicherste Unkritik entwaffnet und die blindeste zum Sehen gezwungen wird. Der Verf. hat indeß diese Kritik nicht wegen der Einwürfe, welche bloß Unkundige täuschen können, sondern vorzüglich nur deswegen hier wieder aufgenommen, weil sie eine etwas vollständigere Vorstellung über das Wesen der arabischen Nationalphilologen enthält, eine Sache, über welche noch die irrigsten Ansichten herrschen.

III. Ueber das syrische Punctationssystem, nach syrischen Handschriften. Der längste, wohl auch wegen der urkundlichen Belege wichtigste Aufsatz, eine Reihe von Abhandlungen in sich begreifend. Der Verf. gibt das Ganze fast unverändert so, wie er es in Paris Angesichts der verschiedensten Handschriften niederschrieb; aus Mangel an lebendiger Ansicht war dieser Gegenstand bisher theils fast ganz irrig theils höchst unvollständig dargestellt. Dennoch ist die wohlverstandene Geschichte und die umfassende Kenntniß des syrischen Punctationssystems der einzige Schlüssel zum innern Verständniß des hebräischen und arabischen, weil diese abgeleitete und spätere Systeme sind. Dem Verf. gelang es auch die Reime des hebräischen Accentuationssystems in einem einfachern syrischen zu finden.

IV. Ueber das hebräische Accentuationssystem. Dieses äußerst verwickelte und schwere, von den ältern Exegeten sehr viel, aber einseitig studierte, von den neuern wieder ungebührlich vernachlässigte System ward dem Verf. erst nach jenem syrischen so deutlich und sicher, daß er es wagen zu können glaubte, jetzt sein Wesen und seine wahrscheinliche Entstehung in Grundzügen, jedoch vollständig, zu entwerfen, um damit einen wesentlichen Mangel der neuern hebräischen Grammatiken, die des Verfs. nicht ausgenommen, einstweilen zu ergänzen. Fortgesetzte Vergleichung der Handschriften wird hier und sonst künftig noch vieles näher bestimmen können: indeß wird es der Verf. vielleicht nicht bereuen, den Anfang gemacht zu haben.

B e r l i n.

In der Finckeschen Buchhandlung, 1831:
 Quellen des Shakespeare in Novellen, Märchen
 und Sagen. Herausgegeben von Dr. Theodor
 Ehtermeyer, Ludwig Henschel, und Karl
 Simrock. Erster Theil, VIII und 266 Sei-
 ten. Zweyter Theil, VI u. 268 S. Dritter
 Theil, VIII u. 288 S.

Das Eigenthümliche dieses Buches besteht nicht
 darin, daß die Quellen Shakespeares, d. h. die
 Erzählungen und Sagen, die ihn zu seinen dra-
 matischen Dichtungen veranlaßten, aufgesucht
 sind, denn das haben schon Engländer und Deut-
 sche von der Mistres Pennox und Eschenburg an
 bis auf Douce und Dunlop gethan, obgleich auch
 hier Einiges nachzutragen und zu berichtigen
 war, und eine solche Zusammenstellung in ele-
 ganten Uebersetzungen, wie die hier gelieferten
 sind, fehlte. Es besteht vielmehr darin, daß
 die tiefer liegende Quelle, nämlich die in jenen
 Erzählungen enthaltene allgemeine Volksfage zum
 Gegenstande der Untersuchung gemacht ist. Ver-
 anlassung dazu fanden die Verf., oder vielmehr
 Herr Simrock, der in dieser Hinsicht die Arbeit
 allein übernommen, so wie er bey den Ueber-
 setzungen das meiste gethan, in den Fortschrit-
 ten, welche die Erklärung der Sagen und My-
 then in Deutschland gemacht hat; allerdings ist
 der Gesichtspunct erweitert und die Zusammen-
 stellung des Aehnlichen und Verwandten etwas
 Besseres geworden, als ein unfruchtbares Ver-
 zeichniß. Was Herr Simrock in den Anmer-
 kungen, welche die ganze Hälfte des dritten Thei-
 les füllen, geleistet hat, ist in der That dankens-

werth. Er hat mit Sinn und Geist, mit sichtbarem Fleiß und Liebe zur Sache Inhalt und Zusammenhang der alten Ueberlieferungen erörtert und die ursprüngliche Idee darin aufgesucht. Das Interesse, das dadurch erregt wird, gleicht dem, welches grammatischen Untersuchungen eigen ist, die die Wurzel eines vielfach umgestalteten Wortes zu entdecken streben; denn die Sage ist wie die Sprache etwas Lebendiges, das sich zwar die Willkühr der Menschen muß gefallen lassen, aber doch niemals ganz von ihr unterjocht werden kann. Hr. Simrock hat manches Neue, einiges Ueberraschende und Glückliche vorgebracht, und zwar in einer belebten und anziehenden Darstellungsweise. Wir können in das Einzelne nicht eingehen; als das Vorzüglichste nennen wir die Anmerkungen zu Julie und Romeo, Hamlet und dem Kaufmanne von Venedig; bey dem letztern ist die Ansicht ausgeführt, daß durch die Sage von dem Ausschneiden des verpfändeten Fleisches der Gegensatz zwischen dem alten, stricten und dem mildern den prätorischen Rechte ursprünglich sey dargelegt worden. Diese Idee ist mit Scharfsinn und Gewandtheit entwickelt, wir haben nur dabey zu bemerken, daß da die gelehrte Kenntniß der Römischen Rechtsgeschichte und jenes Unterschieds, der allerdings den Hauptinhalt derselben ausmacht, schwerlich eine wahre Volkssage (und eine solche haben wir gewiß vor uns) veranlaßt hat, der Ursprung derselben in eine Zeit fallen mußte, wo jener Unterschied lebendig gefühlt wurde, ihr also ein außerordentliches Alter zukäme, wofür einige ältere Zeugnisse nothwendig sind, wenn die Hypothese nicht allzu gewagt seyn soll. Rec. ist also geneigt,

vorerst noch für das wahrscheinlichste zu halten, daß bey der Entstehung dieser Sage der jüdische Glaube an die reinigende Kraft des Christenblutes, der jüdische Christenhaß, endlich auch das Bestreben, die jüdische List und Verschlagenheit als eine niedrige darzustellen, die vor der höhern Klugheit der Christen zu Schanden werde, gewirkt habe.

Noch eine Bemerkung über das ganze Buch. Man liest in Beziehung auf Shakspeare diese Sammlung mit einem eigenen Gefühle von Bewunderung und Erstaunen. Das Verschiedenartigste hat ihm Stoff dargeboten und nur ein Geist von solcher dichterischer Kraft und solchem Umfange war fähig auf einem scheinbar oft flachen und unfruchtbaren Boden Wurzel zu schlagen und zu solcher Herrlichkeit sich zu entfalten. Er hat den Samen manchmal zwischen Steine geworfen und ein mächtiger Baum ist aufgewachsen. Wie hat er z. B. die Geschichte von Julie und Romeo, die hier ziemlich unbedeutend erscheint, mit dem höchsten Leben zu durchdringen gewußt. Der Sage von Amleth, die Saro nicht ohne Kunst erzählt, die aber doch etwas steinernes oder metallenes an sich trägt, hat er gleichsam die Fesseln gesprengt, freye, reiche und edle Bewegung gegeben. Immer hat er das Ueberlieferte für seinen Zweck mit sicherm Tacte gefaßt, abgeändert oder fortgebildet; er ist ihm manchmal mit Treue bis in das Einzelne gefolgt, ein andermal hat er es ganz aufgegeben und ist seinen eigenen Weg gegangen. Aber jeder bedeutende Mensch, sagt Göthe, muß auch gesetzgeberisch verfahren, und wir sind verbunden, den Dichter anzuerkennen, wenn wir auch sein Eingreifen nicht überall

billigen. Kein Zweifel also, daß alle, welche in diesem Sinne die vorliegende, wohlausgestattete Sammlung benutzen, dankbar sie aufnehmen werden; dagegen als ein bloßes Unterhaltungsbuch (und deren gibt es ohnehin genug) wissen wir es nicht zu empfehlen. Die meisten dieser Novellen gehen kaum über das Mittelmäßige hinaus, einige verletzen den Anstand nach den Sitten unserer Zeit, welchen wir Achtung schuldig sind, und die Erzählung Bandellos von den Zwillingsgeschwistern gefällt sich in schamloser Lüsternheit, die durch die Bemerkung nicht getilgt wird, daß man über die Freyheit italiänischer Sitte, die dem Verfasser (der noch obendrein Bischof war) solche Schilderung erlaubte, erschrecken werde. In der Vorrede zu dem ersten Theile steht, daß dieses Werk bloß für die Unterhaltung und das Vergnügen der Leser bestimmt, ihre Belehrung niemals zum Zweck, wenn auch mittelbar zur Folge habe. Vielleicht ist gerade das Gegentheil wahr, und die wissenschaftliche Zugabe, die als Nebensache gelten soll, dem Verfasser der Hauptzweck gewesen. Wir loben das so sehr, daß wir ihm rathen bey der Fortsetzung, welche die Vorrede und der zweyte Titel des Buchs: Bibliothek der Novellen, Märchen und Sagen, verheißt, entschieden auf diese Seite überzugehen.

W o l f e n b ü t t e l.

De Somno eique cognatis numinibus
dissertatio inauguralis auctore Ch. C. F.
Jeep, gymnasii Wolfenbitteliani Collega

III. Particula prior. 1831. 51 Seiten in Quart.

Durch diese mythologische Abhandlung, deren erster Theil jedoch erst hier erscheint, erwarb sich ihr Verfasser bey der hiesigen Facultät die philosophische Doctorwürde. Die Untersuchungen über Schlaf und Tod als Gottheiten haben seit Lessing eine mythologische Wichtigkeit erhalten, und die erste derselben verdiente es wohl einer neuen abgeforderten Untersuchung gewürdigt zu werden. Nach vorangeschickter Erörterung wie der Somnus und die ihm verwandten Wesen die Nacht, die Träume, der Tod zu Gottheiten erhoben worden seyn, wird von diesen einzeln gehandelt. Zuerst die Nox, ihr Ursprung, ihre Wohnung, ihr Gespann &c. Hierauf der Somnus, jedoch in diesem ersten Theile auch nur von seinem Aufenthalte und Wohnung, nach den Schilderungen der einzelnen Dichter des Alterthums, und seinen Dienern den Träumen (Somnia). Hier bot schon Homer dem Verfasser einen reichen Stoff dar; die Untersuchung ist aber auch weiter heruntergeführt, — die Menge, Verschiedenheit, Gestalt und innere Natur der Träume wird erläutert. Dieß ist der Inhalt dieser Particula prior. Von der folgenden wird vorläufig nur der Inhalt angegeben: de Somni 1. figura, 2. Imperio; 3. Quibusque numinibus Somnus a poëtis coniunctus sit? 4. De Somni cultu. Wir hoffen daß uns der Verfasser auf diesen zweyten Theil nicht zu lange wird warten lassen.

Sn.

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

27. Stück.

Den 18. Februar 1832.

D r f o r d.

Bey S. Collingwood, 1831: The eastern origin of the celtic nations proved by a comparison of their dialects with the sanskrit, greek, latin and teutonic languages. Forming a supplement to researches into the physical history of mankind, by James Cowles Prichard. XII u. 194 S. in Octav.

Unter celtischer Sprache versteht man nicht sowohl die geringen Ueberbleibsel der für uns fast verlorenen des alten Galliens, als die damit ohne Zweifel nahverwandten Zweige desselben Stammes, der noch bis auf den heutigen Tag in dem westlichsten Theil von Europa, wiewohl in weit engerer Begrenzung, fortlebt. Er ist durch nachrückende andere Sprachen gleichsam in das Meer gedrängt worden, und hat sich nur an einigen Küsten, auf Inseln und hohen Alpen geborgen; selbst da besteht er nicht für den Verkehr der geistigen Ausbildung, nicht für den Dichter, welcher sich an sein Volk richtet, sondern er hat sich

auf das Bedürfniß der Landleute und innerhalb die Grenzen häuslicher Familienvertraulichkeit, etwa in der Weise, wie noch in Norddeutschland das Plattdeutsche dauert, einschränken müssen.

Es lassen sich zwey Hauptäste dieses Sprachstamms deutlich unterscheiden, der britische und der galische, und jeder derselben fällt wiederum in drey Dialecte. Der britische begreift den welschen, der in Wales, den cornischen, der in Cornwallis, den armoricanischen, der im französischen Kleinbretagne gesprochen wird. Der galische Ast umfaßt den irischen Dialect in Irland, den galischen in Hochschottland, den mankischen auf der Insel Man. In jedwedem Ast scheinen die beiden zuerst genannten Zweige weit die bedeutendsten, so daß sie als Repräsentanten der übrigen angesehen werden können. Auch besitzen der welsche wie der irische Dialect reichliche und hoch hinauf gehende Sprachdenkmäler; von den welschen ist vieles, jedoch lange noch nicht alles, von den irischen erst sehr wenig im Druck erschienen. Selbst in Deutschland und Italien liegen noch unherausgegebene hibernische Glossen aus dem achten und neunten Jahrhundert, auf welche Rec. (Gramm. Th. II. Borr. VI) aufmerksam zu machen gesucht hat, und seitdem sind ihrer noch andere durch Prof. Mone in den Niederlanden entdeckt worden, worüber in dessen Quellen und Forschungen ein näherer Bericht zu erwarten ist.

Das ungünstige Geschick, wodurch die Fortdauer und Ausbildung der celtischen Sprachen gestört worden ist, darf uns über ihre linguistische Bedeutsamkeit nicht im mindesten täuschen. Die Eigenthümlichkeit ihrer Formen, ihr ansehnlicher Wortreichthum laden zu vielseitiger

Betrachtung ein, und das nahe Verhältniß, worin sie zu dem größten Theil der übrigen europäischen Sprachen stehen, liegt dem Auge so offen dar und wird doch wiederum so mannigfaltig versteckt, daß daraus ein besonderer und noch gesteigerter Reiz für die Untersuchung entspringen muß. Wenn nun solche Untersuchungen bisher noch nicht, wie sie sollten, gepflogen worden sind, so setzt unser Verfasser, auf eine für die englischen Philologen minder als für die deutschen schmeichelhafte Weise, Seite 20 und 122 den Grund darin, daß die Quellen und Hülfsmittel celtischer Sprachforschung dem deutschen Fleiße wenig zugänglich gewesen seyen. Wir fügen hinzu, auch der Ueberdruß, den die hauptsächlich von Franzosen, sodann von einigen Engländern, im höchsten Grade gemißbrauchten celtischen Etymologien erzeugen mußten, hat zur Vernachlässigung dieser Studien beygetragen. Verkehrtes Etymologisieren wirkt so schädlich, daß es nicht nur selbst keine Frucht bringt, sondern auch das ganze Feld, auf dem es sich ausgebreitet hat, eine Zeitlang taub und unempfänglich macht.

Der Zweck vorliegender Schrift, welche zugleich als Ergänzung des auf dem Titel genannten (und erst kürzlich in unseren Anzeigen besprochenen) früheren Werks angesehen werden soll, ist, darzuthun, daß die celtischen Sprachen als ein Glied in die Kette des großen Hauptstamms gehören, zu welchem wir das Sanskrit, das Persische, das Griechische, das Latein, das Slavische, das Litthauische und das Deutsche, folglich die Zungen der mächtigsten europäischen Völker rechnen. Diese Behauptung hat der Verfasser ohne Zweifel näher bewiesen und einbeuchtender gemacht, als sie es bisher war. Das celtische

Laut- und Flexionensystem zeigt eine sichtbare Einstimmung mit dem der übrigen genannten Sprachen, auch der zusammentreffenden Wörter ist eine große Menge. Wir hätten einige Hauptabweichungen mehr hervorgehoben gewünscht, namentlich die, daß das Celtische nur zwey Geschlechter, ein männliches und weibliches, nicht aber ein neutrales unterscheidet, worin es bloß mit dem Litthauischen übereintrifft, während alle übrigen urverwandten Sprachen vollständig die drey Geschlechter besitzen, einige andere europäische Sprachen aber, namentlich die finnische und ungarische, gar kein Genus ausdrücken. Sollte aus jener Abwesenheit des Neutrums, die höchst wahrscheinlich schon im Altgallischen eintrat, nicht die Unterdrückung dieses Geschlechts in den romanischen Sprachen, namentlich der französischen, gefolgert werden dürfen?

In den beiden ersten Kapiteln werden die einzelnen Lautverhältnisse verglichen, woben zumal der Consonantwechsel im Celtischen S. 30 — 34 erwogen werden muß. Das dritte Kap., welches lexicallische Aehnlichkeiten zusammenstellt, würde, wie sich von selbst versteht, zu vielen Erweiterungen Anlaß geben, hin und wieder zu Berichtigungen. So führt der Verf. S. 69 bey dem sanskr. Worte *dévri* (er schreibt *daivre*) mit Recht das russ. *diever*, das griech. *δαίρη* und lat. *levir* an, glaubt aber, daß es dem celtischen und germanischen Stamm abgehe. Was den letztern betrifft, so ist es darin eben wohl vorhanden und lautete angelsächsisch *tácor*, althochd. *zeihhur*. Das lat. *levir* (mit langem E) verhält sich zu *δαίρη* wie *lacryma*, *lingua* zu *dacryma*, *dingua*.

Wir gehen über zu dem vierten und den folgenden Kapiteln, in welchen die noch entschei-

bendere Uebereinkunft der celtischen Sprache mit den andern urverwandten in der grammatischen Structur auseinander gesetzt wird. Gleichheit und Analogie der Flexion ist der sicherste und unverwerflichste Zeuge für den wirklichen Zusammenhang der Sprachstämme. Hierbey kommt nun der Verf. auf die schwierige Frage nach dem Ursprung der Verbal und Nominalflexionen, worüber sich in Deutschland sehr verschiedene und einander entgegengesetzte Ansichten gebildet haben. Wir wissen aus der Sprachgeschichte, und der bloße Anblick unserer heutigen Sprachen kann es uns lehren, daß, in der Maße wie die Flexion abgeschliffen wird und nach und nach verschwindet, äußere Surrogate an ihre Stelle treten. So können wir bey dem Verbum der persönlichen Pronomina, bey dem Nomen des Artikels und der Präpositionen nicht entbehren. Auch das wissen wir, daß die ältere Sprache zu Suffixen, die neuere zu Präfixen geneigt ist und daß das Suffigierte mehr innerlich mit dem Worte verwächst, das Präfigierte hingegen äußerlicher und loser bleibt. Dieselbe Operation, oder eine höchst analoge derjenigen, welche unsere neue Sprache von außen vornimmt, scheint also in der alten von innen vorgegangen zu seyn. Nur läßt es sich nicht verkennen, daß man bey dieser Agglutinationslehre häufig in einen Cirkel geräth oder auf andere bedenkliche Schwierigkeiten stößt. In dem Suffix liegt etwas Abstractes, dem die sinnliche Formvollendung der ältesten Sprache gewissermaßen widersteht. Man muß der frühesten Sprache, und gerade mit ihrem Ursprung, die vollkommenste Flexion beylegen und darf nicht wohl von einem Zustand ausgehen, der ihrer noch entrathen, und sie hernach erst durch jene Zusammensetzung hervorgebracht hätte. Waren die Präpositionen,

worauf vieles führt, selbst abgedöste Casus anfänglicher Nomina, so können sie das Wesen der Casus nicht erklären helfen, man müßte denn eine unserer historisch ältesten Declination bereits vorhergegangene und von ihr verschiedene Urflexion annehmen. Was wir Partikeln nennen scheint umgekehrt erst der späteren Sprache nöthig zu werden, der frühesten nicht nöthig zu seyn, weil jene mit ihren Flexionen wenig, diese aber alles auszurichten vermag.

Wir gestehen es, die Deutung der Personen- Kennzeichen des Verbums aus dem Pronomen, worauf sich unser Verf. vorzüglich einläßt, macht schon geringere Schwierigkeit, und wenigstens die Verwandtschaft beider ist noch aus keiner andern Sprache so einleuchtend und unverkennbar nachgewiesen worden, als hier aus der celtischen. Die Vergleichung der S. 130. 131 gegeneinander gestellten Formen ist in der That höchst anziehend und überraschend.

S. 151 werden spospondi und sciscidi als Reduplications-Präterita von spondeo und scindo angegeben. Die gewöhnliche Form ist spopondi und scidi. Gene dürfen aber als frühere vollständigere Flexion vermuthet werden, vgl. Priscian ed. Krehl 1, 490 Anm. Spospondi gebrauchen nicht selten die Schriftsteller des Mittelalters, z. B. das Chronicon Moissiacense Pertz 1, 293, wo man sogar spospondens für spondens liest.

Jac. Gr.

B r a u n s c h w e i g.

Bey Bieweg: Tobias Olfen's, eines Braunschweigischen Rathsherrn, Geschichtsbücher der Stadt Braunschweig, herausg. von Carl Friedrich

von Wechelde. Mit einer Vorrede des Geheimraths von Strombeck. XV u. 268 S. 8.

Tobias Dlfen, geboren zu Braunschweig 1587, gestorben als Rathsherr 1654, schrieb in den letzten Jahren seines Lebens die merkwürdigsten Begebenheiten seiner Vaterstadt nieder; ein Geschichtswerk, welches niemals gedruckt worden und auf uns nur in wenigen Abschriften gekommen ist. Dasselbe fängt mit der Erbauung der Stadt an, und endet mit dem Westphälischen Frieden, umfaßt also einen Zeitraum von über 600 Jahren, den Dlfen in zwey an Größe des Inhalts unterschiedlichen Theilen abhandelt. Die erste Hälfte enthält die Begebenheiten bis zur Reformation, und ist bey weitem nicht so ausführlich und werthvoll als die folgende, bey deren Abfassung er wegen der Zeitnähe alles mit größerer Zuverlässigkeit erforschen und berichten konnte, endlich auch von den Ereignissen der Stadt im Anfange des 17ten Jahrhunderts und während des dreyßigjährigen Krieges Augenzeuge war. Dieser letztere Theil seiner Chronik ist es, welche der Herr Herausgeber zwar in erneuerter Gestalt, aber doch unverändert, indem er versichert, nur den oft dunkeln und höchst verworrenen Periodenbau vieler Stellen im Texte erläutert und aufgelöst, und daneben die neuere Orthographie angewandt zu haben, jetzt zum ersten Male herausgegeben, und sich dadurch um die vaterländische Geschichte ein großes Verdienst erworben hat. Denn abgesehen davon, daß jene Periode eine der unruhigsten und bedeutsamsten in der Braunschweigischen Geschichte war, und durch Dlfens Chronik einzelne bisher dunkle Thatsachen erhellt und aufgeklärt werden, so hat auch dessen Darstellung einen gleich entschiedenen Werth;

denn mit Meisterhand gibt er uns ein lebendiges Bild von dem innern Volksleben und Treiben seiner Stadt, führt uns die Schrecken zweyer von ihm erlebten Belagerungen vor Augen, und legt oft dem Rathe und den Theilnehmern der verschiedenen, damals so häufigen, Factionen Maximen und Ermahnungen in den Mund, die uns an die classischen Geschichtsschreiber des Alterthums erinnern und die Lesung des Werks doppelt anziehend machen. Leider ist die Urschrift des Werks verloren gegangen; dem vorliegenden Abdrucke sind zwey Handschriften zum Grunde gelegt, von denen die eine im siebenzehnten, die andere im achtzehnten Jahrhundert angefertigt zu seyn scheint, die aber nicht vollkommen mit einander übereinstimmen, sondern oft reichhaltiger oft dürftiger erzählen, so daß sie zur gegenseitigen Ergänzung zu Hülfe genommen werden müssen. Aber auch so ist das Ganze eine dankenswerthe Gabe, deren Werth theils durch die, die Localverhältnisse erläuternden Anmerkungen des Herausgebers, theils durch die würdige und sehr zu beherzigende Vorrede des Herrn G.R. von Strombeck bedeutend erhöht wird. — Dem Umschlage nach zu urtheilen, welcher das Werk als den Anfang eines Unternehmens, sämmtliche noch ungedruckte Chronisten der Stadt Braunschweig auf ähnliche Weise herausgeben zu wollen, ankündigt, dürfen wir auf eine gewiß sehr wünschenswerthe Fortsetzung rechnen, welcher Ref. mit wahren Verlangen entgegen sieht.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

28. Stück.

Den 18. Februar 1832.

B e r l i n .

Bey Laue: Untersuchungen über die Ursprünglichkeit und Alterthümlichkeit der Sternkunde unter den Chinesen und Indiern und über den Einfluß der Griechen auf den Gang ihrer Ausbildung von Dr. P. F. Stuhr, Professor an der Königl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin. 1831. VIII und 181 S. in Octav.

Der Titel gibt den Gesichtspunct an, aus welchem die Schrift betrachtet werden muß. Sie soll den Griechen ihre eigene Ausbildung sichern, und zeigen, daß es keiner ursprünglichen gemeinsamen Quelle der Sternkunde der östlichen und westlichen Völker bedürfe. Zu dieser Ansicht hat sich Ref. schon früher bekannt. Die Geschichte der Astronomie sollte von jeher Auskunft über die älteste Geschichte und die Cultur der Völker geben, wo Denkmäler und Annalen fehlen, besonders unter den Orientalern. Bis jetzt haben aber alle diese Bemühungen nur zu Hypothesen geführt. Ein anderes Resultat kann

aber auch nicht erwartet werden, weil die ganze Frage eigentlich eine *petitio principii* enthält. Wenn die Aegypter jährlich bey dem Anschwellen des Nils den Sirius, die Griechen zur Zeit der Ernte und des Bestellens die Pleiaden am Horizonte bemerkten, wenn das Bärenstirn und Orion die Aufmerksamkeit des Schiffers auf sich zogen, wenn Sonne und Mond durch ihren regelmäßigen Lauf zu unmittelbarer Abmessung der Zeit und zu Anordnung der Neumondsbeste benutzt wurden, wenn der Anblick des Himmels überhaupt Veranlassung gab zu Betrachtungen und der Phantasie der Orientalen Stoff zu astrologischen Deutungen, so bedurfte es dazu keines gemeinsamen Lehrers für alle Nationen, sondern der Grönländer und Hottentotte, der Indier und der Mexicaner (denn alle diese Völker werden als Beispiele angeführt) konnten durch Aufmerksamkeit und Bedürfnis auf einerley Bemerkungen mit dem Griechen geführt werden, obgleich mit verschiedenen Modificationen nach dem Grade ihrer Bildung. Auch die bekannten Perioden und Cyklen, wie sie bey den Orientalen vorkommen, können der Geschichte keine Beweise liefern, da dieselben offenbar aus später gefundenen Elementen rückwärts gerechnet sind, wie Biot an der Hundsternperiode gezeigt hat. Die Ausbildung der Sternkunde unter einem Volke setzt die Existenz von Annalen voraus. Wären die einfachen Bemerkungen der Chaldäer nicht an den Regentenkanon von Nabonassar angeknüpft gewesen, so hätten Hipparch und Ptolemäus keinen Gebrauch davon machen können. Chinesen und Indier können aber nirgends Beobachtungen dieser Art nachweisen. Eine historische Chronologie kann ihnen zwar nicht abgeleugnet werden, sie enthält aber so viele Wider-

sprüche und verliert sich so in Mythen und Hypothesen, daß sie zu astronomischem Zweck ganz unbrauchbar wird, wenn auch wirkliche Beobachtungen vorhanden wären. Eine genaue Scheidung der Sagen ist fast unmöglich. Manches scheint absichtlich entstellt oder eingeschoben. Selten ist bey einer Angabe die Zeit nur obenhin bemerkt, sondern man muß sich mit der allgemeinen Versicherung begnügen, daß diese oder jene Angabe 'gewiß sehr alt sey'. Dabey muß also immer Vieles bloß vermuthet, geahndet und der individuellen Ueberzeugung überlassen bleiben. Die Phantasie behält stets freyes Spiel zu mancherley Combinationen, welche man weder beweisen noch bestreiten kann, welche aber für die Geschichte von keinem Werthe sind. Beyspiele enthält auch die gegenwärtige Schrift, in welcher die astronomischen Begriffe der Chinesen nach Saubil und Souciet, und der Indier besonders nach Colebrooke sehr gut in einem Ueberblick zusammengestellt sind, und auf welche wir die unserer Leser verweisen, welche Interesse dafür haben. Ein Auszug daraus würde die Grenzen einer Anzeige überschreiten. Ref. benützt dieselbe nur, sein Urtheil mit einigen Beyspielen zu belegen, und zwar der Kürze wegen bloß aus der ersten Periode vor der Einwirkung der Griechen. Der Herr Verf. geht nämlich mit Recht von dem Gesichtspuncte aus, daß Chinesen und Indier die Erscheinungen des Himmels anders aufgefaßt hätten als andere Völker, obgleich beide wieder nach ganz verschiedenen Ansichten, daß aber späterhin die Griechen auf beide Völker Einfluß gehabt hätten. Bey den Chinesen nimmt er zum Anfang dieser zweyten Periode die Regierung der Han an, im dritten Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung. Die älteste Geschichte soll zwar bis in das dritte

Jahrtausend vor Chr. hinaufgehen, aber gegen die Gründe dieser Angaben möchten sich bedeutende Zweifel erheben. Die ganze alte Sternkunde der Chinesen beschränkt sich auf die Kenntniß einiger Sterngruppen (S. 37), und auf einige allgemeine ziemlich ungenaue Beobachtungen zum Zwecke der Astrologie und Anordnung der Feste. Doch wußte man zu Anfang des dritten Jahrhunderts v. Chr. von den Grundsätzen, nach welchen man in den ältesten Zeiten die Erscheinungen des Himmels berechnet hatte, so gut als Nichts, da kurz vorher, auf Befehl der Regierung, alle chinesische Bücher verbrannt und der Ueberrest verfälscht worden war. Doch sollen unter dem ältesten Kaiser Yao (unbestimmt im Anfange des zweyten Jahrtausends) Sternbeobachtungen angestellt worden seyn, um die Wiederkehr des Jahrs und der Feste zu ordnen. Eigenthümlich, aber nicht wissenschaftlich, war die Anordnung, daß vier Sternbeschauer nach den vier Weltgegenden in die verschiedenen Landschaften gesandt wurden, um in Osten den Stern des Frühlings, in Süden den des Sommers u. s. w. zu betrachten, also nicht von Einem Punkte aus. Die Beobachtungen sollten zur Zeit des Untergangs der Sonne gemacht werden, an Sternen, die hoch am Himmel standen, und zwar aus tiefen Thälern. Die sechste Stunde könnte aber, meinten neuere Erklärer, darum nicht für die richtige Beobachtungszeit gelten, weil um den längsten Tag in dieser Stunde noch kein Stern am Himmel sey, Ref. glaubt aber, daß die ganz einfache und natürliche Tageseintheilung der Alten damit gemeint sey, nach welcher jeder Tagebogen das ganze Jahr hindurch in zwölf gleiche Theile oder Stunden getheilt wurde. Es wird ferner hinzugesetzt, daß der verschiedenen Standpunkte we-

gen, weder von Beobachtung der Polhöhe, noch von Mittagslinie, oder genauen Bestimmungen der Koluren die Rede seyn könne, aber doch auch, daß man schon früh angefangen habe, Mittagslinien an verschiedenen Orten zu ziehen, um die Dachspitzen des fürstlichen Pallastes darnach zu richten, und den Gnomon (S. 29). Regelmäßige Berechnungen, setzt der Herr Verf. hinzu, könnten nicht Statt gefunden haben (S. 27). Die Mitte des Frühlings wurde bezeichnet durch gleiche Länge der Tage und Nächte, und durch den hohen Stand von α Hydr. bey Sonnenuntergang; die Mitte des Winters durch die Kürze der Tage und durch den hohen Stand der Plejaden u. s. w. Wenn also die Griechen stets auf den Horizont Rücksicht nahmen, so hielten sich die Chinesen nur an den hohen Stand der Gestirne, nicht einmal bestimmt an die Mitte des Himmels, wahrscheinlich des Locals (der tiefen Thäler) und der Dämmerung wegen. Alle Angaben waren folglich, wie auch der Herr Verfasser sagt, bloß nach ungefähren Schätzungen nach dem Augenmaße gemacht, also völlig unbestimmt. So viel nur zur Vergleichung mit dem Folgenden. Noch vor 40 Jahren galten die Chinesen bey Vielen wegen ihrer Astronomie für das älteste Volk der Erde. Jetzt sind sie von den Indiern überboten worden. Aber auch bey diesen findet der Herr Verf. sehr richtig denselben Gang und dieselben Resultate, und unterscheidet deswegen auch hier die Zeit vor der Bekanntschaft der Indier mit den Griechen, und nach derselben. Auch hier führt Ref. der Kürze wegen nur aus der ersten Periode einige Beispiele an. Der Herr Verf. tadelt Bentley (S. 21) daß er die dürftigen Nachrichten der Sage ganz nach seinen eigenen Vorstellungen von der Wissenschaft behandle, und von

Koluren, Polen und Ekliptik spreche, in einer Zeit, in welcher noch lange nicht unter den Indiern daran gedacht worden sey, daß (S. 63) genaue Bestimmungen nach genauen Beobachtungen, genauer Eintheilung des Himmelskreises und nach genauen Berechnungen in alter Zeit nicht vorausgesetzt werden dürfen, wo die Sternbetrachtung nur in dichterischer Begeisterung getrieben worden sey. Von Genauigkeit ist aber auch nicht die Rede, sondern die Hauptaufgabe für Bentley war, zu untersuchen, in wiefern die monstrous antiquity der Brahminen, welche sie durch die großen Cyklen in ihrer Astronomie zu beweisen suchten, und das Alter der Surya-Siddhanta, gegründet sey. Der Herr Verf. führt die ungeheuern Cyklen, welche selbst Lalande und Bailly eine 'réverie' nennen, zwar auch in Beurtheilung der verworrenen und oft von den Brahminen absichtlich entstellten Chronologie an; macht aber davon keine Anwendung bey den astronomischen Lehrsätzen, was Bentley thun mußte, um aus den Büchern der Indier Beweise zu führen. Er läßt den Verdiensten B's. zwar Gerechtigkeit widerfahren, behandelt ihn aber über seinen Streit mit Colebrooke in manchen Aeußerungen zu hart. Zu bedauern ist es, daß Bentley durch diesen Streit sich von seinen ersten Grundsätzen hat abbringen lassen, und daß auch er in der Chronologie unhaltbare Hypothesen späterhin aufstellt, nach welchen z. B. der Titanen-Kampf in Griechenland 756 v. Chr. sich zugetragen, Homer und Hesiod nach dem Jahr 746 gelebt, und die Astronomen des Westens um diese Zeit die Sternbilder an den Himmel gesetzt haben sollen. Wenn auch in der ersten Periode vor der Einwirkung der Griechen keine genaue Bestimmungen von den Polen und Koluren bey den Indiern vorkom-

men, so kann doch nicht abgeleugnet werden, daß sich die Idee davon allmählich entwickelte. Hierzu liefert die Darstellung des Herrn Berfs. selbst einige Belege, so wie von dem Schwankenden und Unbestimmten, welches durch die ganze Ansicht der Brahminen herrscht, und von der Unzuverlässigkeit mancher Angaben. In den Vedas, als in der ältesten Sammlung von Urkunden, heißt es S. 54, zeigen sich Spuren der niedrigsten Ausbildung der Astronomie. Eine Eintheilung des Jahrs in zwey Hälften, also eine nach Sonnenzeit eingerichtete Jahresform sey uralt. Aber S. 67 wird zugleich behauptet, daß zu Zeit der Abfassung der Vedas das Jahr in 6 Jahreszeiten, und der Monat in zwey Hälften, in die lichte und dunkle getheilt gewesen sey. Es ist hierbey nicht angegeben, ob die letztere Jahreseintheilung eine Unterabtheilung unter jener gewesen, oder nach derselben entstanden sey. Die Bahn der Sonne wird auch in dieser Zeit schon abgemessen durch Erscheinungen des nächtlichen Himmels (S. 58). Eben so war gleichfalls seit uralten Zeiten die Mondbahn nach Sternbildern in die 27, späterhin 28 Bilder getheilt, eigentlich in 27 Theile der Mondbahn (Nacshatra), welche durch die dabey stehenden Sterne (Yoga, Sterne), als sinnliche Punkte, bezeichnet wurden, von denen aber Jones sagt: I have not the boldness to exhibit the individual stars in each mansion. Die erste von diesen 27 Stationen war nach S. 68 und 73 in den Vedas das Sternbild *Critica*, die Pleiaden, nach Jones hingegen *Aswini*, die Gegend des Widder, vielleicht nach späteren Bestimmungen. Mit diesen stehen die 12 Monate in Verbindung, wovon *Magha* vom Herrn Berf. S. 70 als erster nach der Sonnenwende genannt wird. Doch sollen in den Vedas

noch keine Spuren eines Monats von 27 oder 28, sondern von 30 Tagen vorkommen. Es erhelle aber mit Bestimmtheit, daß ursprünglich diese zwey ganz verschiedenen Berechnungsarten nach Sonne und Mond sich völlig unabhängig von einander ausgebildet gehabt hätten, ehe überhaupt der Versuch gemacht worden wäre, beide mit einander in Uebereinstimmung zu bringen (S. 55). Es wäre also zweifelhaft, ob die älteste Form der Zeitrechnung darin enthalten sey, weil man ein Bestreben sehe, den Unterschied zwischen Mond- und Sonnenzeit auszugleichen. Hierbey findet Ref. nichts Auffallendes. Auch bey andern Völkern wurden die Jahreszeiten sehr bald nach der Sonne, die Neumonden nach dem Monde geordnet, aber das Bedürfniß lehrte sie ebenfalls bald, beide in Vereinigung zu bringen. Einschaltungen gibt ja der Herr Verf. (S. 66) selbst zu. Es sey ferner sehr wahrscheinlich, daß in Indien schon in den frühesten Zeiten der feste Punct des Norden durch das auf jeden Fall seit uralten Zeiten in heiliger Betrachtung verehrte Gestirn, das im engeren Kreislauf sich um den Nordpol bewegt, bezeichnet worden sey. Nach einer alten Sage wurde Meru der Gipfel der Welt, der Himmel der Götter und guten Geister am Nordpol gedacht, der Südpol war der Aufenthalt der bösen Geister und der Todten. Im Winter befand sich die Sonne in Süden bey den Usuren. Dieses war für die Götter in Indien die Nacht. Der Tag brach an, wenn sie sich im Frühling dem Norden zuwandte. Der Herr Verf. erklärt es wiederholt für eine Träumerey, wenn man dabey in den früheren Zeiten eine genaue Bestimmung der Sonnenwenden suchte. Ref. ist damit ganz einverstanden, glaubt aber nicht, daß die zu allgemein

ausgesprochene Behauptung ohne weitere historische Nachweisung die Vertheidiger des indischen Alterthums befriedigen werde, und fügt noch hinzu, daß er in dem Folgenden 1) ganz die Eudoxische Vorschrift findet, den Ort der Sonne durch das am Abend nach Sonnenuntergang aufgehende Sternbild zu bestimmen, folglich das Wintersolstitium durch den Löwen, und 2) die aus den Bedas angeführten Erscheinungen der Gestirne, wie die aus den Zeiten der Alexandriner. 'Das indische Sternbild D'hanissht'ha, der Delphin wird (As. Res. Vol. 8 und 9) in den Bedas als dasjenige bezeichnet, in welchem die Sonne sich wendend, ihren nördlichen Pfad betrete, und das Sternbild Aslesha, wahrscheinlich (setzt der Herr Verf. hinzu) ein Gestirn im Krebs, als dasjenige, in dessen Mitte (wie bey Eudorus) sie wieder gegen Süden sich wende.' Diese Angabe trifft genau mit Baraha's Worten (A. R. Vol. 2. S. 391) überein. Es sind dieses die beiden Nachatras in der Gegend des Krebses und des Steinbocks, und ihre sie bezeichnenden Sterngruppen. Für die letztern nimmt Jones einen Theil des Wassermanns (Erwer) an. Mit Wahrscheinlichkeit könnte also vielleicht β Aquar., der zu den Zeiten der Alexandriner mit den ersten Graden des Steinbocks zusammentraf, für einen der Yoga-Sterne gelten, welche in der angeführten Stelle von den Indiern der Delphin genannt wird. Der Delphin der griechischen Sphäre konnte zwar auch in jener Zeit durch seinen Frühaufgang die Zeit der Winter Sonnenwende eben so genau bestimmen, als die 7 Rischis. Von ihm konnte aber nicht gesagt werden, 'wann die Sonne bey dem Eintritte in ihren nördlichen Pfad am Gestirn Delphin vorübergehe.' Unbestimmter aber, als bey den Griechen wird

hier nur bey *Aslesha* die Mitte, bey *D'har* *nishtha* hingegen kein besonderer Punct erwähnt, statt daß *Varaha* ausdrücklich sagt in the first degree of D., by what is recorded in former Sastras, da die *Nacshatras*, als gleiche Theile der Mondbahn betrachtet werden müssen, wie die Zeichen der Ekliptik. Die *Nacshatra* des *Regulus* (zu den Zeiten der Alexandriner) heißt *Magha*. Denselben Namen führte (nach dem Herrn Verf. erst später) der Monat, wann die Sonne im Löwen steht, und sehr früh schon die ganze Jahrzeit um die Wintersonnenwende selbst, welche daher dem Monat *Magha* gerade entgegensteht, und in welcher die Gruppe *Magha* (*Regulus*) am Abend aufgehen mußte. *Bentley*, den der Herr Verf. deswegen tadelte, dürfte folglich nicht ganz Unrecht haben, wenn er auf die Autorität indischer Astronomen behauptet, die Monate hätten ihre Namen erhalten nach Sternen, in deren Nähe der Vollmond eingetreten wäre (also durch Beobachtungen bey dem Abendaufgang, wie bey *Eudorus*). Aber (S. 59) in den *Wedas* sollen sich auch Angaben finden, daß in den alten Zeiten die Erscheinung des Gestirns *Magha* (des *Regulus*) zu Bestimmung von beiden Sonnenwenden in Betracht gezogen worden sey. Sonach hätte *Regulus* durch seinen Abend- und Frühaufgang für beide das Zeichen gegeben. Die Erscheinung des Gestirns *Magha* am östlichen Horizont wurde ferner in Verbindung gesetzt mit der Stellung des Sternbildes der 7 *Rishis* (des *Bärengestirns*), d. h. die Erscheinungen derselben am Morgenhorizont kündigten den *Regulus* (wie *Procyon* den *Sirius* zu *Alexandrien*) und durch diesen die Zeit der Wintersonnenwende selbst an. Dieses geschah ebenfalls schon frühe (S. 60). Bey diesen vagen Bestimmungen am Ho-

rizonte, bey der starken Einwirkung der Däm-
 merung und der Refraction, so wie überhaupt
 bey der Schwierigkeit den Kolor zu bemerken,
 wo nur von der Jahreszeit Magha im All-
 gemeinen, nicht von einem Tage, und vom Ge-
 stirne Magha, nicht bloß von einem Stern die
 Rede ist, konnten diese Erscheinungen leicht bis
 in die Mitte Januars bemerkt werden. Peta-
 vius berechnet noch für das Jahr 46 v. Chr.
 den Abendaufgang des Regulus auf $1^{\circ} 7'$ Aquar.
 für Alexandrien, wobey immer noch bey der wirk-
 lichen Erscheinung am Horizonte einige Grade
 zugegeben werden mußten. Schwierig bleibt es
 aber allerdings, diese Bestimmungen auf die
 Zeiten der Bedas zurückzuführen, aber noch schwie-
 riger dieselben mit dem Hn. Verf. aus der Prä-
 cession erklären zu wollen. Denn im Widers-
 spruche mit der oben angeführten Behauptung
 gegen Bentley (S. 21), daß in den früheren
 Zeiten (wir glauben der Bedas) an Koloren u.
 noch nicht gedacht worden wäre, wird hier (S.
 62) vermuthet, daß vielleicht schon eine Bemerk-
 ung der Präcession zum Grunde liege, ohne
 daß man in den älteren Zeiten das Gesetz
 genauer gekannt hätte und (S. 126) noch ein-
 mal gesagt, es scheine zu erhellen, daß man schon
 in den alten Zeiten durch eigene Beobach-
 tung die Veränderlichkeit der Koloren bemerkt
 habe. Die Idee der Präcession kann aber nur
 durch Vergleichung von Beobachtungen aus ver-
 schiedenen Zeiten entstehen, und so fand Hip-
 parch durch Vergleichung mit Timocharis Beob-
 achtung die Idee, und erst Ptolemäus das Ge-
 setz. Ebenso verhält es sich mit der sechzigjäh-
 rigen Periode, in deren Anfang die Pleiaden der
 Frühlings-Nachtgliche näher gewesen seyn muß-
 ten (S. 73). Bey genauer Rechnung allerdings.
 Aber auch Eudorus schwankte über den Ort des

Kolurs um fast 8 Grade und kam dadurch den Pleiaden um ein Beträchtliches näher. Auch die Bewegung der 7 Rischis um den festen Polarstern, der in Indien seiner Festigkeit wegen zum Symbol der Standhaftigkeit geworden ist (S. 60), zeigt, daß man an keine Bewegung durch die Präcession gedacht habe. Noch weniger kann aber, wie der Herr Verf. glaubt, die 'alte verworrene und völlig unverständlich gewordene Lehre, nach welcher die Rischis alle 100 Jahre durch eine eigene, selbständige Bewegung sich mit einem andern Sternbilde der Mondsbahn verbinden sollten, als mit dem Gestirn Magha (S. 61), aus einer mißverstandenen Vorstellung von der Präcession erklärt werden.' Da Ptolemäus die Präcession in 100 Jahren auf einen Grad setzt, so könnte leicht die Glossa eines Unkundigen der späteren Zeit, Veranlassung zu der verworrenen Stelle im Texte gegeben haben. Deutlich ist es daher, daß selbst in dichterischer Begeisterung die indischen Astronomen die Vorstellung von den Polen und den Kreisen der Sphäre nicht entbehren konnten. Hätten die Indier von den frühesten Zeiten an wirkliche Beobachtungen gehabt, so hätten die Griechen davon Gebrauch gemacht, wie von den Chaldäischen, und die Hypothese vom Schwanken der Koluren wäre nicht entstanden. Colebrooke nimmt zwar den Griechischen Ursprung der indischen Astronomie, und namentlich philolaische, nicht kopernikanische Ideen, wie Herr v. Schlegel (Hertha 1829. Jan. S. 60) meint, an, glaubt aber in seinem Streite mit Bentley über das Alter der Surya-Siddhanta (A. R. Vol. 12. №. VI.), daß die Araber unmittelbar von den Indiern ihre Kenntnisse erhalten hätten, und besonders auch die Hypothese von der Präcession. Zur Beweisführung sieht er sich aber genöthigt,

sich statt auf Beobachtungen und Zeugnisse aus den Quellen der alten Zeit, bloß auf die Aussagen neuerer indischer Astronomen zu berufen, und sich auf Combinationen zu stützen. Seine Gewährsmänner sind 1) Bhascara, welcher allein, als sehr bekannt nach 1150 n. Chr. gesetzt wird. 2) Brahma Gupta. Dessen Alter wird nur dadurch bestimmt, daß er sich auf Baraha (499 n. Chr.) und auf Aryabhata bezieht. 3) Aryabhata selbst. Dieser wird nur mit Albategnius verglichen und heißt bloß an author seemingly of an earlier age. Außerdem findet er es nöthig, die Frage über das Alter und den Werth der Surya-Siddhanta zu entscheiden. Die Brahminen waren aber selbst im Zweifel und mit ihnen Davis und Colebrooke, ob Saura-Siddhanta und Surya-Siddhanta einerley Werk sey. Bhascara und mit ihm Col. nimmt beide Ausdrücke für einerley. Da aber Bh.'s Citate aus der S. S. mit dem noch vorhandenen Texte derselben, nicht übereinstimmen; so erklärt der Commentator der S. S. Munjala, die Ausdrücke Saura-Siddhanta und Surya-Siddhanta für verschieden, statt daß der Scholiast von Bhascara, Muniswara, seine Zuflucht zu Veränderungen im Texte und zu critischen Conjecturen nimmt. Col. erklärt überdies die S. S. für dunkel, und glaubt, daß der Name zwar alt, die Schrift selbst aber, wie mehrere, wahrscheinlich durch neuere Begriffe verändert worden sey (modernised). Auch Herr v. Schlegel gesteht nothwendige Veränderungen im Texte der indischen Bücher zu. Col.'s Beweis, daß die Hypothese von dem Schwanken der Koluren von den Indiern abstamme, und von hieraus zu den Arabern übergegangen sey, beruht daher bloß darauf, daß Albategnius dieselbe annehme (zu 8 Graden), die Surya-Siddhanta aber und Aryabhata älter wären, daß folglich

die S. S. die Quelle für Albategnius gewesen seyn müßte. Indessen lassen schon die 24 Grade, welche Aryabhata, statt der 8 Grade des Albategnius annahm, einen späteren Zusatz vermuthen, weil man im Mittelalter den Bogen immer weiter ausdehnte, so bald die angenommene Anzahl der Grade nicht mehr ausreichen wollte. Einen einfacheren Aufschluß geben die *Πρόχειρα κανόνες* des Ptolemäus, wo Theo in einem besonderen, dem Gegenstande gewidmeten Kapitel *περί τροπῆς* erzählt, es hätten einige Ältere (wobey Niemand an Indier denken wird) ein Schwanken der Koluren (und zwar von 8 Graden in 80 Jahren, wie Albategnius) angenommen; Ptolemäus sey aber dagegen. Diese Nachweisung war Col. unbekannt, und selbst Delambre nennt sie noch 'un fait curieux et très-peu connu.' Colebrooke ist also bey seinem Streben nach Wahrheit, bey seinem unermüdeten Forschen, bey seiner Kenntniß der Sprache und der Sachen, was man dankbar ehren muß, nicht weiter gekommen als seine Vorgänger. Ref. unterschreibt daher, die Ansicht des Herrn Verfs. (S. 23) 'daß für Forschungen im Gebiete der Geschichte der Völker Ostasiens, und besonders Indiens ein mit Umsicht und Besonnenheit gepaarter eigenthümlicher Sinn für das Verständnis dichterischer Sagen Geschichte unumgänglich erforderlich sey', möchte aber — wenn bey allmählichen nothwendigen Umarbeitungen der Schriften zuletzt nicht viel mehr stehen geblieben ist, als der alte Name des Buchs, und wenn wir statt einfachen Beobachtungen mit chronologischen immer nur allgemeine Versicherungen über das hohe Alterthum, und über die Angaben erhalten — noch hinzusetzen ein fester Glaube an die Untrieglichkeit der Brahminen.

Schaubach.

N e a p e l.

Della stamperia di Francesco Fernandes.
Lettera di Michelangelo Lanci, interprete
delle lingue orientali nella biblioteca Vati-
cana, sopra uno Scarabeo Fenico - Egizio e
piu Monumenti Egiziani. 1826. 88 S. nebst
einer Kupfertafel in gr. Quart.

Es bedarf bey dieser Schrift eines eifrigen Aegyptologen, der sich indeß weit mehr durch seinen Haß gegen Champollion und Angelo Mai als durch eigne Entdeckungen auszeichnet, nur einer kurzen Anzeige, da sie viel mehr Declamationen und Expectorationen über die Verdienste des Vfs. und den unverdienten Ruhm Anderer, als Untersuchungen und Nachrichten über Aegyptische Alterthümer enthält. Das Wichtigste was sie liefert, ist die Abbildung und Beschreibung eines Scarabäus im Museum des Baron v. Koller, dessen eingegrabene Zeichen theils aus hieroglyphischen Emblemen bestehen, welche am Rande umherlaufen, theils aus Phönischen Buchstaben, welche die Mitte einnehmen. In den letzten erkennt man deutlich das Resch, Beth und Aleph, welches indeß nicht ganz vollständig erscheint, indem es nur einen Querstrich hat, darauf folgt ein Ain, welches aber der Herausg. als Hieroglyphe nimmt und mit einem Kynoskephalos-Kopfe in eine Verbindung bringt, welche dem Auge des Ref. sich wenig empfehlen will. Genug, der Herausg. liest Reba, übersetzt dieß Signore, und erklärt die alphabetisch-hieroglyphische Inschrift im Ganzen *Te invoco al mio soccorso, o Dio, di somma gloria eternamente vivo, signore assoluto de' cieli e di tutta la terra:* was wir ebenso wenig vertreten als im Einzelnen zu widerlegen über uns nehmen möchten.

Ein anderer Abschnitt handelt von den bald aus

Holz bald aus Mablaster oder andern harten Steinarten gearbeiteten Figürchen, welche nach der Art ihrer Bekleidung von dem Vf. für Darstellungen mumificirter Körper gehalten und mumierte genannt werden. Man hat eine solche figurina in einem kleinen Mumienkästchen von Sykomor gefunden, eine andere läßt sich öffnen und auseinander schlagen, worauf man ein anderes menschenähnlich geformtes Stück Holz darin findet, welches also wahrscheinlich den in den Mumienbandagen enthaltenen Leichnam darstellen soll. Der Vf. verbreitet sich dabey über die Geräthe, welche man gewöhnlich in den Händen dieser Figuren, oder über ihrem Rücken hängend findet, ein Pflug und Korb treten am deutlichsten hervor. Der Vf. denkt dabey an die Biblische Parabel vom Ackermann, von der wir nicht recht einsehen, wie sie hierher gehört, und bezieht darauf auch das Getreidekorn, welches sich bisweilen in Figuren der Art im Innern verborgen gefunden hat. Passender scheint es, dabey die den alten Völkern so natürliche Ideenverbindung zwischen dem der Erde anvertrauten Samenkorn und dem menschlichen Leichnam in Erwägung zu ziehen. Noch seltsamer aber ist die Erklärung, welche der Vf. von den langgezogenen Ringen oder Schilden (*cartouches* bey den Franzosen, *cartelli* in Italien genannt) gibt, durch die die Königsnamen der hieroglyphischen Schrift von andern Worten unterschieden werden; er sieht in diesen Einfassungen *la bocca di Dio parlante*, und in der Verlängerung derselben die deutlichste Versinnlichung des Ausdrucks im Jesaias: *distenderò, ovvero allungherò la bocca mia*. Man kann sich darnach leicht einen Begriff von dem Geist und Character der Hieroglyphen-Erklärung des Vfs. machen.

K. D. M.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

29. Stück.

Den 20. Februar 1832.

L o n d o n.

A Manual of comparative Anatomy, translated from the German of J. F. Blumenbach, with additional Notes, by W. Lawrence. Second Edition, revised and augmented by W. Coulson. 1829. LIV und 379 S. gr. Octav, mit Kupfern.

Die erste, vom Herrn Lawrence besorgte Ausgabe dieser seiner Uebersetzung, hat nun in der neuen die wir anzeigen, und die er selbst Herrn Coulson übertragen, durch diesen zahlreiche Zusätze und Veränderungen erhalten.

Zu letzteren gehört z. B. daß manche Anmerkungen des Verfs. sowohl als des Uebersetzers gleich dem Texte einverleibt worden; zu ersteren aber durchgehends eine Fülle von Beiträgen aus den Schriften der neuesten Zootomen. Namentlich z. B. aus einer auf dem Continent nicht genug benutzten Quelle, Rees's new Cyclopaedia, die so trefflichen Stoff zu diesem Studium,

besonders von Bracy Clark und Macartney enthält.

Einiges möchte wohl für ein Compendium zu ausführlich scheinen, wie die langen, Seitenweisen Messungen der Theile des Hirns und Nervensystems aus der Preisschrift von Serres. — Manches hingegen, wenn auch fremdartig doch nicht unpassend, wie die Ansicht des freigeistigen Th. Burnet über die Sprachfähigkeit der Schlange im Paradiese.

Sehr dankbar erkennt Herr G. die bereitwillige Beyhülfe des verdienstvollen Herrn Clift (Conservator's of the Hunterian Museum in London); auch zur Berichtigung mancher irrigen Angaben anderer Zootomen; wie z. B. über den vermeinten eigenen Bau des Magens der Salangan-Schwalbe.

Die VIII Kupfertafeln des Handbuchs sind mit musterhafter Genauigkeit nachgestochen.

L e i p z i g.

Was heißt Glauben, und wer sind die Ungläubigen? Eine biblische Entwicklung von Dr. David Schulz, Senior der evangelisch-theologischen Facultät und Consistorialrathe in Breslau. Mit einer Beilage über die sogenannte Erbsünde. 1830.

Wenn schon sonst im Widerstreite der Meinungen jeder redliche Versuch, der Wahrheit näher zu führen, dankbar aufgenommen werden muß, so verdient gewiß vorliegende Schrift um so größere Aufmerksamkeit, als in ihr ein hochgeachteter evangelischer Lehrer, nicht nur alle die Fragen, die den Mittelpunkt des so sehr aufgeregten theologischen Lebens und Strebens unserer Zeit aus-

machen, berührt, sondern nach Darlegung der Gegensätze auch eine Lösung derselben versucht hat. Je wichtiger aber der dabey in Frage kommende Gegenstand selbst ist, um so nöthiger scheint auch die größte Behutsamkeit im Urtheile, um so unerlässlicher dessen sichere Begründung durch Darlegung der genauesten Prüfung des Einzelnen, so daß Ref., da die Absicht wie der Raum dieser Blätter eine so genaue Prüfung nicht gestattet, sich bewogen findet, sich mit der Angabe des Hauptinhaltes zu begnügen.

Der Verf. geht aus von der Wichtigkeit des Wortes Glauben. Wie in den kirchlichen Urkunden selbst, so sey ihm bald auch in der Kirche ein entschiedenes Gewicht beygelegt worden, nie aber seine Bedeutsamkeit so in Frage gekommen, und gleichwohl nie so verkannt worden als in unserer Zeit. Je mehr Nachtheile aber schon daraus entstanden, je mehr noch zu fürchten, um so dringender werde die Aufgabe einer gründlichen Untersuchung, was heißt eigentlich glauben? was ist insbesondere dessen ursprünglicher biblischer Sinn?

Nachdem der Verf. uns so die Aufgabe genau bezeichnet, deren Lösung er beabsichtige, sucht er darzuthun, daß der gewöhnliche Begriff vom Glauben, als einem Fürwahrhalten von bestimmten Sätzen, ebenso sehr eine Quelle unsäglichen Zwiespaltes und unchristlicher Gesinnung, als den Urkunden des Christenthums durchaus entgegen sey. Er erinnert zuerst an Schwierigkeiten, die jener gewöhnliche Begriff nothwendig darbiere, was nun für wahr zu halten sey, ob der Mensch überhaupt verpflichtet werden könne, etwas für wahr zu halten, d. h. zu glauben, und geht dann zur Schilderung wirklicher

Zustände unter den Christen in Beziehung auf den Glauben über. Ein Theil fordert unbedingten Glauben, ein anderer läßt nur den vernunftmäßigen Glauben gelten. Noch größer ist die Meinungsverschiedenheit über Gegenstände und Maaß des Glaubens. Was eine kirchliche Parthey unwandelbar festhält, wird von der andern als Ketzerey verworfen, alle verstehen unter Glauben nur ihren Partenglauben, machen somit den Begriff der Gläubigkeit meist nur von einzelnen Lehrpuncten abhängig, und verfahren lieblos gegen anders Denkende, als Ungläubige, während doch Christus und seine Apostel an die jetzt so hoch gestellten Differenzpuncte nie gedacht, wie viel weniger die ewige Seligkeit davon abhängig gemacht haben, und sonach, träten sie jetzt unter ihren Bekennern auf, in keiner Parthey als vollkommen rechtgläubig erscheinen würden.

Der Verf. geht nun die wichtigsten jetzt bestehenden Partheyen unter den Christen durch, und zeigt, wie sie zwar insgesammt die Forderung des Glaubens als die wichtigste an ihre Mitglieder machen, aber auch nur zu sichtlich dabey darlegen, wie wenig sie die wahre Bedeutung des Glaubens ergriffen hätten. Die catholische Kirche fordert unbedingten Glauben an die Satzungen der Kirche und deren Oberhäupter, und greift so in Gottes Ordnung ein, indem sie das heiligste Recht des freyen Menschengemüthes verlegt. Eine zweyte Parthey, die Symbolgläubigen unter den Protestanten verlangen unbedingten Glauben an die in den Symbolen dargelegte Bibellehre, entsagen dem Recht freyer Schriftforschung, wider Gebot und Beyspiel der Reformatoren selbst, und setzen in Wahrheit an die Stelle der Papstgewalt eine noch drückendere Autorität, die Fessel des

tohten Buchstabens, während weder Christus noch seine Apostel bindende Dogmen aufgestellt haben, und alle Symbole ihre temporäre Veranlassung, wie ihre Bestimmung, nur einer bestimmten Zeit zu dienen, oft auf eine sehr unchristliche Weise offenbaren. Eine dritte Partey ist die, welche sich ausschließlich die gläubige nennt, mit einseitiger Willkühr einige dogmatische Bestimmungen aus der Gesamtheit der christlichen Lehren heraushebt, z. B. Erbsünde, stellvertretende Genugthuung, Gnadenwahl, ewige Verdammniß der Andersdenkenden, und darin das Kennzeichen und Siegel alles wahren Christenthums findet, während sie doch gleicherweise der Schrift als dem kirchlichen System gegenüber durchaus heterodox ist, und die Hauptabsicht des Christenthums, ein Reich der Wahrheit und des Guten auf Erden zu stiften, und in Rechtschaffenheit des Lebens und strenger Befolgung des göttlichen Willens es zu verwirklichen, durchaus verkennt. Eine vierte Partey endlich, die der Buchstabengläubigen, halten blindlings fest an den Worten der Schrift, gegen das Beyspiel Jesu und seiner Apostel im Gebrauche des alten Testaments, ohne Beachtung ebenso des Ursprungs und der Absicht der heiligen Schriften, die in einem Raum von anderthalb tausend Jahren hervortretend sich stets der Gegenwart anschlossen und immer einem unmittelbaren Zwecke dienen wollten, wie der eigenthümlichen Beschaffenheit und der Schicksale derselben, wo noch das Wort Gottes von seiner bildlichen, poetischen, rhetorischen, volksthümlichen und temporellen Form entkleidet und gedeutet seyn will, ehe es verstanden werden kann, ja selbst, wenn es im Entstehen der heiligen Schrift ohne jene Einkleidung darin niedergelegt wäre, auf dem

langen Wege bis zu uns so viele Veränderungen erfahren hat, daß es unmöglich erscheint, überall bis zum ursprünglichen Worte der göttlichen Offenbarungen zurück zu gelangen. Im Gegensatz nun zu den angeführten Parteyen, die alle entweder alles und jedes ohne Wahl, oder doch blindlings einer Autorität geglaubt wissen wollen, fordern Christus und seine Apostel, so oft sie auch nach Glauben fragen, und so entscheidenden hohen Werth sie darauf legen, doch gleich ernstlich Streben nach Erkenntniß der Wahrheit durch fleißiges Nachdenken, Forschen und Prüfen, führen sie selbst zur Begründung ihrer Behauptungen Beweise, tadeln sie nachdrücklich den Mangel gründlicher Einsicht in die Gegenstände der Religion, gebieten sie ausdrücklich Prüfung der Geister, ob sie göttlicher Herkunft seyen, warnen sie vor falschen Propheten, die wahre Begeisterung lügen, wollen sie, daß alle zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen, und sehen durch dieß alles außer Zweifel, daß der Glaube, den unsere heutigen Parteyen in Anspruch nehmen, nicht der Glaube, den sie fordern, nicht der echt biblische sey.

Nach einem allgemeinen Blick auf die heiligen Schriften, wie in ihnen kein Glaube an einzelne historische Thatsachen, wie viel weniger an Gegenstände, die über menschliches Fassungsvermögen hinausliegen, unbedingt gefordert, sondern nur Lauterkeit der Gesinnung und rechtschaffene Frömmigkeit des Lebens als die entscheidende Bedingung des Wohlgefallens Gottes aufgestellt, nie in ihnen Glaube und Leben getrennt, nur pharisäische Heuchelei und Lieblosigkeit getadelt, kurz nirgends die Annahme gewisser Lehrmeinungen als Gläubigkeit gelobt, das Gegentheil

als Ungläubigkeit verdammt werde, geht der Verfasser zu seinem eigentlichen Zwecke, der biblischen Ermittlung des wahren Glaubensbegriffes über.

Zuerst wird sprachlich ermittelt, was πίστις und πιστεύειν bedeutet. Πίστις, πιστεύειν abzuleiten von πείθεσθαι, den Uebergang bildet πιστός, der sich überzeugen läßt, der da trauet, oder dem man trauen kann, in Beziehung auf Gott, der Gottgetreue, der an Gott, und was Gottes ist, festhält und seine Zuversicht darauf setzt. Πίστις die Gemüthsbeschaffenheit eines πιστός, zur πίστις wesentlich die Idee der Erwartung von etwas Gutem, des Ueberfinnlichen, oder Gottes und göttlicher Dinge, die alleinige Beziehung auf den inwendigen Menschen, als eine rein geistige Angelegenheit, die Idee der Zuverlässigkeit und Gewißheit gegenseitig zwischen dem, der sie hat, und dem sie gibt, und endlich ein thatkräftiges Durchdringungsfeyn von der Gottesidee, das Resultat, daß so wenig gläubig dem griechischen πιστός entspreche, so wenig ein bloßes Fürwahrhalten, oder unser Glaube dem πίστις, sondern daß vielmehr πίστις und πιστεύειν im Neuen Testamente bedeuteten, sich auf Gott, auf die ewige Wahrheit und das höchste Gut mit fester Zuversicht des Herzens verlassen, und in dieser guten Zuversicht unwandelbar leben und weben, leiden und sterben.

Das so eben ausgesprochene Resultat sucht der Verfasser sodann auch durch die Constructionsweisen von πίστις und πιστεύειν zu bestätigen, insbesondere aber darzuthun, daß die Verbindung πιστεύειν εις χριστόν die gegebene Erklärung nicht aufhebe, sondern vielmehr darin

aufgehe, und nichts anders bezeichne, als das kindlich fromme Vertrauen eines Christen zu Gott und seiner Vaterhuld, welches durch die Anerkennung des Erlösers vermittelt und in sofern auf diesen zunächst hingerrichtet ist. Gleichweise werde die gegebene Deutung der πίστις nicht durch die bey den neutestamentischen Schriftstellern allerdings vorkommende Verschiedenheit des Gebrauchs des Wortes aufgehoben, weil die Grundbegriffe bey allen Aposteln dieselben blieben, die Verschiedenheit durch die verschiedene Tendenz, welche jeder zu befolgen hatte, von selbst kommen mußte.

Der Vf. geht nun zur Aufstellung des wahren christlichen Gottesglaubens über, und bestimmt dessen Wesen und Begriff als: die freye Anerkennung der übersinnlichen Welt, der ewigen Güte, Wahrheit und Schönheit, oder das Erfülltseyn unseres ganzen Geistes von Gott, als dem Urquell unserer höchsten Güter, verbunden mit dem festesten Vertrauen auf seine ewige Vaterliebe und Treue und allmächtige Hülfe bey treuer Beobachtung seines Willens nach Anweisung und Vorbild unseres Herrn und Meisters Jesu Christi unter allen Umständen im Leben und im Tod. Dieser Begriff wird sodann noch weiter erörtert und begründet, wie der wahre Glaube sich aller Seelenkräfte bemächtigen müsse, durchaus kein bloßes Abhängigkeitsgefühl, sondern der religiöse Geist sey, der sich als frommes Leben offenbare, alle Verhältnisse des Menschen zu Gott gleichmäßig umfasse, und eben so echt menschlich, als echt christlich sey.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

30. 31. Stück.

Den 23. Februar 1832.

L e i p z i g.

Beschluß der Anzeige: Was heißt Glauben und wer sind die Ungläubigen? Eine biblische Entwicklung von Dr. David Schulz u. s. w.

In einem fernern Abschnitt handelt der Verf. über Gewicht und Kraft des Glaubens. Ausgezeichnet, erfolgreich, bewundernswürdig ist die Kraft desselben; nichts wahrhaft Großes wird ohne ihn vollbracht, nichts hat ohne ihn Werth, ihn verlangte Christus so dringend als die ausschließlich Gott zugewandte Gesinnung, er ist in Wahrheit die alleinige Bedingung der richtig verstandenen Rechtfertigung bey Gott, d. h. nur der wahre Gläubige, der der Gesinnung und Bestrebung nach gut ist, gilt vor Gott als gut und fromm, und nur in sofern er sein eigenes inneres Leben und Streben dem Vorbilde Christi mit selbsteigenem kräftigen Entschlusse zu verähnlichen trachtet, kommt ihm Christi Leiden und Tod zu Gute.

In einem folgenden Abschnitt über die Frey-

heit des Glaubens erklärt sich der Verf. unbedingt gegen Glaubenszwang aller und jeder Art. So wenig Christus und seine Apostel solchen angewendet, so gewiß es ausgemachter Grundsatz des N. T. ist, daß die christliche Freyheit jedem unangetastet bleibe, so gewiß ist jeglicher Zwang in Glaubenssachen eine Verletzung heiliger Menschenrechte, dem Willen Gottes, der heiligen Schrift, dem Wesen des evangelischen Christenthums entgegen, von den traurigsten Folgen und doch vergeblich. Insbesondere aber muß die theologische Forschung und die Lehrfreyheit der evangelischen Kirche, auf welche ihre Hoheit und Herrlichkeit gegründet ist, erhalten werden.

Der Verf. geht zu der Frage über Einheit des Glaubens über. Nicht in Einerleyheit der Glaubensformeln darf man sie suchen, durchgängige Einhelligkeit in religiösen Vorstellungen hat nie Statt gefunden, und ist weder nöthig noch möglich, sondern in den Herzen der Glaubenden ist sie zu finden, als Einheit und Gemeinschaft des Geistes, die, gleich entfernt von der Einheit der Knechtschaft der catholischen Kirche, wie von einseitigen Meinungen, die nur zu Spaltungen führen, durch gemeinsame thatkräftige Liebe zur Wahrheit und zum Guten dauernde, beglückende Einheit der Menschen schafft.

Nach dem bisher Dargelegten entscheidet nun der Verf. die Frage, wer die Ungläubigen seyen, dahin, daß, so wenig jemand, der einzelne Sätze für wahr halte, schon darum den Ehrennamen eines Gläubigen verdiene, gleicherweise niemand darum ein Ungläubiger sey, weil er diese oder jene religiöse Vorstellung nicht für wahr hält. Nur das gänzliche Abgewandtsseyn der Seele von Gott, dem nichts mehr heilig wäre, nur der Irreligiöse, Gottlose, darf ein

Ungläubiger genannt werden. Doch darüber richtet nur Gott, der in das Innere sieht, der Mensch beurtheilt den wahren Glauben am sichersten nach seinen Früchten, darf sich ohne sie keiner Rechtgläubigkeit rühmen, und soll als Christ das Streben nach Wahrheit nie von der Liebe trennen.

In einer Beylage versucht der Verfasser noch eine schriftmäßige Beurtheilung der Lehre von der Erbsünde, und durch sie darzuthun, daß die Augustinische Lehre sich aus der heiligen Schrift nicht herleiten lasse, daß ihr vielmehr durch viele Stellen des alten und neuen Testaments deutlich und bestimmt widersprochen werde, und ihre Annahme nicht minder dem gesunden Menschen-sinn, als der Weisheit, Gerechtigkeit und Liebe Gottes widerstreite.

Wie verschieden nun auch, je nach dem verschiedenen Standpunkte des Beurtheilers, die Ansicht über die ganze Schrift sich gestalten mag, so wenig Ref. dem namentlich, was als Resultat der Bibelforschung für die Lösung der Hauptaufgabe der Schrift, und der Beylage aufgestellt ist, unbedingt beypflichten kann, das redliche Streben des hochwürdigen Verfassers nach Wahrheit, sein echt evangelischer, durchaus religiöser wahrhaft christlicher Sinn, der, fern von aller Unduldsamkeit auf Ausübung des Guten, Schonung unter einander und Liebe gegen die Brüder dringt, wird gewiß bey jedem Unbefangenen gebührende Anerkennung finden.

Dr. K.

L o n d o n.

For Murray, 1827: Two years in Ava, from May 1824 to May 1826 by an officer

on the staff of the quartermaster general's department. 455 S. in 8., mit einer Chartre und zwey Plänen.

Man könnte an dem Titel dieses Buchs eine gewisse Affectation tadeln, die dem Verf., ohne Zweifel einem tapfern Soldaten, wunderbar ansteht. 'Zwey Jahre in Ava'! sollte man nicht denken es sey von einer jener leidigen tours, oder von einem Aufenthalt in ganz gleichgültigen Geschäften oder Vergnügen die Rede? und doch begreifen diese zwey Jahre weder mehr noch weniger als den Krieg, den die Engländer gegen die Birmanen geführt haben, und das vorliegende Werk ist eine Erzählung dieses Feldzugs, so weit der Verf. als thätiger Augenzeuge von dessen Verlauf und Wechselfällen unterrichtet seyn konnte. Doch finden sich neben diesem Berichte allerdings auch mancherley Beobachtungen über die Beschaffenheit des Landes und die Art und Sitte seiner Bewohner, und während der Verf. als Geschichtschreiber das Werk von Snodgrass über diesen Krieg ergänzt, schließt er sich als Reisender an die Verfasserin der Letters from Burmah an. Er hätte sein Buch aber um so eher geradezu die Geschichte eines Feldzugs in Ava nennen können, da dieser vor allen andern die von den Engländern in Asien geführt worden, diesen Namen verdient. Daß er ohne Vergleich der war, der am meisten Menschen gekostet, durch Schwerdt und Seuchen, geht deutlich genug daraus hervor, wenn der Verf. am Ende seines Werkes und des Feldzugs uns beyläufig Regimenter zeigt, die auf die Hälfte oder gar ein Drittel der Mannschaft zusammengeschmolzen sind, mit der wir sie im Anfang ins Feld rücken, oder (um den Euphemismus des Verfs. bezubehalten) ihre 'zwey Jahre

in Ava' beginnen sehen. Was die Kosten dieser zwey Jahre betrifft, so ist es eine anerkannte Thatsache, daß die Finanzen der Compagnie, welche die nächst vorhergehenden Jahre einen Ueberschuß der Einnahme zeigten, dadurch, trotz der von den Burmanen bezahlten Entschädigung von zwey Millionen Pf. St., auf lange Zeit gänzlich zerrüttet worden sind. Die Früchte, die mit solchen Opfern erkaufte wurden, wollen wir mit des Verfß. eigenen Worten beschreiben: 'Betrachten wir den wirklichen Werth der uns durch den Frieden von Yandaboo zufallenden Gebietsvergrößerung und anderer Vortheile, so ist das Resultat keinesweges erfreulich; und es ist schwer einzusehen, wie uns daraus fürs erste irgend ein wirklicher Nutzen erwachsen sollte. Um bey Assam anzufangen, was wir dem Vertrage nach seinen eingebornen Fürsten wiedergaben, so muß dieses Phantom von Königreich in der That doch von uns besetzt bleiben, da es ohne dieß sich nicht halten könnte. So bekömmt die britische Regierung als Ersatz für die bedeutenden Kosten dieser Besatzung einige hundert Quadratmeilen von Gebirge, Morast und Jungle*). Auf den Thron von Munnipoor haben wir unsern treuen Bundesgenossen Gombheer Sing gesetzt, und dadurch unsere Gränze auf dieser Seite gesichert; aber dieß Land ist eine so vollkommene Wüste, daß schon deshalb ein Angriff von dieser Seite kaum denkbar war. — Arracan ist für uns das Thal des Todes geworden; und nachdem General

*) Der englische Ausdruck jungle bezeichnet bekanntlich eine weite mit Bambus und anderm Rohr bedeckte Fläche, die zwar feucht, aber kein eigentlicher Morast ist. Es möchte schwer seyn einen ganz entsprechenden deutschen Ausdruck zu finden, weshalb wir diesen beybehalten.

Morrison's Heer dort fast gänzlich aufgerieben worden ist, zeigt sich das Klima sogar auf den Inseln an der Küste zu ungesund, für die paar Regimenter die dort stationiert sind. Das Land ist bedeckt mit undurchdringlichen Jungles und Wäldern, und so von Flüssen durchkreuzt und überschwemmt, daß keine andere Communication als zu Wasser möglich ist. Die Bevölkerung ist sehr gering, und das einzige Product was einigen Vortheil für den Handel verspricht ist Salz. Die Militär- und Civilverwaltung ist sehr kostbar, die Einkünfte sehr unbedeutend. Der einzige wirkliche Vortheil den uns der Besitz von Arracan gewährt, ist die natürliche Gränze, welche das Yomadung-Gebirge gegen Ava bildet.

Vortheilhafter ist für uns der Besitz von Mergin, Tenasserim, Tavoy, Yeh und einem Theil von Martaban; mehr jedoch wegen der Communication mit Sincapore und dem Handel mit Siam, als wegen der Producte dieses Landstriches, unten denen bis jetzt nur das Teakholz einigen Vortheil verspricht. So wenig nach dieser Beschreibung die Früchte des Sieges den Opfern des Kampfes entsprechen, so würde man doch sehr Unrecht thun, England oder die ostindische Compagnie wegen dieses Krieges zu tadeln, der, wie die meisten der vorhergehenden und noch bevorstehenden Kriege der Engländer in Asien durch ihre Stellung, durch die ganze Existenz ihrer Macht unvermeidlich war. So sonderbar ist aber diese Stellung, daß auch bey den gerechtesten Ursachen des Krieges, und den vortheilhaftesten Früchten des Sieges, beide nur als gleich unvermeidliche Uebel ertragen und beklagt werden können. In der That werden sie von der Englischen Regierung auch nicht anders

angesehen, und es ist nicht einmal ein großes Lob wenn man zugibt, daß dieselbe aufrichtig jeden Krieg in Asien zu vermeiden wünscht, da es nach gerade auch dem beschränktesten Sinn und der oberflächlichsten Kenntniß einleuchtet, daß sie dabey durchaus nichts gewinnen, sondern nur verlieren kann, sey es durch Sieg, sey es durch Niederlage. Dennoch aber ist nicht einzusehen, wie diese Folge von siegreichen Kriegen und Gebietsvergrößerungen ihre Gränzen finden soll, so lange nicht entweder England Nachbarn erhält die ihm gewachsen und einer auf vernünftigen Egoismus gegründeten Politik fähig sind, oder solche die seine Ueberlegenheit ein für alle Mal anerkennen, und es nicht durch Beleidigungen zwingen sie jeden Augenblick von neuem zu beweisen. Wie wenig aber noch an eins von beiden zu denken ist, beweist dieser letzte Krieg hinreichend, und um sich zu überzeugen wie wenig europäische Begriffe und Grundsätze der Politik in Asien anwendbar sind, reicht es hin zu sehen, daß nach so vielen Beweisen ihrer Ueberlegenheit die Engländer von den Burmanen mit einem so rohen Uebermuth behandelt werden, wie in Europa der mächtigste Staat sich nie gegen den unbedeutendsten der deutschen Fürsten erlauben würde. Ein solches Verfahren ungeahndet lassen, hieße die Grundlage der britischen Herrschaft, die Meinung, den Glauben an dieselbe, umstoßen. Der Krieg, der diese sichern soll, führt aber nothwendig zu Gebietsvergrößerungen, als Ersatz für die Kriegskosten, und zur Sicherheit der Gränzen; die Gebietsvergrößerungen aber vermehren durch Berührungen mit neuen, eben so treulosen als rohen und unwissenden Nachbarn wieder die Veranlassungen zu neuen Kriegen. Die britische

Macht in Asien hat, mit einem Wort ihre natürlichen Gränzen, ihr Niveau weder in moralischer noch physischer Hinsicht gefunden, und ehe dieß geschieht, wird kein menschlicher Wille, keine noch so klare Einsicht, keine Weisheit, keine Mäßigung ihrer Ausbreitung künstliche Gränzen setzen. Wo werden diese Gränzen seyn? Wie wird sich diese riesenmäßige Macht weiter entwickeln und ihre heterogenen Elemente innerlich gestalten, wenn sie diese Gränzen einmal erreicht hat? Vor diesen Fragen zieht sich auch die kühnste Phantasie scheu zurück. — Es gibt aber noch einen Fall, dessen Folgen ebenso wenig zu berechnen sind, und an dessen Möglichkeit wir durch das vorliegende Werk wiederholt erinnert werden; nämlich eine Niederlage. In der That wenn auch auf den ersten Blick der glückliche Ausgang des Krieges, in dem eines der mächtigsten Reiche Asiens von einem Heere von höchstens sechstausend Mann besiegt wird, die Ueberlegenheit der britischen Waffen von neuem glänzender und beruhigender als je zu erweisen scheint, so gibt doch eine nähere Prüfung der einzelnen Vorfälle des Krieges Veranlassung zu mancherley Bedenklichkeiten. Die große Uebermacht der Burmanen in Hinsicht auf die Zahl verschwindet, wenn man nicht die Menschen, sondern die viel entscheidendere Zahl der in einer gegebenen Zeit gefeuerten Schüsse berechnet. Dieß Verhältnis mußte um so mehr zum Vortheil von 5. . 6000 Engländern gegen 30. . 50000 Burmanen ausfallen, da bey der Art des Kampfes, in dem diese mit der größten Halsstarrigkeit beharrten, ihre Ueberzahl ihnen nur zum Nachtheil gereichen konnte. In leichten Verschanzungen von Pfahlwerk zusammengedrängt, die dem schweren Geschütz nur wenige Augenblicke widerstanden,

konnten nur verhältnißmäßig wenige Raum finden sich den stürmenden Colonnen der Engländer entgegenzustellen; hatten diese aber die wenigen Salven ausgehalten, die ihnen die schlechte Bewaffnung und Uebung der Burmanen entgegenschicken konnte, hatten sie die Höhe der Verschanzungen erreicht, so konnte ihnen nichts mehr widerstehen, da die Burmanischen Schützen kein Bayonet kennen, und da die übrigen mit Panzen und ähnlichen Waffen versehenen Krieger nun nichts als einen dichten, unbehüllichen, verworrenen Haufen innerhalb der Verschanzungen darboten, auf den das sichere, rasche Feuer der Engländer von oben herab die furchtbarste Wirkung haben mußte. Diese Umstände, die sich aus den Berichten des Verf. ergeben, reichen hin um die leichten und wiederholten Siege der Engländer zu erklären, über einen Feind, der an Körperkraft, Todesverachtung und List ihnen gleich war; wovon der Verf. mehrere auffallende Beyspiele gibt. Da aber diese Ueberlegenheit größtentheils auf einigen mechanischen Fertigkeiten, Vortheilen und Uebungen beruhten, die alle in mehr oder weniger Zeit erlangt werden können, so scheint sie keinesweges für die Zukunft hinreichend gesichert, und das um so weniger da auch unter den angegebenen Umständen die Engländer bey einigen Angriffen auf die Verschanzungen der Burmanen mit bedeutendem Verlust zurückgetrieben wurden. Die Vervollkommnung der Kriegskunst ist aber nicht das einzige was den Engländern in ihren Kriegen mit diesen Völkern Gefahr droht, da sie (wie schon früher in Hindostan geschehen) solche Versuche vernichten können, ehe sie die nöthige Ausbildung und Consistenz erreicht haben. Im Gegentheil gereichte den Burmanen gerade die Kriegskunst, worin

sie offenbar allen Völkern, mit denen die Engländer in Asien zu kämpfen hatten, überlegen waren, zum Verderben, so bald sie einer viel weiter ausgebildeten Kunst entgegen trat. Dagegen gesteht der Verf. selbst, daß wenn der Stolz, die Unwissenheit und das Selbstvertrauen der Burmanen ihnen erlaubt hätte, ihre künstliche Kampfart aufzugeben, und statt die Engländer immer wieder hinter ihren Pfahlwerken zu erwarten, den natürlichen kleinen Krieg in den Wäldern und Jungles zu führen, den Engländern die Landzufuhren abzuschneiden, sie an den Ufern des Irawady zusammen zu drängen, den Krieg nur in die Länge zu ziehen, und dem Klima die sichere Vernichtung des Feindes zu überlassen — daß dann das englische Heer fast rettungslos verloren gewesen wäre. Dieß war sogar der Grund weshalb die Engländer drey kurze Tagemärsche von der Hauptstadt Frieden schlossen ohne diese selbst einzunehmen, was doch fast ohne Widerstand hätte geschehen können. Sie hätten dann den Burmanen mit keinem größern Verlust mehr drohen, und diese hätten bey der gänzlichen Auflösung des Staates und des Heeres nothgedrungen ihre Zuflucht zu der Kriegesart genommen die allein den Engländern gefährlich werden mußte. Von der Hartnäckigkeit, die den Character der Burmanen besonders auszeichnet, gibt der immer erneute Widerstand, die zweyjährige Dauer des Krieges sehr ernste Beweise; einen etwas lächerlichen aber folgender Zug: als nach dem Abschlusse des Friedens die burmanischen Gesandten einem Manoeuvr der englischen Truppen beywohnten, wo aller Glanz und alle Zerstückungsmittel europäischer Kriegeskunst aufboten wurden um ihnen einen hohen Begriff davon zu geben, versicherten sie sehr ruhig: in

Wohlfürchte man Alles dieß noch viel besser zu sehen bekommen. — Ein Umstand, der bey der Beurtheilung dieses Krieges und der künftigen Berührungen Englands mit den Burmanen nicht außer Acht gelassen werden darf, ist der, daß die Burmanen, ein mongolischer Stamm, in jenen Ländern in dem Verhältniß fremder Eroberer neben den unterdrückten ältern Bewohnern stehen, die eine Gelegenheit das Joch abzuschütteln freudig ergreifen würden. Dieß Verhältniß findet besonders in Pegu statt, und entging der britischen Regierung nicht, aber man fand nicht zuträglich es zu benutzen, da man sich dadurch die Verbindlichkeit aufgeladen hätte, einen auf diese Weise regenerierten und befreiten Staat auch ferner zu schützen.

Pegu scheint übrigens so reich an Denkmählern älterer, untergegangener Macht und Civilisation zu seyn wie irgend ein Theil von Indien. Merkwürdig ist in dieser Hinsicht der Bericht des Berfs. über die Pagoden von Pegahm, der alten Hauptstadt des Reiches. Sie erstrecken sich viele Meilen weit in einer ununterbrochenen Folge von Ruinen, von denen viele, besonders die älteren durch Pracht und Festigkeit der Bauart Staunen erregen; während die neueren ihnen in jeder Hinsicht weit nachstehen, da die Burmanen nicht einmal mehr die Kunst Bogen und Gewölbe zu bauen verstehen. Eine der ältern Pagoden ist in Gestalt eines Kreuzes gebaut, die Mauern sind gegen siebenzig Fuß hoch und auf der Mitte des Gebäudes erhebt sich eine spitz zulaufende Kuppel von der anmuthigsten Gestalt. Das Innere besteht aus vier gewölbten Gängen, deren Eingang vier reich verzierte Spitzbögen bilden und die zu zwey gewölbten Hallen von

sechzig Fuß Höhe führen, die durch gothische Fenster Licht erhalten. Jedem Ausgang gegenüber steht eine vergoldete Bildsäule des Gottes Gaudma, von funfzig Fuß Höhe, und in Nischen an den Wänden stehen ebenfalls vergoldete Bildsäulen. Die Wände sind mit Stuck überzogen, - auf dem in erhabener Arbeit Greifen, Götzenbilder und Ungeheuer abgebildet sind. In einiger Entfernung steht ein anderer Tempel, der durch die große Menge sehr wohl erhaltener Frescogemälde merkwürdig ist, womit seine Wände bedeckt sind. Sie stellen mit vieler Treue, aber ohne Perspective verschiedene Beschäftigungen, Ackerbau, Krieg, Opfer, Processionen u. s. w. dar, in zahllosen Gruppen von Menschen und Thieren aller Art. Als Rahmen dienen Arabesken von vielem Reichthum und Anmuth der Zeichnung und außerordentlicher Farbenpracht. Bemerkenswerth ist, daß die Krieger auf diesen Gemälden, die doch ein sehr hohes Alter, sogar nach indischen Begriffen haben, Musqueten tragen.

Wir haben es vorgezogen einige allgemeine Bemerkungen hervorzuheben, wozu sich in dem vorliegenden Werke die Belege finden, statt einen Auszug von dem Kriegsberichte des Verfs. zu geben, der doch wenig Klarheit, Interesse und Abwechslung darbietet. Die besonders im neunten, zehnten und elften Kapitel enthaltene Nachricht von den Sitten und Einrichtungen der Burmanen, läßt sich dagegen nicht wohl im Auszug geben, da fast Alles gleich neu und gleich merkwürdig ist, und wir müssen uns daher begnügen für eine genauere Kenntniß dieses Volkes auf diese Abschnitte des Werkes zu verweisen. — Auf eine sonderbare Erschei-

nung können wir jedoch nicht umhin aufmerksam zu machen. Bey den Thaus, ein Volk dessen Wohnsitz an der chinesischen Grenze sind, und die im Dienste des Burmanischen Kaisers zu den besten Kriegern seines Heeres gerechnet werden, findet sich nämlich eine allen bisher bekannten orientalischen Begriffen widersprechende Verehrung der Frauen, denen höhere Gaben der Wahrsagung beygemessen werden, und deren Gegenwart im Kampfe für sie bringend gehalten wird, so daß die Frauen der Anführer höher geachtet werden als diese selbst. Mehrere dieser Frauen verloren bey einigen hartnäckigen Gefechten das Leben, und ihre Jugend und Schönheit vermochte die Englischen Soldaten sie mit wohlgemeinten Aeußerungen des Mitleidens zu begraben.

B. A. S.

Stuttgart und Tübingen.

Bey J. G. Cotta, 1830: Sammlung historischer Volkslieder und Gedichte der Deutschen. Aus Chroniken, fliegenden Blättern und Handschriften zusammengetragen von Dr. O. L. B. Wolff. 769 S. in 8.

Eine Sammlung, wie der Titel des vorliegenden Buches sie ankündigt, wird weder der Geschichtsforscher noch der Geschichtschreiber von sich weisen. Diesem gewährt sie hier und da einen lebendigen Blick, wo es die gewöhnlichen Quellen nicht vermögen, jenem manche sonsther nicht bekannte Einzelheiten, genauere Angaben, Berichtigungen. Mit Vorsicht und Geschick wolten freylich solche Lieder immer benutzt seyn, und

Kommt es auf die darin herrschende Gesinnung an, so wird man bedenken müssen, daß es fast immer eine Parthey ist, welche spricht und in der poetischen Form keinen Anlaß zur Mäßigung findet. Einen epischen Character trägt nicht leicht eins, das ein wirklich historisches Factum erzählt; auch den poetischen Werth darf man in der Regel nicht hoch anschlagen, wiewohl man nicht selten einem frischen, kräftigen Ausdrücke begegnet, und gleich in dieser Sammlung mehreres der Art vorkommt, so ist z. B. S. 102 die Ermahnung an kaiserliche Majestät des Evangelium halben in seinen Erblanden mit wohlmeinendem Sinne lebendig ausgesprochen, wie überhaupt die aus dem Religionskriege stammenden Lieder in dieser Hinsicht den Vorzug verdienen. Aufzusuchen waren sie in allgemeinen Sammlungen, in Chroniken, die man nicht überall findet, endlich in den sehr seltenen, in alten Bibliotheken meist versteckten fliegenden Blättern. Wäre dem Rec. die Aufgabe gestellt, ein Buch dieser Art zu verfertigen, so würde er vorerst sich ein Verzeichniß alles bisher schon bekannten und in neuerer Zeit gedruckten, mit aller Genauigkeit, welche Arbeiten dieser Art erfordern, gemacht, und dann aus den seltenen und seltensten Quellen das Unbekannte aufgesucht und gesammelt haben. Ohne Benutzung großer Bibliotheken, nicht bloß einer oder zweyer, würde das Resultat nicht bedeutend ausfallen, denn solche Kleinigkeiten verstecken sich und wollen aufgesucht seyn; allein wo sich handschriftliche Chroniken, oder Sammlungen der im 17. Jahrhunderte, namentlich zur Zeit des dreißigjährigen Krieges häufigen fliegenden Blätter und kurzer Berichte, wie z. B. in Dresden und

Cassel vorfinden, da dürfte man auf eine gute Ernte und auch wohl auf manche überraschende Entdeckung hoffen. Ein solches Unternehmen erfordert Zeit und ein behagliches Fortführen, und da nicht leicht ein zweyter sobald wieder daran geht, so hat der, welcher sich ihm unternimmt, die Pflicht, ohne einen gewissen Grad von Vollständigkeit nicht hervorzutreten, sehr accurat bey der Ausarbeitung zu seyn und das Werk dem Gebrauche so bequem als möglich zu überliefern. Literarische Nachweisungen, historische Erörterungen, sorgfältige Register sind hier mehr als irgendwo an ihrem Plage. Freylich eine mühsame Arbeit wird es seyn, aber die Lust zur Sache muß dabey helfen, ohne welche sie niemand anfangen sollte. Was die äußere Unordnung betrifft, so rath Rec. zu der chronologischen, die freylich nicht so streng und pedantisch zu seyn braucht, daß nicht das Zusammengehörige neben einander dürfte aufgestellt werden. Sodann hätte das Verzeichniß des bereits in leicht zugänglichen Sammlungen oder Büchern Vorhandenen vorangeschickt, in das Werk selbst aber nur das Seltene oder völlig Unbekannte aufgenommen werden müssen, also nur was aus Handschriften, alten Chroniken, fliegenden Blättern u. s. w. geholt war.

Herr Wolff zeigt Eifer und Liebe für seine Arbeit, was wir gerne und rühmend anerkennen wollen; hätte er seine Sache nur etwas besser gemacht! Von allem, was Rec. für eine solche Sammlung empfehlen zu müssen glaubte, hat er so viel als nichts gethan. Sein Verdienst beschränkt sich darauf, zum Abdrucke gegeben zu haben, was er in einer gewissen Zeit zusammengebracht hatte; darunter befindet sich

einiges Schätzbares, aber viel mehr noch was in allbekannten Büchern steht. Wie wenig er sich um literarische Untersuchungen und bessere Einsicht bemüht hat, beweist gleich der Eingang, wo sechs Seiten mit einer schlechten, irgendwoher erborgten Uebersetzung einiger historischen Lieder Walthers von der Vogelweide angefüllt sind, deren Verfasser Herr Wolff nicht kannte und die er vornen in dem Inhaltsverzeichnisse frisch weg um hundert Jahre wenigstens jünger macht, als sie wirklich sind. Andere Lieder Walthers in ähnlicher, kläglicher Bearbeitung stehen unten S. 596 — 99. In ihrer Nähe findet man auch das Ludwigslied aus dem 9. Jahrhundert, man kann sich denken, in welchem erbaulichen Texte; da kommt thananaa vor und fanonuf zusammengedrückt; er scheint neuere Bemühungen um diesen Text nicht gekannt zu haben. Wer soll das nun gebrauchen? Das Hildebrandslied ist S. 688 — 93 als ein historisches, Gott weiß warum, aufgeführt, versteht sich aus dem entstellten Texte des Wunderhorns (das zeigt das unerhörte schriemenschlag); von dem alten Bruchstück mag der Verfasser nichts wissen. Eine weitere Critik wäre überflüssig. Werth verleiht dem Buche der Abdruck fliegender Blätter aus der Großherzoglichen Bibliothek zu Weimar, nur leider ist der Text nicht bloß in der Quelle selbst sehr verderbt, es kommen auch noch Druckfehler in solchem Ueberflusse hinzu, daß man oft keine sechs Zeilen lesen kann, ohne auf ganz unverständliche Worte zu stoßen.

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

32. Stück.

Den 25. Februar 1832.

G ö t t i n g e n.

In der Sitzung der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften am 14ten Jan. d. J. hielt der Hr. Hofrath Conradi die Vorlesung, welche die Fortsetzung seiner Series animadversionum medicinalium enthielt, und worin vorzüglich de asthmate, speciatim spasmodico et thymico, gehandelt wurde. Mehrere Bemerkungen aus derselben über das asthma thymicum und das Verhältniß des sogenannten Athemhaltens oder Ausbleibens des Athems zu jenem hat er in der folgenden Anzeige von Kopp's Denkwürdigkeiten, welche eine ausführliche Abhandlung über diesen Gegenstand enthalten, mitgetheilt. Die Anzeige der Vorlesung werden wir demnächst geben.

F r a n k f u r t.

Bey Joh. Christ. Hermann: Denkwürdigkeiten in der ärztlichen Praxis. Von Dr. Johann

Heinrich Kopp, Kurfürstl. Hessischem Oberhof-
rathe u. Erster Band. VIII u. 375 S. in 8.

Der geschätzte Verf. hat bekanntlich schon im Jahre 1821 eine Sammlung von medicinischen Beobachtungen, die er in seiner ansehnlichen Praxis gemacht, herausgegeben. Nach demselben Plane, den er in jener Schrift befolgte, ist nun diese neue ausgearbeitet, und sie kann als die Fortsetzung von jener angesehen werden. Sie enthält eine Menge kurzer, zum Theil auch ausführlicherer, Aufsätze, die manche interessante Bemerkungen über wichtige Krankheiten und Heilmittel enthalten, das rühmliche Bestreben des Verfs., seine Praxis auch für die Wissenschaft und Kunst zu benutzen, darthun, und die man immer mit Nutzen und Vergnügen lesen wird, auch wo man in manchen Punkten eine von seiner abweichende Ansicht haben sollte.

Der erste und ausführlichste Aufsatz betrifft eine bey Kindern vorkommende, von ungewöhnlicher Größe der Thymus, die dann auch bey dem Kinde nicht zu der gewöhnlichen Zeit schwindet, sondern manchmal eher zunimmt, abhängende Engbrüstigkeit, welche von dem Verfasser Asthma thymicum genannt wird. Drey Kinder männlichen Geschlechtes, die in derselben Familie auf einander folgten, unterlagen dieser Krankheit. Bey dem ersten war die Leichenöffnung nicht vorgenommen worden; bey den beiden anderen aber, wo durch die ganz übereinstimmenden Zufälle die Aufmerksamkeit auf diese Krankheit mehr erregt worden war, bestätigte sie die angegebene Grundlage derselben. So wurde der Verfasser veranlaßt dieser Krankheit eine genauere Betrachtung zu widmen. Als er nun im September 1829 in der Versammlung der Naturforscher und Aerzte zu Heidelberg ei-

nen Auszug seiner Beobachtungen über dieselbe vorgelesen hatte, wurden ihm von Kullmann zu Wiesbaden, Tritschler zu Kannstadt und Ulrich zu Coblenz ähnliche Beobachtungen mitgetheilt, die er in dieser Abhandlung ebenfalls hat abdrucken lassen.

Daß Vergrößerung (wie manchmal auch Verhärtung und andere Ausartung) der Thymus langwieriger Dyspnoe und asthmatischen Zufällen bey Kindern und zuweilen auch bey Erwachsenen zum Grunde liegen könne, ist zwar längst durch Beobachtungen dargethan worden. Aeltere und eigene Beobachtungen der Art sind schon zusammengestellt und angeführt worden in *Lieutaud hist. anatom. med. Ed. Portal. Vol. II. p. 240. 241.*, in der neuesten Zeit aber vorzüglich von *Meckel* in seinen Abhandlungen aus *d. menschl. u. vergl. Anatomie u. Physiologie*, S. 234 flg. und seinem *Handb. der pathol. Anatomie*, B. 1. S. 488 flg.; wie auch in *Becker de glandulis thoracis lymphaticis atque thymo spec. patholog. Berol. 1826. 4. p. 39 sq.* In Bezug auf das Asthma der Kinder insbesondere hatte schon *Richa* (*Constitut. epidem. Taurin. tert. p. 107 sqq.*) bemerkt, daß das selbe oft von Anschwellung der Thymus entstehe, und daß seine Vermuthung dieser Grundlage desselben durch alle Leichenöffnungen der Kinder, bey denen von ihrer Geburt an eine gewisse Engbrüstigkeit Statt gefunden hätte, bestätigt worden sey. Und so hat auch *Werdries* (*diss. de asthmate puerorum. Giess. 1726. 4. §. VIII.*, welche Abhandlung wohl besonders der sonst sehr ausführlich von dem Verf. angezeigten Literatur dieses Gegenstandes beygefügt zu werden verdient) unter den Ursachen des Asthmas der Kin-

der besonders diese hervorgehoben und erklärt, daß bey den daran Verstorbenen die Thymus außerordentlich geschwollen, so daß sie die ganze vordere Gegend der Brust eingenommen habe, und entweder mit schleimiger, fleberiger Materie oder mit dickerem Blute angefüllt gefunden worden sey. Auch wird daselbst die Versicherung von Hert angeführt, daß derselbe nie den Körper eines an diesem Asthma gestorbenen Kindes geöffnet und besichtigt habe, worin nicht die Thymus auf die angegebene Art angefüllt gewesen sey. Neuerdings aber sind von Hood (in Edinburgh Journ. of medic. Science, Vol. III. 1826. S. 39 flg.) und besonders von unserem Verf. interessante Beobachtungen und Bemerkungen über das von dieser Ursache abhängende Asthma der Kinder mitgetheilt worden.

Nach ersterem (welcher neun Fälle von Fehlern der Thymus mitgetheilt hat, von denen sieben Kinder von einem halben bis zum sechsten Jahre, zwey Erwachsene betrafen) kann man annehmen, daß eine krankhafte Veränderung dieser Drüse im Leben Statt gefunden hat, wenn ein Kind plötzlich, ohne vorgängige Beschwerde, in einem Anfalle von Schreyen oder heftiger Aufregung irgend einer Art wegbleibt und stirbt. Auch ist nach ihm eine langwierige Vergrößerung dieser Drüse bey vielen Kindern anzunehmen, die solchen plötzlich Sprache und Athem hemmenden, oft schnell tödtlichen Anfällen unterworfen sind, so wie in allen Fällen von langwieriger, krampfhafter, oder das Hirn ergreifender Kehlkopfbräune (?), unter welchen verschiedenen Namen diese Krankheit von Schriftstellern angeführt werde. Uebrigens sollen nach ihm Brustkrankheiten bey Erwachsenen und Vergrößerungen der Brustdrüse

bey Kindern oft Wasseransammlung im Gehirne zur Folge haben, ohne daß ihnen die gewöhnlichen eigenthümlichen Zeichen des Wasserkopfes vorangingen oder folgten, und es soll sich in allen diesen verschiedenen Fällen gemeiniglich Wasser in den Hirnhöhlen und auf dessen Oberfläche finden, was durch den Druck der Brustdrüse auf die Stämme der aus dem Kopfe zurückführenden Blutadern veranlaßt werde. Daß diese Wasseransammlung hier so gewöhnlich eintrete, möchte noch für sehr zweifelhaft zu halten seyn, und sie ist wenigstens in mehreren Fällen, wo bey der Leichenöffnung auch auf das Gehirn Rücksicht genommen wurde, nicht gefunden worden. Eine gewisse plötzliche Erstickungsgefahr bey Kindern, wobey sie ganz blau werden und außer Athem kommen, und welche periodisch, aber zu unbestimmten Zeiten wiederkehrt, kann indessen nach Göllis die Wirkung einer Wasserergießung im Gehirne seyn, oder oft das erste Stadium des Hydrocephalus chronicus bezeichnen, aber auch in den späteren Perioden desselben und dann als besonders gefährlicher Zufall vorkommen. Vgl. dessen pract. Abh. üb. d. vorzügl. Krankh. des kindl. Alters, B. 2. S. 39. 40. und Hufeland's Journal d. pract. Heilk. 1825. März. S. 68 u. 78.

Von unserem Verf. aber werden (S. 21 flg.) als beständige Symptome angegeben ein periodisch sich einstellendes Athemeinhalten mit einem feinem Schrey, unter Merkmalen von Beängstigung, auffallende Geneigtheit zum Eintreten dieser Beschwerden, wenn das Kind eben aus dem Schlafe erwacht, so wie bey heftigem Schreyen, dem Verschlucken während des Trinkens &c. und ein gewöhnlich Statt findendes Her-

vorlegen der Zunge zwischen die Lippen. Während des Anfalles ist der Puls unregelmäßig, aussetzend, oder selbst ganz unspürbar, es werden auch in einem heftigen Anfalle die Hände und Füße kalt, das Antlitz roth, sodann blau oder auch blaß, es kommen auch manchmal krampfhafte Zufälle der Hände und Füße, Einziehen der Daumen, Verziehen des Gesichtes u. hinzu, und es kann selbst unwillkürlicher Abgang der Excremente erfolgen. In einem Falle (S. 12) konnte bey dem sorgfältigsten Auflegen der Hände auf die Brust des Kindes kein Herzschlag entdeckt werden. In anderen Fällen war darauf nicht geachtet worden. Wenn man die Kinder auf die vordere Seite des Körpers legte und sanft auf den Rücken klopfte, wurde die Unterbrechung des Athmens abgekürzt.

Nach dem Verf. (S. 33) scheint diese Krankheit gerade nicht ungemein selten sich zu zeigen, und mag öfters unter der so allgemeinen Benennung 'Stickfluß' auch wohl unter dem Namen 'Millarsches Asthma' da gewesen seyn. Er setzt hinzu, daß er mehrere kleine Kinder beobachtet habe, die bey dem Schreyen so plötzlich und lange den Athem anhielten, daß die höchst besorgten Aeltern, eine Erstickung befürchtend, nach dem Arzte schickten, und bey denen sich die Athemhemmungen auf eine sehr beunruhigende Weise oft wiederholten, bis sie sich endlich, gewöhnlich mit dem vierten Jahre, allmählich verloren. Solche Kinder, die meist zart gebaut seyen, sollen nach seiner Ueberzeugung eine zu große Brustdrüse haben, welche, in freye Ausdehnung durch starke Ausathmung bey dem Schreyen u. gerathen, das Uebergewicht über die Lungen erhalte, das durch einen Stillstand in der Respiration hervor-

bringe und erst mit Anstrengung der Brustorgane bey dem Einathmen wieder durch die ausgedehnten Lungen eingeengt und zusammengedrückt werde. Nachdem die Kinder älter geworden, sey das Volumen der Thymus und damit auch die Ursache des langen Athemeinhaltens geschwunden. Auch späterhin (S. 83) äußert Kopp in Bezug auf einen von Kullmann angeführten Fall von dem gewöhnlichen Athemhalten die Meinung, daß derselbe durch eine zu große Thymus veranlaßt worden sey.

Die Richtigkeit dieser Meinung hält jedoch Rec. für zweifelhaft. Das sogenannte Athemhalten (Ausbleiben des Athems), welches bey kleinen, auch wohl sonst gesunden, Kindern nicht selten vorkommt, erfolgt gewöhnlich nur bey dem Weinen oder auch Lachen und Schreyen, und wird also vorzüglich durch Zorn und andere Gemüthsbewegungen erregt, entsteht dagegen nicht wie das Asthma thymicum bey dem Erwachen aus dem Schlafe oder im ruhigen Zustande des Kindes. Es zeigen sich auch dabey wohl oft Röthe des Antlizes, Anschwellung der Halsadern, oft starke Erweiterung des Mundes, ängstliche Bewegung der Brust und der Gliedmaßen, heftiges Herzklopfen, kleiner und schneller Puls ic., welche Symptome mit hergestelltem Athem nach einigen Minuten wieder verschwinden; selten entstehen jedoch blaue oder selbst blasse Farbe des Antlizes, Verschwinden des Pulses, krampfhafte Zufälle der Gliedmaßen, Kälte des Körpers, unwillkürlicher Abgang der Excremente ic., und besonders fehlt auch der dem Asthma thymicum eigene feine Schrey. Es verschwindet gewöhnlich mit zunehmender Entwicklung des Kindes im dritten oder

vierten Jahre, zuweilen erst im fünften, von selbst. Es möchte dasselbe wohl oft einem bey zarten und reizbaren Kindern leicht entstehenden Krampfe zuzuschreiben seyn, ohne daß ein organischer Fehler angenommen zu werden braucht. Rathsam wird es indessen seyn, bey Sectionen von Kindern, die oft von diesem Uebel befallen werden und etwa zufällig an einer anderen Krankheit sterben sollten, auf die Thymus besondere Rücksicht zu nehmen, um dieß Verhältniß außer Zweifel zu setzen.

Von Lucae (Grundriß d. Entwicklungsgeschichte des menschl. Körpers S. 89., vergl. dessen Schülers Christ. Wilh. Eberhard diss. de musculis bronchialibus eorumque in statu sano et morbo actione, annexa de peculiari infantum apnoea periodica relatione. Marburg. 1817. 8. p. 16. 25 sqq.) wird dieß Athemhalten für eine besondere Entwicklungsfrankheit erklärt, welche entstehe, indem die zum Ausathmen dienenden Bronchialmuskeln sich einige Zeit hindurch an das gehörige Verhältniß der Contraction und Expansion gewöhnen müßten (?). Dasselbst (p. 29) wird ein Fall angeführt, wo es durch Schlagfluß tödtlich geworden sey. Es ist aber zu bedauern, daß nichts über die Leichenöffnung mitgetheilt worden ist. — Kullmann (in Kopp's Schrift S. 82 flg.) führt einen Fall an, wo das Kind sich dieß Athemhalten angewöhnt haben und dasselbe auch erst im sechsten bis achten Monate, als das Kind anfangt eigenen Willen zu bekommen, entstanden seyn soll, erkennt aber doch auch die Fälle an, wo es durch Gemüthsbewegungen verursacht wird und wirklicher Brustkrampf dabey Statt findet,

in welchen übrigens das Athemhalten sich auch oft bald nach der Geburt äußert.

Dieses Asthma, welches bisher häufiger bey Kindern männlichen Geschlechts beobachtet worden ist, und sich von der Geburt an oder erst im vierten Monate nach derselben und später äußerte, ging öfters durch Erstickung oder Schlagfluß und unter Zuckungen in den Tod über. Es sind indessen bereits einige Fälle mitgetheilt worden, wo Kinder, bey denen wenigstens dieselben Symptome sich gezeigt hatten und man daher auch diese Grundlage des Asthmas annehmen zu müssen glaubte, am Leben erhalten wurden. Calomel allein oder mit Digitalis verbunden, das Plummersche Pulver mit Cicuta nebst auf die Brust gesetzten Blutegeln und besonders einem auf die Mitte derselben gelegten Blasenpflaster, wornach man die Stelle lang in Eiterung hält, oder Einreibungen auf die Brust von Ungu. Digital. et Ungu. mercur. alb. ꝛc., um einen künstlichen Ausschlag zu erregen, nebst etwas magerer Diät sind, und zwar in einzelnen Fällen mit Nutzen, dagegen angewendet worden. Auch könnte dabey der vorsichtige Gebrauch der Jodine, oder der Spongia mar. usta und der Thierkohle (Carbo animal.) versucht werden. Vergl. in Kopp's Denkwürdigkeiten den Fall von Kullmann S. 75 flg., von Tritschler S. 94 flg. und von Kopp S. 368 flg. Ein solcher, ganz durch die von Kopp als charakteristisch angegebenen Symptome sich auszeichnender, Fall ist im verflossenen Jahre in der Klinik des Rec. vorgekommen und von ihm in seiner in der Sitzung der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften am 14ten Januar d. J. vorgelesenen Commentatio de asthmate, speciatim spas-

modico et thymico näher beschrieben und mit weiteren Bemerkungen über die Geschichte dieser Krankheit begleitet worden.

Ueber die anderen in diesen Denkwürdigkeiten enthaltenen Aufsätze bemerkt Rec. hier nur noch Folgendes. Bey dem Croup rühmt der Verf. (S. 115 flg.) den von Hofmann empfohlenen Kupfervitriol als Brechmittel sehr, ohne deshalb in schweren Fällen der vollkommen ausgebildeten Krankheit örtliche Blutentziehungen, Blasenpflaster *zc.* für überflüssig zu halten. — Bey dem nervösen Schwindel will er (S. 119 flg.) die Nux Vomica besonders nützlich gefunden haben. Rec. glaubt indessen, daß auch in denen Fällen, wo wirklich reine Nerven-Affection dem Schwindel zum Grunde liegt, doch oft sicherer und besser wirkende nervina und tonica anzuwenden sind. — Die von dem Verf. schon früher für das vorzüglichste Mittel gegen den Reichehusten erklärte Asa foetida fand er (S. 129 flg.) auch in der neuesten in Hanau herrschenden Epidemie bewährt. Rec. hat sie auch in manchen Fällen mit sehr gutem Erfolge gegeben, aber doch nicht immer gefunden, daß sie Kindern, auch in dem von dem Verf. empfohlenen Linctus, so gut beygebracht werden kann. Dst aber hat er von der Rad. Belladonnae, über welche der Verf. wie über andere narcotische Mittel hier weniger günstig sich äußert, Gebrauch gemacht und damit in schweren Fällen nicht bloß Mäßigung der heftigen Anfälle, sondern auch Abkürzung der Krankheit bewirkt. — Von dem Chinin sagt der Verf. (S. 152), daß es zwar das Wechselfieber schnell heile, aber in der Regel (?) den Reconvalescenten nicht vor Rückfällen schütze. Für vorzüglicher hält er folgende Bereitung der China:

Rec. Pulv. Chin. reg. ξj . loqu. c. Aqu. font. $\xi x x i v$, sub fin. coct. adde Pulv. Chin. reg. $\xi \beta$, col. refrig. $\xi x i j$ adde Pulv. alcoholis. Chin. reg. $\xi i i j$. M. S. Aufgeschüttelt alle 2 bis 3 Stunden einen Eßlöffel voll zu nehmen. Rec. zieht auch in manchen Fällen, besonders wo es nicht bloß auf die paregorische sondern auch auf die tonische Wirkung der China ankommt, die Anwendung der China in Substanz vor, pflegt sie aber dann allein in dieser bey dem Wechsel- fieber am wirksamsten Form zu geben, und glaubt, daß die, ohnehin auch viel kostspieligere Anwen- dungsart des Verfß. dann wohl entbehrt werden könne. — Den Röchlinischen Kupfer-Sal- miaf-Liquor rühmt der Verf. (S. 157 flg.) bey Krankheiten von gestörter Assimilation, selbst von geschwächter Verdauung (?). Bey der Atro- phie der Kinder verdiene er vorzüglich beachtet zu werden. Erwachsene sollen nicht selten nach der Anwendung desselben einen Reiz auf die Geschlechtstheile empfinden, Pollutionen bekom- men zc. — Bey chronischer Neigung zur Ver- stopfung, Plethora abdominalis und davon ab- hängenden Beschwerden, Affection des Ganglien- systems, Hypochondrie, Hysterie zc. rühmt der Verf. (S. 16 flg.) sehr Klystiere von kal- tem Wasser (deren Anwendung jedoch nament- lich bey Hämorrhoidalbeschwerden oft mißlich seyn möchte). — Gegen weibliche Unfrucht- barkeit, welche von einer gewissen Unthätig- keit und torpiden Beschaffenheit des Uterinalsy- stems abhängt, rühmt der Verf. (S. 172 flg.) nach vielfältigen Erfahrungen als ein ausgezeich- net wirksames specifisches Mittel die Sabinä, welche eine Zeitlang anhaltend gebraucht auch den Reiz zum Coitus in hohem Grade vermehrt

und mehr Empfindung dabey veranlaßt habe. Weiterhin (S. 235 flg.) wird dieß Mittel auch gegen Atonie und Ausdehnung der Gebärmutter empfohlen. — Für ein besonders beachtungswerthes Mittel erklärt der Verf. (S. 252 flg.) mit Recht das kohlensaure Eisen, wovon er nicht bloß bey Neuralgien, sondern auch bey passiven Mutterblutflüssen, dem weißen Flusse, passiven Blutflüssen aus dem Mastdarme, in Kachexien, Induration und Krebs des Uterus, phagedänischen Geschwüren zc. große Wirkung beobachtet zu haben versichert. — Bey den während des Verlaufes der Lungenentzündung nach der Anwendung des Aderlasses zc. wiederholt eintretenden Verschlimmerungen (welche der Verf. S. 270 wohl nicht dem Sprachgebrauche entsprechend die Periode der Rückfälle nennt) empfiehlt er in Fällen, wo der Aderlaß nicht mehr wiederholt werden kann, mit Recht besonders Antimonialien, als den Goldschwefel, aber auch den gewiß hier vorzüglich passenden Brechweinstein, außerdem auch die Squilla, wie die Speccacuanha in kleinen Gaben zc. — Außerdem folgen noch Aufsätze über Krankheiten vom Mißbrauche geistiger Getränke, den Einfluß der Bitterung auf Gesundheit und Krankheiten der Menschen, über Biostatik (worin der Verf. es für eine denkwürdige, bis jetzt nicht beachtete, Thatsache erklärt, daß die Menschen in gewöhnlichen Jahren gerade zu der Zeit am häufigsten geboren würden, wenn der größte Abgang derselben durch den Tod eintrete, nämlich in den Monaten März und April (?), dagegen bekanntlich von Anderen früher die Beobachtung mitgetheilt worden ist, daß die meisten Geburten in den Mo-

nat September fielen), über die Einbalsamierung eines Leichnams, endlich unter der Ueberschrift Varietäten kurze Bemerkungen über einzelne Mittel und Krankheiten.

J. W. H. Conradi.

Heidelberg.

Bei Engelmann: Beschreibung der vierzehn alten deutschen Todtenhügel, welche im Jahre 1827 und 1828 bei Sinsheim im Neckarkreise des Großherzogthums Baden geöffnet wurden. Von K. Wilhelmi, Stadtpfarrer zu Sinsheim. Mit 4 lithogr. Abbild. 1830. Octav.

Grabhügel, in denen sich unverbrannte Leichen finden, gewähren den archäologischen Studien gewöhnlich einen größern Nutzen, als die, in denen Aschenurnen beygesetzt sind; so auch hier. In den beschriebenen Todtenhügeln fand man länglich viereckige Gräber mit Menschenskeletten. Diese Gräber waren, wie der Augenschein ergab, mit scharfen Instrumenten in dem Boden ausgestochen, die glatten Wände derselben aber mit einer eigenen (anscheinend artistischen) weißen Masse, die ihnen Dichtigkeit gegen eindringende Feuchtigkeit gab, gleichsam bekleistert oder bespeiset. Das also bereitete Grab wurde sodann mit Asche und Kohlen bestreut, die Leiche hineingelegt, und diese hierauf gleichfalls mit Asche und Kohlen zugedeckt. War dieß geschehen, so wurde das Grab endlich mit der gelben Erde, aus welcher die Hügel bestehen, überschüttet und festgedrückt. Auf solche Weise wurden in den hier beschriebenen 14 Hügeln 79 menschliche Ge Rippe ausgegraben. Sie waren,

bis auf einige wenige, mit Waffen, Spangen und Ringen versehen; die Waffen (Schwertklingen, Dolche und Lanzenspitzen) sämmtlich von Eisen; die Ringe und Spangen von Bronze. Das Schwert (zweyschneidig mit einer eisernen Scheide) ruhte allzeit an der rechten Seite des Begrabenen. Neben einigen Leichen standen grobe thönerne Gefäße; in denselben oder dicht daneben lagen Thierknochen, die im Feuer gewesen. Sogenannte steinerne Donnerkeile (von denen Ref. immer vermuthet hat, daß sie sich auf Zerlegen und Zubereiten von Speisen beziehen) lagen allzeit hart neben diesen Gefäßen. — Merkwürdig sind diese Mittheilungen in mehrfacher Hinsicht, besonders wegen der Waffen und Schmucksachen. Der Verfasser hält diese Hügel für Kattengräber aus dem ersten Jahrhundert. 'Die Katten wohnten damals auf der nördlichen Seite des Mainß in der Gegend von Aschaffenburg zc. und konnten sich leicht von da durch den Odenwald in unsere Gegend bis Neckargemünd und Heidelberg ausbreiten.' Wirklich sind auch eiserne Schwertklingen bisher nur in den Gräbern von Rheinheffen und bey Wisbaden, den unbezweifelten Kattensitzen, oder in den Decumatischen Feldern, wie im Breisgau, gefunden. Tacitus Beschreibung der vorzüglichen kriegerischen Einrichtungen bey den Katten ist bekannt; und wenn man ihnen auch nicht gerade die Vorzüge einer eigentlichen 'Romanæ disciplinae' (nach dem Bamberger Codex, germ. c. 30) zugestehen will: so zeigt doch Tacitus Beschreibung, daß er ihre Umsicht, Anordnungen und Mannszucht der Römischen gleich stellt. Mit solcher vorzüglichen Militärverfassung mochte aber wohl auch eine

zweckmäßigere Bewaffnung, als die der übrigen germanischen Völker, deren Waffen von gegossener Bronze waren, zusammenhängen. Wenn aber auch diese geschmiedeten Waffen aller Wahrscheinlichkeit nach Römischen oder Galischen Ursprungs waren, so zeigen uns doch die Hals-, Arm- und Beinringe, die noch die Glieder dieser Skelete umschlossen, hier unbezweifelt Germanische Leichen. Kein Zierrath war über die ganze alte Welt so verbreitet als diese Ringe, von Herodots Zeiten bis sie bey Plinius in Rom von edeln Metallen wieder zur Mode wurden. Sie fehlen durchaus in keinem germanischen Grabe von der Ostsee bis an den Rhein, und haben daher auch hier mit dem berühmten Rattenringe nichts gemein. Selbst eine Kinderleiche war schon mit einem solchen Armringe versehen. Sie saßen gewöhnlich dicht über der Handwurzel, seltener am Oberarm; an den Beinröhren aber zwey — einer unterm Knie, der andere über dem Fußgelenk. Die schweren massiven Halsringe hat man bisher nur als einen Schmuck für Männer angesehen; hier aber waren auch unbezweifelte Weiberleichen damit geziert. Dagegen hatten auch Männerleichen (mit dem Schwerte an der Seite) Ohringe, jedoch immer nur an Einem Ohre. Auffallend ist der Umstand, daß sich in allen diesen Gräbern keine metallene Nadeln und keine Scheermesser fanden, die in andern deutschen Grabhügeln so gemein sind.

Bl.

L ü n e b u r g.

Ben Herold und Wahlstab: Abriß der Reformationsgeschichte Lüneburgs und

Beiträge zur Geschichte der Kirchen, Klöster, Capellen und Schulen der Stadt, auch Nachricht von den bislang allda gefeyerten evangelischen Säkularfesten. Von Dr. Ludwig Wallis, Advocaten in Lüneburg. 1831. XXIV und 232 Seiten in Octav.

Veranlassung zu dem vorliegenden Werke gab die Absicht des Verfassers, auch seiner Seits zu einer würdevollen Feyer des letztverflossenen Reformationsfestes mitzuwirken, und, wenn gleich sein deshalb gehegter Plan, der zunächst auf Mittheilung sämtlicher Predigten an diesem Feste gerichtet war, nicht verwirklicht werden konnte, so ist dennoch die Ausführung desselben in der auf dem Titel angegebenen beschränkten Maße, als eine recht dankenswerthe Gabe zu betrachten. Bekanntlich war die Stadt Lüneburg diejenige, welche sich am kräftigsten der Reformation annahm, und dadurch für die Verbreitung derselben in der Umgegend am segenreichsten einwirkte; die Geschichte ihrer Bestrebungen, hier sowohl aus den vielen, jedoch schwer zusammenzubringenden, gedruckten als auch aus manchen ungedruckten Quellen, zusammengestellt, bietet daher nicht bloß ein locales Interesse dar, sondern wird auch für die allgemeine Reformationsgeschichte wichtig. Minder erheblich sind die detaillirten Notizen über den Bau u. s. w. der Kirchen, Klöster, Capellen und Schulen der Stadt, jedoch nur dem Ref. gewesen, da er sich gern bescheidet, daß dieselben den Bewohnern jener Stadt wichtiger und angenehmer seyn mögen.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

33. Stück.

Den 27. Februar 1832.

G ö t t i n g e n .

Uebersicht der Ereignisse in der Königl. Entbindungs-Anstalt vom 1sten Januar bis 31sten December 1831.

Am ersten Januar 1831 waren 21 Schwangere in der Anstalt, und 11 hatten sich bereits im verfloffenen Jahre zur Aufnahme einschreiben lassen. Hierzu wurden 149 aufgenommen, neun und achtzig Erst- und sechzig Mehrgeschwängerte. Von ihnen gebaren einhundert und sechs und funfzig achtzig Knaben und sieben und siebenzig Mädchen, eine mithin Zwillinge. Unentbunden blieben zehne in der Anstalt, und elfe außer derselben, bey ihren Angehörigen. Viere die eingeschrieben worden waren, blieben auß. Von den Früchten stellten sich einhundert und vier und funfzig mit dem Schädel, zwey mit dem Steiße, und eine mit den Füßen zur Geburt. Der Schädel kam einhundert und drey und funfzig Male mit dem Hinterhaupte, und einmal mit seiner Höhe oder Mitte voran zur Welt. Drey und zwanzig Male stand das Hinterhaupt

nach rechts, und hundert und dreyßig Male nach links. Drey Mal wurde meine größere, und drey Mal meine kleinere Zange angewendet, und einmal die von Dr. Gergens beschriebene Steißzange.

Fünf Leibesfrüchte kamen todt zur Welt, und darunter drey die nicht völlig ausgetragen waren, viere aber starben in den ersten vierzehn Tagen nach der Geburt. Von den Wöchnerinnen starb die von Zwillingen Entbundene, am 9ten Tage des Wochenbettes, plötzlich am Nervenschlage. Außer einem leichteren Anfalle von Blutschlagfluß während der Geburt, und einer heftigeren Gebärmutter-Entzündung im Wochenbette kamen keine bedeutende Krankheiten vor.

Die Zahl der Zuhörer die an den practischen Uebungen Theil nahmen, belief sich zwar auf einhundert und sechs und dreyßig, doch ist dabey wohl zu bemerken, daß davon drey und fünfzig schon dem Wintersemester 1832 angehörten, und daß für die Zeit von Ostern 31 bis dahin 32 nur drey und achtzig theils Auskultanten theils Practicanten übrig bleiben, die verhältnißmäßig gegen sonst nur eine kleine Anzahl ausmachen. Ueberdieß müssen hiervon noch 19 junge Doctoren abgerechnet werden, die als Theilnehmer an Collegiis privatissimis die Entbindungs-Anstalt besuchten.

Den Hebammen-Unterricht benutzten sechzehn Frauen, unter ihnen aber fünf Ausländerinnen, als zwey aus Oldenburg, eine aus Sondershausen, eine aus Bremen, und eine aus der Grafschaft Stollberg.

Das Königliche hohe Cabinets- Ministerium erließ eine sehr weise Verordnung über das Hebammen-Wesen in den Fürstenthümern Göttingen und Grubenhagen. Wird von den vorgesezten

Behörden nur auf ihre strenge Befolgung gehörig gehalten, und kömmt eine zweckmäßige höhere Beaufsichtigung der bereits angestellten Hebammen, und des ganzen Hebammenwesens hinzu, so wird dieß bald zur erwünschten Vollkommenheit gelangen.

Mende.

L e i p z i g.

Bey Schwickert: Stephani Blancardi Lexicon medicum, in quo artis medicae termini Anatomiae, Chirurgiae, Pharmaciae, Chemiae, Rei botanicae etc. proprii dilucide breviterque exponuntur. Editio novissima multum emendata et aucta a Carolo Gottlob Kühn, Med. ac Chir. D. Physiol. ac Pathol. in Literar. Univers. Lipsiensi Profess. publ. etc. Vol. I. A — L. XXII und 890 S. in Octav.

Das unter den allgemeinen medicinischen Wörterbüchern am gewöhnlichsten benutzte Blancardische bedurfte, so sehr es auch durch manche frühere Herausgeber, besonders J. H. Schulze und Isenflam, vermehrt und verbessert worden ist, doch gar sehr einer neuen Bearbeitung, wenn es den Bedürfnissen der jetzigen Zeit entsprechen sollte. Rec. freute sich daher sehr, als diese von einem Manne angekündigt wurde, der überhaupt als einer der gelehrtesten Aerzte unserer Zeit bekannt ist, und der besonders auch schon durch seine trefflichen auf die medicinischen Wörterbücher sich beziehenden Programme gezeigt hat, wie sehr er diesem Gegenstande gewachsen ist. Mit sehr großer Bescheidenheit hat der würdige Greis in der Vorrede erklärt, daß er nicht ohne gewisse Ängstlichkeit diese neue Ausgabe

erscheinen lasse, und damit man nicht mehr, als was er habe leisten wollen, von seiner Arbeit erwarte, kurz angegeben, was sein Zweck bey der Besorgung dieser neuen Ausgabe gewesen sey.

Vorerst hat er sich besonders bemüht die von Blancard in der Ableitung der Kunstwörter aus der griechischen Sprache oft begangenen und von den vorigen Herausgebern nicht verbesserten Fehler zu beseitigen, so wie auch dem verkehrten Studium der Etymologie, wodurch Blancard sich öfters nach der Gewohnheit seines Zeitalters hat hinreißen lassen, und worin er auch in unserer Zeit Nachahmung gefunden hat, zu begegnen. Seine gründlichere Kenntniß der griechischen Sprache und genauere Bekanntschaft mit den Alten setzten ihn auch in den Stand, die Ableitung und Bedeutung so mancher Wörter besser zu bestimmen, als es von Blancard und auch von manchen neueren Aerzten geschehen ist.

Da ferner viele Neuere, je mehr sie den Schein von Gelehrsamkeit sich geben wollen, desto sorgfältiger aus der griechischen Sprache gezogene Wörter zur Bezeichnung der bekanntesten Dinge zu erhalten suchen, und da auch solche diesen Schein von Gelehrsamkeit und Kenntniß der griechischen Sprache affectieren, welchen es an dieser Kenntniß gänzlich ermangelt, so sind häufig Wörter gebildet worden, die sowohl der Analogie der griechischen Sprache entgegen sind, als auch den wirklich mit der griechischen Sprache Vertrauten über ihre wahre Bedeutung in Zweifel lassen. Der Verf. hat sich daher auf alle Weise bemüht, die so entstandenen Fehler zu bemerken und zu verbessern. Er hat bekanntlich schon in den seit dem Jahre 1824 herausgegebenen Programmen, worin die *Censura lexicorum me-*

dicorum recentiorum enthalten ist, so wie auch in den im Jahre 1821 — 22 erschienenen *de inepta cognitionis graeci sermonis simulatione*, viele Fehler, die aus Unkunde der griechischen Sprache entstanden sind, angeführt, in dieser Ausgabe des Blancard's aber noch zu gar manchen Nachträgen und Verbesserungen der Art Stoff gehabt. Man vergleiche nur außer dem in jenen Programmen über *Neurilema*, *Arthrokakologia*, *Anorgica*, *Aciurgia*, *Rutidosis*, *Corneitis*, *Coretomia*, *Rhachialgitis*, *Dipso- mania*, *Choroitis*, *Chrupsia*, *Bdellometrum*, *Orthopaedia* etc. Gesagten in diesem Theile die Artikel: *Acephalocystis*, *Adelipaiia*, *Aeolec- thyma*, *Blennorrhinia*, *Blepharitis*, *Carpotica*, *Catagraphologia*, *Ceratomalacia*, *Chromatometablepsia*, *Chromatopseudopsia*, *Cionitis*, *Cionorrhaphia*, *Coccycephalus*, *Colpitis*, *Coredialysis*, *Dacryonome*, *Diphtheritis*, *Dothinenteritis*, *Gastrorrhagia* u. a.

Außerdem hat er viele in der neueren Zeit in dem naturhistorischen Theile der Arzneimittellehre gemachte Entdeckungen, besonders in Bezug auf den ehemals dunkelen oder zweifelhaften Ursprung vieler Mittel aus dem Pflanzenreiche, so wie neue durch die Chemie entdeckte Stoffe, die Erklärung der wichtigsten jetzt gewöhnlichen chemischen Benennungen und die Resultate der chemischen Analysen der vegetabilischen Mittel beygefügt.

Schon zu diesem ersten Theile sind mehr als 800 ganz neue Artikel hinzugekommen, und es sind außerdem an ungemein vielen Orten Einschaltungen und Zusätze zu dem von Blancard Gesagten, die nicht bloß die Ableitung und Bedeutung der Wörter, sondern auch die Erläuterung der dadurch bezeichneten Gegenstände betreffen, gemacht worden, so daß diese neue Aus-

gabe mit Recht eine ungemein verbesserte und vermehrte genannt wird und jetzt als das beste unter den allgemeinen medicinischen Wörterbüchern zu empfehlen ist. Da es übrigens der Raum unserer Blätter nicht erlauben kann, die so sehr reichlichen Zusätze und Verbesserungen selbst hier näher anzuzeigen, will Rec. hier nur noch den Wunsch äußern, daß der zweyte Theil dieses Werkes recht bald folgen möge.

J. W. H. Conradi.

Stephani Blancardi Lexicon medicum etc. etc. *).

Das von Blancard im Jahre 1735 zu Leyden herausgegebene medicinische Lexicon wurde, trotz der Zugaben und Verbesserungen der späteren Herausgeber Schulz, Agnetzler und Isenflamm, für die gegenwärtige Zeit nur noch einen geringen Werth haben, da es viel Mangelhaftes, Ueberflüssiges und Unrichtiges enthält, und überhaupt die lateinische Sprache zu einem solchen Unternehmen jetzt nicht mehr geeignet scheint. Nur der ausgebreiteten Sach- und Sprachkenntniß des Hn. Prof. Kühn ward es möglich durch vielfache Zusätze und Berichtigungen das Buch den jetzigen Ansprüchen genügender zu machen. In dieser Gestalt möchte es dem angehenden Mediciner und wer sich sonst über die hier vorkommenden Gegenstände unterrichten will, nützlich seyn. Auch das lateinische Gewand wird denen nicht unwillkommen erscheinen, die über medicinische Dinge lateinisch zu schreiben veranlaßt sind. Die neuen Zusätze, deren Zahl gegen 800 beträgt, und die durch Klammern angedeutet wurden, betreffen alle Theile der Medicin, namentlich die Chemie und Bota-

*) Wir geben noch eine zweyte uns zugekommene Anzeige.
 Red.

nif, welche letzteren bey nahe zu reichlich bedacht sind, und die theils Erklärungen von Worten und Begriffen (welche wir öfters statt der stehen gebliebenen ungenügenden und einseitigen umgeändert gewünscht hätten), theils Berichtigungen der häufig willkührlichen und falschen Etymologien Blancard's, wie z. B. die Ableitung des Wortes Anemone von *άνεμος* und *όλλω* enthalten. Lieber hätten wir gesehen, wenn solche ganz weggeblieben wären und gleich das Rechte dastände, indem das Unrechte schon dadurch, daß es wiederholt wird, immer eine gewisse Sanction erhält. Der Druck ist schön und correct. Wohl nur als Versehen möchte anzuführen seyn, daß es S. 719 Z. 5. von unten *se vidisse* heißen müsse, und S. 872 Z. 12 v. u. *λιθοτέρετρον* (Lithoteretrum) als der richtige Ausdruck für ein Instrument den Stein in der Blase zu zermalmen.

H a m b u r g.

Bey Hoffmann u. Campe: Mittheilungen aus dem Gebiete der gesammten Heilkunde. Herausgegeben von einer medicinisch-chirurgischen Gesellschaft in Hamburg. Erster Band. XII und 386 S. 1830. Octav. — Diese Ergebnisse eines bereits 6jährigen Vereins mehrerer befreundeter, wie es scheint, jüngerer Aerzte, sind den medicinischen Lehrstühlen der Universitäten Göttingen, Berlin, Heidelberg und Halle zugeeignet. Der Senat in Hamburg hatte die Dedication abgelehnt. Relation treuer Naturbeobachtung ist ihre Absicht, wie auch das Motto auf dem Titel 'Natura doceri' andeutet. Die Abhandlungen sind fleißig gearbeitet, enthalten viele schöne Beobachtungen und manche interessante Notiz. Es sind folgende: Schmidt, über das Delirium tremens;

Sachmann, Hamburgs Krankheitsconstitution und Witterung vom Nov. 1825 bis Dec. 1828; Schön, das Gast-, Armen- und Krankenhaus in Hamburg in den Jahren 1826, 1827 u. 1828; Homann, die Entbindungsanstalt zu Hamburg; Fallati, Uebersicht der pathologisch-anatomischen Sammlung der Gesellschaft. Die wohlge- lungene Kupfertafel stellt drey abnorm gebildete Herzen dar, welche als ein Theil dieser Samm- lung S. 210 flg. beschrieben sind.

M ü n c h e n.

Commentatio ad legem L. de legatis I. Auctore Henrico Hofstätter, Eindlingano, J. U. D. 1829. 16 S. 4. — Der Vf. will die von Cujas vorgeschlagene Emendation des §. 1. dieses Fragments: *nocebit*, statt *non nocebit* (Obs. II, 7. XVI, 32) nicht gelten lassen, was denn auch schon von Manchen vor ihm ge- schehen ist. Die neue Erklärung aber, durch wel- che er die gewöhnliche Lesart zu vertheidigen meint, ist sehr geistlos. Die versäumte Appellation von Seiten des Erben soll nämlich, seiner Meinung nach, nur dann den Legataren nicht schaden, wenn der Testamentserbe, um die Legatäre desto sicherer zu täuschen, zwar in erster Instanz nichts für die Aufrechthaltung des Testamentes versäumt, zu- gleich aber mit seinem Gegner und dem Richter insgeheim verabredet hätte, daß er gegen ein un- gerechtes Urtheil nicht appellieren wolle. Nach unserer Ansicht bleibt die einfachste und sicherste Erklärung der Stelle, daß jede Versäumung von Seiten des Erben den Legataren nicht schaden dürfe, so lange diese sich getrauen die Gültigkeit des Testamentes zu beweisen. Daß der Vf. den Bartolus einen Glossator nennt, ist doch auch etwas arg. B.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

34. 35. Stück.

Den 1. März 1832.

G ö t t i n g e n.

Zum Andenken an Dr. Heinr. Ludwig Planck, weil. ord. Prof. d. Theol. zu Göttingen. Eine biographische Mittheilung von Dr. Fr. Lücke. 1831. 16 S. Octav.

Einige Blumen auf das Grab eines Mannes, der Allen die ihn kannten theuer und ehrwürdig war, von Freundes Hand gestreut. — Heinr. Ludw. Planck, Sohn unsers ehrwürdigen Seniors, war geboren 1785. Schon als Studirender erwarb er sich zweymal den Preis, zuerst der theologischen und dann der philosophischen Facultät. Von 1806 bis 1809 war er zugleich mit seinem Freunde, Hn. Dr. Gesenius in Halle, Respectant der Theologie. Im Jahre 1810 ward er zum außerordentlichen, im Jahre 1823 zum ordentlichen Professor der Theologie auf hiesiger Universität ernannt; wo er nach langen Leiden im verflossenen Jahre seine Laufbahn beendigte. Angestrengte Arbeiten zogen ihm Nervenübel zu; die in den letzten Jahren in epileptische Zufälle

übergangen, welche ärztliche Hülfe nicht heilen, die treue Pflege einer liebenden Gattin nur lindern konnte. Die Standhaftigkeit, mit der er sie ertrug, machte ihn Allen die ihn kannten ehrwürdig. Die vorliegende Schrift gibt eine genauere Nachricht sowohl von seinem Character (dazu auch noch am Schlusse ein Beytrag von dem Jugendfreunde des Verewigten, unserm Hn. Prof. Dissen), als von der Richtung seines Geistes und seiner Studien, die ganz sich auf biblische Theologie, vor allen auf das Studium des N. T. wandte. Wir glauben nicht erst nöthig zu haben sie den Vielen zu empfehlen, denen das Andenken des Verewigten theuer ist. Seine Schriften, die Beweise seiner nur zu angestregten gelehrten Thätigkeit, sind bereits in der Fortsetzung der Göttingischen gelehrten Geschichte unsers Hn. Prof. Saalfeld verzeichnet.
Hn.

L o n d o n.

Bey John Murray: Travels in the Morea with a map and plans. By William Martin Leake, F. R. S. etc. in three volumes. 1830. Vol. I. XVII und 513 Seiten, 6 Blätter Kupferstich. Vol. II. VIII und 536 Seiten, 7 Kupfertafeln. Vol. III. VII und 476 Seiten, 4 Kupfertafeln, 13 lithographierte Blätter mit Inschriften.

Daß dieses Werk jetzt die Grundlage der classischen Geographie und Topographie des Peloponnes sey, dafür bürgt schon der Name des um seiner Gründlichkeit und Sorgfalt willen oft gepriesenen Verfassers, so wie der Umfang desselben. Den letzteren würden wir freylich nach unserm Maßstabe in Deutschland geringer wün-

sehen, und das Ganze gern etwa in einen Band zusammengedrängt gesehen haben: allein wir würden damit auch zugleich auf diese lichtvolle Ausführlichkeit verzichten, welche das englische Werk auszeichnet. Die Anlage des Buchs ist nämlich die, daß in jedem Abschnitt zuerst Stücke aus dem Reise-Journal des Verfassers gegeben werden; dann vergleicht er mit seiner eigenen Reise die Nachrichten der Alten, besonders die Beschreibung des Pausanias, welche ausführlich mitgetheilt wird, so daß die Bücher von Pausanias Periegesis, welche den Peloponnes betreffen, sich ziemlich vollständig in Englischer Uebersetzung in diesem Werke befinden werden, baut darauf die comparative Geographie der bereisten Strecke und der umliegenden Gegend, und knüpft daran Erörterungen über die von Thukydides, Xenophon, Polybios und Andern beschriebenen historischen Ereignisse, Märsche und Schlachten, welche in diese Gegenden fallen; auch werden archäologische, namentlich die Baukunst betreffende Auseinandersetzungen episodisch eingefügt. Einige Unbequemlichkeit erwächst daraus, daß der Verf., indem er der zufälligen Richtung seiner Reise folgt, manchen Punct an verschiedenen Stellen erwähnen muß. Wir wünschten, daß auch hierin Herr Leake sich den alten Reisebeschreiber Pausanias zum Muster genommen, und seine Reise-Notizen auf eine ähnliche Weise zu einem wohlgeordneten und leicht zu überschauenden Ganzen geordnet hätte. Denn Pausanias führt uns, obgleich zwischen der Abfassung seiner ersten und letzten Bücher nach sichern Spuren ein großer Zwischenraum liegt (Siebelis Praef. p. VII. VIII), doch in ununterbrochener Reihe durch die meisten Landschaften Griechenlands, indem sich durch die ersten sieben Bücher eine Haupt-Route von

Athen durch Attika, Megaris, Korinth, Argolis, Lakonika, Messenien, Triphylien, Elis und Achaia, wie ein rother Faden, hindurchzieht, an welche mit großem Geschick eine Menge von Neben-Routen angeknüpft werden; hernach wird die Periegeſe Arkadiens von der Argiviſchen Gränze auß begonnen und eben darauf zurückgeführt (wodurch ſich II, 24, 9. 25, 1 — 3 genau mit VIII, 6, 2. 54, 5 zuſammenschließen), und auch hier wieder die Haupt-Route geſchickt mit den Nebenwegen durchflochten; noch weiter zurückgreifend knüpft alſdann der Reiſebefchreiber Böotien an das zuerſt beſchriebene Attika an, und nimmt damit in einer ununterbrochenen Tour Phokis und Lokris zuſammen; ſo daß, zwey Unterbrechungen abgerechnet, Alles an einem Faden fortläuft, und doch von jeder Stadt und Gegend nur an einem Punkte gehandelt wird. Daß aber Pauſanias wirklich alle dieſe Wege mit einer ſolchen Planmäßigkeit (welche durch eine ohne große Mühe anzufertigende Reiſekarte des Pauſanias beſonders deutlich hervortreten würde) gemacht habe, wie ſie in ſeiner Beſchreibung hervortritt: könnte, obwohl Leake (V. III. p. 305) ſich zu einer ſolchen Anſicht bekennt, doch wohl nur dann glaublich ſcheinen, wenn der Reiſende, zumal in ſolchen Berggegenden, nicht von Weg und Wetter, Jahreszeit und Gelegenheit und tauſend kleinen Zufälligkeiten abhinge. Auch iſt als ein Beyſpiel des Gegentheils nachgewieſen worden (ſ. dieſe Anz. 1828. S. 2035), daß Pauſanias in die Beſchreibung der Eleiſchen Landſchaft (VI, 3 bis 22, 2) auf einmal, gleichſam ſeinen Plan vergeſſend, ein Stück einfügt, welches ſich der Direction der Route nach als ein Theil einer von Arkadien auß unternommenen Reiſe ankündigt, und an die Beſchreibung die-

fer Landschaft, VIII, 26, 3, eng anschließt: worüber indeß noch eine genauere Auseinandersetzung nöthig wäre. Nun geben wir gern zu, daß gegen diese im Grunde auf einer Fiction beruhende Planmäßigkeit einer Reisebeschreibung, wie sie der Kunstsinne der Alten forderte, die Forderung diplomatischer Beglaubigung, wie sie die Neueren machen, sich sträubt, wonach man immer genau wissen will, zu welcher Zeit, unter welchen Umständen, woher kommend und wohin gehend, der Reisende das gesehen, was er gesehen, wovon freylich Pausanias nur selten etwas errathen läßt; dann rechnen wir Modernen auch noch, um die Zusammenfassung des Zerstreuten möglich zu machen, auf einen Index, wie er diesem Werke in besonderer Ausführlichkeit und Genauigkeit beigegeben ist. Indessen wollen wir doch, um jenen Ueberblick wenigstens in dieser Anzeige hervorzubringen, die Reiseroute des Verf. und damit zugleich den Plan des Werkes nur kurz angeben, und dann unsere Bemerkungen über die wichtigsten Aufklärungen, welche Geographie und Archäologie durch dieses Werk erhalten, nach den verschiedenen Landschaften des alten Peloponnesus ordnen.

Es sind eigentlich zwey Reisen, welche Hr. Colonel Leake durch Morea gemacht. Die erste (Kapitel 1 bis 14) begann am 22. Februar 1805, wo der Verf. von Zante oder Zakynthos nach Gastuni in der Landschaft von Elis segelte, von da nach Antilalla oder Olympia, weiter durch das alte Triphylien nach Arcadhia oder Kyparissos in Messenien, und dann über Kondari nach Tripolisa, welches nach dem Verf. Pallantion ist, reiste, von wo er die Ruinen von Tegea und Mantinea besuchte. Dann ging die Reise über Krya-Brysis, wo die Alpheios-Quellen,

nach Mistra, von wo die Ueberreste von Amyklä und Sparta (am 21. März) durchforscht wurden, dann über Glos oder Helos nach der einen Seite auf Monembasia (bey dem alten Epidaurus Limera) und dann nach der andern westlichen auf Marathonisi (Gytheion) und von da an der Küste von Maina hin bis an die alte Gränze Messeniens. Für diese Gegenden ist Leake unter den Neueren die bedeutendste, ja zum Theil die einzige Quelle; zugleich gewährt er die besten Nachrichten über den jetzigen Zustand Maina's, welchen er, vom Bey an die Mauro-michali's und andere angesehene Familien empfohlen, sehr genau kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Zur Vervollständigung seiner Beschreibung Maina's dienen Auszüge aus einem neugriechischen, freylich im höchsten Grade unpoetischen Gedichte, einer Beschreibung von Maina, welche ein dürres Register von hundert und siebenzehn Mainottischen Dörfern gibt; der Verfasser war ein Schulmeister, der wahrscheinlich in der Umgebung von Tzanet-Bey lebte. Hernach ging die Reise von Calamata, oder Phara, aus durch die schöne Ebene Messeniens über Andrussa nach den Ruinen von Messene am Berge Ithome, die der Verf. den 23. April besuchte, weiter nach Navarino oder Pylos, und an der Küste Messeniens hin wieder nach Calamata zurück, dann nordwärts durch das Land über Skala nach Paulika oder Phigalia in Arkadien. Von da reiste Herr Colonel Leake am Alpheiös hin nach Sinano oder Megalopolis, und über Kondari von neuem nach Tripolika, von welchem Punkte aus in Kreuz- und Querzügen zuerst Methydrion bey Bitina, dann Aliphera (jetzt Nerovika) und Heräa (jetzt Ai Ioanni) aufgesucht werden, von wo dann die Reise in nördlicher

Richtung über Kalavryta, ehemals Kynátha, auf Patrâ ging, wo der Verf. den 30sten May anlangte, und noch von da das Castell von Morea auf Cap Rhion besuchte.

Die zweyte Reise (Kap. 15 bis 31) welche den 16ten Februar 1806 begann, ging von Patrâ durch den westlichsten Theil von Achaia nach der Landschaft von Elis, von welcher hier eine geographische Uebersicht gegeben wird, und zwar nach dem oben erwähnten Gastuni, dann über die Ruinen von Elis, jetzt Kaloskopi, und die von Pylos Eliakos in das nördliche Arkadien hinein, auf Tripotamo, ehemals Psophis, und Karnesi, bey welchem die Ruinen von Kleitor liegen, alsdann von da südwärts, bey den Quellen des Ladon und den alten Städten Raphnâ und Orchomenos vorbey, wieder auf Tripoliza. Hier ein Excurs über die Geographie Arkadiens, der sehr verständig die acht Routen von Megalopolis aus verfolgt, deren Beschreibung von Pausanias gegeben wird. Dann geht der Reisende (den 12ten März) von Tripoliza über Akladhokampo bey dem alten Hysia nach Argos, von da über Nauplia nach den Ruinen von Tiryns, weiter nach Mykenâ, dem Hera-Heiligthum, und wieder nach Argos zurück. Bey der darauf folgenden Geographie von Argolis ist eine frühere Reise des Verfs. von Argos nach Epidaurus und Aegina benutzt, das Andere ist nach den Mittheilungen anderer Reisenden entworfen. Hierauf wandte sich Beake (den 18. März) von Argos westwärts, längs der Küste des Argolischen Meerbusens nach Lerna, Astron, Prâsia, jetzt Prasto; und von da durch früher wenig bekannte Gegenden Lakoniens (der neue Name des östlichen Lakonika) im Thale des Denus oder Kelesina nach Sparta und Mistra. Dann durch das

nördliche Lakonien und die Gebirgspässe Arkadiens nach Tripoliza, in der Mantineischen Ebene, deren militärische Wichtigkeit sehr gründlich auseinandergesetzt wird, hierauf nach Kalpaki, ehemals Orchomenos, nach Stymphalos, jetzt Kionia, und Kaphya, bey Khotussa, weiter nach Pheneos oder Phonia, und über Klufines und Megaspoleon, nach Bostiza und Patra zurück, wo der Verf. den 6. April anlangte, aber schon den 15ten April wieder nach Bostiza (Aegion) ging und von da zur See nach Kylokaastro (Duros) und weiter zu Lande über Basilika (Sikyon) nach Korinth reiste. Daran knüpfen sich Beschreibungen der Ruinen Korinths, und der andern merkwürdigen Plätze in der Korinthischen Landschaft. Den 24sten April ging der Reisende von Korinth über Kleona und Nemea nach St. Georg und den benachbarten Ruinen von Phliuz, und von da wieder nach Basilika oder Sikyon, dessen Reste ebenfalls ausführlich beschrieben werden. Den Schluß des Werks bildet die vom 25. bis 28. April 1806 dauernde Reise von Sikyon längs der Nordküste des Peloponnes nach Patra, und die sich daran anschließende topographische Uebersicht Achaias.

Man sieht hieraus, daß die Untersuchungen, welche der Verf. als Augenzeuge in dieser Gegend angestellt, schon von ziemlich frühem Datum sind, aus jener Zeit, in welcher die Engländer vor allen Nationen von der Pforte begünstigt und mit guten Firmans ausgestattet wurden, die indeß doch nicht jeder Pascha und Aga respectierte. Des Verfs. Bedachtsamkeit hat bewirkt, daß diese Journale, einzelne Bruchstücke ausgenommen, erst nach so langer Frist erschienen sind, und die Werke anderer Reisenden, besonders Gell's, über Morea Vieles schon

vorweggenommen haben, worauf dann bisweilen, doch nicht so häufig als man wünschen kann, in Anmerkungen Rücksicht genommen wird. Daß indeß doch noch immer durch dieß Werk viel Neues bekannt wird, davon sich zu überzeugen, hat der Ref. besondere Gelegenheit gehabt, durch die Vergleichung mit seiner eigenen Karte des Peloponnes, die er nach allen Hülfsmitteln, welche bis 1824 dem Publicum zugänglich geworden waren, auch nach manchen unedirten Plänen, die er nun zum Theil in den diesem Werke beygegebenen wiederfindet, sehr mühsam entworfen hatte. Es wird ihm wohl nicht verdacht werden, wenn er bey den folgenden, aus einer zuströmenden Menge oft nach Laune gewählten, Bemerkungen diese seine Karte zum Grunde legt, und auf die Partien derselben hinweist, welche nun nach den neuen Hülfsmitteln besonders einer Umarbeitung bedürfen werden.

Wir beginnen hier, indem wir die Ordnung des Werks ganz verlassen, mit Corinth, dessen Ueberreste Leake (Kap. 28) sehr genau beschreibt, und damit Pausanias Angaben vergleicht. Wir bedauern, daß nicht auch von der Lage und den Ruinen Corinth's ein kleiner Plan beygegeben ist, wie bey Sifyon, Argos, Mantinea und Sparta. Die Vergleichung führt zu dem freylich noch nicht hinlänglich gesicherten Resultate, daß die berühmte Dorische Tempelruine in Corinth dem Heiligthum der Athena Chalinitis angehöre, und eine etwas nördlich davon gelegene, welche nur noch den Unterbau eines sehr bedeutenden Tempels zeigt, dem Corinthischen Haupttempel des Apollon. Jene Ruine ist den Proportionen nach entschieden der älteste Säulenbau, welcher in Griechischen Ländern noch

existiert; Leake setzt sein Alter nicht ohne Wahrscheinlichkeit vor 650 v. Chr., und verbreitet sich dabei mit großer Gründlichkeit über die gesammte Geschichte der Dorischen Bauart. Nur daß das Aeginetische Panhellenion an hundert Jahre älter sey, als das in seinen Proportionen nur um weniges leichtere und schlankere Theseion zu Athen, wird der Unterz. immer unglaublich finden. Die andern Orte in der Korinthischen Landschaft sind von dem Verf. (Kap. 29) ebenso angefaßt worden, wie von dem Ref.; auch nach dem letztern (Dor. II. S. 431) sollte auf der Karte Peiræon zwischen Therma und Heræon kommen. Von dem Isthmischen Heiligthum hatte der Unterz. einen Plan aus den Elginschen Papieren vor sich, der mit dem von Leake gegebenen ganz übereinstimmt, und noch einige Details mehr enthält; seine Zeichnung dieser Gegend bewährt sich daher ganz durch dieß neue Werk. Eben so stimmt die Beschreibung (Kap. 30) und der Plan der Ruinen von Sikyon (Basiliko) bey Leake ziemlich genau mit dem überein, welchen der Unterz. aus denselben Papieren entnehmen durfte, und läßt sich sogar aus diesem noch vervollständigen; nur wird, nach den Auseinandersetzungen Leake's die Geschichte der verschiedenen Sikyons eine solche Gestalt annehmen, die auch auf die geographische Darstellung einen modificierenden Einfluß haben muß. Nämlich die Ruinen Sikyons finden sich jetzt zwischen dem Flusse Asopos und einem andern, den Leake Helisson nennt, zwey Englische Meilen von der Seeküste, auf einem über die Ebene vortretenden tafelartigen Plateau, das in eine höhere, nördlich gelegene, und eine niedrigere Abtheilung gegen Süden zerfällt, welche beson-

bers ummauert waren. Der höhere Theil war entschieden die Akropolis, der niedere mag auch frühzeitig bewohnt worden seyn; aber als Sikyon am meisten blühte, und die Furcht vor Seeraub, welcher früher alle Ansiedelung an der Küste verhinderte, aufgehört hatte (vielleicht in der Zeit des mächtigen Kleisthenes, vergl. Pausan. II, 8, 1), bauten sich die Sikyonier an der Seeküste unmittelbar bey ihrem Hafen an. Diese Stadt an der Küste nöthigte später Demetrios, Antigonos Sohn, die Sikyonier zu verlassen und sich wieder auf jenem Plateau unter der Akropolis anzusiedeln, wo auch immer noch Gebäude von früherer Gründung existierten, wie aus dem, was Pausanias selbst II, 7, 7. 8. und 9, 6 angibt, aufs deutlichste erhellt. Vgl. auch Herodot V, 67. Wenn man nun Pausanias Beschreibung des neuen Sikyons in der Gestalt, die es durch Demetrios erhalten, mit den erwähnten Plänen vergleicht, kann man außer der Akropolis, dem Theater und Stadion, auch noch dem Tempel des Dionysos, der Agora und einigen Heiligthümern an der Agora mit Sicherheit ihren Platz anweisen. Sonst wollen wir in Bezug auf diese merkwürdige Stadt nur hervorheben, daß die zahlreichen Münzen, welche die Inschrift ΣΕ oder ΣΙ und das Bild einer Taube und Chimära tragen, auch von Leake, welcher mehrere der Art in dieser Gegend gefunden, mit voller Ueberzeugung den Sikyoniern, nicht den Seriphiern und Siphniern, gegeben werden; die Schwierigkeit der doppelten Form der Aufschrift sucht er durch die Annahme zu lösen, daß Sikyon auch Σεικων heißen, welches indeß wegen der Quantität von Σικων nicht wahrscheinlich ist. Dagegen hat der Unterz. Annali dell'

Instituto di C. A. V. II. p. 336 aus Apollonios nachgewiesen, daß Sikyon ursprünglich in einheimischer Mundart Σετυών hieß; und damit stimmt vortrefflich, daß nach Leake die Münzen mit ΣΕ die älteren, mit ΣΙ die jüngeren sind; die letzteren müssen, nach der noch vorhandenen Masse zu urtheilen, in sehr großer Anzahl ausgeprägt worden seyn, wie Leake meint, besonders in der Zeit des Demetrios. — Die Ruinen von Phlius liegen nach Leake (Kap. 30) östlich von Asopos, die Karte des Unterz. schiebt sie darnach beynähe eine Meile zu weit westlich; jene Ansetzung wird auch durch Lapie's Karte bestätigt, nur daß hier diese Ruinen mit Unrecht Bembina zugeeignet werden. Die Felsenschlucht, durch welche der Fahrweg von Korinth und Kleoná nach Argos geht, nimmt der Verf. nicht für die Kontoporia, sondern für das Tretton, von welchem er jene als einen Fußpfad (κοντοπορία, staff-road), der über die Berge östlich von dem Thalwege ging, unterscheidet. Es ist nicht zu läugnen, daß Athenaios II, 43 e dafür spricht; doch wird die andere Stelle, Polybios XVI, 16, 4., alsdann bedeutende Schwierigkeiten machen. Von der Lage von Argos und den Spuren des Alterthums gibt Leake eine genaue Beschreibung (Kap. 20) nebst einem schönen Plane, nach dem man sich sehr wohl orientieren kann; der Unterz. erkennt darnach, mit dem Verf., daß die zweite Burg von Argos (bey Livius) zu der nordöstlichen Fortsetzung der Larissa gehörte, welche Pausanias Deiras nennt; die Höhe Aspis aber, welche er früher für diese zweite Burg hielt, muß nach Plutarch für die südliche Fortsetzung der Larissa genommen werden, oberhalb des (noch vorhandenen) Theaters.

Es wird nicht schwer seyn darnach das ganze Argos des Pausanias zu zeichnen. Das übrige Argolis übergehen wir hier, da Leake davon, im Verhältniß zu dem durch W. Gell schon bekannt Gewordenen, nicht viel Neues berichtet. Eine ganz neue Vorstellung erhält man dagegen durch Leake (Kap. 22) von den Grenzgegenden von Argolis und Lakonika, dem alten Kynuria mit dem Hauptorte Thyrea. Denn während der Verf. dieser Anzeige dieß Thyrea dem Wege von Argos nach Tegea nahe, da wo W. Gell den neuen Ort Arathyrea angibt, hinsetzte: findet Leake die Ruinen desselben viel mehr südlich, zwischen den Küstenorten Astron und Prasia, aber mehr landeinwärts, zu Luku, wo viele umherliegende Fragmente antiker Sculptur die Hoffnung neuer, noch interessanterer, Funde anregen (vgl. mit Leake T. II. p. 488. Annali dell' Inst. di C. A. T. I. p. 133 sqq.). Wir übersehen nicht, wie viel für diese südlichere Ansetzung spricht (namentlich die Lage des Strudels Deine, jetzt Anavolo, bey Genesion), aber mißlich bleibt es immer, daß Thukydides (IV, 57) die Entfernung Thyrea's vom Meere nur zu zehn Stadien angibt, während sie hiernach dreißig betragen sollte.

In Lakonika erhellt sich erst völlig durch das Leake'sche Werk die Gegend am Flusse Denus (welchen Ref. auf seiner Karte eine Meile zu nördlich in den Eurotas münden läßt) um Selasia, wo der letzte Rest der Spartanischen Macht unter der Wucht der Makedonischen zusammenbrach, von welcher Schlacht hier auch ein kleiner Plan (T. II. p. 530) gegeben wird. Man sieht erst jetzt recht ein, worauf auch der Verf. V. III. p. 26 aufmerksam macht, wie klug die

Dorier von Anfang an Sparta zu ihrem Sitze, von dem sie die ganze Landschaft behaupten wollten, gewählt hatten, indem die verschiedenen Schluchten und Thalwege, welche von Norden aus ins innere Lakonika führen, hier zusammenlaufen, und solchergestalt Sparta, wie ein Niesel, die besten Gegenden seiner Landschaft zuschließt. Der Verfasser gibt von Sparta sowohl einen Plan der umliegenden Ebene (zu Kap. 23), als auch insbesondere der Stadt (zu Kap. 4); der letztere stimmt im allgemeinen Umrisse mit dem von dem Unterz. gegebenen überein, doch mit bedeutenden Differenzen, deren Erwägung hier noch abgelehnt werden muß. Bey einer neuen Bearbeitung der Sache ist auch der Plan bey Le Roy Ruines de la Grèce T. II. p. 32 pl. 12 (zweyte Ausg.) zu benutzen. Süd-Lakonika hat, wie oben schon bemerkt, entschieden durch Leake viel Aufklärung erhalten; nur ist zu bedauern, daß die Ost-Küste noch immer nicht mit Sicherheit gezeichnet werden kann, da es an einer Route von Prassä (bey Kalymia von Prasto, nach Leake) nach Epidaurus Limera bey Monembasia fehlt. Die Karte von Lapie enthält in Lakonika offenbar viel nicht hinlänglich Beglaubigtes; doch würde der Vorwurf von Bory St. Vincent, einem der Mitglieder der Commission für Morea (im Bulletin de la Société de Géographie, vergl. Berghaus Annalen Nov. 1829), daß die Maina um andertzhalf Lieues zu lang und überdieß viel zu schmal gezeichnet sey, dem ersten Theile nach wohl alle neuern Karten, auch die Leake'sche, treffen. Messeniens Darstellung (Kap. 9. 10) stimmt mit der von dem Unterz. gegebenen in allen Theilen von dem Messenischen Busen aufwärts bis

zu der merkwürdigen aus drey sich begegnenden Halbbogen bestehenden Brücke überein; dagegen wird der Lauf der kleinen Flüsse nördlich davon anders angegeben; auch hier weicht die Lapie'sche Karte sehr ab. Von den Ruinen des von Epaminondas gegründeten Messene am Berge Ithome erhält man einen schönen Plan, welchen der Verf. mit einem von Cockerell aufgenommenen verglichen hat. Das nördliche Thor der Festungsmauern von Messene erklärt Leake für eins der vorzüglichsten Muster Griechischer Kriegsbaukunst, welche vorhanden sind. Die Nachrichten, welche der Verf. über das Technische der Bauart der Mauern u. s. w. gibt, sind eben dadurch besonders wichtig, daß wir die Epoche dieser Anlagen so genau kennen. Die Lage von Pylos Messeniakos bey Koryphasion (Kap. 10) wird von dem Verf. genau mit der Homerischen Beschreibung des Neleischen Pylos verglichen; Leake entscheidet sich ebenfalls, für Pausanias und gegen Strabon, dahin, daß Homers Pylos das Messenische sey, wie in Deutschland Nixsch und Bölker (in Seebode's Neuem Archiv III, I. S. 44) die Frage beantwortet haben. Immer bleiben aber noch Argumente für das Triphylische unwiderlegt, wovon für den Ref. ein mythologisches großes Gewicht hat, nämlich dieß, daß der Name des Flusses Minyeios, an dessen Einheit mit dem Triphylischen Anigros kaum gezweifelt werden kann, zu sichtlich mit der Verwandtschaft der Pylier mit den Minyern (Odyssee XI, 280 u. Andere) zusammenhängt, als daß es gerathen wäre, das Flüsschen nach Triphylien, und doch die Stadt nach Messenien zu setzen. Sonst ist es eine wichtige Belehrung des Verf., wornach der Ref.

seine Karte berichtigen muß, daß der Aegaleos eine fortlaufende Berghöhe parallel mit der Küste zwischen Koryphasion und Kyparissia bildet.

Die Route des Verfs. durch Triphylien bestätigt die nach den früheren Hülfsmitteln gegebene Situationszeichnung; nur die dem Werke beygegebene Karte, die nicht immer völlig genau ist, läßt den vom Verfasser im Text beschriebenen Anigros, jetzt Mauropotamo, aus. Ehe wir aber nicht eine genaue Aufnahme der inneren und oberen Gegenden von Triphylien, nebst genauer Angabe aller Trümmer des Alterthums erhalten, werden die mythologischen Fragen, welche diese Gegend betreffen, nicht ganz entschieden beantwortet, und das Dunkel, welches darüber liegt, nicht völlig gelichtet werden können. Von dem Plane, welchen Leake von Olympia, und von den Nachrichten, welche er über die Ruinen des Zeus-Tempels gibt, hat der Unterz. schon in Bötkel's Archäologischem Nachlaß Heft I. S. 64 flg. gesprochen. In der Landschaft von Elis hatte sich der Unterz. schon früher überzeugt, daß sich kein Bergzug vom Vorgebirge Chelonates nach Ichthys fortziehe, und der Peneios seinen Weg durch diese Gegend nehme (wonach bey Strabon VIII, p. 338 Leake für μεταξὺ τοῦ Χελωνάτα u. s. w. μετὰ τὸν X. corrigiert, der Sache nach richtig, ob aber nach Strabon's Meinung, ist zu zweifeln); doch wird nun auch nach Leake's Angaben die Lage der Berge Skollis, Erymanthos, Pholoe gegen einander eine andere werden müssen.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

36. Stück.

Den 3. März 1832.

L o n d o n.

Beschluß der Anzeige: Travels in the Morea with a map and plans. By William Martin Leake etc. etc.

Arkadien ist eine Landschaft, welche der comparativen Geographie so viel zu rathen und zu lösen aufgibt, daß von den Verdiensten des Verfs. für die Aufklärung derselben hier nur einiges hervorgehoben werden kann. Besonders schwierig ist die Entwirrung der Gegend von Megalopolis (Kap. 18), für welche Leake ein besonderes Kärtchen gibt. Man wird finden, daß es mit der Karte des Unterz. so gut stimmt, als man billiger Weise verlangen kann. Nur hat Leake, in Uebereinstimmung mit Bekker und Siebelis ad Pausan. VIII, 34, 3 wohl Recht darin, die Arkadische Landschaft, welche man sonst Aegyptis nannte, mit der Lakonischen, den Arkadiern abgenommenen, Aegyptis für dieselbe zu erklären. Der erstere Name muß nun ganz aus der Geographie des Peloponnes verschwinden.

Die Ruinen, welche Eufosura zugeschrieben werden, hat erst nach Leake Dodwell aufgefunden, W. Gell gibt in einem neuerdings zu München erschienenen Werke 'Probestücke von Städte-mauern des alten Griechenlands' auf der elften Tafel eine Zeichnung davon. Die Ebenen von Tegea und Mantinea sind von dem Verf. mehrmals durchwandert worden, und erhalten, auch durch eine besondere Karte, bedeutende Aufklärung; von der erstern Stadt ist wenig mehr zu entdecken, indessen liegen noch Stücke großer Säulen da, die dem herrlichen Tempel der Athena Alea angehören können, und der tiefe aufgeschwemmte Boden mag viel mehr verbergen (Kap. 3); dagegen sind die Mauern der letztern Stadt zum Theil wohl erhalten und für die Nachweisung der Griechischen Fortification (wobey Alles auf den Gegensatz der Schild- und Speer-Seite ankommt) von größter Wichtigkeit; wir bedauern daß der Verf. nur eine leichte Skizze eines Thors (V. I. p. 105), nicht einen Plan des ganzen Mauer-Ringes gibt, wie sich ein solcher in den Elginischen Portefeuilles findet. In den Gegenden nördlich davon unterscheidet Leake mit Recht Kaphyá bey dem See von Orchomenos von Karyá zwischen Orchomenos (Kalpakti) und Pheneos (Phonia); er setzt es, ungefähr wie der Ref., auf Gioza; auch wird es, nach genauerer Erwägung der Localitäten, nicht angehen, dieß Karyá (mit Bekker und Sylburg zu Paus. VIII, 13 ex. 14, 1) in Kaphyá zu verwandeln. Uebrigens hat der Ref. nie dieß Pheneatische Karyá verwechselt mit dem Karyá, welches frühzeitig von Tegea losgerissen hernach zum nördlichen Lakonika gehörte, wenn er auch durch seinen Ausdruck zu Mißverständnissen Veranlassung gegeben (Böttiger Amalthea III. S. 160.) Sie-

belis ad Pausan. VIII, 13 ex.). Aehnliche Schwierigkeiten und Zweifel drängen sich um den Namen Aroanioß, welchen man nach Pausanias nicht umhin kann, drey Flüßchen oder Bergwässern zuzueignen, die von der Arkadien nördlich begränzenden Bergkette nach verschiedenen Thälern herabströmen. Herr Prof. Bernhardt annot. ad Dionys. Perieg. v. 416, der dieß rem prorsus incredibilem nennt, wird nun doch wohl daran glauben müssen, da auch Leake (V. II. p. 210 there were three rivers of the name of Aroanius in Arcadia) keinen andern Ausweg gefunden, und da getrost auf jede neue Untersuchung dieser Gegenden provociert werden kann. Die in einigen Puncten streitige Lage von Psophis (Tripotamo) ist auch durch Leake (Kap. 17) vollkommen aufgeklärt, welcher nach Polybios den Waldbach, westlich von den noch vorhandenen Mauern, Aroanioß nennt, und den südlich vorbeystießenden Fluß Erymanthos; auch läßt sich Pausanias damit recht gut vereinigen. Sehr interessant ist die Beschreibung, welche Leake (Kap. 26) von der im Alterthum Styx genannten Quelle bey Nonakris gibt; Leake findet, daß Niemand sie getreuer geschildert als Hesiod in der Theogonie B. 785. 805. Sie fällt in einer sehr hohen, zu Zeiten stäubenden Cascade in einen unzugänglichen Abgrund, so daß die angebliche Tödtlichkeit ihres Wassers wenigstens an dieser Stelle nicht untersucht werden kann; der Schauer aber, mit dem man sie im Alterthum betrachtete, hat sich noch erhalten, und drückt sich auch in dem neuen Namen Mauroneria und Draconeria (schwarzes und schreckliches Wasser) aus.

In Achaia wendet Leake große Sorgfalt auf die Beachtung aller der von der südlichen Berg-

Bette in den Korinthischen Meerbusen strömenden Flüsse, und auf die Vergleichung der vorhandenen mit den alten Namen; das Meiste stimmt mit dem nach früheren Angaben Festgesetzten überein. Einiges möchte hier zu bessern seyn, z. B. daß Krios westlich neben Aegira gesetzt wird (V. III. p. 392); während dieß ein Fluß des Gebiets von Pellene ist, dessen Bette nur nach der Seite von Aegira (πρὸς Αἰγίρας Pausan. VII, 27, 4., d. h. eigentlich wenn man von Aegira nach Pellene kömmt) gesetzt wird. Die Beschreibung, welche unser Reisender von dieser Wanderung längs der Küste des Korinthischen Meerbusens gibt, muß selbst das indifferente Gemüth eines Touristen zur Nachfolge begeistern; er erhebt die Anmuth der Küstenformen, die Abwechslung der Aussichten, die Kühnheit der gegenüberliegenden Gebirgsmassen auf höchste, und setzt diesen Golfo über jede lakescenery in Europa (V. III. p. 397). Aber wie die reizendsten Gegenden der Erde oft im geheimen Schooße die größten Schrecknisse verbergen: so erinnert auch hier die Gegend von Trupia an jenes furchtbare Ereigniß (373 v. Chr.), wodurch zwey bedeutende Städte derselben, Helike in die Wasserfluthen, und Bura in plötzlich sich öffnende Abgründe der Erde, versanken; die letztre Stadt wurde nachmals erneuert, Helike aber hatte selbst seinen Boden verloren. Eratosthenes, der ein Jahrhundert später die Stelle sah, hörte noch die Schiffer erzählen, daß die eherne und colossale Bildsäule des Poseidon Helikonios, eben des Gottes, der in seinem Zorn seine eigene heilige Stadt verwüestet haben sollte, mit einem Hippokampen in der Hand auf dem Meeresgrund aufgerichtet stehe, und den Fischern häufig die Netze zerreiße. Wie sehr aber die Natur in die-

fer Gegend dieselbe geblieben ist, beweist ein Ereigniß vom 23. August 1816, welches Leake mit der Begebenheit des Alterthums vergleicht. Ein Schall, wie von einer Batterie Kanonen, kündete das Erdbeben an, welches nur andertshalb Minuten dauerte, aber die furchtbarsten Verwüstungen anrichtete; zugleich überschwemmte die See die ganze Ebene unterhalb von Bostiza (unmittelbar neben dem alten Heli), und führte mehrere Magazine spurlos von der Küste hinweg. Zwey Drittel von Bostiza und fünf Dörfer der Gegend wurden dabey völlig zerstört. Wenn solche Ereignisse sich an den Küsten Griechenlands in der Vorzeit mehr drängten: so begreift man wohl, wie die Griechen darauf kamen, den Meeresgott als den Erdschütterer zu betrachten, der mit dem Dreyack die Felsen spaltet, und mit Stiergebrüll über die Ebene losbricht.

Eine wichtige Zugabe zu diesem Werke sind die lithographirten Inschriften, von denen mehrere noch unediert sind, andere zur Vervollständigung der im Corpus Inscriptionum gegebenen benutzt werden können. Das größte Interesse haben wohl zwey, von denen die eine, N^o. 46, zu Mauromati, d. h. unter den Ruinen Messene's gefunden, Gränzbestimmungen zwischen Messenien und Phigalia oder Phialia (Μεσσανιοι, Φιγαλις) in dem später geläufigen Dorischen Dialecte enthält; die andere N^o. 71 im Kloster Agion Saranda, d. h. zu Sellasia, gefunden worden ist, und, in ziemlich alter Schrift und Spartanischem Dialect, Namen von Siegern in Wagenkämpfen aufbewahrt, wobey öfter die Formel: ἐνίκη αὐτος ἀνιοχῶν, d. i. ἐνίκη αὐτὸς ἠνιοχῶν, wiederkehrt.

R. D. M.

B e r l i n.

In der Schüppelschen Buchhandlung: Untersuchungen über die Kinderpest, von C. J. Lorinser, Königl. Preuß. Regierungs- und Medicinalrath u. s. w. 1831. XVI u. 264 S. 8.

Die Einfälle der Kinderpest in das civilisierte Europa, die sich seit mehreren und zwar Friedensjahren wiederholten, und deren Vordringen nach dem Herzen von Deutschland nur mit Mühe verhütet worden, haben die an den östlichen Gränzen der Oesterreichischen und Preussischen Staaten bestehenden Vorkehrungen zur Abhaltung dieser Ländergeißel von neuem als ungenügend und unwirksam erwiesen. Da diese Erfahrung schon seit einer Reihe von Jahren gemacht worden ist, so mag man sich allerdings schwer die Beybehaltung jener Vorkehrungen erklären können, so wie noch weniger die fortwährende Gestattung des den westlichen europäischen Rindviehheerden Verderben bringenden Handels und Verkehrs mit dem Steppenvieh aus dem Süden Russlands. Die scheinbare Rechtfertigung desselben durch den Mangel an Schlachtvieh in Oesterreich und Preußen wird selbst, wenn die Sache gegründet wäre, durch den ungeheuren Verlust den jener Handel dem europäischen Vieh zufügt, mehr als tausendfach aufgewogen. Dunkel und wenig aufgeklärt war ferner die ursprüngliche Erzeugung der Kinderpest sowohl hinsichtlich ihrer Heimath als ihrer Entwicklung; kurz es gab ungeachtet der zahllosen über die Kinderpest erschienenen Schriften noch so viele zu berichtigende Punkte, daß man die vorliegende Arbeit, welche sich hauptsächlich auf practische Beobachtungen stützt, und jene wichtigen Fragen gründlich und Ref. getrauet sich zu sagen mit Erfolg behandelt, als

einen wahren Gewinn für die Wissenschaft ansehen kann. Ob aber auch zugleich damit der Hauptzweck — Abhaltung der Rinderpest — entweder durch Aufhebung des Handels mit Steppenvieh, oder durch eine entsprechendere Einrichtung der Contumaz-Anstalten erfüllt werde, bezweifelt Ref. sehr. Was dieser Schrift eine besonders günstige Aufnahme zusichert und Werth gibt, besteht nach Ref. Ansichten nicht sowohl in der Berichtigung mancher bisherigen Irrthümer über den Gang und Verlauf der Rinderpest, worauf der Verf. wohl ein zu großes Gewicht legt, als vielmehr in den Untersuchungen über das eigentliche Vaterland der Seuche, die Verhältnisse ihrer Mittheilung und in den ausführlichen Vorschriften zu zweckmäßigeren Quarantaine-Anstalten, die zwar umständlich sind, schwerlich aber durch bessere ersetzt werden dürfen. Amtlicher Beruf verschaffte dem Verf. Gelegenheit, die Rinderpest in ihrer Heimath und auf ihrem Zuge zu beobachten, und man darf um so mehr auf die Treue der gemachten Mittheilungen bauen, da der Verf. früher Vorlesungen über Thierheilkunde gehalten, und nicht ohne Erfolg in dieser Wissenschaft gearbeitet hat. In der Einleitung handelt der Verf. zuvörderst von der Geschichte der Rinderpest. Aus derselben ergebe sich daß die Krankheit meist in Zeiten erscheine, die durch außerordentliche Witterung, anhaltende Nässe, große Dürre und andere ungewöhnliche Naturerscheinungen ausgezeichnet sind, und unter epidemischen Verhältnissen, durch welche die Entstehung des ansteckenden Typhus und des Wechselfiebers, so wie die Verbreitung der orientalischen Pest, der Ruhr und Influenza begünstigt wird. Die Seuche selbst habe ihre Quelle in dem aus Südosten kommenden Steppenvieh

und verbreite sich zuerst in der Richtung, welche diese Heerden auf ihrer Wanderung befolgen. Der eigentliche Bereich der Rinderpest sey Europa innerhalb des 40. und 60. Grades der Breite und des 15. und 70. der Länge; den nördlichen Theil von Rußland und Schweden, den südlichen der europäischen Türkei, die Inseln des Mittelmeers, Schottland, Irland und die pyrenäische Halbinsel scheine sie noch niemals erreicht zu haben. Die Untersuchungen selbst stehen in folgender Ordnung. 1. Von den Steppenländern im Allgemeinen und von dem Character und der Versendung ihrer Rindviehherde. Meinungen über die Entstehung und das Herkommen der Rinderpest. Der unterscheidende Character des europäischen Steppenviehes äußere sich nicht allein in der Farbe, Gestalt und Größe der Thiere, sondern auch in manchen Eigenheiten die sich auf Gesundheit und Krankheit beziehen, nicht allein daß sie seltener erkranken als unser einheimisches Vieh, sondern auch den Krankheiten selbst stärker zu widerstehen vermögen. Nach Oesterreich werden jährlich ungefähr 50000 Ochsen eingeführt, weit weniger nach Preußen. Der Verf. widerlegt dann die meist angenommene orientalische Abkunft der Rinderpest. Jenseits des Urals und Kaukasus sey sie noch nicht beobachtet worden. II. Von dem europäischen Ursprunge und dem periodischen Erscheinen der Rinderpest. Analogien und Erfahrungen. Weder bey den Menschen noch bey den Thieren gebe es eine fieberhafte, schnell verlaufende Krankheit, welche vom Augenblick ihres ersten Entstehens Jahrhunderte hindurch allein durch Ansteckung sich erhalten hätte, alle entständen von Zeit zu Zeit aus besonders eintretenden Ursachen, um nach kürzerer oder längerer Herrschaft wieder zu verschwinden, und

dann sich von neuem zu erzeugen, so auch die Rinderpest, welche übrigens die größte Aehnlichkeit mit dem typhus dysentericus bey Menschen habe. Sie herrsche weder beständig und fortwährend in Asien, noch im südlichen Rußland, noch in der Wallachey, noch in Ungarn. Alle diese Länder seyen vor dem letzten Türkenkriege eben so lange als Deutschland von ihr befreuet gewesen. Wäre sie in den Steppen stets vorhanden und so bössartig als bey uns, so müßte sie dort bey dem zahlreichen Viehstand und der geringen Wirksamkeit der Polizey die größten Verheerungen anrichten, dem die Erfahrung widerspreche. III. Von der Verschiedenheit der Rinderpest nach den Rassen und von dem Verhältniß der Sterblichkeit. Bey dem Steppenvieh sey die Krankheit überhaupt gelinder, der Verlauf nicht so rasch und unregelmäßig, und die Zufälle entwickelten sich meist weder so vollständig noch so heftig als bey unseren Thieren, auch sey die Sterblichkeit bey jenen im Durchschnitt geringer und unter gewissen Umständen so unbeträchtlich, daß man sich weigere die Krankheit als eine Pest gelten zu lassen, zumal wenn man sehe, daß die Kranken oft ohne Heilmittel genesen, so bald sie der Ruhe und einer guten Pflege sich überlassen können. Zur Bestätigung werden mehrere Beyspiele angeführt. Dieser Unterschied der Bössartigkeit und der davon bedingten Sterblichkeit zeige sich auch in den Resultaten die man durch die Einimpfung der Rinderpest bey verschiedenen Rassen erhalten habe. Bey unserem einheimischen Vieh habe daher die Impfung stets einen ungünstigen Erfolg, wenn sie während der größten Gewalt der Seuche vorgenommen werde. Auf demselben Grunde beruhe die Erscheinung, daß das Steppenvieh zuweilen in scheinbar ge-

sundem Zustande durch Gegenden und Orte ziehe, wo einige Tage darauf die Pest zum Ausbruch komme. Die Sterblichkeit sey bey dem Steppenvieh am geringsten, bey den polnischen und deutschen Kindviehschlägen nehme sie bedeutend zu, und bey der Schweizerrasse und in den Marschgegenden scheine sie den höchsten Grad zu erreichen. Sie verändere sich aber auch in den verschiedenen Perioden der Seuche. IV. Von der Entstehung der Kinderpest im Steppenlande und von der ursprünglichen Form derselben. Im Steppenland als ehemaligem Seegrund fänden sich alle Bedingungen beysammen, welche die Erfahrung von jeher als Ursachen bössartiger Fieber und Ruhren bezeichnet habe, es wechselten Ueberschwemmungen und Regengüsse sehr oft mit langwieriger Trockenheit ab; Hitze und Kälte, Nässe und Dürre wären daselbst nicht selten von einer Gewalt, die sich in der Vegetation und in der Gesundheit der Menschen und Thiere durch die verderblichsten Wirkungen zu erkennen gebe. Diese würden noch durch die zahlreichen Moräste vermehrt, aus welchen in der wärmeren Jahreszeit beständig eine schädliche Sumpfluft emporsteige, und die Ebenen hauchten ähnliche, vielleicht nicht minder schädliche Dünste aus, die nun allenthalben durch die Winde verbreitet würden. Die ursprüngliche Anlage zur Kinderpest werde vorzüglich von der Rasse bedingt, die äußeren Bedingungen steigerten diese Anlage und veranlaßten endlich den Ausbruch der Seuche. Die sogenannte Magenseuche sey nichts als eine Modification der Kinderpest. V. Von der Entstehung der Kinderpest in dem ausgewanderten Steppenvieh. Die eigenthümliche Krankheitsanlage des Steppenviehes werde von demselben mit auf die Reise genommen, und da

dieselbe in einem anderen Clima in einigen Wochen oder Monaten nicht getilgt werden könne, die gelegentlichen Einflüsse auf der Wanderung oft dieselben als in den Steppen wären und noch durch die Beschwerden und Anstrengungen der Wanderung, durch den Uebergang in ein anderes Clima so wie durch die gänzliche Losreißung von der gewohnten Lebensweise erhöht würden, so könne die Seuche unter Steppenvieh, das völlig gesund die Heimath verlassen habe, auf der Reise sich erzeugen. Daher sehe man öfters die Pest in fremden Heerden ausbrechen die eine weite Reise machen, ohne die Krankheit in dem durchwanderten Gebiet verbreitet zu haben. Aus der Geschichte wird dieses zu erweisen gesucht. VI. Von der Ansteckung und dem Seuchengange der Rinderpest. Die Gewalt des Contagiums sey so groß, daß in dieser Hinsicht die Rinderpest unter allen bekannten ansteckenden Krankheiten der Menschen und Thiere den ersten Rang und eine Selbstständigkeit behaupte, die von den Veränderungen des Climas, der Witterung, Temperatur &c. am wenigsten beeinträchtigt werde. Sie folge genau dem Zuge welchen die kranken Thiere oder die mit ihrem Gift besetzten Gegenstände genommen haben. Das Contagium sey sowohl in der Luft als im Wasser auflöslich. Nur selten werde eine gewisse Regelmäßigkeit im Verlauf der Seuche beobachtet. Nach der gemeinsten Erfahrung werde ein Thier ansteckend, so bald die Krankheit sichtbar ausgebrochen ist, und insbesondere der Augen- und Nasenfluß, das Geifern und der Durchfall sich eingestellt haben. Dieser Ausbruch erfolge aber zuweilen schon am dritten und vierten Tage, öfters am fünften und sechsten, in anderen Fällen erst am siebenten und achten Tage nach der Ansteckung, und in eben so verschiedenen Zeiträumen

sehe man nach dem Ausbruch den Tod erfolgen. Dasselbe geschehe auch nach der Einimpfung der Pest. Mehr Regelmäßigkeit zeige die Seuche bey dem Steppenvieh. Die Verbreitung des Contagiums stehe im Verhältniß zur Länge des seit dem Ausbruch der Krankheit durch das ausgewanderte Steppenvieh zurückgelegten Weges, zu der vielfältigeren oder geringeren Theilung der Heerde und überhaupt zu der Menge der Berührungspuncte, welche durch die fremden Thiere den einheimischen dargeboten werden. Wie lange das Contagium an Thieren wie an leblosen Gegenständen denen es anklebt, sich wirksam erhalten könne, sey schwer zu entscheiden. Der Seuchengang verändere sich nach Entstehung, Wachsthum und Abnahme der Krankheit. Anfangs zeige sie sich mild und schleichend unter dem Steppenvieh, die zweyte Periode dauere am längsten und sey von der größten Verheerung begleitet, in der dritten lehre die Gelindigkeit der ersten zurück, so daß alsdann selbst die meisten einheimischen Thiere genäsen. VII. Von den Symptomen der Kranken und von der Beschaffenheit der Todten. Die Gesammtheit der Symptome welche der Kinderpest eigen sind nehme man niemals bey einem einzelnen Kranken, kaum in einer ganzen Heerde wahr, deshalb sey es unmöglich ein Bild zu entwerfen, auf welches alle vorkommenden Fälle passen könnten. Daher zählt der Vf. zuerst die Symptome auf, welche bey der Kinderpest beständig vorhanden sind; alsdann werden einige Erscheinungen beschrieben, die nur in einzelnen Seuchen beobachtet wurden, und zuletzt die wichtigsten Abweichungen angeführt, welche die Krankheit bey verschiedenen Individuen hervorbringt. Die von Kausch für charakteristisch gehaltenen Erosionen in der Maulhöhle zählt der Vf. zu den unbeständigen Merkmalen. Wäh-

rend der größten Herrschaft der Seuche bemerke man nicht selten einen so schnellen und tödtlichen Verlauf, daß nur die wenigsten Symptome sich vollkommen entwickeln könnten. Die Anzahl, Heftigkeit und Reihenfolge der Zufälle werden so wie die Sterblichkeit im Allgemeinen von dem Anfange, Wachsthum und Nachlaß der Contagien bedingt, und die Impfung mache keinen Unterschied darin. Als die wichtigsten Veränderungen nach dem Tode bezeichnet auch der Vf. diejenigen in der Bauchhöhle. Bey einheimischem Vieh sind alle Symptome zahlreicher und bedeutender als bey dem Steppenvieh. VIII. Von der Erkennung und Unterscheidung der Rinderpest. Keine Erscheinung bey der Rinderpest für sich allein betrachtet könne eine feste Diagnose begründen, jede aber im Zusammenhang mit den übrigen betrachtet, überhaupt die sorgfältige Wahrnehmung und Beurtheilung Alles dessen, was die Symptome, der Leichenbefund und der Seuchengang anzeigen, werde über die Natur der Krankheit keinen Zweifel übrig lassen. Zuweilen lasse sich mit hoher Wahrscheinlichkeit das Erscheinen der Seuche vorhersagen, wenn außerordentliche Naturereignisse eintreten, welche bey Menschen Epidemien erzeugen. Die Rinderpest könne weder mit der Lungenseuche, noch mit dem Milzbrand, dem Faulfieber und Durchfall verwechselt werden. Eine dem Wesen der Krankheit entsprechende Benennung anlangend, so möchte sie der Vf. bössartiges Ruhrfieber genannt wissen. IX. Von der Abwendung der Rinderpest und von den Vorkehrungen an den Landesgränzen. Durch Verhinderung des Ansteckens und durch Zerstörung des Contagiums ist es bis jetzt allein gelungen, die Seuche in ihrem Gange zu hemmen, zu unterdrücken und von anderen Gegenden abzuhalten. Die ersten und wichtigsten Vorkeh-

rungen wären aber gegen das Steppenvieh zu richten, weil die Krankheit nicht nur ursprünglich unter demselben entstehe, sondern auch wegen des gelinderen und schleichenden Verlaufes bey diesen Thieren leichter verkannt werde, mithin um so größere Vorsicht und Aufmerksamkeit erfordere. Ein wohlgeordnetes Quarantainesystem an den östlichen Gränzen der Oestereichischen und Preussischen Staaten sey die erste und wichtigste Vorsicht, die bisherigen Anstalten hätten keinen Erfolg gehabt. Die Vorschläge des Vf. zu einer besseren Einrichtung derselben sind sehr beherzigungswerth. Die Gesundheitsprobe dürfe nicht weniger als 21 Tage betragen. X. Von der Tilgung der Rinderpest im Innern des Landes. Der Erfolg des gegen die Rinderpest einzuschlagenden Verfahrens hänge nicht bloß von der Zweckmäßigkeit der ertheilten Vorschriften, sondern noch mehr von der Einsicht und Thätigkeit der Personen ab, welche die ersteren auszuführen haben. Wenn die Tilgung schnell und sicher gelingen solle, müsse gleichzeitig und bald nach dem ersten Ausbruch der Seuche dahin gewirkt werden, daß kein neuer Peststoff aus dem Auslande eingebracht, das Uebel schnell und überall entdeckt, in dem betroffenen Orte festgehalten und unterdrückt werde. Nicht früh genug könne die Herkunft und Verschleppung des Contagiums ermittelt werden, um den Umfang des Uebels kennen zu lernen. Alsdann wären in jedem frankten Orte gleich diejenigen Maßregeln zu nehmen, durch welche die Ansteckung verhindert, das Pestgift isoliert und vernichtet werde. Als die vorzüglichsten Mittel dazu hält auch der Vf. tägliche Revision des Hornviehes, Aufhebung des Viehverkehrs, Sperre der angestechten Gehöfte und das Tödten der erkrankten Thiere. Die Sperre eines jeden von der Seuche befallenen

Hofes müsse nach dem letzten Sterbefalle noch 21 bis 28 Tage fortdauern. Es folgen dann Vorschriften zum Fortschaffen und Begraben des todten Viehes, so wie zur Reinigung der verpesteten Höfe. Von Arzneyen sey bey der Seuche gar nichts zu hoffen. Ein Anhang enthält den Verlauf der Kinderpest in Oberschlesien in den Jahren 1827 und 1828.

L.

M a r b u r g.

Bey Garthe: Grundriß zu einer Hessischen Gelehrten- und Künstler-Geschichte, vom Jahre 1806 bis zum Jahre 1830. Von Dr. C. W. Just. 1831. XII u. 850 S. in 8.

Dieser Band bildet zugleich eine Fortsetzung von Strieders Hessischen Gelehrten-Geschichte, von der der Herausg. bereits die beiden letzten Theile bearbeitet hat, kann aber auch als für sich bestehendes Werk betrachtet werden. Es umfaßt den Zeitraum des leztverflossenen Vierteljahrhunderts, und enthält die Hessischen Schriftsteller und Künstler, die während desselben blüheten und noch blühen; mit Nachträgen über diejenigen, welche bereits in dem Striederschen Werke vorkamen. Es sind der größern Zahl nach Selbstbiographien, viele Artikel aber sind auch aus der Feder des Herausgebers geflossen, und man wird gern ihm glauben, wie viel Mühe es ihm gekostet habe, sich die nöthigen Materialien dazu zu verschaffen, wenn man sich auch nur an die Klagelieder dessel. Meusel über diesen Gegenstand erinnert. Der vorliegende Band enthält über 150 Artikel, natürlich von höherem und geringerem Interesse; wir fließen darin auf so manche, theils uns befreundete, theils berühmte Namen, daß wir uns

dem Verf. sehr verpflichtet fühlen. Bey Selbstbiographien ist es freylich schwer, den richtigen Maßstab zu finden, für das was gesagt und nicht gesagt werden mußte; der wohl kein anderer seyn kann, als was dem Publicum über den Verf. zu wissen nöthig und nützlich ist. Wenn aber auch in einzelnen Fällen über diese Gränze hinausgegangen seyn sollte, so ist doch eine gewisse Ausführlichkeit erforderlich, ohne welche die Persönlichkeit des Verfassers sich nicht darstellen läßt. Die bloße Angabe von Geburts-, Beförderung-, Heiraths- und Sterbejahren reicht dazu nicht hin. Die Uebersicht des Ganzen führt zu erfreulichen Betrachtungen. Ein Land von so mäßigem Umfange konnte in einem Vierteljahrhundert eine solche Anzahl ausgezeichneten, und auf die verschiedenste Weise ausgezeichneten, Männer hervorbringen! Welchen Antheil hatten daran die verschiedenen Stände, besonders der geistliche Stand? Wie wirkten die niedern und höhern Lehranstalten darauf ein? Wie waren es so oft kleine und zufällige Umstände, welche die ganze künftige Laufbahn eines Mannes bestimmten? Worin liegt der Grund, daß es in Hessen fast mehr wie anderwärts gelehrte und Künstler-Familien gibt, aus denen eine Reihe von Männern aufzuführen war? Diese und andere Betrachtungen werden sich dem Leser bey dem interessanten Buche von selbst darbieten. Auffallend ist es besonders, wie reich Hessen an Künstlern ist! Daß aber der Verf. diese mit in seinen Plan aufnahm, verdanken wir ihm um desto mehr, da dieselben in den meisten Fällen weit besser mit dem Pinsel und dem Meißel als mit der Feder umzugehen wissen.

Gn.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

37. Stück.

Den 5. März 1832.

P a r i s.

De l'imprimerie de Fain, 1828: Manuscrit de l'an trois (1794 — 1795) contenant les premiers transactions des puissances de l'Europe avec la république française, et le tableau des diverses événemens, du régime conventionnel, pour servir à l'histoire du cabinet de cette époque. Par le Baron Fain, alors secrétaire au comité militaire de la convention nationale. 458 S. in 8.

Baron Fain bemerkt, daß er als Secretair des Représentans chargés de la direction de la force armée, die erste Order aufgesetzt habe, die Bonaparte als General en Chef der bewaffneten Macht unter Barras, unterzeichnet; vier Jahr später entwarf derselbe für seine Unterschrift seine ersten Befehle, als erster Consul zu Saint-Cloud, und vierzehn Jahre später zu Fontainebleau, Napoleons Abdankungs-Acte. Die Veranlassung zu der angezeigten Schrift, ist folgende: Napoleon verlangte, als er zum ersten

Consul ernannt worden war, eine Uebersicht der seiner Ernennung zum Commando der Italiänischen Armee vorhergegangenen Negotiationen. Fain suchte daher in den Archiven der Convention nach Daten; es scheint aber nicht daß er deren viele fand, denn er bemerkt, er habe sich auf den Zeitraum, da er Secretär der Comité militaire gewesen sey, beschränken, und sich auch hier vorzüglich auf sein Gedächtniß verlassen müssen. Er glaubt, daß die Bekanntmachung dieser, damals für Napoleon unternommenen Arbeit, vorzüglich dazu beytragen werde, die Arbeiten der Convention, in einem günstigeren Lichte darzustellen, als ihnen bislang, aus Unbekanntschaft ihrer Verhandlungen, zu Theil geworden sey. So sehr es befremden möge, daß er von einem Cabinet de l'an trois rede, so werde sein Werk nicht nur die Existenz darstellen, sondern auch dessen große Wirksamkeit bezeugen. Das Comité de Salut Public pendant l'an trois war anfangs nur aus zwölf Mitgliedern, wovon ein Viertel jeden Monat abging und durch neu Gewählte ergänzt wurde, zusammengesetzt; später ward die Zahl derselben auf sechzehn gesetzt. Fain führte mehrere Namen an, die späterhin rühmlichst bekannt geworden sind, als: Clarke, Dupont, Reinhard, Otto, St. Cyr u. a. m. zum Beweise, daß in dieser Periode bereits talentvolle Männer mit den Angelegenheiten Frankreichs beauftragt gewesen sind. — Der Inhalt dieses Werks beschäftigt sich vorzüglich mit den Friedensschlüssen mit Toscana, Preußen, Holland, Spanien, Baiern, Würtemberg, Hessen-Cassel, Portugal, Neapel und Sardinien. Abgerechnet die Aeußerungen der verschiedenen Mitglieder des Comité bey den Discussionen über diese Negotiationen (die über ihre individuellen Ansichten einiges Licht

verbreiten) haben wir in diesem Werke keine unbekanntere wesentliche Thatsachen, diese Friedensschlüsse selbst betreffend, gefunden. Dieß Cabinet de l'an trois hatte bey seinen Verhandlungen mit den genannten auswärtigen Mächten ein leichtes Spiel. Das frühere Comité de Salut Public hatte zum Schrecken vieler Mächte bekanntlich den Grundsatz aufgestellt: 'que la politique de la France régénérée ne devait se faire qu'à coups de canon', wodurch allen Friedensunterhandlungen die Thüre verschlossen wurde. Seitdem aber am 13. April 1794 die Erklärung erschien: 'que l'unité et l'indivisibilité de la République serait la condition nécessaire de tout préliminaire de paix', da klopfte man von mehreren Seiten leise an, und mehrere Mächte schlugen gar seltsame Wege ein. Der die Spanische Armee commandierende General legte in einer Depesche, Kriegsgefangene betreffend, an den gegen commandierenden Französischen General Dugommier ein Olivenblatt, Spaniens Verlangen Frieden zu schließen an den Tag zu legen, ein. Preußen bediente sich auch der Gelegenheit eines Antrags des General Mollendorfs, wegen Auswechslung von Kriegsgefangenen, durch einen Kaufmann, Namens Schmerz aus Frankfurt am Main, zuerst Friedens-Anträge an Frankreich gelangen zu lassen. Das Comité führte die Sprache des Siegers; es zwang die Fürsten sich in ihre neue diplomatische Sprache zu fügen, und dictierte die Bedingungen. Nur Preußen ward mit einiger Schonung behandelt. Wäre Preußen, sagt Fain, mit Ernst in der Coalition geblieben, hätte Mollendorf, als er mit seiner Armee in Westphalen ankam, sich mit der des Herzogs von York vereinigt, so würde es den Alliierten sehr leicht gewesen seyn, Holland und

die Niederlande wieder zu erobern; die damalige Politik des Preussischen Cabinets war für die Republik erwünscht; der Friede mit selbigem hatte die darauf folgenden Friedensschlüsse mit den deutschen Staaten zur Folge. — Die Nachrichten die Fain von den militärischen Ereignissen dieser Periode liefert, sind höchst oberflächlich; wir hätten, statt den schon oft abgedruckten Artikeln der verschiedenen Friedensschlüsse, die Mittheilung der Operationspläne Carnots, denen er den Erfolg zuschreibt, gewünscht. Am ausführlichsten ist er bey der Erzählung der inneren Unruhen in Paris, vorzüglich bey den Vorfällen am 5ten Oct. 1795, der das Grab der Convention wurde. Es war an diesem Tage, daß Napoleon sich zuerst durch den Oberbefehl, den er im Namen Barras über die bewaffnete Macht in Paris führte, den damaligen Gewaltinhabern bekannt machte, wodurch er sich den Weg zum Commando der Italiänischen Armee bahnte. Auf Frerons Empfehlung ward er am 16. Oct. 1795 Divisions-General. Folgende Beschreibung Bonapartens Person aus dieser ersten Periode seines Emporkommens hat vielleicht einiges Interesse: 'il est à peine agé de vingt-six ans; sa taille est petite et mince, sa figure creuse et pâle; des cheveux longs lui tombent des deux côtés du front, le reste de sa chevelure, sans poudre, se rattache en queue par derriere. L'uniforme de général de brigade dont il est encore a vu le feu plus d'une fois, et se ressent de la fatigue des bivouacs. La broderie du grade s'y trouve représentée dans toute la simplicité militaire par un galon du soie, qu'on appelle système. Son extérieur n'aurait rien d'imposant, si ce n'était la fierté de son regard.'

Lüneburg.

Bey Herold und Wahlstab: Neues vaterländisches Archiv oder Beiträge zur allseitigen Kenntniß des Königreichs Hannover und des Herzogthums Braunschweig. Begründet von G. H. G. Spiel — fortgesetzt von Ernst Spangenberg. — Jahrgang 1830. Band I. (372 S.). Band II., mit einem Steindruck (378 S.). Jahrgang 1831. Band I. (370 S.). Band II., mit einem Steindruck (384 S.), oder Band XVII bis XX. Octav.

So hätte denn diese vaterländische Zeitschrift ein volles Jahrzehend bestanden! und dieser Umstand bietet dem Herausg. eine angenehme Veranlassung dar, den Beförderern derselben, und namentlich seinen verehrten Mitarbeitern, für ihre gütige Unterstützung, auch öffentlich seinen innigsten Dank zu bezeugen, und sie um fernern Beystand zu ersuchen. Für das Fortbestehen der Zeitschrift sind freylich die gegenwärtigen Zeitverhältnisse, in welchen nur die Tagespolitik alle Gemüther beschäftigt und nur diese allein Aufmerksamkeit erregt, nicht sehr günstig, und wenn die Zeitschrift selbst in den letztern Jahren nur durch persönliche Aufopferungen, sowohl des Herausgebers als der Verlags-handlung erhalten werden konnte, so sollte er sich billig hüten, die Fortsetzung zu versprechen. Darf er sich jedoch durch einen Rückblick auf den Inhalt der letztern zehn Jahrgänge schmeicheln, durch dieselbe manches unbekanntes Material für die Landesgeschichte zu Tage gefördert, so manche, in mehrfacher Hinsicht, gewiß wichtige Mittheilung den Vaterlandsfreunden dargeboten, und ihnen Gelegenheit gegeben zu haben, die Ergebnisse ihrer Forschungen gegenseitig zu besprechen: so muß ihn diese Rücksicht

bewegen, denselben, so lange es irgend möglich ist, einen Vereinigungspunct zu erhalten, welcher wenigstens bis jetzt auf andere Weise nicht besteht. Während in den meisten andern deutschen Ländern, und sogar in einzelnen Provinzen derselben, sich zahlreiche geschichtliche Vereine gebildet haben, und in eigenen Zeitschriften von ihrer Wirksamkeit öffentlich Rechenschaft ablegen, hat es in den hiesigen Landen nicht gelingen wollen, einen solchen zu stiften; und so hat der Herausg. billig befürchten müssen, daß, wenn er die Fortsetzung seiner Zeitschrift aufgab, jenen Vaterlandsfreunden das einzige Organ entzogen werden würde, durch welches sie zu dem größern Publicum reden, und demselben ihre Mittheilungen zugänglich machen können. Die Fortdauer der seiner Zeitschrift bisher geschenkten Theilnahme voraussetzend — freylich muß er aus den oben angedeuteten Gründen eine thätigere wünschen — wird daher der Herausg. sich der ferneren Redaction derselben widmen, und dieselbe, nach ihrem bestehenden Zwecke, der, mit Ausschluß aller Tagespolitik, auf Mittheilungen zur allgemeinen und speciellen Landesgeschichte, Alterthumskunde, Statistik, Cultur- und Sittengeschichte, Necrologie und Literatur u. dergl., gerichtet ist, fortsetzen. Daß er diesem Plane auch in den vorliegenden vier Bänden getreu geblieben sey, möge die Andeutung der in ihnen enthaltenen ausführlichern Abhandlungen beweisen. In dem 17ten Bande möchten in dieser Hinsicht vorzüglich bemerkenswerth seyn, die Mittheilung eines bisher unbekanntem Erbtheilungsrecesses der Herzöge Friedrich, Bernhard und Heinrich von 1355, durch Herrn Landsyndicus Pricelius (dem wir auch die vortreffliche Stammtafel des Welfischen Fürstenhauses zu verdanken haben), die Biographie des berühmten Germani-

sten Gruppen, vom Herrn Stadtgerichtsdirector Dr. Iffland, die Bemerkungen zur Geschichte und Verfassung der Niedersächsischen und Westphälischen Marschländer, von der Meisterhand des verewigten Landdrosten von Wersebe, die Fragmente aus Möser's Nachlasse, die Abhandlung über die bischöflich-Hildesheimischen Wahlcapitulationen als bisher unbeachtete Quellen der Hildesheimischen Specialgeschichte, von Hn. Justizrath Koken u. a. — In dem 18ten Bande: die critische Beleuchtung, die Herkunft der Grafen von Katlenburg und von Dassel betreffend, vom Hn. Lieutenant Schrader; die Biographie des verewigten Hofraths Alemann, vom Herrn StadtG.D. Iffland; die Mittheilung über einen, mit Characteren bezeichneten Stein zu Tesseburg, der in die Kategorien derjenigen zu gehören scheint, welche Herr Prof. Grimm (über deutsche Runen S. 269) beschrieben hat, vom Hn. Pastor Brüggmann; die ähnliche über den Ursprung der Heinrichsstadt bey der Weste Wolfenbüttel, vom Hn. Geheimenrathe von Strombeck; den Beytrag zur Geschichte der Eva von Trott, vom Hn. Justizrath Koken; die Nachricht über seltene Münzen, vom Hn. Dr. Kotermond, u. s. w. — In dem 19ten Bande: die Geschichte der Reformation in Hildesheim im J. 1542, die Abhandlung über die alten (rätselfaften) Wege in Ostfriesland, von Herrn Friedr. Arends, dem rühmlichst bekannten Verfasser des Werks über Ostfriesland, eine ähnliche über den kirchlichen Zustand des Landes Habeln, seit der ältesten bis auf die neueste Zeit (der sehr zur Ergänzung der Schlegelschen Reformationgeschichte dient) vom Hn. Gerichtsverwalter Dannenberg; die Nachrichten von dem Gestift Schlüsselkorb in

Hildesheim, von dem leider auch schon verstorbenen Archivar Zeppenfeldt u. s. w. — In dem 20sten endlich: die Geschichte der Stadt Seesen, vom Hn. Justizamtmanne Bege, dem Mitverfasser der von Hassel herausgegebenen Beschreibung und Statistik der Herzogl. Braunschweigischen Lande; Beytrag zur Geschichte der Verücken, vom Hn. Justizrath Koken (in Beziehung auf die katholische Geistlichkeit in Hildesheim); Beytrag zur Geschichte der ehemaligen Stadtvogtey zu Lüneburg, vom Hn. Dr. von Dube; die Ermordung Heinrichs von Bodenhäusen, so wie über einige bemerkenswerthe Sagen und Alterthümer aus der Umgegend des Brackenberges, vom Hn. C. von Mengershausen; einige ungedruckte Briefe der Königin Caroline Mathilde von Dänemark u. s. w.

Stehende Rubriken sind geblieben: die Chronik der Universität zu Göttingen, der vaterländische Nekrolog, und die Uebersicht der vaterländischen Literatur; dagegen soll für die Zukunft die Uebersicht der Verhandlungen der Hannoverschen Stände, und die Uebersicht der vaterländischen Gesetzgebung wegbleiben, weil in ersterer Hinsicht für deren Bekanntmachung durch andere Zeitschriften gesorgt worden ist, in letzterer Hinsicht, jene Uebersicht nur dürftig ausfallen konnte, und für andere Mittheilungen Raum gewonnen werden mußte.

Unter den beygegebenen Steindrücken dürfte die Abbildung des Lesteburger Steins der beachtungswertheste seyn.

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

38. 39. Stück.

Den 8. März 1832.

H a l l e.

In der Buchhandlung des Waisenhauses, 1827: Georg Christian Knapp's Vorlesungen über die christliche Glaubenslehre. Aus der hinterlassenen Handschrift unverändert herausgegeben und mit einer Vorrede begleitet von C. Thilo. 2 Theile. in Octav.

Der selige Knapp hatte laut der Vorrede des würdigen Herausgebers, diese Vorlesungen in den Jahren 1785—89 unter mehreren Unterbrechungen ausgearbeitet und im zuletzt genannten Jahre zuerst gehalten. Bis zum Jahre 1810 wurden sie elfmal wiederholt, wobey die nachbessernde Hand des Verfassers stets thätig blieb. Nach dieser Zeit geschah nichts mehr für die Arbeit. Diese Vorlesungen gehören also ihrer Entstehung nach jener Periode an, wo die Dogmatik überhaupt mehr nach Läuterung, Vereinfachung und insbesondere nach practischer Anwendung der kirchlich fixierten Dogmen strebte, als sich eine vom Einfluß des Ueberlieferten unabhän-

gige, historisch-kritische Erforschung des reinen Urchristenthums, und eine tiefere philosophische Erfassung und Würdigung seiner Dogmen zum Ziel setzte. Am genauesten schließt sich dieß dogmatische Werk in Tendenz und Ausführung den Schriften von Döderlein, Littmann und Morus, auf dessen epitome durchgehends verwiesen wird, an. Mit den genannten Männern steht der Vf. auf demselben exegetischen und philosophischen Standpunkte. Er folgt den Grundsätzen der grammatisch-historischen Interpretation, ohne daß jedoch ihr Wesen, Umfang und Grenzen in Rücksicht auf die Glaubenslehre näher bestimmt, noch in der Anwendung ihre Regeln consequent befolgt werden. Das Verhältniß der einzelnen biblischen Bücher, als Urkunden des Christenthums, wird nicht untersucht. Die Unterscheidung des Methodischen und Didactischen in den heiligen Büchern wird hin und wieder gemacht, aber ganz willkürlich, wenn es die dogmatische Ansicht des Verfs. mit sich bringt. Auf philosophische Speculation läßt sich der Verf. selten ein. Die Studien des sel. Knapp nahmen überhaupt gleich anfangs eine mehr philologische Richtung und auch in den spätern Jahren gewann er der philosophischen Speculation keinen Geschmack ab. Er beschränkt sich meistens darauf den philosophierenden Verstand, da wo er feindselig gegen die Dogmen auftritt, in seine Schranken zurückzuweisen. So wenig indeß diese Vorlesungen, die zunächst für Anfänger des dogmatischen Studiums bestimmt und in einer Zeit, seit welcher der Geist der Dogmatik so kühn und rasch fortgeschritten ist, ausgearbeitet wurden, den Forderungen, die man jetzt an eine wissenschaftliche Darstellung der christlichen Dogmatik zu machen berechtigt ist, entsprechen: so geben ihnen doch, abgesehen

von dem Interesse, welches die Lehrmethode eines würdigen Veteranen aus jener Zeit der beginnenden Umbildung der Wissenschaft erregt, die vielseitige Gelehrsamkeit, der richtige exegetische Tact, die hellen fruchtbaren Ansichten, und die Klarheit und Natürlichkeit der Darstellung, welche auch diese Schrift des verehrten Mannes auszeichnen, einen Werth, der ihnen recht viele Leser wünschen läßt. Da der Zweck dieser Vorlesungen gar nicht auf eine neue Begründung oder Darstellung der Wissenschaft, auch nicht auf Mittheilung neuer Ansichten ging, so begnügen wir uns einige Urtheile des Verfassers über Gegenstände, die auch in neuern Zeiten lebhaft besprochen wurden, mitzutheilen.

Die Dogmatik hat nach dem Verf. die Aufgabe, den ganzen Umfang der theoretischen Religionswahrheiten des Christenthums im Zusammenhange darzustellen. Er war also nicht der Meinung mehrerer neuern Theologen, daß sie von einem kirchlich geltenden Lehrbegriff ausgehen, oder den in das Bewußtseyn einer Gesamtheit aufgenommenen christlichen Glauben darstellen müsse. Ungeachtet jener Bestimmung des Problems der Dogmatik wird Ordnung, Eintheilung und Umfang der Dogmen als etwas Gegebenes aus dem kirchlich protestantischen Lehrbegriff entnommen, keineswegs aber aus den in ihrer Gesamtheit betrachteten Urkunden des Christenthums deduciert, und aus dem Wesen und der Eigenthümlichkeit desselben entwickelt. Diese, noch jetzt unter uns herrschende Methode, die Dogmatik nicht sowohl nach ihrer Aufgabe und Idee auszuführen, als vielmehr die kirchlich fixierten Lehren darzustellen und ihre Harmonie und Disharmonie mit exegetischen und philosophischen Ergebnissen darzuthun, welche sich hier aus dem

nächsten Zwecke dogmatischer Vorlesungen entschuldigen läßt, hat die Ausbildung der Dogmatik als Wissenschaft unendlich aufgehalten. Die Vor-
 erinnerungen über Religion und Theologie beschränken sich auf Erläuterung und Beurtheilung der gewöhnlichen Definitionen. Unter Religion wird §. 3 der Glaube an Gott, als höchsten Oberherrn, Gesetzgeber und Richter verstanden, der seine Kraft vermittelt der lebendigen Ueberzeugung und Gewißheit äußert, welche die Religion von Gottes Willen und von der von ihm abhängenden Belohnung der Tugend und Bestrafung des Lasters gibt. Nach dieser Erklärung begreift man nicht, wie der Verf. die Religion der Vernunft, welche doch auch jene Sätze enthält, als kraftlos, und nur den Glauben an die Veröhnung Christi, als allein wahre Kraft zum Guten gebend, vorstellen kann (S. 16). Für den sichersten Weg zur Gewißheit über die Göttlichkeit des Christenthums zu gelangen wird die Einsicht erklärt, daß die bloße Tugendlehre keine Kraft verleihe, ihre Vorschriften zu erfüllen. Bekanntlich hat man noch kürzlich diesen Satz, die Sittenlehre vermöge wohl zu gebieten, aber kein sittliches Leben zu erzeugen, zum Träger der Nothwendigkeit einer positiven Religion überhaupt, oder auch wohl der Idee der Sündenvergebung in Christo gemacht. Wenn man freylich die Sittenlehre unabhängig von ihrem religiösen oder anthropologischen Grunde, als eine bloße Reihe von Geboten, betrachtet, so kann sie weder neue Kräfte erzeugen, noch die im Menschen vorhandenen Keime des Guten entwickeln. Aber jede wahre Sittenlehre, indem sie das moralische Bewußtseyn aufklärt, und die Anwendung der innern Regel des Guten auf alle der sittlichen Beurtheilung unterworfenen Ver-

hältniſſe zeigt, belebt und begeistert zur wirklichen That durch die Darstellung des ſittlichen Lebens, als der höchsten und reinsten Form der Menschheit, als wodurch zugleich der Wille des obersten Lenkers der Schicksale erfüllt wird. Darin besteht ihre Kraft, welche sie allerdings von der Religion, aber nicht von einer bestimmten Form oder einer bestimmten Art der Bekanntmachung derselben entlehnt. Der Begriff des Wunders wird dahin bestimmt, daß es eine Wirkung sey, die aus dem gewöhnlichen Laufe und den Gesetzen der Natur nicht erklärt werden kann oder dieselben übersteigt. Gott ändert oder zerstört dabey nicht die Natur-Ordnung; er wirkt auch nicht wider die Natur, sondern er wirkt nur mehr durch sie, und unter andern Umständen, als gewöhnlich geschieht. Von den Messianischen Weissagungen wird, wie in mehreren Dogmatiken, im Artikel von Christo gehandelt. Weissagungen Christi werden behauptet in Beziehung auf seinen Tod, die Ausbreitung seiner Religion, die Schicksale seiner Jünger, den Umsturz des jüdischen Staats und Tempels, woben auf neuere Einwendungen keine Rücksicht genommen wird. Die Inspiration der Apostel wird aus der Verheißung Christi, daß ihnen göttliche Belehrungen zu Theil werden sollten, bewiesen, und die Inspiration des N. T. aus der Bestätigung der damals herrschenden Meinung von der göttlichen Eingebung des jüdischen Canons durch Christus und die Apostel. — Unter den Beweisen für das Daseyn Gottes wird dem moralischen die größte Kraft zugestanden. Die Bemerkung (S. 136) daß die menschliche Erkenntniß von Gott trotz aller Abstraction immer anthropopathisch bleibe, indem wir von dem, wovon wir nicht Aehnlichkeit bey uns finden, uns auch keinen Begriff

machen können, hätte näher bestimmt werden müssen, indem dieser Satz leicht zum religiösen Idealismus führen kann. — Die Selbständigkeit und Unabhängigkeit Gottes wird in die Unveränderlichkeit mit eingeschlossen. Wie die aus der Veränderlichkeit der Geschöpfe entstehenden wechselnden Verhältnisse zu den Geschöpfen sich zur Unveränderlichkeit Gottes verhalten, wie namentlich die Freyheit der endlichen Geister auf die Gottheit einwirke — über diesen, auch für die Lehre vom Gebet wichtigen Punct, finden sich keine Erläuterungen. In der Lehre von der Wahrhaftigkeit Gottes wird S. 175 Anm. zugestanden, daß Gott seiner Wahrhaftigkeit unbeschadet, gewisse Wahrheiten nicht offenbare, und ungegründete Meinungen, ja selbst falsche Vorstellungen dulde; weil Zeit, Ort und Umstände nicht verstatten richtigere an die Stelle zu setzen, oder weil sie wohl gar Schaden bringen würden. Da diese Duldung Gottes sich auf die durch göttliche Gesandte bekannt gemachten Offenbarungen bezieht, so gesteht damit der Verf. das Princip der Accommodation zu, dessen Anwendung er jedoch durchweg bestreitet.

Der Abschnitt von den Engeln ist mit besonderer Ausführlichkeit behandelt (S. 343 — 406). Der Verf. erklärt sich entschieden gegen die Versuche neuerer Theologen, die Angelologie als Dichterbild und Accommodation zu fassen. Er ist nicht in Abrede, daß sich die Ueberzeugung von Mittelwesen und Dienern der Gottheit aus den früheren Vermenschlichungen derselben herleiten lasse, und daß sich auch bey andern Völkern Analogien der jüdischen Engellehre finden. Allein da die n. t. Schriftsteller der Engel so oft und nachdrücklich erwähnen, so könne man hier eben so wenig Accommodation annehmen, als bey Ho-

mer, wenn er von seinen Göttern spreche. Auch Paulus habe Manches von der Lehre über die Engel, was er ehemals in den Pharisäerschulen gelernt, beybehalten, und als christlicher Apostel bestätigt, wie z. B. den Satz, daß das mosaische Gesetz durch Engel gegeben sey. Das selbe gelte von den Erwähnungen des Teufels und der bösen Geister. Selbst die Aussprüche Christi, welche sich auf die damalige Idee von Teufelsbesitzungen beziehen, seyen eigentlich und wörtlich zu nehmen, weil, wenn wir Jesum und die Apostel für göttliche Gesandte anerkennen, auch als wahr annehmen müssen, was sie von den Einwirkungen böser Wesen erwähnten; eine Consequenz die den Meisten bedenklicher scheinen möchte, als die Annahme, daß Christus und die Apostel in einige Vorstellungen der damaligen Zeit um höherer Zwecke willen eingingen, oder ihre Ausdrücke davon entnahmen, ohne sie dadurch als wahr zu bestätigen.

Die Vorsehung soll nach ihrem inneren Verhältnisse seyn: die ununterbrochene Einwirkung Gottes auf alle von ihm erschaffenen Dinge, nach dem Erfolg aber und nach der Sache, die in die Augen fällt, die Regierung und Erhaltung aller Dinge in der Welt. Nach einer dem Verf. eigenthümlichen Ordnung werden die Wunder in dem Abschnitt von der Vorsehung bey der providentia extraordinaria abgehandelt. Hier kommt die unhaltbare Behauptung vor, daß der Beweis der Wirklichkeit der Wunder auf glaubwürdigen Zeugnissen beruhe. Zeugnisse können das Factum bewähren, welches dem Betrachtenden als rein-göttliche That erscheint, aber die Zurückführung eines Erfolgs auf höhere göttliche Causalität fällt der philosophischen Reflexion anheim.

Im zweyten Theil der Anthropologie wird der Mensch betrachtet: 1. in seinem ehemaligen ursprünglichen Zustande, 2. im gegenwärtigen sündhaften, 3. in dem besseren Zustande, worein er versetzt werden soll. Nach dieser Eintheilung würde der frühere Abschnitt de imagine divina besser an die Spitze dieses zweyten Theils gesetzt worden seyn.

Die Lehre von einem Hange des Menschen zum Bösen hält der Verf. für biblisch, und stützt sie außerdem auf die Erfahrung aller Zeiten und die Zugeständnisse der Menschenkenner. Es kommt bey der Behauptung einer natürlichen Verdorbenheit des Menschen ganz darauf an, welche Stufe der sittlichen Bildung den Character der Menschheit bezeichnen soll. Der Mensch ist vermöge seiner sittlichen Natur einer Entwicklung der Vernunft und des Gefühls fähig, wo Liebe Gottes und Lust an Erfüllung seines heiligen Willens der Grundtrieb seines Wesens wird. Die Geneigtheit, das Sittengesetz zu übertreten, oder die Hingebung an die sinnliche Lust ist wohl richtiger und für die sittliche Kraft belebender als Ausartung oder Mangel an Bildung aufzufassen. Die Schrift, wenn sie die Lasterhaftigkeit der Menschen rügt, spricht immer von einem sündhaften Zustande, der ist oder war, aber verschwinden soll, der also nicht in dem nothwendigen allgemeinen Character der Menschheit begründet seyn kann. Eine Zurechnung der Sünde Adams liegt nach dem Verf. in den Worten Pauli Röm. 5, 12. denn der Apostel spreche ganz in den Ausdrücken der damaligen Juden, die eine Zurechnung glaubten. Da indessen Zurechnung eigene Schuld voraussetze, da Paulus selbst an anderen Stellen die Menschen nur eigene Vergehungen büßen lasse, da nach

Röm. 9, 4 Belohnung und Strafe nicht von der Abstammung abhänge, da endlich Christus selbst die Jünger tadele Joh. 9, 2 als sie das Elend des Blindgeborenen als Zurechnung der Versündigung seiner Eltern ansahen: so wird geschlossen, daß der Apostel hier populär und uneigentlich Strafe und Zurechnung nenne, was eigentlich nur üble Folge sey, die aus der Sünde Adams für die Nachkommen entspringe. Trotz dieser Ansicht von dem nicht-didactischen Gehalt der Stelle, hält der Verf. die Parallele zwischen Adam, als Urheber des Todes, und Christus, als Urheber des Lebens, fest, und leitet den leiblichen Tod von dem Genuße der Frucht her. Adams Sterblichkeit war Strafe, die seiner Nachkommen ein Uebel, welches sich physisch fortpflanzte. Der angeführte Grund: der Sterbliche konnte keine Unsterbliche zeugen, hat uns befremdet, denn dieselbe Allmacht, die dem Unsterblich-Geborenen für seine Sünde die Unsterblichkeit entzog, vermochte die Nachkommen vor den Folgen einer fremden Schuld zu schützen. — Die eigentliche Erbsünde besteht nach dem Verf. in der physischen Fortpflanzung der natürlichen Verderbenheit durch die ersten Eltern, die keine vollkommene und bessere Kinder zeugen konnten, als sie selbst waren. Das natürliche Verderben ist nicht strafbar, seine Fortpflanzung war nur ein Uebel. Wenn sich der Verfasser dabey auf die Gerechtigkeit Gottes beruft, so spricht diese eben so sehr gegen die Vererbung eines Uebels, welches nicht nach den Bedingungen der einmal erschaffenen Menschennatur, sondern nur durch eine göttliche Einwirkung sich auch über die Nachkommen Adams erstrecken konnte. Die Handlung eines Individuums kann an und für sich die Natur der Gattung nicht verändern. Die

Fortpflanzung der Erbsünde war daher immer eine Wirkung auf die Natur und nicht bloß innerhalb der Natur-Entwicklung. Ist die Natur des Menschen verändert, indem Gott Adam strafte, so hat sich hier allerdings der Strafact, als solcher, auch über die Nachkommen Adams ausgedehnt.

In der wichtigen Lehre von der Versöhnung und Rechtfertigung schließt sich der Verf. ganz an die kirchliche Lehre an, die er für die biblische erklärt; nur daß einzelne Dogmen, wie von der unendlichen Schuld der Sünde, vom thuen-den Gehorsam Christi als unbiblisch ausgeschieden werden. Versöhnung, Sündenvergebung und Rechtfertigung sind synonyme Begriffe und von eigentlicher Erlassung verdienter göttlicher Strafen und Wiedererlangung seines Wohlgefallens zu verstehen. Es wird als Grundbehauptung des N. T. erwiesen, daß die Menschen ihre Sündenvergebung und Rechtfertigung allein Christo zu verdanken haben, und daß diese an sein Leiden und Tod, Auferstehung und Fürbitte geknüpft werde. Der Tod Christi ist der eigentliche Erwerbungsgrund der Sündenvergebung; durch die Auferstehung ist Alles, was Christus gelehrt und gelitten, beglaubigt und bestätigt; die Fürbitte ist keine Fürbitte in Worten, sondern Christus richtet für uns Alles das, und noch viel mehr aus, als nur irgend durch wörtliche Fürbitte oder anderweitige Verwendung eines menschlichen Fürsprechers ausgerichtet werden kann. Die Sündenvergebung erstreckt sich auf alle Menschen, auf alle Strafen, nicht bloß die positiven sondern auch durch die veränderte Ansicht des Begnadigten auf die natürlichen, und endlich auf das ganze Leben. Hier hätte nothwendig das Verhältniß dieser Rechtfertigungslehre zu den

Stellen, wo die selbsterworbene Heiligkeit als Grund und Maas der Seligkeit vorgestellt wird, gezeigt werden müssen. Der Glaube ist Aneignungsgrund und Bedingung der Seligkeit, aber nicht der unverschuldete Unglaube Grund der Verdammniß. Die Heiden können selig werden, weil nur das, was eigene Schuld am Unglauben ist, das göttliche Mißfallen zuzieht. Der verdienstliche Glaube ist die Ueberzeugung, daß wir unsere ganze Wohlfahrt der freyen unverdienten Gnade Gottes um Christi willen verdanken. Die späte Besserung ist gefährlich, aber möglich; es ist grausam und anmaßend einem unglücklichen Sterbenden alle Hoffnung abzuschneiden. Die Gnadenwirkungen werden statt der gewöhnlichen fünf oder sieben Stufen in die Kenntniß der Religion, den wirklichen Genuß ihrer Wohlthaten und die Erhaltung derselben eingetheilt. Ueber die Frage, in wiefern Gnadenwirkungen göttlich zu nennen sind, tritt der Verf. den ältern Theologen bey, welche die Art und Weise wie Gott durch das Mittel des Worts und der Sacramente wirke, für eine übernatürliche halten. Wie aber damit die folgende Behauptung, II. S. 397. 406, alle Wirkung des göttlichen Worts sey nur eine logisch-moralische, der sittlichen Natur des Menschen gemäße, zu vereinigen ist, sieht Rec. nicht ein. Der Artikel von der Kirche wird vor den Sacramenten abgehandelt, weil die Sacramente eine Beziehung auf die Kirche haben. Die Kirche ist der Inbegriff der Menschen, die darin übereinkommen, daß sie Gott nach der Lehre Christi verehren; womit das eigentliche Wesen der Kirche aber kaum angedeutet ist. Seite 449 findet man die bereits in den scriptis varii argumenti geäußerte Meinung, daß die Juden vom Messias eine Lustration durch Wasser, als

Symbol der Reinigung und Sittenreformation erwartet hätten. Die Stelle Joh. 1, 25 beweist indeß nur, daß dem Messias das Recht, den Cultus zu reformieren, zustand. Weil Justin der Märtyrer schon der Taufformel erwähnt, so sollen die Worte zur Zeit der Apostel als Formel gegolten haben; welcher Schluß wohl übereilt ist. Die Kindertaufe hält der Verf. für apostolisches Institut, aus den bekannten unhaltbaren Gründen. Der Sinn der Einsetzungsworte wird dahin bestimmt: ihr feyert, indem ihr dieses Brot esset und diesen Wein trinket, das Gedächtniß meines für Euch aufgeopferten Leibes, meines für Euch vergossenen Blutes, wodurch der neue Bund, die neue Verfassung, zum Heile aller Welt eingeweiht wird. Christus sprach die Einsetzungsworte mehrmal; die Apostel fasten sie je der verschieden auf. In dem Artikel de rebus ultimis erklärt sich der Verf. für die Meinung, daß unter den früheren Juden die Unsterblichkeits-Idee bekannt gewesen sey. Die Verdienste des Christenthums um die Lehre von der Unsterblichkeit bestehen, außer der größern Gewißheit durch die Offenbarung, in der genauen Verbindung mit den übrigen practischen Religionswahrheiten und in der größern Deutlichkeit und Faßlichkeit.

Die Wiederbelebung des Leibes, zwar früher nicht unbekannt, wurde durch Christus neu bestätigt, auch von den Aposteln im eigentlichen Sinne gelehrt, welches besonders aus der Behauptung hervorgeht daß Christus in seinem himmlischen Zustande einen Körper habe und wir ihm auch darin ähnlich werden sollen. Die Identität des künftigen Leibes mit dem jetzigen wird von den Aposteln nicht näher angegeben; man kann sie sich so denken, daß Gott aus den Theilen, die unsern Leib ausmachen, die schicklichsten

und edelsten auswähle, und daraus der Himmelsleib gebaut werde. In der Weissagung Matth. 24 meinte Christus die Ausbreitung seiner neuen Verfassung und die Einrichtung und feste Begründung seines moralischen und geistigen Reichs, wozu die Zerstörung Jerusalems vortheilhaft mitwirken werde. Die Apostel haben nach S. 564 das Weltgericht als einen solennen sichtbaren Act gedacht, von der Vergeltung selbst verschieden, dessen eigentliche Beschaffenheit aber nicht näher beschrieben werde. Durch die bildlichen Einkleidungen soll nur überhaupt die Idee erweckt werden, Christus werde sichtbar und majestätisch erscheinen, einige für schuldig andere für unschuldig erklären, und dem gemäß behandeln. Reiche.

H a n n o v e r.

Im Verlage der Hahnschen Hof-Buchhandlung: Mittheilungen über die asiatische Cholera. Ein Auszug aus Berichten über eine im Auftrage der Königlich Hannoverschen Immediat-Commission gegen die Cholera unternommene Reise in gesunde und inficierte Königlich Preussische Provinzen. Von G. P. Holscher, Königl. Hannoverschem Leibchirurgus, Ritter des Guelphen-Ordens &c. VIII und 88 S. in Octav.

Es bedurfte der Entschuldigung des Verfs. über die Herausgabe dieser Mittheilungen nicht, die wir als einen wichtigen und sehr schätzbaren Beitrag willkommen heißen. Nach der Vorrede (S. VII) habe er die Krankheit an mehreren Orten, namentlich im Großherzogthum Posen beobachtet. Wie thätig er selbst dabey gewesen, bewies unter Anderm die in der Preuß. Staats-Zei-

tung erschienene öffentliche Dankfagung des Magistrats in Meseritz für die von dem Verf., während seiner Durchreise 5 Tage lang so kräftig unter den gefährlichsten Umständen geleistete Hülfe. Das Ganze zerfällt in IX Abschnitte. I. Ist die asiatische Cholera ansteckend? Der Verf. erklärt sich unbedingt für die Bejahung dieser Frage und bringt namentlich aus seiner Erfahrung in Meseritz dafür schlagende Belege. II. Hat das Cholera-Contagium seine eigenthümlichen Gesetze? Es wirke viel rascher als viele andere Ansteckungsstoffe, scheine flüchtiger wie der Peststoff und nähere sich dem Blatterncontagium. Es bilde eine eigene wenn auch beschränkte Atmosphäre, einen Choleradunst. Wenn auch nicht das Blut, so seyen doch die Absonderungen der Kranken gewiß schädlich. Das Contagium fordere zu seiner Anhaftung und Entwicklung eine besondere Disposition des Individuums. Waaren und Thiere schienen es nicht zu verschleppen. Seine Herberge sey der Schmutz; sein Feind die freye, frische Luft. Andere Krankheiten würden während der Cholera nicht zurückgehalten. III. Kann sich die asiatische Cholera von selbst entwickeln? d. h. kann sie ohne Ansteckung irgend ein Individuum befallen? Die Möglichkeit wird nicht abgeläugnet, aber mit Recht sagt der Verf. (S. 15) 'ohne alle beweisende Thatsachen kann und mag ich nicht an eine solche Selbstentwicklung glauben'. Es liegt auch in Wahrheit etwas schwer Glaubliches in der Annahme, daß sich ein so eigenartiges, intensives, früher unbekanntes Uebel, an sonst ganz gesunden Orten von selbst sollte bilden können. VI. Welche Erscheinungen erzeugt das Cholera-Contagium im lebendigen Organismus? An der Spitze der Satz: 'sie ist

und bleibt in ihren wesentlichen Erscheinungen immer dieselbe große und gewaltige Krankheit mit ihrem unverkennbaren Gepräge, ihren unwandelbaren Erscheinungen im Leben und im Tod'. Dann werden die eintretenden Zufälle in kurzen, kräftigen, aus eigener Beschauung entnommenen Zügen geschildert. V. Welche Erscheinungen finden wir an Cholera-Leichen? Eigenthümlich die Beschreibung, wie eine solche Leiche aussieht (S. 32). VI. Wie lassen sich die bisher abgehandelten Erscheinungen als Wirkungen des Contagiums erklären? 'Sie befällt, wenn ihr Contagium gefaßt hat, das gesammte Nervensystem. Wird der Total-Eindruck ertragen, so nehmen nun vorzugsweise die Ganglien des Unterleibes, nicht der plexus solaris allein, sondern alle der vegetativen Sphäre des Lebens vorstehenden Nerven den eigenthümlichen Eindruck auf, und nun concentrirt sich die Reizung vorzüglich im duodeno, überhaupt in den dünnen Därmen, besonders in der tunica villosa derselben, und bildet sich dort der Heerd vieler dieser Krankheit eigenthümlichen Vorgänge und Erscheinungen'. VII. Ueber die Behandlung. Ein vom Standpuncte der rationellen Therapie abgefaßter, die einzelnen Stadien und Indicationen trefflich berücksichtigender Abschnitt. Er ist keines Auszugs fähig. S. 51 bemerkt der Verf. ausdrücklich, daß er nur für das ärztliche Publicum zu schreiben unternommen habe. VIII. Einige Bemerkungen über Lazareth für Cholera-Kranke. Sie betreffen die dringende Nothwendigkeit, bey Zeiten dafür zu sorgen, daß sie vorhanden seyen und enthalten auf Sachkenntniß beruhende Rathschläge für ihre Einrichtung. IX. Wie kann man sich vor der

Ansteckung schützen? Der Staat durch Cordons, wo sie ausführbar sind. Der Verf. sagt (S. 77): 'Sollten Manche der Anticontagionisten der Meinung seyn, daß man deshalb in einigen Ländern die Cordons aufgehoben und die Contumaz-Anstalten hätte eingehen lassen, weil man sich endlich überzeugt habe, daß die Cholera keine ansteckende Krankheit sey, so muß ich ihnen bemerken, daß die Einstellung jener großen Abwehrungsmaßregeln ganz andere Gründe habe'. Diese Gründe werden einzeln aufgeführt. Merkwürdig scheint uns auch die in verschiedenen öffentlichen Blättern enthaltene öffentliche Dankagung der Landschaft des Lubliner Kreises an die Commandeurs des Militärcordon. Durch die gewissenhafte Handhabung der Sperrung sey ihr Kreis bis zur Aufhebung des Cordons gänzlich von der Cholera verschont geblieben, obgleich die Wachen bis nahe an den inficirten Orten des benachbarten Polens gestanden wären. Der Verfasser hält dafür, daß die Häuser- und Straßen-Sperre ganz und gar aufzuheben, dagegen eine Wohnungssperre noch am sichersten durchzuführen sey. Dem Einzelnen empfiehlt er Muth, Selbstvertrauen, Pflichterfüllung, keine zu ängstliche Diät und eine vernünftige Vorsicht; auch zeigt er als Beruhigung, daß die Krankheit sich meistens durch Vorboten ankündige, daß sie dann leicht zu bewältigen und auch in ihrem ärgsten Zeitraume noch heilbar sey.

M . . r.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

40. Stück.

Den 10. März 1832.

D r e s d e n.

Bey Hilscher: Analecten zur Naturwissenschaft und Heilkunde. Gesammelt auf einer Reise durch Italien, im Jahre 1828. Von C. G. Carus. Nebst einer Kupfertafel. 1829. 179 S. in 8.

Der berühmte Herr Verf. machte jene Reise (als Leibarzt) im Gefolge Sr. Königl. Hoheit des Prinzen Friedrich von Sachsen, und theilt uns nun in der vorliegenden Schrift die fünf folgenden Abhandlungen als einen Theil des wissenschaftlichen Resultates seiner Reise mit. — In der ersten Abhandlung — 'Von den vulcanischen Phänomenen in Unter-Italien und von dem vulcanischen Bildungstypus insbesondere' — betrachtet der Verf. Italien als dasjenige Land, welches uns die vulcanischen Phänomene in ihren mannigfaltigsten Abstufungen am meisten zur Anschauung bringt, und führt auf eine höchst geniale Weise den Prototypus der vulcanischen Bildung auf die Bildung der gewöhnlichen vulcanischen Schlacken zu-

noch neue Pflanzenformen, Cactus Opuntia, Anlagen von Citronen- und süßen Orangenbäumen, Del- und Feigenbäumen und Dattelpalmen (die man freylich hier und da auch schon in der Gegend von Rom, aber niemals Früchte tragen sieht) gedeihen hier in üppiger Fülle. — Das über den Delbaum insbesondere Gesagte dürfen wir wohl unsern Lesern zum eigenen Nachlesen überlassen.

Die bey weitem größte Abhandlung in diesem Buche machen die 'Bemerkungen zur Naturwissenschaft und Heilkunde, und zu deren gegenwärtigem Stande in Italien' aus. Wie bedauern sehr wegen Mangels an Raum nur wenig aus diesen trefflichen Bemerkungen, die sich der Verf. hauptsächlich über Parma, Bologna, Florenz, Siena, Pisa, Livorno, Rom, Neapel und Mailand in medicinisch-naturhistorischer Hinsicht aufzeichnete, mittheilen zu können. Die Universitäten und Lehranstalten werden offenbar vom Alter gedrückt; fast überall finden wir die Naturalien-Kabinette nach veralteten Systemen geordnet; in der Behandlung der Kranken gibt sich fast durchgehends Mangel an Energie kund, welcher auf dem fast gänzlichen Abgeschlossenseyn der Italiäner von der auswärtigen, und namentlich auch der deutschen, Literatur beruht. Aber deshalb ist es auch sehr merkwürdig, daß man bey alle dem so häufig die Originalität der Italiäner durchblicken sieht. — Eine gänzliche Reform muß dem Apothekerverwesen bevorstehen; die sehr häufigen aber schlechten Apotheken gleichen oft nur kleinen Droguereygewölben oder schlechten Casé's; die Medicamente werden niemals mit gehörigen Signaturen versehen, und statt mit gehörig fest schließenden Korkstöpseln nur mit ein wenig Pa-

pier oder Baumwolle verwahrt. Die oft großen Hospitäler sind bald gut bald schlecht eingerichtet, letzteres besonders im Kirchenstaate. Aus der Irrenanstalt in Florenz (im Ospizio S. Bonifazio) sind Ketten und körperliche Züchtigungen gänzlich verbannt. Die angewendeten Zwangsmittel bestehen in umgelegten Zwangsriemen und Gürteln, im Einbinden der Wüthenden im Bette, Einschließen derselben in ein ganz finsternes, überall ausgepolstertes Zimmer, und einer Drehmaschine, welche namentlich für solche, die hartnäckig sich weigern Nahrung zu sich zu nehmen, bestimmt ist, und nach Versicherung des Dr. Bruni (des Directors der Anstalt) selten ihren Zweck verfehlt. Welchen Contrast hiegegen bildet das Irrenhaus (S. Bonifazio) in Rom! Gleich der Eintritt in den mit gewaltigen gefängnißmäßigen Thüren verwahrten Hof gibt ein abschreckendes Bild von dem Zustande dieses Spitals. Unter den Bogengängen gingen oder lagen in schmutzige Lumpen gehüllt ein Theil der Kranken umher, während gegenüber am Eingange ein Wahnsinniger mit Ketten an eine Säule gefesselt, gleich einem Hunde an seinen Banden zerrte. Ein mephitischer Dunst verrieth den Mangel an Reinlichkeit und Ordnung; die Zimmer waren leere Räume, ohne Tische und Stühle; auf dem vielfach beschmutzten Estrich des Fußbodens erblickte man hie und da hingeworfene Strohsäcke als Lagerstätten. — Am ausgezeichneten sind in Italien die anatomischen Kabinette; reich an, vorzüglich für die pathologische Anatomie so wichtigen, Wachsmodellen; in Bologna fand der Verf. die Eingeweide mehrerer Thiere mit einer ganz besondern Geschicklichkeit trocken aufgestellt. Vor dem Aufstellen werden die Theile in Auflösung des Sublimats

(Ziß auf $\frac{1}{2}$ Wasser) geweicht, eine Methode die Ref. hier und da auch in Deutschland beobachtet hat, und welche, weil dadurch dem großen Schaden, welchen die Insecten bey solchen Präparaten verursachen, vorgebeugt wird, allgemeine Nachahmung verdient. — In Florenz sah der Verf. durch die Güte des Prof. der Chirurgie (Betti) den Schädel eines Mannes, der durch ein Stilet an dem linken Scheitelbeine verwundet worden war; der Verwundete hatte 10 Jahre nachher noch ganz gesund gelebt, war aber dann an einer fieberhaften Krankheit verstorben. Bey der Section fand man die abgebrochene Stiletspitze $\frac{1}{2}$ Zoll in die Schädelhöhle und mithin auch in die linke Hirnhemisphäre hineingedrungen. Einen ähnlichen Fall sah der Verf. in Rom. Im Spedale S. Gallicano in Rom, welches sich durch seine äußere Einrichtung vorzüglich auszeichnet, beobachtete der Verf. eine seit vielen Jahren daselbst übliche Behandlung des Kopfgrindes, die immer sicher seyn, und durchaus nicht nachtheilig auf den Gesamtorganismus einwirken soll, die indeß etwas lange dauert, indem die Kur eine Zeit von $\frac{1}{2}$ bis 2 Jahren erfordert. Es werden nämlich zuerst die kranken Stellen des Kopfs mit Del aufgeweicht und gereinigt, dann wird der ganze Kopf geschoren und nun mit einer Haarpincette alle Kopfhaare nach und nach ausgerissen, so daß innerhalb 1 bis 2 Wochen der ganze Kopf kahl ist. Hierauf wird alle 8 Tage der ganze Kopf (so weit die Haare reichen) leicht scarificiert, mit frischem Wasser häufig gewaschen, mit Butter bestrichen und mit einem Stück Thierblase, wie mit einer Mütze für beständig bedeckt. Nur selten wird etwas Ungt. oxygenatum zu Hülfe genommen. Wenn nun diese Methode den Krankheitszustand endlich völ-

lig beseitigt hat, so bildet sich auch ein sehr gesunder Haarwuchs wieder aus. — Diese Kurart verdiente unter Umständen auch bey uns in Anwendung gebracht zu werden. — In Neapel sah der Verf. die daselbst aufbewahrten, zu Pompeji, Herculanium und Stabia ausgegrabenen chirurgischen Instrumente, und theilt über dieselben, unter andern auch über ein vermeintliches Speculum uteri, treffliche Notizen mit. In Mailand traf der Verf. eine Privatirrenanstalt, unstreitig die beste Irrenanstalt in ganz Italien, und eine der besten überhaupt. — Gewiß würde es um alle Institute und Anstalten Italiens besser stehen, wenn sie nicht sämmtlich unter dem drückenden Joche der Geistlichkeit seufzten.

Den Schluß der vorliegenden Schrift machen die beiden Abhandlungen 'Ueber die Stimmwerkzeuge der italiänischen Cicaden' und 'Ueber das Licht der italiänischen Leuchtkäfer', welche recht viel Neues und Interessantes enthalten, in Betracht derer aber und namentlich der letzteren Ref. nur noch erwähnen will, daß ihm von einem der Zoologie kundigen Manne, welcher mehrere Jahre im mittägigen America gelebt hatte, das rhythmische Leuchten der dortigen Leuchtkäfer ganz auf dieselbe Weise beschrieben worden ist, als es vom Herrn Verf. in Bezug auf die italiänischen im vorliegenden Buche geschieht.

Bd.

D ü s s e l d o r f.

1831: Archiv für die Geschichte des Niederrheins. Herausgegeben von Theod. Jos. Lacomblet, Königl. Preuß. Archivrathe und Bibliothecar. Erste Abtheilung: Sprach- und Rechts-

Alterthümer. I. Bandes erstes Heft. 208 Seiten in Octav.

Der angegebene Titel weist auf ein umfassendes und fortschreitendes Unternehmen, worüber sich die Vorrede näher erklärt. Das Archiv soll nämlich einer seit mehreren Jahren bereiteten Niederrheinischen Urkundensammlung vorangehen und künftig sie begleiten; es soll theils solche geschichtliche Denkmale aufnehmen, welchen die urkundliche Form fehlt, theils in besondern Abhandlungen einzelne Verhältnisse erörtern. Das Urkundenbuch wird chronologisch eingerichtet werden; in dem Archiv sollen die Gegenstände nach vier Abtheilungen (1. Sprache und Recht. 2. Chroniken. 3. Topographie. 4. Genealogie) gesondert erscheinen. Einem so wohlwogenen Plan, der sich auf eine treffliche Sammlung gründet und dessen fleißige Ausführung das vorliegende Heft verbürgt, wünschen wir die lebhafteste Theilnahme, zumal er eine Gegend betrifft, welche für Geschichte und Alterthümer Deutschlands vorzugsweise wichtig und ergiebig ist.

Sprachdenkmäler. I. Älteste deutsche Beichtformel, aus einem alten Sacramentar- und Formularbuche des Frauenstifts Essen hier zum erstenmal abgedruckt. Nur einige Blätter, aber für die alte Sprache sehr anziehend und lehrreich. Der Herausgeber muthmaßt, die Handschrift könne durch Bischof Alfrid von Hildesheim, bald nach der Mitte des neunten Jahrhunderts, nach Essen gekommen seyn. Wären wir nun in unserer Kenntniß der alten niederdeutschen Dialecte so weit vorgerückt, daß sich bestimmen ließe, wie anders man damals zu Hildesheim als zu Essen geredet habe; so würde daraus auch etwa hervorgehen, ob diese Formel erst nach 850 unweit des Rheins, oder schon

früher zwischen der Elbe und Weser abgefaßt worden ist. Dem neunten Jahrh. wird man es auf jeden Fall zusprechen müssen. Gleich der erste Ausdruck, die Uebersetzung des lat. confiteor bietet eine merkwürdige Abweichung von der hochdeutschen Form dar, die ih gi hu lautet, hier aber heißt ik gi u hu und zweymal hernach i u hu; Schade, daß kein Prät. begegnet, welches nach einem solchen Präs. zu lauten hätte ik jöh (wie ti u hu, töh), während das ahd. gi hu ein Prät. jah bekommt. Schon dieses ahd. gi hu, jah scheint entstellt aus e i hu, i ah (Gramm. 3, 764. Anm.) = goth. áika, áiáik; doch ein sächs. gi u hu läßt sich schwer begreifen aus êku. Man möchte darum annehmen, daß gi u hu aus dem hochd. gi hu aufgenommen und von neuem entstellt worden sey, zumal Heliand 158, 14 bigi hit inâ sô grôtes (er nimmt sich so des Grusses; Titels an) gelesen wird, nicht bigi u hit, ja noch mehr, selbst in unserer Beichtformel das männliche Subst. bigihto (confessio) steht, welches lediglich aus gi hu, nicht aus gi u hu erklärbar ist. Bekanntlich ist der nordischen und angelsächsischen Mundart dieses Verbum fremd und nur in der hochdeutschen ein solches jêhan, goth. áikan (eigentlich bloß afáikan, negare) anzutreffen. Wihethon in der folgenden Zeile (oder, wie 8, 3. geschrieben wird, wiethon) ist Dat. Pl. von wihêtho, wîêtho, welches zusammengesetzt scheint aus wih (templum) und êtho (qui sacramentum praestitit, consacramentalis, socius) also einen Genosß des Tempels oder Altars; einen Engel oder Heiligen bezeichnet; die ahd. Form wäre wiheido, wiheideo, vielleicht aber ist es richtiger, überall wih und nicht wîh zu schreiben

(Gramm. 3, 428). Der Herausgeber hat dem Sinn dieses Ausdrucks mehr gerathen, als zu erklären gewagt; man würde dabey auch an das friesische an tha withum sueria (auf die Heiligen, auf die Reliquien schwören) denken und eine Verkürzung aus wiêthum annehmen dürfen, wenn dann nicht der Ausdruck withêth einen seltsamen Pleonasmus enthielte. — Nicht zu übersehen ist der Gen. Fem. avunstes (invidiae) Seite 5 Zeile 7. Die niederdeutsche Sprache pflegt weiblichen Substantiven vierter Declination noch die Flexion -es im Gen. Sing. zu lassen, welches dem goth. -áis gleichsteht und daher früher wohl -ês lautete, zum Unterschied von den männlichen und neutralen Genitiven auf kurzes -es. Auf gleiche Weise bieten sich im Heliand die Genitive wêroldes, burges, nahtes, eustes dar, während die hochdeutsche Mundart die Flexion -î zeigt und nur in dem adverbialischen nahtes eine Spur der organischen Form behalten hat. Selbst in späteren niederdeutschen Denkmälern des 14. und 15. Jahrh. sind weibliche Genitive wie stades (urbis), dâdes (facinoris), scrites noch nicht völlig untergegangen. Viel auffallender und schwer zu begreifen scheint eine andere, aber wohl lautige Genitivform in vorliegendem Denkmal, die der Infinitive sueriannias (jurandi) liagannias (mentiendi) cussianias (osculandi) helsiannias (amplectendi), zumal den Dativen gibôtianna (emendando) flôkanna (maledicendo) das i entzogen wird, und nach ihnen auch der Genitiv bloßes -as statt -ias haben sollte. Dieses i kann doch nur durch den nasalen N-Laut herbegeführt seyn, wie sonst umgekehrt aus NI sich NN entwickelt. — Die letzte Zeile der siebenten

Seite liefert zwey dunkle Wörter, die sich auf Sitten und Gebräuche des heidnischen Alterthums beziehen mögen: ik gihórda hetlunnussia endi unhrénia sêspilon. Der Herausgeber denkt bey dem ersten Subst. an hêlan (celare) und deutet Hehlniß, Heimlichkeit; allein dawider sträubt sich entschieden das wurzelhafte T des Worts. Man muß wohl zu hetl das angelsächs. und altsächs. Adj. hetol, hatol (odiosus, dirus) Hêl. 110, 8 nehmen, und ein damit weiter gebildetes Subst. hetlunna (dirae) voraussetzen, welchem endlich noch die Ableitung -ussi hinzutrat. Hetlunnussia (ahd. hezilunnissi?) wäre dann etwa eine zauberhafte Imprecation, ein Neidlied, welche das Christenthum anzuhören verbot; daher auch die Seltenheit des Ausdrucks, der mit der Sache ausgerottet wurde. Auch unter sêspilo (Acc. Pl. sêspilon) stellen wir uns irgend ein heidnisches Spiel vor, das den Befehrern Greuel war, aber der Sinn der ersten Sylbe, welcher wir nur muthmaßlich langen Vocal geben, wird schwer zu enträthseln seyn; Verkürzung aus sêgespilon, sigispilon (Sieglieder, Kampflieder?), ungefähr wie Sifrid aus Sigifrid entsprang, stimmt nicht recht zu der Art des alten Dialects, der keine Contractionen liebt. Die Bedeutung gemahnt noch an das ahd. sisuwâ (neniae) Gramm. 2, 192 und dann stände sêspilon für sisispilon, leichtfertige Gesänge? — Mòs fêhòda Seite 6 muß dem Zusammenhang nach allerdings bedeuten Speise nahm (cibum cepi), wobey nur die Uebersetzung durch fahete irre leitet, denn fêhòn ist von fâhan (capere) genau zu scheiden. Weiter unten kommt vor: ik stal, ik farstolan fêhòda (ich stahl und nahm gestohlnes auf). Bey Ulph. steht bifaihòn II Cor. 12, 17 für

πλεονεκτηῖν, vervortheilen, daß sich zum einfachen faihôn etwa verhalten mag, wie benehmen zu nehmen. Hêl. 43, 13 scheint afêhid consumptus, abjectus; Hêl. 113, 11 farfêh ô d gleichfalls consumunt, wogegen 73, 13 frônisco gifêh ô d den Sinn gibt: pulchre ornatus, institutus. Noch entscheidender sind die ahd. Beispiele. In der ahd. Beichtformel (Catech. theot. p. 98) liest man: ih gi hu, daz ih daz heilegâ wizzôd vêh ô da mit unreinemo licha-
 men (ich bekenne, daß ich das Sacrament mit unreinem Leib nahm); farfêhôn (consumere) stet in den Glossen mehrmals Diut. 1, 493 a. 519 b. Fêhôn also bezeichnet sumere, capere, instituere, farfêhôn consumere. Wir geben ihm ein ê, nicht ê, folglich dem goth. Worte aih, nicht áih, weil es mit dem starken Stamm №. 309 faihan, fah zusammenhängt, wahrscheinlich auch mit fahan, fáifah (capere) verwandt ist. In der späteren Sprache hat sich fêhôn ganz verloren, und das mhd. vêhen (odisse) = ahd. fîên, goth. fijân, fiáida darf damit nicht vermengt werden. — Wenn es S. 7 heißt: ôk iuhu ik, that ik thia gi war, thê ik giwërran ne scolda (auch bekenne ich, daß ich die mit einander verfeindete, die ich nicht hätte verfeinden sollen); so drückt das die in der Anmerkung angezogene ahd. Formel (cat. theot. p. 99): ih gi hu gode, daz ih thiê man war, thiê ih wërran ni solda ganz einstimmig, aber nicht minder richtig aus, da das Präfix gi völlig unwesentlich ist; freylich war die lat. Uebersetzung bey Stade und Eccard verfehlt, sie hatte war (impedivi) verwechselt mit was (fui). — Auf derselben Seite, Zeile 2 muß statt nôdthurtê gelesen werden nôdthurfti. Mistumft 8, 5 entspricht dem

ahd. missizumft (discordia); dagegen läßt sich zu gisibt oder gisift (cognatio) kein ahd. kisift, wohl aber das altnord. sift halten. Schließlich bemerken wir, daß uns diese niederdeutsche Beichtformel zwar vollständiger und vielleicht auch etwas früher abgefaßt scheint, als die bisher bekannt gewordenen ältesten hochdeutschen, daß wir aber nicht der Ansicht des Herausgebers beitreten können, es seyen die letzteren aus ersterer entsprungen und verderbt. Ohne Zweifel mußten die hochdeutschen Uebersetzer nichts von dem niederdeutschen Text, sondern es lag überall in Deutschland nah, lateinische Beichtformeln zu übertragen. Solche Formeln glichen sich allenthalben und es mußten die Verdeutscher von selbst auf ähnliche deutsche Ausdrücke verfallen.

II. Legende von dem heiligen Bonifacius und Heberolle des Stiftes Essen. Ein bekanntes und öfter gedrucktes, hier aber nach der Handschrift genau berichtigtes Denkmal; schon merklich jünger als die Beichtformel. Willkommen ist die Herstellung des Wortes gewarf S. 12. 3. 8.

III. Athis und Prophilias. Noch zwey Blätter aus der größtentheils verlornen Handschrift, von welcher bereits im ersten Bande der Diutiska ein Bruchstück bekannt gemacht worden ist. S. 19. 3. 8 ist zusammenzuziehen êrin bejac; 3. 13 zu lesen nôtgestaldin; S. 21, 29 huvisc (oder sieht bloß in unserm Exemplar der letzte Buchstab wie e aus?); S. 25, 16 ruorte; 25, 31. 32 ritterscaf: traf, wenn auch am Rande zwey T stehen, denn traft ist keine richtige Form, vgl. 19, 16. 17.

IV. Deutsche Glossen, aus Handschriften des IX. und X. Jahrhunderts, welche fortgesetzt werden sollen.

Rechtsdenkmäler. Hier werden, nach Vorausschickung einer sorgfältigen und belehrenden Einleitung, die Ritter und Landrechte von Berg und Jülich S. 79—161 abgedruckt. Noch größeren Werth hatten für Rec. die den übrigen Theil des Heftes füllenden Latenrechte am Niederrhein, worüber gleichfalls einige allgemeine Bemerkungen S. 162—171 mitgetheilt worden sind. Diese Latenrechte sind für den Sprachforscher und den Germanisten gleich anziehend.

Ueberhaupt kommen wir noch einmal darauf zurück, daß vielleicht kein anderes deutsches Land, in beiden Beziehungen, dem Forscher und Sammler so viel lohnende Ausbeute verspricht, wie Westphalen, welches in fester Bewahrung alterthümlicher Sprachformen und Rechtsgebräuche sich auszeichnet. Dem Rec. ist erst neulich ein Beispiel dazu aufgestoßen, das er hier berühren will, theils um seine frühere Ansicht über einen bisher dunkeln Ausdruck zu berichtigen, theils um auf ihn alle, welche vielleicht westphälische Idiotismen sammeln, aufmerksam zu machen. In den westphälischen Markgenossenschaften kommen bekanntlich die sogenannten Erhexen vor, als Grundeigenthümer, die in der Mark wesentliche Vorrechte genießen. Möser wollte das Wort aus dem Adj. echt erklären; allein das widerspricht dem Buchstaben, und niemals findet sich die Form erbecht. Es schien also sprachgemäßer, dabey an Exe, d. i. Art zu denken und sich die Benennung aus dem Recht der Holzart bey dem Schlagen und Hauen in der Mark zu deuten. Indessen begegnet doch nirgend eine bestimmte Beziehung der Erhexen auf den Gebrauch der Waldbart. Durch eine Stelle im Heliand, der höchst wahrscheinlich in einer westphälischen

Gegend gedichtet wurde, klärt sich jetzt alles auf. 73, 17 steht *ecson* (denn die Lesart der andern Handschrift *ecsan* ist weniger gut) offenbar für *domino fundi, agri*. Dieses alte *ecso* ist sichtbar das heutige *exe*, das sich wahrscheinlich noch in der Zusammensetzung mit Erb erhalten hat, Erb *exe* folglich der erbliche Eigenthümer, ein Name, der sich nun schon tausend Jahre in derselben Gegend zeigt. Das natürlichste wäre dabey an *égan* (*habere, tenere*) zu denken und etwa ein Frequentativ *égison* anzunehmen, aus welchem die substantive Form entsprungen ist; dann würde *écso* zu schreiben seyn, und die *ahd.* Gestalt des Ausdrucks *eikiso* gemuthmaßt werden dürfen. Nur ist vorauszusetzen, daß *égiso* mit Verwandlung der *media* in die *tenuis* vor dem *S* in *écso* überging.

Jac. Grimm.

H a n n o v e r.

Auf Kosten des Herausgebers: Sammlung von Landtags- Abschieden, Reversen, Versicherungen, Bestätigungen, und sonstigen die staats- und privatrechtlichen Verhältnisse der Fürstenthümer Calenberg, Grubenhagen und Göttingen betreffenden Urkunden; allen Vaterlandsfreunden ehrerbietigst gewidmet von J. G. F. Kleinschmidt, Dr. b. R., Advocat, Notar und Schatz-Registrator zu Hannover. Erster Theil. 1832. 334 S. in 4.

Die auf dem Titel des vorliegenden Werks genannten Urkunden liegen bekanntlich in sehr vielen und verschiedenen Büchern zerstreuet, so daß bey der Schwierigkeit, letztere zusammenzubringen — namentlich für den Geschäftsmann — es dringendes Bedürfniß war, sie in Einer Samm-

lung vereinigt zu finden; und in dieser Hinsicht kann man die vorliegende nur sehr willkommen heißen. Hierauf scheint sich aber deren Herausgeber beschränkt zu haben, wie wenigstens Ref. aus einer Prüfung des Inhalts — da eine Vorrede, in welcher der Herausg. Rechenschaft über seinen Plan gegeben hätte, fehlt — entnehmen muß. Die Sammlung liefert nämlich — mit Ausnahme einiger bisher ungedruckten landesfürstlichen Reversen und zweyer Reccessen mit der Stadt Hannover, wenn nicht etwa Ref. noch einige andere übersehen haben sollte — nur einen möglichst correcten Abdruck der bereits anderswo schon gedruckten Urkunden; begleitet, was sehr dankenswerth und zweckmäßig ist, mit historischen Einleitungen, in welchen die Veranlassung einzelner angegeben wird, und mit Bemerkungen zu ihrer Erläuterung. Die Brauchbarkeit derselben gewinnt außerdem ungemein durch ein sorgfältig ausgearbeitetes Sach- und Namensregister. Auch der Fleiß des Herausg. bey Zusammenbringung der Urkunden selbst, muß als lobenswerth anerkannt werden; bis jetzt hat Ref. nur eine einzige vermist, nämlich den bisher unbekannt gewesenen, aber in dem Neuen Vaterländ. Archive Jahrg. 1830. Bd. I. S. 1 ff., nach einer Mittheilung des Hn. Landsyndicus Pricelius in Braunschweig, abgedruckten, zwischen den Herzögen Friedrich, Bernhard und Heinrich zu Uelzen, Montags nach St. Ulrichs 1355, wegen der Landestheilung abgeschlossenen Receß; welcher also wohl in dem zweyten Bande nachzuholen seyn dürfte. Dieser erste Band liefert die Urkunden der angegebenen Gattung von 1286 bis 1521; der zweyte, dem Ref. mit Verlangen entgegensteht, wird den Ueberrest enthalten.

G ö t t i n g e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

41. Stück.

Den 12. März 1832.

G ö t t i n g e n.

S. M. der König haben geruhet den bisherigen außerordentlichen Professor der Rechte Herrn Dr. Julius Ribbentrop zum ordentlichen Professor in derselben Facultät zu ernennen.

B e r l i n.

Bey Fr. Laue: Lehrbuch der theoretischen Mechanik, oder der Gleichgewicht- und Bewegungslehre fester, tropfbarer und luftförmiger Körper; so weit diese Lehren durch die Elementarmathematik vorgetragen werden können, mit Hinweisungen auf die practische Mechanik und auf die weitere Ausführung der Mechanik durch die höhere Mathematik. In zwey Bänden. Erster Band, enthaltend die Einleitung in die Mechanik, die allgemeine Statik, die Geostatik, Hydrostatik und Aero-Statik. Von Alexander Freyherrn von Forstner, Premier-Lieutenant agg. dem 22sten Infanterie-Regimente,

Examinator bey der Ober-Militär-Examinations-Commission, Lehrer der Mathematik bey der allgemeinen Kriegsschule und der Physik bey dem Cadetten-Corps. Mit drey Kupfertafeln. 1831. X und 438 Seiten in 8.

Das vorliegende Lehrbuch soll, wie es der lange Titel schon anzeigt, zum Leitfaden bey dem ersten Eintritt in die mechanischen Wissenschaften dienen, für ein tieferes Studium derselben vorbereiten, und zum Antriebe, in die höhern Theile der Mathematik einzudringen, beleben. Der Hr. Verf. hält es für angemessen, die Lehren der Dynamik in einem zweyten Bande besonders herauszugeben, er verspricht auch die Optik und Astronomie ähnlich bearbeitet demnächst erscheinen zu lassen, und späterhin soll auch die höhere Mechanik folgen. Der Nutzen solcher elementaren Bearbeitungen ist, unerachtet mancher unvermeidlicher Mängel, nicht in Abrede zu stellen, und auch dieses Buch wird durch seinen faßlichen und im Allgemeinen wohlgeordneten Vortrag nicht verfehlen, zur weitem Ausbreitung der statischen Lehren beyzutragen.

Nach einer kurzen Einleitung in die angewandte Mathematik folgt die Allgemeine Einleitung in die Mechanik (S. 9—70) deren erstes Kapitel die Grundbegriffe und Eintheilung der Mechanik enthält. — Die achte und neunte Erklärung (S. 5) eines festen und freyen Gegenstandes, des erstern 'welcher durch die auf ihn wirkenden Kräfte nicht zur Bewegung komme', des letztern 'welcher durch die auf ihn wirkende Kräfte zur Bewegung komme' entsprechen nicht dem Sinne, in welchem diese Wörter in der Mechanik gebraucht werden, und selbst der Herr Verf. hat sie später in einer andern Bedeutung genommen (vgl. S. 15 u. S. 44). Der Gebrauch, gleich

zu Anfange die Ausdrücke zu erklären, welche im Laufe des Vortrags gebraucht werden, schadet oft der Deutlichkeit; man sollte sich desselben in einem für Anfänger bestimmten Buche enthalten und lieber die Wörter erst da erklären, wo sie in Folge der Untersuchung nothwendig, und eben deshalb verständlich werden. Was man unter einem festen Gegenstand ein der Mechanik versteht, läßt sich nicht wohl früher erklären als bis vom Gleichgewicht geredet ist. Uebrigens ist die Darstellung klar. — Das zweyte Kapitel handelt 'Von den wirkenden Kräften im Allgemeinen, besonders von der Schwere'. Es werden die Relationen unter Gewicht, Dichtigkeit, Volumen, spec. Gewicht angegeben. — Das dritte Kapitel gibt die 'Allgemeinen Grundlehren der mathematischen Relationen der Wirkungen der Kräfte in mechanischer Beziehung'. Parallelogramm der Kräfte. — S. 43 'Zwey gleiche auf einen freyen Punct wirkende Kräfte halten einander das Gleichgewicht, so bald sie in derselben Richtung, aber nach entgegengesetzten Seiten wirken' soll wohl heißen: so bald sie in derselben geraden Linie, aber nach entgegengesetzten Richtungen wirken. Der unter §. 16. Nr. 12 angegebene Grundsatz 'Sind mehre Kräfte, welche in einer freyen Ebene wirken nicht im Gleichgewichte, so kann diese Ebene nur eine Drehung in ihrer Lage (Richtung) erhalten' wird schwerlich als solcher angenommen werden können.

Erster Haupttheil der Mechanik, enthaltend die Gleichgewichtlehre oder die Statik.

Erster Abschnitt. Die allgemeinen statischen Lehren (S. 71 — 192). — Erstes Kapitel. 'Von Gleichgewichte der auf einen freyen Punct wirkenden Kräfte'. Hier sind beide Fälle

erörtert: wenn die Richtungen der Kräfte in einer Ebene liegen, und wenn sie beliebig im Raume angenommen sind; auch ist der Satz der virtuellen Geschwindigkeiten gegeben. — Zweytes Kapitel. 'Vom Gleichgewicht der Kräfte, welche auf ein freyes System unveränderlich verbundener Punkte wirken' (S. 92). Man findet hier auch die Hauptsätze von den gekoppelten Kräften, und die Lehre von den statischen Momenten sehr vollständig abgehandelt, wobey ebenfalls die allgemeinere Annahme, daß die Richtungen der Kräfte nicht in einer Ebene liegen, berücksichtigt ist. — Drittes Kapitel. 'Vom Gleichgewicht eines Systems von Kräften, welches um einen festen Punkt oder eine feste Linie drehbar ist. Oder vom Hebel und der Drehaxe' (S. 146). Sehr befriedigend. Auch hier wird die Gültigkeit des Satzes über die virtuellen Geschwindigkeiten nachgewiesen. — Viertes Kapitel. 'Vom Gleichgewichte solcher Kräfte, welche auf absolut biegsame unausdehnbare Linien wirken. Oder von den Seilpolygonen' (S. 175). — Im §. 72 soll durch einen besondern Beweis dargethan werden, daß für das Gleichgewicht an einem beweglichen Knoten erforderlich ist, daß die Spannungen in den beiden zugehörigen Seilen gleich groß sind, oder daß die Richtung der an beweglichen Knoten wirkenden Kraft den Winkel der beiden zugehörigen Seile halbiert. Indessen ist der Beweis gänzlich verfehlt. Denn wenn die drey Kräfte K , S' , S'' , wie hier angenommen wird, im Gleichgewicht sind, so müssen auch die Kräfte, die aus ihnen durch Zerlegung nach entgegengesetzten Richtungen zweyer Linien entstehen, in jeder Linie einander gleich seyn, ohne daß eine andere Bedingung dabey erforderlich wäre. Man kann also aus dieser Zerlegung keine anderweite Bedingung für die Rich-

tungen der Kräfte K , S' , S'' folgern. In dem gegebenen Beweise ist dieses zwar geschehen, aber der Beweis enthält einen Rechnungsfehler. Wird dieser verbessert, so findet sich statt der Formel (S. 190)

$$- \sin \alpha = \sin \frac{1}{2}(\beta - \alpha) - \sin \beta$$

aus welcher $\alpha = \beta$ geschlossen wird, diese

$$\frac{\sin \alpha}{-\sin(\alpha + \beta)} = \frac{\sin \frac{1}{2}(\beta - \alpha)}{\sin \frac{1}{2}(\alpha + \beta)} + \frac{\sin \beta}{-\sin(\alpha + \beta)}$$

welche sich auf

$$\sin \beta - \sin \alpha = 2 \sin \frac{1}{2}(\beta - \alpha) \cdot \cos \frac{1}{2}(\beta + \alpha)$$

zusammenzieht, und für jedes Verhältniß der Winkel β und α gültig ist.

Zweiter Abschnitt. Die Statik fester Körper, oder die Geostatik (S. 192 — 303). Erstes Kapitel. 'Von Schwerpunkte fester Körper'. Dieses ist sehr reichhaltig. Es gibt die elementaren Beweise zur Bestimmung der Schwerpunkte des Kreisbogens, des Dreiecks, Kreis-Sectors, Segments, eines Stückes vom Kreisringe, der dreiseitigen Pyramide, der Halbkugel, und einen Beweis der Guldinschen Regel. — Zweytes Kapitel. 'Von einigen Erscheinungen, welche bey der Statik materieller fester Körper von wesentlichem Einfluß sind. Nämlich von der Festigkeit der Körper, der Reibung und der Steifheit der Seile' (S. 222). — Bey der Festigkeit hätte auch des Widerstandes gedacht werden sollen, den die Körper gegen das Berdrehen ausüben. Die Angabe S. 88. 3: 'die Reibung sey bey faserigen Materien größer, wenn die Fasern beider Körper sich kreuzen, als wenn sie parallel gehen' ist unrichtig, die Erfahrung zeigt das Gegenteil. Als Anhang sind die Formeln zur Berechnung der durch Wärme bewirkten Ausdehnung der Körper gegeben. — Drittes Kapitel. 'Einlei-

tung in die Maschinenlehre' (S. 245). Physischer Hebel, Theorie der Wage, der Rolle, des Rades an der Welle, der schiefen Ebene, des Keils, der Schraube, des Rollenzeuges, des Räderwerkes und im Anhang die Grundzüge über die Stabilität der festen Körper. — S. 259 ist ohne Beschränkung gesagt, daß die Kraft an der beweglichen Rolle halb so groß sey, als die Last; und dieses findet doch nur unter einer Bedingung Statt.

Dritter Abschnitt. 'Die Statik tropfbarer Körper, oder die Hydrostatik' (S. 304 — 378). Erstes Kapitel. 'Einleitung'. Zweites Kapitel. 'Von der Bestimmung der Größe des Drucks der Wassermassen, gegenseitig und gegen die Wände des Gefäßes' (S. 326). Nebst einer wichtigen Anmerkung über das Verhalten des feinen Sandes in Röhren. — Drittes Kapitel. 'Von Gleichgewichte zwischen tropfbaren und festen Körpern' (S. 356). Bestimmung spezifischer Gewichte. Aërometer. Untersuchungen über schwimmende Körper.

Vierter Abschnitt. Die Statik luftförmiger Körper oder die Aero-Statik (S. 379 — 438). Erstes Kapitel. 'Einleitung'. Eigenschaften der Luft. Barometer. — Zweites Kapitel. 'Von der Bestimmung der Größe der bey luftförmigen Körpern vorkommenden Werthe' (S. 402). Mariottisches Gesetz. Luftthermometer. Spezifische Gewichte und spezifische Expansivkraft der Luftarten. Gesetz der Abnahme der Dichtigkeit der Luft im Zustande des Gleichgewichts. Luftbälle. — Drittes Kapitel. 'Von den Höhenmessungen mittelst des Barometers' (S. 424). Höhe der Atmosphäre. — Der Druck und die Kupfertafeln sind rein und deutlich.

L e i p z i g.

Bey Brockhaus: Franz Bacon's neues Organon der Wissenschaften. Aus dem Lateinischen übersezt, mit einer Einleitung und Anmerkungen begleitet von Anton Theobald Brück. 1830. 242 Seiten in 8.

Schwerlich möchten wohl eine Epoche in der Geschichte des Geistes der Menschheit bezeichnende Schriften verschiedenartiger beurtheilt worden seyn als die des großen Bacon; denn während ihn Einige, — weil er unermüdet auf Kenntniß des Materiellen, welche seiner Zeit fehlte, dringt, damit die wissenschaftliche Construction des menschlichen Wissens den folgenden Geschlechtern möglich gemacht werde, wenn die Philosophie der Natur nicht ein leeres Hirngespinnst von Hypothesen bleiben sollte — einen Empiriker nannten, betrachteten Andere ihn als einen Geist, der alle Empiriker und die Mittel die Wissenschaft zu verbessern übersah und das menschliche Wissen zu einer Ganzheit zu vereinigen strebte. Lange Zeit verstand man die Werke dieses Weisen nicht, wie er es selber prophezeit hatte, und am wenigsten das vorliegende, von dem Voltaire urtheilte: 'Das merkwürdigste und beste Werk des Kanzlers Bacon ist das, welches jetzt am wenigsten gelesen wird, und auch das unbrauchbarste ist, nämlich das *Novum scientiarum Organum*. Es ist das Gerüst, womit man die neuere Philosophie erbauet hat, und da dieses Gebäude jetzt, wenigstens zum Theil, da steht, so bedürfen wir des Gerüstes weiter nicht.' So sehr dieser Ausspruch schon zu Gunsten des Englischen Philosophen ist, so erinnert der Uebersetzer doch noch mit Recht dabey: 'Es wolle den Anschein gewinnen, als ob dieses Gerüst das Porzellanhaus jener neuen Philosophie überdauern dürfte.'

Es möchte wohl überflüssig erscheinen über dieses wichtige philosophische Werk des 17. Jahrh. hier noch Weiteres auseinanderzusetzen zu wollen; Ref. hofft aber fest, daß die vorzüglich gelungene Uebersetzung zur weitem Verbreitung und größern Verständlichkeit der tiefen Gedanken des Bacon viel beytragen werde. Die Einleitung des Uebersetzers setzt den Leser auf den Standpunct, von dem aus er den Bacon studieren und beurtheilen soll, und liefert eine kurze Biographie des Verfassers, die ihren Zweck, Manchen mit diesem auszuföhnen, gewiß nicht verfehlen wird. — Die dem Ende angehängten Anmerkungen sind, wenn auch an Zahl nur gering, doch gewiß jedem willkommen.

Schließlich erwähnen wir nur noch, daß die vorliegende die einzige und erste vollständige deutsche Uebersetzung des *Novum Organon* ist, — denn die am Ende des vorigen Jahrh. von Bartholdy und Maimon erschienene umfaßt nur den ersten und bey weitem kleinsten Theil.

Bd.

H i l d e s h e i m.

Herr Justizrath Koken daselbst, dessen Beyträge zur Hildesheimischen Geschichte wir im verflossenen Jahr St. 161 anzeigten, kündigt weitere Beyträge zur Niedersächsischen Geschichte in Versuchen historischer Monographien der Häuser Winzenburg, Peine und Dassel mit ungedruckten Urkunden auf Subscription an (etwa 1 Rthlr., den Bogen zu 1½ Sgr.) in der Gerstenberg'schen Buchhandlung, worauf wir gerne zur Beförderung der Unterzeichnung aufmerksam machen.

Hn.

G ö t t i n g e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

42. 43. Stück.

Den 15. März 1832.

B e r l i n.

Bei Theod. Chr. Fr. Enslin: Einiges über die Cholera. Ein Sendschreiben des Präsidenten Dr. Rust an S. Excellenz den Königl. Preussischen wirklichen Geheimen Rath und Kammerherrn, Freyh. Alexander von Humboldt in Paris. 34 S. in 8.

Diese kleine Schrift fordert nicht bloß wegen der Wichtigkeit ihres Gegenstandes, sondern auch wegen des Einflusses, den das Ansehen und die hohe amtliche Stellung ihres berühmten Verfassers gewiß auf das Urtheil Vieler haben, eine ausführlichere Beurtheilung, als sonst bey Schriften von diesem Umfange der Raum unserer Blätter erlauben kann. Nach seiner Aeußerung in dem Vorworte glaubte er, indem er diese ursprünglich bloß zu einer brieflichen Mittheilung bestimmten Zeilen dem Drucke übergab und hiermit das undankbare Geschäft eines öffentlichen Verfechters unwillkommener Wahrheiten über-

nahm, den vielfältig deshalb an ihn gemachten Anforderungen, seine auf Erfahrung gegründeten Ansichten über die Natur dieser gespensterartigen Krankheit auszusprechen, endlich Genüge leisten zu müssen. Hauptsächlich aber schien ihm seine amtliche Stellung dieses Opfer zu fordern, als welche ihm die Pflicht auferlege, um jeden Preis den Nachtheilen zu begegnen, welche die nur zu häufigen Publicationen im Sinne der entgegengesetzten Ansicht dem öffentlichen Wohle nothwendig bringen müssen.

Es werden aber in diesem Sendschreiben folgende Fragen beantwortet: 1) wie man es gegenwärtig in Berlin mit den Schutzmaßregeln halte, wenn Cholera-Kranke in Privathäusern die Krankheit durchmachten?; 2) ob man noch Dampfbäder und mit Nutzen anwende?; 3) ob der Verf. nach den bereits gemachten Erfahrungen die Krankheit noch für contagiös halte?

Rec. schreitet, da besonders auch die Anwendung der Dampfbäder hier nur kurz berührt und in anderen Schriften schon umständlichere Nachricht darüber mitgetheilt worden ist, gleich zu der Betrachtung des Hauptgegenstandes dieses Sendschreibens, der Antwort auf die dritte Frage. Bey diesem Punkte gesteht der Verf. zuerst (S. 7), daß er zum Theil in einiger Verlegenheit sey, sich offen und frey darüber auszusprechen, indem eine bloße briefliche Mittheilung nicht geeignet sey, diesen Gegenstand erschöpfend zu behandeln, und er es geschworen habe, sich mit den Miasmaticern in einen Streit einzulassen, diese Hahnengefechte nicht liebe. Auch habe er, offenherzig gestanden, für den einen Theil seiner Gegner zu viel, für den andern zu wenig Achtung. Mit der Mehrzahl derselben lasse sich gar

nicht streiten. Wer in seinem ganzen Leben noch keine contagiöse Epidemie beobachtet habe, wem die einfachsten Schulbegriffe von Ansteckung und Ansteckungsfähigkeit, von contagiöser und miasmatischer, von epidemischer und sporadischer Krankheit noch abgingen, wer Gegensätze aufstelle, die jedes logischen Principß ermangeln, wer sich nie die Mühe gegeben habe, die Ergebnisse und den Verlauf anderer contagiöser Krankheiten auch nur geschichtlich näher kennen zu lernen, den könne er nicht für mündig, für ebenbürtig zu einem solchen Kampfe erklären, oder ihm ein Stimmrecht einräumen, und zu dieser Classe von Aerzten gehöre die bey weitem größte Mehrzahl seiner Gegner. Es sey ein Fluch der Menschheit, daß Niemand durch die Erfahrungen Anderer klüger werde! — Eben so wenig bedürfe es aber auch einer Entgegnung für diejenigen zum Theil sehr gelehrten und achtbaren, älteren Aerzte und Naturforscher, welche alle und jede Contagiosität epidemischer Krankheiten läugneten, und selbst die Pest für nicht ansteckend erklärten. Gegen solche Ansichten lasse sich nicht streiten, wenigstens nie zu einem Resultate gelangen. — Außerdem erklärt er sich hier noch gegen diejenigen, welche glauben möchten, daß Selbstsucht ihn den anerkannten Irrthum nicht zugestehen lasse, und bemerkt, daß nach der Preussischen Einrichtung des Medicinalwesens die Entscheidung über wissenschaftliche Gegenstände nicht von der Meinung eines einzelnen Sachverständigen, am wenigsten aber von einem der technischen Beamten der Administration, zu denen auch er gehöre, sondern von dem Ausspruche einer besonderen Deputation abhängen, und daß er auch seine Meinung mit den geachtetsten Aerzten und Gelehrten Berlins,

den Geh. Med. Råthen Horn, Klug, Kluge, Bartels, Link, Trüstedt, dem Generalarzte Rothe und den meisten Militärärzten, den Medicinalråthen und Professoren Casper, Barez, Busse, Albers, Bremer, Eck, Wagner u. s. w., allen dirigierenden Spitalärzten und den meisten älteren Schutzcommissions- und Ar-
menärzten theile.

Rec. kann hier nicht untersuchen, welche Gegner der Verf. namentlich gemeint und ob er ihnen mit Recht solche harte Vorwürfe gemacht habe. Jedoch muß er bemerken, daß es auch sehr achtbare und berühmte Aerzte gibt, welche weder zu der einen, noch zu der anderen von dem Verf. angeführten Classe zu rechnen sind, welchen weder Mangel an theoretischen Kenntnissen, noch Mangel an eigener Erfahrung über ansteckende und nicht ansteckende epidemische Krankheiten mit Grund vorgeworfen werden kann, und die doch nicht ohne Weiteres die Cholera für eine bloß durch Ansteckung verbreitete Krankheit haben halten können. Auch enthält sich Rec., den von dem Verf. angeführten Autoritäten andere entgegenzusetzen, da hier natürlich nicht Autoritäten, sondern nur Gründe entscheiden können. Im Nothfalle könnte es ihm indessen auch an Autoritäten nicht fehlen, indem, wenn es auch in Berlin noch so viele Contagionisten gibt, doch auch dort andere Aerzte, und darunter gewiß nicht minder berühmte Männer, mehr oder ganz die Verbreitung der Cholera durch epidemischen, atmosphärisch-tellurischen Einfluß angenommen haben, außerdem aber an den meisten Orten und (wenn auch diese Autorität verlangt werden sollte) auch in den meisten Residenz-, Haupt- und Universitätsstädten, wo bis jetzt die Cholera geherrscht

hat, die bey weitem größere Zahl der Aerzte sich gegen die Ansteckung erklärt hat. Es haben dieß überdem auch solche gethan, welche theils, ehe sie die Krankheit durch eigene Erfahrung kennen gelernt hatten, an die Ansteckung derselben glaubten (wie die Aerzte in Riga &c.), theils ihre Einsicht und Kunst Erfahrungen zu machen auch durch Schriften bewährt haben, die wohl nach sehr allgemeiner Anerkennung selbst von Seiten der Contagionisten zu den besten über die in Europa aufgetretene Cholera erschienenen gehören (wie die Beobachtungen und Erfahrungen der Aerzte Rigas, die Verhandlungen der physikalisch = medicinischen Gesellschaft zu Königsberg &c.). Wenn nun manche Aerzte in Berlin, die sich schon, ehe sie die Krankheit beobachtet, für die Ansteckung erklärt hatten, ihrem Glauben nach dem Eintritte der Epidemie treu geblieben seyn mögen, so ist zu erwarten, daß sie recht überzeugende Gründe, wodurch sie in ihrem Glauben bestärkt worden seyen, anzuführen haben werden. Wir wollen nun sehen, wie es sich mit den sieben von dem Verf. für seine Meinung angeführten Gründen verhält.

Als erster Grund wird aufgeführt: die Art der Verbreitung der Krankheit beweise schon allein ihre contagiöse Natur. Sie habe sich langsam, immer an die Land- und Wasserstraßen sich haltend, die Heeres- und Caravanenzüge verfolgend, verbreitet. Sie habe vierzehn Jahre gebraucht, ehe sie aus dem Innern Asiens bis zu uns gekommen sey. Sie habe sich dabey an keine bestimmte Richtung gehalten, sondern sey nach allen vorgebrungen, und dieß immer in einer Zeit, die mit der Zeit der Reisen zu Wasser und zu Lande, nicht mit

der Zeit der Luftschifffahrten übereinstimme. Sie mache ferner bey ihrem Vordringen gewaltige Sprünge; sie sey, ohne einen einzigen dazwischenliegenden Ort zu berühren, von Berlin nach Magdeburg, von Magdeburg nach Hamburg, von Hamburg oder von Memel nach Sunderland gereist. Es sey eine Illusion, wenn man auf der Karte den westlichen Zug nachweisen wolle. Sie erscheine in der Regel zuerst in den Haupt- und Handelsstädten einer Provinz, und verbreite sich dann erst excentrisch in die Umgegend, die Winde möchten dabey aus einer Richtung blasen, aus welcher sie wollten. Ein solcher Gang der Verbreitung könne aber unmöglich das Ergebniß einer nach Westen sich fortbewegenden, miasmatischen Luft, und eben so wenig die Folge von Wasserströmungen nach einer bestimmten Richtung hin, seyn, sondern man könnte nur annehmen, daß die Krankheit an diesen Orten allenthalben aus atmosphärischen, tellurischen und cosmischen Verhältnissen, oder eigentlichen Mißverhältnissen, erzeugt werde. Wer mit diesen unbekanntem Größen näher vertraut sey, als er, und sich in selbst geschaffenen Traumgebilden gefalle, möge in Gottes Namen so lange fortträumen als er wolle, nur möge er uns, wenn wir seine sogenannten wissenschaftlichen Deductionen nicht für leere Strohdrescherey erklären sollen, den Nachweis nicht schuldig bleiben, warum allenthalben, und bey den verschiedenartigsten Einflüssen, immer dieselbe Krankheit erscheine, warum ihre Dauer, so wie ihre wahrscheinlich größere oder geringere Verbreitung, auf ein schon im Voraus zu berechnendes Zeitmaß und nach den äußeren gegebenen Verhältnissen sich ziemlich richtig bestimmen lasse, und warum die Krankheit

nicht gleichzeitig in allen diesen Städten, oder nach einer umgekehrten Reihenfolge, entstehe, sondern im Ganzen genommen eine bestimmte Richtung beobachte, warum sie nämlich nicht früher in Danzig als in Warschau, nicht früher in Berlin als in Danzig, Elbing, Königsberg u. s. w., nicht früher in Magdeburg oder Hamburg als in Berlin, nicht früher in Wien oder Prag als in Lemberg und Pesth entstanden sey?

Indem Rec. zur Würdigung dieses von der Verbreitung der Krankheit hergenommenen Grundes, der von vielen Contagionisten als eine Hauptstütze ihrer Meinung hervorgehoben worden ist, schreitet, erinnert er vorerst in Bezug auf den Gang der Krankheit in Indien an das, was er darüber in der Anzeige von Bell's Schrift (Götting. gel. Anz. 1831. St. 171. S. 1700 ff.) mitgetheilt hat. Dieser hat überhaupt vortreflich gezeigt, daß der Zug der Krankheit durch verschiedene Länder keinesweges, wie es beym ersten Blicke der Fall zu seyn scheine, die Meinung, daß die Krankheit contagiös sey, unterstütze, daß die Krankheit auf den Hauptstraßen oder an den Seeküsten, wo uneingeschränkter Verkehr herrschte und an welchen letzten besonders eine ansteckende Krankheit durch die einen ununterbrochenen Handel unterhaltenden kleinen Handelschiffe schnell hätte fortgepflanzt werden müssen, nicht schneller vorgerückt sey als im Innern des Landes, und wo wenig oder keine Communication Statt fand, sondern daß sie, anstatt in einer Richtung vorwärts getrieben und in einer anderen aufgehalten zu werden, mit gleichem Schritte, regelmäßig ungefähr einen Grad der Breite in einem Monat durchwandernd, über die

ganze Oberfläche von Indien fortgegangen sey und die am wenigsten besuchten Plätze und die am meisten abgelegenen Dörfer erreicht habe. Wer mit Bell's dort umständlicher mitgetheilten Darstellung die von ihm gegebene Abkürzung der in Scot's Schrift enthaltenen Karte oder diese selbst vergleicht und nicht von vorgefaßter Meinung eingenommen ist, wird ihm wohl seine Bestimmung nicht versagen.

Was aber die Behauptung des Verfs. betrifft, daß die Cholera vierzehn Jahre gebraucht habe, ehe sie aus dem Innern Asiens bis zu uns gekommen sey, so stimmt dieß zwar allerdings nicht mit der Zeit der Lustschiffahrten, aber wenigstens auch nicht mit der Zeit der Reisen zu Wasser und zu Lande, welcher die Zeit ihres Vordringens immer entsprechen soll, überein, und wenn sie wirklich, wie die Contagionisten meinen, bloß durch Ansteckung, Caravanen, Schiffe etc. verbreitet würde, so hätte sie bey dem beständigen Verkehr zwischen Asien und Europa wohl viel früher ihre Reise nach Moskau, Petersburg etc. machen können.

Wenn ferner für die Ansteckung angeführt wird, daß die Cholera bey ihrem Vordringen Sprünge gemacht habe, so kann es doch wohl auch bey epidemischen nicht ansteckenden Krankheiten, für deren Entstehung und Verbreitung selbst manche Gegenden mehr, andere weniger Disposition haben, Statt finden, daß zwischen den von der Epidemie ergriffenen liegende Orte frey bleiben, und es ist dieses namentlich bey epidemischen Ruhren bemerkt worden (vgl. Zimmermann üb. d. Ruhr S. 11 flg., S. 35 flg., Schnurrer's Chronik der Seuchen Th. 2. S. 498 u. a.). Daß aber die Cholera gerade von Ber-

lin nach Magdeburg, von Magdeburg nach Hamburg, von Hamburg oder von Memel nach Sunderland gereist sey, ist wenigstens nicht in dem Sinne der Contagionisten anzunehmen, da an diesen Orten eben so wenig wie an irgend einem anderen eine Einschleppung nachgewiesen, die darauf sich beziehenden Sagen und Zeitungsnachrichten vielmehr immer durch die nähere Untersuchung als ungegründet dargestellt worden sind. Mit welcher musterhaften Genauigkeit diese Untersuchung von Aerzten und Naturforschern, wie einem v. Baerz. in Königsberg und an anderen Orten ausgeführt worden, ist bekannt. Wie sehr sticht diese nicht ab gegen den Mangel an Kritik und die Leichtgläubigkeit mancher zu den Contagionisten gehörigen Schriftsteller, welche vermeintliche Erfahrungen über die Ansteckung ohne Weiteres aufnehmen und selbst Erzählungen vorbringen, die den durch die Zeitungen verbreiteten Fabeln von Einschleppung der Cholera durch Tücher, Halsbinden, einen Ballen Hanf, reisende Handwerksbursche, Deserteurs zc. gleichen, denen übrigens Rec. ihren Glauben gern gönnen wollte, wenn er nur nicht sonst für Viele nachtheilige Folgen haben könnte. Daß der von den Contagionisten beschuldigte, am 31sten August v. J. erkrankte, Schiffer Mater die Cholera in Berlin eingeschleppt habe, kann Rec. auch nicht glauben, da es theils sonst keinesweges erwiesen worden, theils von Stosch (die Frage üb. Contagiosität oder Nicht-Contagiosität d. asiat. Cholera S. 19. 20) dagegen bemerkt, daß schon am Tage vorher eine alte Frau am entgegengesetzten Ende der Stadt, in welchem Bezirke schon mehrere Fälle mit gleichen Symptomen Statt gefunden hätten, unter verdächtigen Zufällen ge-

storben sey, und daß die Untersuchung der Leiche auch nach der Versicherung von Casper unzweifelhafte Zeichen der Cholera habe erkennen lassen. So hat sich auch die Cholera, wie von Hufeland (Journ. d. pract. Heilk. 1831. Nov. S. 114) bemerkt worden ist, vielen mit Berlin in beständiger Verbindung stehenden Dörfern nicht mitgetheilt, oder es ist in mehreren bey einzelnen Fällen geblieben (was aus dem Mangel der epidemischen Constitution sich wohl erklären läßt). Und so ist auch auf vielen der frequentesten Landstraßen nicht die von den Contagionisten hier angenommene Fortpflanzung der Cholera bemerkt worden, dagegen sie mehr die an Flüssen liegenden Orte zu lieben scheint, was aber wohl auch eine andere Erklärung als die durch Ansteckung zuläßt.

Wenn aber von dem Verf. die Nachweisung verlangt wird, warum die Krankheit nicht gleichzeitig in allen diesen Städten, oder nach einer umgekehrten Reihenfolge, entstehe, sondern im Ganzen genommen eine bestimmte Richtung beobachte, warum sie nämlich nicht früher in Danzig als in Warschau, nicht früher in Berlin als in Danzig, Elbing, Königsberg u. s. w., nicht früher in Magdeburg oder Hamburg als in Berlin, nicht früher in Wien oder Prag als in Lemberg und Pesth entstanden sey, so ist vorerst zu antworten, daß die auch von dem Vf. hier anerkannte im Ganzen bestimmte Richtung der Cholera, welche allerdings wenigstens in Europa nach Westen und besonders nach Nordwest gegangen ist, sich mit dem bey so vielen epidemischen Krankheiten von alten Zeiten her beobachteten Gange sehr wohl verträgt (schon Plinius hist. nat. Lib. VII. c. 1. sagte be-

kanntlich: 'Observatum est, a meridianis partibus ad occasum solis pestilentiam semper ire'), und daß es hiernach sehr natürlich war, wenn sie an den zuerst genannten Orten nicht früher erschien. Würde sie aber, wie die Contagionisten meinen, bloß durch Ansteckung fortgepflanzt, so wäre ihr im Ganzen bestimmter Gang weit weniger natürlich, und sie würde gerade bey der so zufälligen Fortschleppung des Contagiums eher an manche der zuerst genannten Orte und noch viel weiter haben gebracht werden können. Eine weitere Zumuthung, die Erzeugung und Verbreitung dieser wie vieler anderer epidemischen Krankheiten aus atmosphärischen, tellurischen und kosmischen Verhältnissen zu erklären, kann aber bey dem gegenwärtigen Standpuncte der Medicin und der Naturwissenschaften überhaupt mit Recht zurückgewiesen und eigentlich von keinem, der diesen Standpunct kennt, füglich gemacht werden. Wie? wenn man von einem Contagionisten eine genügende Erklärung der Entstehung, der Natur, der quantitativen, stöchiometrisch nachzuweisenden, Bestandtheile dieses oder jenes Ansteckungstoffes verlangen wollte, würde da nicht auch bey jenem das: aqua haeret eintreten? — Daß so manche epidemische Krankheiten in verschiedenen Jahreszeiten und Klimaten, und bey den verschiedensten Verhältnissen der Temperatur und Bitterung fortbestehen können, ist von den größten Beobachtern der Epidemien längst anerkannt worden. Aber so wie schon ein Sydenham (Op. Sect. I. c. II.) gestand, daß er bey der genauesten Untersuchung der Verhältnisse verschiedener Jahre in Ansehung der offenbaren Eigenschaften der Luft nichts über die Ursache der epidemischen Consti-

tution habe erforschen können, so wissen wir, wie Rec. schon bey anderer Gelegenheit geäußert hat, auch jetzt bey allen Fortschritten der Physik und Chemie in der neuesten Zeit über die Ursachen der Entstehung und des Fortschreitens so mancher epidemischen Krankheiten nicht viel mehr als Hippocrates, der in solchen nicht zu erklärenden Fällen das Divinum in morbis (το θεϊον) anerkannte. Eines solchen Geständnisses hat sich auch einer der berühmtesten Aerzte Berlins, der verewigte Berends (lect. in Hippocratis Aph. p. 348. 349) nicht geschämt, und mit Recht sagt in Bezug auf ähnliche Fragen von Reider (üb. d. Cholera zu Wien S. 14): 'welches das eigentlich schädliche Princip sey und woher es komme, und wie es entstehe, wollen wir Aerzte dann beantworten, wenn uns die Astronomen über die mögliche oder wirkliche gegenseitige Einwirkung der Weltkörper oder ihrer Atmosphären auf einander bey Annäherung oder Entfernung im unendlichen Universum gehörigen Aufschluß gegeben, oder die Physiker und Naturforscher über die imponderabeln Bestandtheile der Luft, die mannigfaltigen Strömungen derselben, dann die Gesetze der Electricität, über die Ursachen ihrer Anhäufung, Verminderung und so manche andere höchst wichtige Naturgesetze genau und genügend belehrt haben; bis dahin soll man uns, oder doch wenigstens mich mit solchen Dingen verschonen.' Können wir nun auch die Ursache solcher epidemischen Krankheiten bis jetzt nicht erklären, so sind deshalb doch die von alten Zeiten her gemachten Erfahrungen über ihr Vorkommen nicht zu läugnen; so wie es auch noch Niemanden eingefallen ist, in entschieden ansteckenden Krankheiten den Ansteckungs-

stoff deshalb läugnen zu wollen, weil man seine Entstehung und Natur noch nicht hat erklären können.

Mit dem zuletzt über das Verhältniß mancher epidemischen Krankheiten Gesagten ist auch der zweyte für die Ansteckung angeführte Grund, welcher so lautet: 'die Krankheit hält sich an kein Klima, an keinen Boden, an keine Witterung, eigentlich der Hauptsache nach schon beantwortet. Rec. wundert sich nur, wie der berühmte Verf., nachdem er den meisten seiner Gegner Mangel an Beobachtung einer contagiösen Epidemie, Mangel an Kenntniß der einfachsten Schulbegriffe von Ansteckung und Ansteckungsfähigkeit, von contagiöser und miasmatischer, von epidemischer und sporadischer Krankheit vorgeworfen und sie deshalb für nicht mündig, für nicht ebenbürtig zu einem Kampfe mit ihm erklärt hat, diesen angeblichen Grund in einem an den nicht als Staatsmann, sondern besonders als Naturforscher so sehr glänzenden Alexander von Humboldt gerichteten Schreiben hat vorbringen können. Es ist längst in die bekanntesten Handbücher der Pathologie der Erfahrungssatz aufgenommen, daß, während bey den Jahresepidemien der Einfluß der erkennbaren Veränderungen der Atmosphäre offenbar ist, andere epidemische Krankheiten, insbesondere die sogenannten stehenden Epidemien, in verschiedenen Jahreszeiten und Klimaten und bey den verschiedensten Verhältnissen der Temperatur und Witterung überhaupt bestehen können. Daß aber die Witterung doch wenigstens auf Vermehrung oder Verminderung der Cholera Einfluß haben kann, hat sich, obgleich der Verf. auch dieses läugnet, nicht bloß

an anderen Orten, wo die Krankheit nach eingetretenem kaltem Regenwetter, oder auch bey großer Schwüle oder Hitze höchst schnell zunahm, nach einem Gewitter zc. aber abnahm, sondern nach dem von Hufeland (Journ. der pract. Heilk. 1831. Nov. S. 105) u. A. Mitgetheilten auch in Berlin gezeigt, indem daselbst die Feuchtigkeit den meisten Einfluß auf die Vermehrung, ein heftiger Sturmwind eine auffallende Verminderung der Krankheit zc. zur Folge gehabt haben soll. Wenn der Verf. sagt, daß man in Berlin in der schönsten und wärmsten Herbstzeit verhältnißmäßig viel Kranke gehabt habe, während man früher (?) und jetzt, bey der heillossten, schlechten und feuchten Witterung fast gar keinen Zuwachs mehr erhalte, so ist dieß sehr begreiflich, da, als der Verf. dieß schrieb, die Epidemie sich ihrem Ende nähete oder, wie es ihm selbst schien, im Verschwinden begriffen war. Die um Michaelis während des Wohnungswechsels vermehrte Zahl der Kranken, welche der Vf. dem Verschleppen in bis dahin verschonte Stadtviertel zuschreibt, kann man, wenn die Ansteckung sonst nicht näher bewiesen wird, mit von Stosch und Hufeland recht gut aus den durch den Wohnungswechsel veranlaßten bedeutenden Erkältungen und Diätfehlern erklären. Wenn der Verf. ferner sagt, daß die Krankheit in der eng gebauten und vielbewohnten Königsstadt Berlins mehr Fortpflanzungstoff gefunden als in der mit breiten Straßen versehenen Friedrichsstadt, daß dagegen in dem sumpfigen Thiergarten kein einziger Kranke vorgekommen sey, so kann Rec. zwar aus mangelnder Kenntniß der Localverhältnisse nicht genau urtheilen, muß aber dagegen, was vom Verf. nicht berührt worden ist, anfüh-

ren, daß nach anderen Berichten (Hufeland's Journ. a. a. D. S. 115) die Krankheit sich in Berlin doch am meisten in den zunächst an dem Flusse und den Canälen liegenden Gegenden der Stadt, weit weniger in den höher liegenden Gegenden nach dem Hallischen Thore verbreitet haben soll, und daß dieß wenigstens auch mit dem an so vielen andern Orten Beobachteten übereinstimmt. — Noch hat der Verf. selbst für seine Meinung angeführt, daß die sumpfreichsten Theile Hollands bis heute noch von der Krankheit verschont seyen, während das gesund gelegene Lüneburg nicht verschont geblieben sey! Wenn die Krankheit ihren Zug durch Europa (den übrigens Rec. weit entfernt ist im Voraus bestimmen zu wollen, da er von Verhältnissen abhängt, in Ansehung deren man besser thut, seine Unwissenheit zu gestehen, als durch nicht gehörig begründete Voraussetzungen zu täuschen) bereits vollendet hätte, so würde es allerdings auffallend seyn, wenn Holland wie so manche andere sumpfige Gegenden verschont geblieben wären. Bis jetzt aber kann es bey der Betrachtung des oben berücksichtigten Ganges der Krankheit gar nicht auffallend erscheinen, daß die Krankheit eher nach Lüneburg als nach Holland gekommen ist. Uebrigens soll, wenigstens nach einer dem Rec. von einem Arzte mitgetheilten Nachricht, die bekanntlich in Lüneburg schnell vorübergegangene Cholera dort auch besonders in den an der Ilmenau gelegenen Stadtvierteln, in denen auch manchmal nach Ueberschwemmungen Wechselfieber und Nervenfieber vorgekommen seyen, geherrscht haben.

Als dritter Grund wird aufgeführt: Die Krankheit trete wie eine contagiöse,

durchaus nicht wie eine miasmatische oder aus anderen allgemeinen Einflüssen erzeugte auf. Mit der Erscheinung des ersten Kranken an einem Orte sey auch die Möglichkeit, ja, leider in der Mehrzahl der Fälle, die Gewißheit der weiteren Verbreitung gegeben, wenn nicht sogleich die wahre Natur der Krankheit erkannt, und die nöthige Vorkehrung gegen weiteres Umsichgreifen getroffen werde. Immer fange die Krankheit mit einem Individuum an einem Orte an, und ergreife dann mehrere derselben; deren Zahl steige bis zu einer gewissen Höhe, und nach vier, höchstens fünf Monaten scheine die Krankheit, nachdem immer weniger Individuen ergriffen worden, erloschen zu seyn. Die größere oder geringere Zahl der von der Krankheit Ergriffenen, das schnellere oder langsamere Umsichgreifen, so wie die längere oder kürzere Dauer der Epidemie, sey durchaus von äußeren Umständen, von der größeren oder geringeren Empfänglichkeit der Individuen, von ihren Lebensverhältnissen, ihren Wohnungen, Berufsgeschäften und von den mehr oder minder zweckmäßig ausgeführten oder ganz unterlassenen Schutzmaßregeln abhängig. Oft erreiche unter günstigen, die Verbreitung nicht befördernden Umständen die Zahl der Erkrankungen kaum die Höhe, daß man die Krankheit mit Recht als Epidemie bezeichnen könne. Nirgends aber hätten so häufige Erkrankungen Statt gefunden, als dieß wohl der Fall bey Epidemien sey, die in einer auf die Menschen allgemein einwirkenden Ursache, in atmosphärischen und tellurischen Verhältnissen ihren Grund haben.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

44. Stück.

Den 17. März 1832.

B e r l i n.

Beschluß der Anzeige: Einiges über die Cholera. etc. etc.

Bekanntlich ist schon in Indien von Annesley, so wie auch in Europa von vielen Aerzten gerade das Gegentheil von dem, was der Verf. hier behauptet, nämlich die größere Menge von Kranken, die gleich anfangs von der Krankheit befallen wurde, das unerwartete und schnelle Abnehmen und endlich gänzliche Verschwinden derselben, für einen allgemein, wie bey vielen epidemischen Krankheiten wirkenden Einfluß und gegen die Verbreitung durch bloß persönliche Ansteckung angeführt worden. Wenn aber auch die Krankheit an manchen Orten mit einem Individuum angefangen haben mag, so hat sie sich dagegen an anderen gleich in verschiedenen ganz entfernten Theilen gezeigt, und sich trotz allen Sperrungsmaßregeln so schnell verbreitet und so viele, bey denen notorisch keine Communication mit Kranken, selbst nicht die durch ärztliche Be-

suche vermittelte, Statt gefunden, befallen, daß eine solche Verbreitung keinesweges durch bloß persönliche Ansteckung erklärt werden kann. Hätte die Krankheit immer nur mit einem Kranken angefangen und wäre kein anderer Grund ihrer Fortpflanzung als persönliche Ansteckung vorhanden gewesen, so hätte es doch wohl in irgend einer Stadt, wo die Sperrungsmaßregeln angewendet worden sind, gelingen müssen, ihre Verbreitung über andere Individuen zu verhüten, oder es müßte (was doch auch von den meisten Vertheidigern der Ansteckung und der Sperrungsmaßregeln, wie auch von dem Verf. S. 32 nicht angenommen wird) der Ansteckungsstoff so flüchtig seyn und sich so weit durch die Luft verbreiten können, daß schon deshalb die Sperrungsmaßregeln für unnütz zu erklären wären. Es ist jenes aber, wie die Erfahrung gelehrt hat, weder in Berlin, noch an so manchen anderen Orten, wo die Sperrungsmaßregeln versucht wurden, gelungen; die Krankheit nahm bey der Sperre zu und, wie auch H u f e l a n d a. a. D. S. 114 in Bezug auf Berlin bemerkt hat, nach aufgehobener Sperre sogar ab, und war auch an Orten, wo keine Sperre Statt fand, nicht häufiger als an gesperrten. — Was noch die Behauptung betrifft, daß nirgends so häufige Erkrankungen Statt gefunden hätten, als bey Epidemien, die von einer allgemein wirkenden Ursache abhingen, insbesondere bey der Influenz, so hat der Verf. sich nicht erinnert, daß es große und kleine Epidemien gibt, daß auch in Hinsicht der Zahl die nicht ansteckenden wie die ansteckenden epidemischen Krankheiten verschieden, bald mehr bald weniger allgemein verbreitet sind, und daß daher dieses Verhältniß der Zahl für sich betrachtet weder für noch gegen die Ansteckung angeführt werden kann. So

viel aber ist gewiß, daß auch die Cholera sich an vielen Orten häufig genug gezeigt hat, und auch in dieser Hinsicht vielen epidemischen Krankheiten nicht bloß gleich gekommen ist, sondern viele auch übertroffen hat. Der Verfasser sagt später (S. 26) selbst, daß die Cholera nach einer mäßigen Berechnung in 14 Jahren bereits 20 Millionen Menschen weggerafft hätte, daß Gallizien und Ungarn allein in einem halben Jahre ganze Heere von Menschen daran verloren hätten &c. Uebrigens kommt hier doch auch in Betracht, was von Contagionisten wie von Anticontagionisten bemerkt worden ist, daß glücklicherweise die Disposition für die Cholera nicht so häufig ist, wie für manche epidemische Krankheiten, so wie daß sie auch durch eine zweckmäßige Diät verhütet werden kann.

Der vierte Grund soll seyn: daß die Krankheit sich absperrren lasse. Dieß sey durch tausendfältige Erfahrung bewiesen, so sehr auch der Schein und ein oberflächlicher Blick dagegen sprächen. Wenn unsere Sanitäts-Cordons die Krankheit nicht abhalten konnten, so beweise dieß nichts dagegen, denn das Mißlingen dieses großartigen Unternehmens sey unter den gegebenen Umständen sehr füglich vorauszusehen gewesen, weshalb er auch gleich anfangs dagegen gestimmt habe. Preußen habe aber geglaubt, dieß Opfer dem gebildeten Europa schuldig zu seyn. Nicht die Natur der Krankheit, sondern die Macht der Verhältnisse, bey der langen und durchaus offenen Gränze und dem Kriege sey an dem Mißlingen dieses Unternehmens Schuld.

Wie wenig Rec. dieß für gegründet halten kann, ergibt sich schon aus dem, was er bey der Beleuchtung des dritten angeblichen Grundes über das Nutzlose der Sperrungsmaßregeln

in Städten gesagt hat. Aber, wenn man auch zugeben mag, daß den Preussischen Cordons große Schwierigkeiten entgegenstanden, wo sind dann die tausendfältigen Erfahrungen zu finden, welche den Nutzen der Absperrung wirklich beweisen? So wie selbst die doch früher besonders gerühmten Cordons in Schlesien und die zuletzt wenigstens mit großer Strenge vollzogenen Cordons in Oestreich einer nach dem anderen übersprungen wurden und sich vor der Cholera zurückziehen mußten, so ist, was besonders in Betracht kommt, nach dem Aufheben der Cordons die Cholera nicht schneller vorgedrungen, sie ist an vielen Orten, die nicht durch Cordons von inficierten getrennt waren, sondern damit in der größten Verbindung standen, deshalb nicht schneller oder gar nicht erschienen. Daher ist es auch für eine ganz unerwiesene Meinung zu halten, wenn der Verf. sagt, daß die Cholera durch die Cordons zwar nicht habe abgehalten, aber doch aufgehalten werden können. Sie hat bey den Cordons und ohne dieselben ihren bestimmten Gang gehabt, und wenn sie bey bestehendem Gorden nicht früher an manchen Ort gekommen ist, so wäre dieß hiernach ohne den Gorden wohl eben so wenig geschehen. Die hier noch folgende Behauptung, daß es in dem Bromberger Regierungsbezirke allein der Regierung gelungen sey, in 34 Ortschaften die Verbreitung der Krankheit durch Isolierung des ersten Kranken zu verhüten, bedarf wohl einer näheren Begründung, wenn sie die Meinung des Verfs. beweisen soll. Wenn ein Kranker, was in der Mehrzahl der Fälle nachgewiesen seyn soll, sich die Krankheit von einem angesteckten Orte geholt, sie in seine Heimath gebracht hat, so wird die Krankheit auch ohne Isolierung nicht weiter

verbreitet werden, wenn der epidemische Einfluß an diesem Orte noch fehlt, eben so wie man manchmal an Orten, wo nicht gerade die Wechselfieber wegen epidemischer oder endemischer Ursachen herrschend sind, nur einen davon Befallenen, der die Krankheit schon an einem anderen Orte bekommen und mitgebracht hat, findet. Doch daß die Cordons, Quarantäne-Anstalten und andere Absonderungsmaßregeln nicht bloß nutzlos, sondern auch höchst nachtheilig sind, daß insbesondere auch die Häusersperre, wenn sie, zumal in Fällen, wo die Krankheit bereits in vielen Häusern ausgebrochen ist, streng durchgeführt werden soll, nicht bloß ungeheure Kosten verursacht, sondern auch im hohen Grade drückend und durch Erregung von Furcht und Schrecken niederschlagend wirkt, dadurch auch die Anlage zur Krankheit vermehrt und selbst ein Hinderniß der nöthigen Hülfeleistung abgibt, ja schlimmer als die Krankheit selbst erschien, ist von den Aerzten in Riga, Danzig, Königsberg, Elbing, Wien &c. längst so gründlich dargethan worden, daß Rec. hierbey sich nicht länger aufhalten will, und es nur noch für billig hält, zu bemerken, daß (wenn auch manche verblendete Contagionisten noch keine Rücksicht auf die Nachtheile der Sperre genommen haben) der Verf. selbst doch (S. 33—34) wenigstens erklärt hat, daß das Sperrungsverfahren auf eine Weise gehandhabt werden müsse, daß der gewerbliche Verkehr dadurch nicht andauernd gehemmt und nicht durch zu strenge polizeyliche Maßregeln ein nicht minder drückendes Uebel an die Stelle desjenigen, welches man abwenden wolle, gesetzt werde.

Als fünften Grund nimmt der Verf. an: die Form, in der die Krankheit aufträte, beweise schon, daß ihr ein fremder, ein

specifischer Ansteckungsstoff, ein wahrer Vergiftungsproceß zum Grunde liege. Sie behalte auch das Gespensterartige, was sie an sich habe, vom Beginn der Epidemie an bis zu ihrem Verschwinden gleich intensiv. Dadurch unterscheide sie sich auch von allen miasmatischen Epidemien, die in ihrem weiteren Verlaufe ihren Character bedeutend veränderten. Sie behalte gleich allen echt contagiösen Krankheiten immer dieselbe Form. Sie tödte wie alle durch Contagion herbeygeführte Epidemien bey ihrem ersten Auftreten an einem Orte am stärksten, während alle miasmatische Epidemien in der Mitte ihres Verlaufes am meisten Opfer forderten.

Vorerst ist hier zu bemerken, daß die Krankheit nicht von allen Beobachtern immer so gespensterartig, wie sie der Verf. geschildert hat, gefunden worden ist, daß selbst ein Berliner Arzt, Romberg (in der Vorrede zu der Bearbeitung von Scot) diejenigen getadelt hat, die sich in der Beschreibung des Grausenhaften zu überbieten suchen, daß man auch von ihr verschiedene Formen beobachtet hat, und daß sie auch keinesweges immer vom Anfange der Epidemie bis zu ihrem Verschwinden sich gleich intensiv, sondern im weiteren Verlaufe oft milder gezeigt hat. Daß aber (selbst abgesehen von den an vielen Orten vor der Cholera hergegangenen Uebergangsformen) auch andere epidemische Krankheiten nicht bloß allmählich bis zu ihrem höchsten Stande wachsen, dann wieder abnehmen und verschwinden, sondern manchmal auch in der ersten Zeit am heftigsten sind, hat schon Sydenham (op. Ed. Lugd. p. 181. 182) bemerkt und auch Rec. in seinem Handbuche der allgem. Pathologie, 4te Ausg. §. 95 angeführt. Jener hat dieß nicht

etwa bloß bey der Pest, sondern selbst bey epidemischen Ruhren bemerkt, indem er sagt: 'In Dysenteriiis pariter omnia universim symptomata atrociora sub primo morbi ingressu comparebant; et licet, si ad aegrorum numerum respexeris, latius in diem malum serperet, donec tandem ad statum pervenisset, in quo ex consequenti plures interibant quam ineunte morbo; symptomata tamen sub initio saeviebant magis quam in statu, ac multo magis quam in Declinatione, et ceteris paribus plures pro aegrorum numero ἔλλαβε πορφύρεος θάνατος καὶ μοῖρα κραταίη.' Die Geschichte der Epidemien spricht also entschieden gegen des Verfs. Meinung.

Uebrigens haben bekanntlich Andere gerade aus der Form der Krankheit einen Beweis für die entgegengesetzte Meinung zu ziehen gesucht und gegen die Analogie mit anderen contagiösen Krankheiten, besonders den fieberhaften, gestritten, und wenn diese auch in Bezug auf die Mehrheit der Fälle Recht haben möchten, so will Rec. dieß doch nicht für entscheidend erklären, da allerdings schon das Beispiel der Wasserscheu beweist, daß auch eine von jenen verschiedene Krankheit ansteckend seyn kann. Um so weniger kann aber zugegeben werden, daß gerade die Form der Cholera für sich einen specifischen Ansteckungsproceß beweise. Was aber die Vergleichung mit einem Vergiftungs-Processe betrifft, so ist auch die bekanntlich längst von Anticontagionisten und auch Anderen, welche wenigstens vorzüglich die Cholera von epidemischen, atmosphärisch-tellurischen Einflüssen ableiten, angegeben worden, und mag auch wohl in Bezug auf die schwereren Fälle der Krankheit Statt finden. Allein es kann

dadurch keine Ansteckung bewiesen werden. Die meisten eigentlich sogenannten Gifte, und gerade die Blausäure, deren Wirkungen man die Cholera für am ähnlichsten erklärt hat, bewirken keine Ansteckung, dagegen die meisten ansteckenden Gifte (die nach manchen Neueren übrigens selbst von den Giften ausgeschlossen werden sollen) ganz verschiedene Wirkungen haben. Uebrigens ist es ja bekannt, daß auch Miasmen ebenfalls gleich Giften schnell tödtliche Zufälle erregen, die schlimmsten Krankheiten verursachen können.

Der sechste Grund heißt: Die Mittheilung der Krankheit von Individuum zu Individuum läßt sich in tausenden von Fällen nachweisen.

Mit Recht konnte wohl von den Contagionisten, die gegen die Meinung der meisten und angesehensten Englischen Aerzte, welche die Cholera lange in Indien beobachtet, und meistens ehe sie selbst sie durch eigene Erfahrung kennen gelernt hatten, sie für ansteckend erklärten, ein recht überzeugender, nach allen Regeln der historischen Kritik, der wahren medicinischen Erfahrung geführter Beweis der Ansteckung gefordert werden. Wenn aber wirklich auch in manchen Fällen die Ansteckung gründlich nachgewiesen worden wäre (was Rec. bis jetzt nicht gefunden hat und was er sonst, wenn es von dem Verf. oder Anderen geschehen wäre oder noch geschehen sollte, gleich anzuerkennen bereit seyn würde, da es ihm nur um die Wahrheit, wenn diese auch von dem Verf. für eine unwillkommene erklärt werden mag, zu thun ist), so würde dieß doch noch nichts für die bloße Verbreitung der Cholera durch Ansteckung und gegen die Fortpflanzung durch epidemische, atmosphärisch-tellurische u. Einflüsse beweisen. In Rücksicht auf die von

ihm schon früher angeführten für die letzte Verbreitung sprechenden Gründe würde Rec. dann gerade die von Hufeland, Clarus u. A. vertheidigte Ansicht, wornach die Cholera auf doppeltem Wege, theils durch epidemischen, atmosphärisch-tellurischen Einfluß, theils durch persönliche Ansteckung fortgepflanzt werden soll, für richtiger halten, als die der strengen Contagionisten. Müssen aber bey der Cholera einmal allgemeine epidemische Ursachen angenommen werden, so ist dann auch, wie Rec. schon in der Anzeige von Bell's Schrift geäußert hat, bey der Beurtheilung einzelner Fälle, die von Manchen übereilt der Ansteckung zugeschrieben werden, aber auch schon aus der epidemischen Constitution, so wie oft aus zu dieser hinzukommenden besonderen Ursachen erklärt werden können, die größte Vorsicht erforderlich und die Ansteckung nicht sogleich und ohne die überzeugendsten Beweise anzunehmen. Wenn nun selbst ein Hufeland, nachdem die Krankheit seit drey Monaten in Berlin beobachtet worden, aus ihrem dortigen Verhalten (Journ. d. pract. Heilk. 1831. Nov. S. 113 flg.) zwar entscheidende Gründe für die epidemische Constitution als Hauptquelle ihrer Verbreitung gezogen, aber in Bezug auf dort vorgekommene Beispiele der Ansteckung nur geäußert hat, daß man bey denselben mit großer Wahrscheinlichkeit persönliche Ansteckung habe annehmen können, daß sie gegen das, wo keine nachzuweisen war, höchst selten gewesen, daß der apodictische Beweis immer sehr schwer zu führen sey, daß nicht ähnliche örtliche und diätetische Verhältnisse in solchen Fällen die Krankheit erzeugt hätten, so muß Rec. den Ausspruch des Verfs., daß sich die Mittheilung in tausenden von Fällen nachweisen lasse, um so mehr

für zweifelhaft halten. Die von ihm angeführten Fälle sind so ohne Rücksicht auf die Umstände, welche eine andere Erklärung zulassen oder beseitigen können, angegeben, daß sie keinen besonnenen Zweifler überzeugen werden. Es soll zwar nach S. 21 auch das Amtsblatt der Liegnitzer Regierung sehr richtig sagen, daß, wo mehrere Krankheitsfälle nach einander eintraten, sich die Wege, auf welchen die Krankheit sich durch Ansteckung verbreitet hatte, meistens sehr bestimmt und zwar bestimmter nachweisen ließen, als dieß bey den meisten ansteckenden Krankheiten der Fall sey. Rec. will den hier nicht genannten und ihm ganz unbekanntem Männern, welche dieß in dem Liegnitzer Amtsblatte geäußert haben sollen, sonst keinesweges zu nahe treten, gesteht aber, daß er für jetzt noch den ganz entgegengesetzten Behauptungen der Aerzte in Riga, Königsberg, Danzig, Elbing, Stettin &c., die ihre Einsicht, wie ihr Bestreben, durch die genaueste Untersuchung aller zur Erklärung der Sache dienenden Umstände die Wahrheit zu erforschen, so sehr bewährt haben, mehr Gewicht beylegt. Der nichts beweisenden und, wie von Baer gezeigt hat, auch zum Theil unrichtigen Behauptungen von Bidder nicht weiter zu gedenken, so hat es sich neulich bey dem von Cohen in der Berliner Cholera-Zeitung mitgetheilten Aufsatz gezeigt, wie die von einem Contagionisten für die Ansteckung angeführten Fälle in einem ganz andern Lichte erscheinen, wenn sie von einem andern, nicht so gläubigen, sondern prüfenden Beobachter erzählt werden (s. Hergt in Radius allg. Cholera-Zeit. No. 51). Wenn also der Verf. und Andere sich auf solche amtliche Berichte verlassen, so erlaubt sich Rec. seinen Zweifel in Ansehung der daraus

gezogenen Resultate zu äußern. Die für die Ansteckung angeführte Verbreitung von Haus zu Haus ist in gewissen Gegenden einer Stadt, wie oben schon angegeben, ganz anders zu erklären, und bey bloßer Ansteckung müßte es sich ganz anders verhalten. Auch die Wechselfieber u. werden oft mehr in gewissen Gegenden eines Ortes und bey mehreren Individuen in einem Hause zugleich beobachtet. Ist die Wohnung vollends ein feuchter Kellerraum, wie in dem von Romberg angeführten Falle, wo drey Kranke aus demselben gebracht wurden, so kann das wohl um so weniger die Ansteckung beweisen.

Ganz besonders ist dem Rec. aber aufgefallen, was der Verf. hier (S. 21 flg.) noch gegen die an so vielen Orten gemachte Erfahrung, daß so wenige Aerzte, und zwar gerade auch solche, welche besonders viel mit den Kranken zu thun hatten, von der Cholera befallen worden, vorgebracht hat. Abgesehen davon, daß Aerzte und auch Krankenwärter, eben weil sie mit Kranken umgingen, mehr abgestumpft gegen alle schädliche Einwirkungen seyen, weniger Ansteckungsfähigkeit wie andere Menschen besäßen, so sey die beliebte Behauptung, die ein Miasmatischer dem andern nachspreche oder wohl gar nachschreibe, ohne sich im mindesten zu bekümmern, ob sie richtig sey oder nicht, ganz erfahrungswidrig, denn nicht allein alle jüngeren in Lazarethen angestellten Aerzte seyen fast durchgehends an der Cholera erkrankt, sondern auch viele ältere seyen ein Opfer derselben geworden. Die mit Aerzten so schwach besetzten Provinzen Posen und Preußen hätten 14 Aerzte eingebüßt. Noch weit bedeutender sey die Zahl der Krankenwärter, die ein Opfer ihres Berufes geworden.

Was zuerst die angebliche Abstumpfung der

Aerzte und ihre geringere Ansteckungsfähigkeit betrifft, so hat sich dieselbe bey entschieden ansteckenden Krankheiten, z. B. dem ansteckenden Nervenfieber, dem gerade nach Manchen die Cholera in Ansehung der Ansteckung am nächsten kommen sollte, leider! eben nicht gezeigt, indem bekanntlich so viele ältere sowohl als jüngere Aerzte ein Opfer desselben geworden sind. In Bezug auf die Cholera ist es aber schon in Indien aufgefallen, daß so wenige von den Aerzten daran gestorben sind (worüber sich Rec. hier auf das in der Anzeige von Bell's Schrift S. 1705 — 1707 Gesagte bezieht). In Europa haben aber die Aerzte in Riga, Königsberg und so vielen anderen Orten dieß nicht, wie der Vf. ihnen vorwirft, anderen nachgesprochen oder nachgeschrieben, sondern selbst beobachtet und durch ihr eignes Beyspiel bewiesen. (In der eben erschienenen Schrift von Rhades Beitr. zur Beantwortung der Frage, ob die Cholera ansteckend sey? Stettin 1832. wird auch S. 19 angeführt, daß sämtliche Aerzte Stettins von jeder der Cholera auch nur entfernt ähnlichen Erkrankung frey geblieben, auch in ihren, zum Theil sehr zahlreichen Familien kein einziger verdächtiger Fall vorgekommen sey &c.). Da natürlich auch die Aerzte, wie die Krankenwärter und andere dem Einflusse der epidemischen Constitution unterworfen sind, auch bey ihnen Anstrengung des Körpers und Geistes, Diätfehler &c. den Ausbruch der Krankheit bewirken können, braucht man sich gar nicht zu verwundern, wenn manche davon befallen werden, und es kann selbst in Provinzen, die mit Aerzten schwach besetzt sind, wegen der größeren Anstrengung einzelner eher der Fall seyn. An den meisten Orten hat sich aber nach den von allen Seiten eingegangenen Berichten das Ver-

hältniß so gezeigt, daß es allerdings mehr gegen die Ansteckung spricht. Hat es sich aber etwa an dem Wohnorte des Vfs., bey den Aerzten Berlins, anders gezeigt? Der Verf. hat das Beispiel derselben wenigstens nicht ausdrücklich angeführt; daß aber, nach dem was man sonst erfahren hat, unter der so großen Zahl von Aerzten in Berlin und auch den vielen fremden Aerzten, welche sich lange dort aufgehalten und täglich die Hospitäler besucht haben, so wenige krank geworden oder gestorben sind, daß auch, wie wenigstens von Stosch (S. 33) erzählt hat, von den vielen die Lazareth besuchenden jungen Aerzten fast kein einziger erkrankte, zeigt eben auch keine besonders ansteckende Kraft der Cholera, und müßte, wenn die Cholera wirklich ansteckend wäre, wie von Bell das ähnliche Verhältniß in Indien, eher für ein Wunder erklärt werden. In der von Romberg herausgegebenen deutschen Bearbeitung von Scot's Bericht über die Cholera ist zwar auch von diesem (S. 104) für die Ansteckung der Cholera angeführt worden, daß seine zwey durch rastlosen Eifer ausgezeichneten Assistenzärzte zu wiederholtenmalen erkrankt seyen. Allein Assistenzärzte, deren Geschäft, wie sich denken läßt und auch von Stosch bemerkt hat, im höchsten Grade anstrengend ist und die fast keine Nacht Ruhe haben, können auch wohl ohne Ansteckung krank werden. (Nach einem Berichte von Gofe und Bollmar in Radius allg. Cholera-Zeit. №. 49 waren jene auch nur von den Vorboten der Cholera befallen, die einem Brechmittel und bey dem einen auch einem Aderlasse schnell wichen). Was aber die Wärter betrifft, so hat man gerade für die Cholera-Hospitäler in Berlin so wenig wie an anderen Orten bloß geübte und vorgeblich abgestumpfte erhalten können, und daß ihr Dienst

schwer war, hat auch Romberg (a. a. D.) zugestanden, außer welchem Umstande aber bey solchen Personen oft Diätfehler und besonders psychische Einflüsse in Betracht kommen. Wenn aber Romberg noch sagt, daß er schon in den ersten Tagen nach Eröffnung der Heilanstalt von den Wärtern und Wärterinnen Klagen über schmerzhaft beängstigende Empfindungen im Unterleibe, Poltern und Neigung zur Diarrhoe gehört habe, so weiß man aus den Berichten von anderen Orten längst, daß während einer Cholera-Epidemie dieß bey sehr Vielen der Fall ist, die keine Wärter sind, und bey denen keine Ansteckung anzunehmen ist. Nach anderen Berichten hat es sich in Berlin auf dieselbe Weise verhalten, was auch der Verf. dieses Sendschreibens (S. 30. 31) bestätigt, wiewohl er das Ganze solcher Zufälle für weiter nichts als ein Kanonenfieber erklärt! Uebrigens bemerkt Rec. hier noch, daß die von Hufeland, A. Sachs, von Stosch u. A. angeführten, von Horn und anderen Contagionisten freylich geläugneten, Beobachtungen über in Berlin wie an vielen anderen Orten vor dem Ausbruche der Cholera hergegangenen leichteren Magenbeschwerden, Brechdurchfälle, Uebergangsformen auch durch das, in einer späteren Bemerkung von Romberg (S. 44) Gesagte, daß er nämlich bereits im Junius und Julius d. v. J. mehrere Fälle zu behandeln Gelegenheit gehabt habe, die mit der von ihm sogenannten Cholera eccritica vollkommen übereinstimmen, bestätigt werden, und daß auch unser Verf. (S. 28 flg.) das Vorgehen derselben an manchen Orten für richtig erklärt, jedoch das nähere Verhältniß derselben zur asiatischen Cholera natürlich läugnet.

Endlich wird noch als siebenter Grund angegeben: 'Die Krankheit erscheine an Dr-

ten, wo sie bereits aufgehört habe, wieder. Dieses Wiedererscheinen und die Art und Weise, wie es zu geschehen pflege, gebe einen Beweis mehr für ihre contagiöse Natur, indem miasmatische Krankheiten nicht nach so kurzen Zwischenräumen wiederkehrten und unter ganz anderen Erscheinungen hervorträten. So sey die Krankheit in Odessa, Moskau, Danzig, Posen, Elbing u. s. w. von Neuem und zwar nachweislich bald durch Militär-Commandos, bald durch fremde Reisende wieder eingeschleppt worden, oder in Krankenwohnungen von Neuem zum Ausbruche gekommen, in denen man die erforderliche Reinigung vernachlässigt hatte, und so werde es fortgehen, bis sich die Krankheit, wie die Pocken, die Syphilis &c. bey uns eingebürgert haben werde, wenn man nicht endlich ihre contagiöse Natur allgemein anerkenne &c.

Bey diesem letzten Grunde scheint es dem Rec. besonders auf die Nachweisung der neuen Einschleppung an den genannten Orten anzukommen. So wie aber nirgends, wie oben schon bemerkt wurde, die erste Einschleppung der Cholera gründlich nachgewiesen worden ist, so kennt Rec. auch keine Beweise von der neuen Einschleppung, und muß es also erwarten, ob sie von dem Vf. oder von anderen wird nachgewiesen werden können. Obgleich übrigens über die künftigen Verhältnisse der Cholera in Europa wohl nichts mit Sicherheit jetzt anzugeben seyn möchte, so kann man doch wenigstens nach der Analogie mehrerer schlimmen Epidemien hoffen, daß sie gleich diesen in Europa eben nicht einheimisch zu werden brauche.

Nachdem der Verf. noch S. 25 erklärt hat, daß diese hier vorgelegten Gründe die wichtigsten seyen, welche ihn bestimmten an der Contagiosität der asiatischen Cholera nicht im mindesten zu zweifeln

feln, setzt er noch hinzu, daß sein Glaube hieran fest stehe und auf keinen Chimären, sondern auf der durch Vernunft und Erfahrung gewonnenen Ueberzeugung beruhe. Möge daher der Politiker, der Kaufmann, der Gewerbtreibende immerhin die miasmatische Natur der Krankheit verfechten, als Arzt könne er es nicht. Sollte aber dessen ungeachtet der Glaube an die Nicht-Contagiosität der Cholera von Staatswegen geboten werden, so könne er als ein guter und folgsamer Staatsbürger nur ausrufen: 'Herr! nimm mir den Verstand oder den Glauben.'

Rec. überläßt, nachdem er die Gründe des Wfs. gewürdigt hat, demselben natürlich seinen Glauben. Auch braucht er wohl nicht die Aerzte, welche aus Ueberzeugung, die bekanntlich bey Vielen gegen ihren früheren Glauben durch eigne Erfahrung entstanden ist, die Ansteckung der Cholera bestritten und die epidemische Verbreitung derselben vertheidigt haben, gegen den Verdacht unedler, kaufmännischer u. Rücksichten zu vertheidigen. Nur in Bezug auf den letzten Satz erlaubt er sich noch zu bemerken, daß, so wie es wohl keinem die Freyheit der wissenschaftlichen Forschung ehrenden Arzte in den Sinn kommen kann, in einer Streitsache, die vor den Gerichtshof der Aerzte überhaupt gehört, einen Bescheid oder gar ein Gebot des Staates zu wünschen oder zu veranlassen, doch gerade manche Contagionisten der Tadel treffen möchte, ihre Regierungen zu einer in Bezug auf die Ansteckung der Cholera zu voreiligen und zu bestimmten Erklärung (die gewiß selbst auf das Urtheil mancher weniger unterrichteten Aerzte einen nachtheiligen Einfluß geäußert hat) veranlaßt zu haben.

J. W. H. Conradi.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

45. Stück.

Den 19. März 1832.

Göttingen.

Herr Architect Wolff in Cassel, den unsere Leser schon aus mehreren Critiken als einen Künstler kennen, der über das Wesen und die Grundsätze seiner Kunst nachzudenken gewohnt ist, hat der Kön. Societät d. W. in ihrer letzten Sitzung am 14. Januar durch Hn. Hofrath Heeren eine handschriftliche Abhandlung von bedeutendem Umfange vorlegen lassen, wodurch jener Character auf eine ausgezeichnete Weise sich bewährt. Sie ist ganz das Werk eignen, lange fortgesetzten, Nachdenkens; und eben so reich an tief eingehenden Untersuchungen, als daraus gezogenen neuen Resultaten. Ihr Gegenstand ist: wissenschaftliche Begründung der Baukunst als schöner Kunst. Sie geht aus von einer Darlegung der allgemeinen Grundsätze der Architectur, aus ihrem Wesen abgeleitet, und demnächst der Anwendung derselben auf die schöne griechische Architectur; um zu

zeigen, daß in dieser nichts Willkürliches sich finde, sondern das in der Praxis angenommene für ihre Zwecke nothwendig sey. — Die Werke der Architectur sind, wie alle im Raume befindlichen Gegenstände, dem Gesetze der Schwere unterworfen. Dieses Gesetz ist die Folge einer großen Naturkraft, deren Daseyn und Wirkung dem Auge faßlich bezeichnet, und harmonisch mit dem Ausdrucke anderer Kräfte vereinigt, schön werden kann. Die einfache Art aber, wie sich die Herrschaft derselben zu erkennen gibt, ist entweder das Gleichgewicht in der Ruhe — welches durch die horizontale Linie der Ebene, oder das Gleichgewicht im Emporstreben, welches durch die Perpendiculare ausgedrückt wird. Ganz abgesehen also von der statischen Nothwendigkeit, empfindet unser Gefühl eine Befriedigung, wenn wir die Ausdrücke dieses Gesetzes gewahren. Viel strenger als andere Künste muß aber die Architectur die Gesetze der Schwerkraft aussprechen. Eine zweite Beziehung, welche die Gestalten im Raume mit einander gemein haben, liegt in ihrem Größeverhältniß, eine dritte in ihrer Symmetrie. Beides wird dann auch auf die Architectur angewandt. Um aber die Strenge der Hauptformen zu mildern, welche das Auge unangenehm verletzen würden, bedarf die Architectur der Vorbereitungen und Vermittelungen; es wird also gezeigt wie dadurch die Härten beseitigt werden. Bey der weitem Auseinandersetzung legt der Vf. den Steinbau zum Grunde, indem er annimmt, ob mit Recht oder Unrecht lassen wir als Nebensache dahin gestellt, daß die Architectur der Griechen davon ausgegangen sey. Die obigen Grundsätze werden dann auf die einzelnen Haupttheile der Architectur, vorzüglich auf

die Säulen angewandt, um die Entstehung ihrer Formen und Verhältnisse darzuthun. 'Je trefflicher überhaupt eine Kunstschöpfung ist, sagt der Verf., um so mehr trägt sie ihre Erklärung in sich selbst, und verlangt vor Allem, daß man in ihr forsche, um den Sinn aller Theile zu begreifen. Je mehr ein Werk bis zu dem allgemeinen gültigen Typus durchgedrungen ist, und seine Bedeutung selbst in der Form ausspricht, um so weniger bedarf es der von außen her entnommenen Angaben zu seinem Verständniß.' — Ueber das Wesen der Säule, als des Haupttheils der schönen Architectur, bemerkt der Verf.: 'Die Stützen können ihrer Natur und Bestimmung nach keine in sich abgeschlossene architectonische Gestalt bilden. Sie haben nicht das nach allen Richtungen hin ruhende, und deshalb auch beruhigende, an sich faßliche und fertige Verhältniß einer Ganzheit; sie treten vielmehr bey dem nothwendigen Vorherrschenden der Höhe gegen die Breite, durch ihre aufrecht stehende und emporstrebende Gestalt und Form aus dem Character der bloßen Masse heraus; und nähern sich hiermit den belebtern, sich durch eine organische Kraft erhebenden Bildungen.' Dieß führt den Verf. auf die Frage: in wiefern der Baumstamm, und die menschliche Gestalt als Gebilde auf die Säule Einfluß gehabt? und so kommt er zu dem Resultat: 'daß die Säulen, ohne aus dem Character von Architecturtheilen herauszutreten, sich durch ihre Formen dem Wesen der Pflanzen und der organischen Natur überhaupt (nicht gerade des Baumes), durch ihre Proportion aber der menschlichen Gestalt nähern.' Weiter aber als im Allgemeinen soll man diese Vergleichung nicht treiben wollen. Die

Ähnlichkeit ist bloß im Totaleindruck der ganzen Gestalt enthalten. Die Säule ist aber für sich kein architectonisches Ganzes; sie muß vielmehr, damit die befriedigende Gleichheit zwischen Höhe und horizontaler Ausdehnung entstehe, in eine Beziehung mit andern entsprechenden Größen gesetzt werden. Hier eröffnet sich nun dem Verfasser ein weites Feld; indem zuerst die Theorie der Entfernungen der Säulen gegeben wird. Der Gesichtspunct erweitert sich wiederum sehr, so bald wir die gesammten Säulenreihen nicht als durchaus selbständig und für sich abgeschlossen, sondern in Beziehung auf ganze Gebäude betrachten, wovon sie einen Theil ausmachen. Aus diesem Allen werden alsdann die Regeln für die Säulenstellungen abstrahiert. Davon wird alsdann die Anwendung auf die griechische Architectur gemacht; zu der Erklärung der Formen und Ordnungen, welche die Säulen bey den Griechen angenommen haben. Diese Untersuchung nimmt den größten Theil der Abhandlung ein, indem darin nach der Reihe von der Dorischen, der Ionischen und der Corinthischen Säulenordnung gehandelt wird. Es werden dabey die Verhältnisse der verschiedenen Ordnungen als bekannt vorausgesetzt; da es keinesweges der Zweck des Verfs. war ein Lehrbuch darüber zu schreiben, sondern vielmehr zu zeigen, wie die einzelnen Theile der Säulen nach diesen Verhältnissen entstanden und geformt sind. Dieß wird daher zuerst im Allgemeinen bey den einzelnen Haupttheilen der Säulen, dem Schaft, dem Capital u. s. w. gezeigt. Dann erst wendet sich der Verf. zu den einzelnen Säulenordnungen, indem er mit der Dorischen beginnt. Als das Monument, an welchem sich

die Formengesetze dieser Ordnung am vollständigsten aussprechen, betrachtet der Verfasser den Tempel des Theseus. Mit ausnehmendem Scharfsinn werden die Motive der Einzelheiten auseinandergesetzt, um den ästhetischen Eindruck hervorzubringen, der bezweckt wurde: und dieses wird alsdann noch durch die mannigfaltigen Abarten dieser Ordnung, in welchen ähnliche Absichten unverkennbar sind, die aber durch andere unpassendere Mittel erreicht werden sollten, deutlich gemacht, worauf denn der Uebergang zu der Ionischen Ordnung gemacht wird, von der die Corinthische nur als eine Ueberbietung hinsichtlich der feinem Ausbildung anzusehen ist (denn eigentlich gibt es nur zwey Hauptformen, die stämmigere Dorische, und die schlankere), indem die reichere und gefälligere Bauart auch bey der Gestalt der Säule auf eine schlankere Proportion führte. Daß bey dieser und der Corinthischen die zartere Frauengestalt, und die stärkere männliche bey der Dorischen als Vorbild betrachtet werden müsse — jedoch nur im Allgemeinen — wird als Grundlage angenommen, weshalb diesem Character gemäß alle Härten hier vermieden werden mußten. Indem nun auch hier, wie bey der Dorischen die Analyse der einzelnen Theile folgt, sind es besonders die Voluten oder Schnecken über deren Entstehung und Zweck originelle Ideen aufgestellt werden. Es ist uns aber hier, so wie auch bey dem folgenden, wo der Verf. von den Säulen zu den Pilastern übergeht, und die Theorie von diesen auf ähnliche Weise erörtert, so wie von dem Gebälk und seinen Theilen, und endlich von der Dachbildung um so weniger möglich ihm im Einzelnen zu folgen, da ohne die sehr

saubern, am Rande beygefügten Zeichnungen die Erörterungen nicht einmal verständlich seyn dürften. Wir ersuchen auch daher die Leser, die hier gegebenen Mittheilungen keinesweges als einen vollständigen Auszug aus der ganzen Abhandlung zu betrachten, sondern nur als einige Proben, um im voraus die Aufmerksamkeit auf eine Schrift zu erregen, von der wir hoffen, daß der Verfasser sie nicht zu lange dem Publicum vorenthalten wird, und wofür gewiß alle denkende Freunde der Kunst, und die Künstler selber, ihm dankbar seyn werden.

Hn.

L o n d o n.

Typis Ricardi Taylor: Supplementum primum prodromi Florae Novae Hollandiae: exhibens Proteaceas novas, quas in Australasia legerunt. DD. Baxter, Caley, Cunningham, Fraser et Sieber; et quarum e siccis exemplaribus characteres elaboravit Robertus Brown. 1830. 40 S. in gr. 8.

Durch die Nachforschungen besonders der auf dem Titel genannten Botaniker ist seit der Herausgabe des Prodromus Florae Nov. Holland. eine erstaunliche Menge neuer, größtentheils auch jetzt noch unbeschriebener Gewächse in Neuhoolland entdeckt, unter denen vorzüglich eine ansehnliche Anzahl von Proteaceen sich befindet. Mit diesen neuen Proteaceen (es sind deren über 160 Arten!) macht der berühmte Verfasser des genannten Meisterwerkes in der vorliegenden Abhandlung, die zugleich als Supplement der Monographie der Proteaceen in den Linn. Transact. angesehen werden kann, uns

bekannt. Ueber die Bearbeitung des Gegenstandes selbst etwas zu sagen, wäre überflüssig, da sie in Wesen und Form sich ganz an die erwähnten früheren Arbeiten des Verfassers anschließt; Ref. bemerkt deshalb nur noch, daß auch einige schon im Prodrömus angeführte Arten hier berichtet oder genügender bezeichnet werden, daß die Gattungsmerkmale zum Theil durch neue Beobachtungen noch schärfer bestimmt sind und daß die *Dryandra falcata* R. Br. prodr. hier als ein eigenes Genus *Hemiclidia* unterschieden ist. — Eine besondere Aufmerksamkeit hat auch Herr R. Brown auf die sogenannten Spaltöffnungen gerichtet, für die er freylich, weil er sie für Drüsen hält, die Benennung *glandulae cutaneae* vorzieht, und bey jeder Gattung angegeben, ob sie auf beiden Blattflächen, wie es fast bey sämtlichen südafrikanischen *Pröteaceen* der Fall ist, oder nur auf der untern Blattfläche angetroffen werden. Daß, wie Herr Brown in dem Vorworte sagt, durch die genaue Beachtung dieser sogenannten Poren oder Hautdrüsen, deren Bau und physiologische Bedeutung noch immer nicht klar ist, oft die Grenzen und bisweilen die Verwandtschaften der Gattungen und Gruppen ermittelt werden können, davon hat sich auch Ref. schon seit mehreren Jahren, namentlich in Bezug auf die monocotyledonischen Gewächse überzeugt.

Bz.

P a r i s.

La Bible, traduction nouvelle, avec l'hébreu en regard, accompagné des points-

voyelles et des accens toniques, avec des notes philologiques, géographiques et littéraires, et les principales variantes de la version des Septante et du texte Samaritain; Dédiée à S. M. Louis Philippe I. Roi des Français, par S. Cahen. Pentateuque. Tome premier. La Genèse. 1831. 186 S. in Octav.

Wenn wir eine Anzeige dieses Werks nicht für unnöthig halten, so geschieht es bloß um kurz zu sagen, daß es für deutsche Gelehrte in keiner Rücksicht irgend einen Werth hat, als etwa den, zu sehen, wie bey dem jetzigen Umschwung der Dinge in Frankreich der vormalige deutsche Rationalismus in der Exegese der Bibel eindringt, mit seinen Vorzügen, aber auch seiner Oberflächlichkeit; auch wohl noch zu sehen, wie ein directeur de l'école israélite de Paris das U. T. doch noch viel unbefangener erklären könne als ein dortiger Bischof der katholischen Kirche. Der Verfasser will mit Vermeidung der 'theologischen, sowohl talmudischen als christlichen, der philosophischen und politischen Dogmatik' bloß die Kritik nach dem Muster deutscher Gelehrten zur Leiterin der Exegese' nehmen: das Vorhaben ist gut, aber die Ausführung äußerst mangelhaft und ungenügend.

H. C.

Druckfehler.

In St. 42. 43. S. 421. Z. 20 ist statt: nicht als Staatsmann, zu lesen: nicht bloß als Staatsmann.

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

46. 47. Stück.

D e n 22. M e r z 1832.

B a s e l.

In libraria Schweighaeuseriana, typis et sumtibus Augusti Wielandi, typograph. acad.: C. Crispi Salustii quae exstant. Recognovit, varias lectiones e codicibus Basileensibus, Bernensibus, Turicensibus, Parisinis, Erlangensi, Tegernseensi ceterisque, quos Wassius, Havercampius, Cortius aliique editores contulerunt, collectas, commentarios atque indices locupletissimos adjecit Franciscus Dorotheus Gerlach, philosophiae doctor, literarum Latinarum professor. Vol. I. 1823. XXVII und 301 S. Vol. II. 1827. IV 59 u. 348 S. Vol. III. 1831. VI u. 400 S. in Quart.

Jetzt erst, da diese Ausgabe des Salustius nach einer langen, der vielgepriesenen Horazischen Frist fast entsprechenden Erwartung, vollendet vor uns liegt, kann man nach Wahrheit und Billigkeit über den Werth derselben urtheilen. Der erste Band, welcher den Text mit einer ge-

hauptet (Gell. 3, 19), daß Ihr müßte hier einzig und allein entscheiden, und verwünscht dabey die finitiones illas praerancidas und die facatinas grammaticas seiner Zeit, die wahrscheinlich strenge Regeln hierüber einschärften. Bekanntlich ist in neuern Zeiten auch die Ciceronische Orthographie sorgfältiger als jemals untersucht worden; und hier sind dieselben Schwierigkeiten zur Sprache gekommen, wie im Salustius. Da nun auch hier das Ansehen der ältesten Handschriften, und nicht das Ihr der neuern Kritiker, entscheiden muß, so ist es für den, welcher über diesen Gegenstand mit Nachdruck urtheilen will, eine unerläßliche Pflicht, sich von dem Ältesten in dieser Beziehung genaue Collationen zu verschaffen. Für Cicero ist hier eine Wolfenbütteler Handschrift der Disputationes Tusculanae (N^o. 294 Gudian.) von der größten Wichtigkeit, in welcher (wie Ref. aus einer sehr gewissenhaften Collation weiß) mehr Consequenz in diesen Sachen herrscht, als man bisher vermuthet hat.

Der zweyte Band der vorliegenden Ausgabe wird mit einer Abhandlung de codicibus Salustianis, qui in bibliothecis Italicis asservantur eröffnet, welche schon im Jahre 1825 geschrieben worden ist. Dem Herausg. gelang es nämlich, während eines fünfmonatlichen Aufenthalts in Italien für seinen Zweck noch bedeutende Schätze in den Bibliotheken zu Mailand, Venedig, Padua, Bologna, Florenz, Rom und Neapel zu finden. Die Schilderung dieser Schätze ist sehr ausführlich, so daß selbst noch Auszüge der wichtigsten Varianten beygefügt sind. In der Ambrosischen Bibliothek zu Mailand finden sich nicht weniger als 12 Codices, von denen einige beide Werke des Salustius, andere nur

daß eine oder das andere enthalten, und von denen keiner vor dem elften Jahrhunderte geschrieben zu seyn scheint. Unter den Handschriften der St. Marcus-Bibliothek zu Venedig wurden sieben verglichen; die übrigen drey waren der Beschreibung nicht werth. Im Vatican zu Rom zeigte Mai 14 codd. vor, die ebenfalls vom Herausg. geprüft worden sind. Unter ihnen umfaßt einer nur Auszüge, namentlich Reden und Briefe aus den Salustischen Werken, gehört aber zu den ältesten, wie schon Niebuhr behauptete, und ist besonders der Orthographie wegen sehr wichtig, die uns fast in die Zeiten der Catonischen Originen zurückführt. Deshalb werden seine Abweichungen von dem gedruckten Texte sämmtlich mitgetheilt. Die Hälfte der Vaticanischen Handschriften schien indeß nach näherer Ansicht keiner neuen Coliation werth zu seyn. Ueber die Palatinischen Handschriften, besonders über die Commelinische und Mazarinische, die nach Gruter's Urtheil unter allen die schätzbarsten sind, konnte Hr. Prof. Gerlach nichts weiter von Mai erfahren, als daß sie im Vatican nicht zu finden, und wahrscheinlich in Paris zurückgelassen wären. In der Barberinischen Bibliothek zu Rom wurden ferner 5 codd., in der öffentlichen oder Minerven-Bibliothek 4, von denen aber 2 ganz schlecht sind, geprüft. In Bologna fand sich nach langem Nachforschen endlich nur ein einziger Codex des Salustius aus dem 13. Jahrhunderte, wie es scheint, welchen ein Spanischer Jesuit in dem dortigen Spanischen Collegium vorzeigte. Unter den 32 Manuscripten des Salustius, welche die Lorenzische Bibliothek zu Florenz aufbewahrt, lieferten einige nicht geringe Ausbeute; bey den meisten begnügt sich indeß der Herausg. nur mit einer all-

gemeinen Schilderung, ohne irgend eine Variante aus ihnen mitzutheilen. Dasselbe gilt auch von den 10 codd., welche sich noch in Neapel fanden, deren Benutzung aber mit sehr großen Schwierigkeiten verbunden war. Ferner gibt der Herausg. eine Notiz von einem Codex zu Cortona, den der gelehrte Jurist Hahnle entdeckte, nach dem Hr. Prof. Gerlach vergebens gesucht hatte, in der Anton-Bibliothek zu Padua noch 2 codd., aus dem XI. und XII. Jahrh., über deren Werth aber nichts bemerkt wird. Ausführlicher ist der Bericht Peyron's über drey Handschriften in der Königlichen Bibliothek zu Turin, aus denen die wichtigsten Varianten mitgetheilt werden. — Diese Geschichte der Handschriften schließt mit einer Schilderung der Pflichten eines Philologen, meistens nach den Ansichten von Fr. A. Wolf.

Hierauf folgt eine Abhandlung über das Leben und die Schriften des Salustius, die mit vielem Fleiß und mit sehr gesundem Urtheil ausgearbeitet ist, und die Nachrichten der Alten und die Ansichten der Neuern mit gleicher Aufmerksamkeit berücksichtigt. Hätten wir noch die Biographie von dem gelehrten Asconius Pedianus, so würden wir freylich über manchen zweifelhaften Punct besser unterrichtet seyn. Die Apologie eines durch erdichtete Vergehen verunglimpften Mannes zu übernehmen, ist zu allen Zeiten und unter allen Umständen höchst ehrenvoll. Salustius mag als Staatsmann, der in einer Republik den giftigen Pfeilen der Bosheit vor allen übrigen Sterblichen am meisten ausgesetzt ist, durch die Wuth des Parteygeistes sehr viel gelitten haben, wie namentlich der Freygelassene Pompejus Lenäus unläugbar viele unverschämte Lügen von ihm verbreitete, und sogar zu den

gemeinsten Schimpfwörtern *lastaurus*, *Iurco*, *nebulo*, *popino* seine Zuflucht nahm; aber man kann doch unmöglich alles, was selbst die glaubwürdigsten Zeugen berichten, aus derselben unlauteeren Quelle ableiten. Die Sonderung des Wahren von dem Erdichteten wird indeß hier wie überall in ähnlichen Fällen für immer eine unauflösbare Aufgabe bleiben. Die vorliegende Abhandlung macht einen lobenswerthen Versuch, sich stets auf der Mittelstraße zu halten. Was der Verf. ferner über die Zeit der Abfassung der einzelnen Salustischen Schriften sagt, beruht meistens auf Wahrscheinlichkeits-Gründen, da auch hier sichere Mittel des Urtheils fehlen. Den Schluß dieses lesenswerthen Aufsatzes machen einige Bemerkungen über den Styl Salust's und über dessen Nachahmer. Als Beylage ist diesem Aufsatz eine *epistola Eduardi Gerhardi ad editorem de hortis Salustianis* aus Rom beygefügt.

Bei der Erklärung des *Catilina* und *Jugurtha* war es des Herausg's. besonderes Streben, Eigenes und Selbstständiges zu liefern, und zugleich den Hauptfordernissen eines guten Commentars Genüge zu leisten. Was die frühern Herausgeber gedacht und geschrieben haben, läßt er auf sich beruhen, ohne dadurch die Verdienste Einzelner, die zu allen Zeiten anerkannt werden müssen, schmälern zu wollen. Aber mit kräftigen Ausdrücken erklärt er sich gegen die Ausgaben *cum notis variorum*, in denen mitunter die lächerlichsten Einfälle und lange verdrängte und verjährte Irrthümer sorgfältig gesammelt und gewissenhaft auf die Nachwelt verpflanzt werden, so daß man mit Recht *Quintilian's* Worte (*Inst. or. 1, 9, 18*) auf dieselben anwenden kann: *persequi quidem quod quisque*

umquam vel contemptissimorum hominum dixerit, aut nimiae miseriae, aut inanis jactantiae est, et detinet atque obruit ingenia, melius aliis vacatura. . . . Atqui pleni sunt ejusmodi impedimentis grammaticorum commentarii etc. — Die grammatische Interpretation, bildet einen wesentlichen Theil des vorliegenden Commentars, und entwickelt die Salustischen Spracheigenthümlichkeiten durch gründliches Forschen, und durch zweckmäßiges Hinweisen auf den Sprachgebrauch gleichzeitiger Schriftsteller, damit die Differenzpuncte, an denen die voreilige Kritik oft gescheitert ist, um so deutlicher hervortreten. — Ferner ist die historische Interpretation im weitern Sinne (also auch die Antiquitäten in ihren Kreis einschließend), welche in Bezug auf Salustius bisher sehr vernachlässigt war, durch diese Arbeit bedeutend gefördert worden. Hier war nun vor allen Dingen, um nicht in das Gebiet des Trivialen zu gerathen, eine scharfe Grenzbestimmung nöthig, innerhalb welcher sich der Herausg. mit großer Gewandtheit bewegt. Nur was zum unmittelbaren Verständniß historischer Umstände nöthig schien, ist kurz berührt worden. — Endlich wird vermittelst der rhetorischen Interpretation die Kunst des Salustischen Periodenbaues trefflich entwickelt, und jede Schönheit im Einzelnen nach bestimmten Gesetzen beurtheilt.

Als sehr gelungen zeichnen wir die Beylagen zu der Erklärung beider Geschichtswerke aus; 1) de fide atque auctoritate Salustii in conjuratione Catilinae enarranda. Die Untersuchung, in wiefern Salustius die Geschichte der Catilinishen Verschwörung mit strenger Wahrheitsliebe und Gewissenhaftigkeit dargestellt habe, darf, da Salustius selbst ein Zeitgenosse je-

ner Begebenheit war und sich leicht in den Besitz aller nöthigen Hülfsmittel setzen konnte, nur gleichzeitige Schriftsteller, oder Notizen aus diesen, vergleichen, um zu einem sichern Resultate zu gelangen; denn wie können in diesem Falle abweichende Berichte späterer Historiker als ein genügendes Gegengewicht gelten? Diejenigen nun, welche dem Salustius eine größere Ausführlichkeit in manchen wissenswerthen Einzelheiten zur Pflicht machen möchten, und sich sogar über Auslassung mancher wichtigen Thatfachen beklagen, handeln offenbar sehr ungerrecht, und legen das als Unwissenheit oder absichtliche Verheimlichung aus, was in der That tiefe Besonnenheit und planmäßige Auswahl bezeugt. Daß er die Jugendgeschichte des Catilina, und andere Umstände in dessen Leben, die mit der Verschwörung in keiner Verbindung stehen, nur mit ein paar Worten berührt und zum Theil auch übergeht, erklärt sich aus der Anlage des ganzen Werks, welches nun einmal keine vollständige Biographie seyn soll. Wenn ferner Salustius von Ciceros Verdiensten nicht mit derselben Begeisterung spricht, wie Cicero selbst thut so oft er nur Gelegenheit dazu hat, und wie es noch mehr in seinen beiden verloren gegangenen Schriften über sein Consulat, so wie auch in dem durch seine eigene Vermittelung geschriebenen Werke des Luccejus der Fall seyn mußte, so liegt darin weder eine Andeutung von Neid oder Haß, oder gar von absichtlicher Herabsetzung, sondern alles, was man billig über diesen Gegenstand sagen kann, ist, daß Salustius die Sache von einer andern Seite betrachtete, und von seinem Standpuncte aus Vieles nicht bemerkte, was andere in einem glänzenden Lichte sahen und darstellten. — 2) Pauca

de forma hujus libri et de oratione, qua usus est Salustius. Hier wird gezeigt, daß die Eigenthümlichkeiten der Salustischen Darstellung, besonders im Catilina recht klar hervortreten. Der Geist dieser Schrift ist durchaus pragmatisch, und dringt tief in die geheimen Triebfedern der Handlungen und Begebenheiten, die zu schildern sind, ein. Die Lebendigkeit des Ausdrucks und Kraft der Gedanken ist hier weit größer wie im Jugurtha. Absichtlich ist hier das Licht mit großem Effect auf einzelne Punkte concentrirt worden. Nicht unpassend finden wir in Betreff des Ausdrucks die Vergleichung des Salustius mit Thukydides, die auch auf den häufigen Gebrauch länger Reden ausgedehnt werden kann, welcher indeß schon an Trojus Pompejus einen scharfen Tadler fand; da doch gerade darin vielmehr die größte Vortrefflichkeit zu suchen ist. Uebrigens darf Salustius eben so wenig nach den neuern Kunstregeln beurtheilt werden; wie unglücklicherweise schon hier und da geschehen ist. — Den Schluß des zweyten Bandes macht eine Abhandlung, betitelt: Quomodo in belli Jugurthini historia scribenda versatus sit Salustius. Die historische Treue wird auch in diesem Werke des Salustius durch Hinzweisung auf die lautersten Quellen aus denen es geflossen ist, und durch Bertheidigung des strengsten, von aller Parteylichkeit weit entfernten Wahrheitssinnes, wie dieser sich nach Erwägung aller Umstände hier klar ausspricht, trefflich geschildert. Die Characterschilderungen sind auch im Jugurtha unnachahmlich, und die Darstellung, obgleich weniger blühend und energisch als im Catilina, trägt doch überall die Merkmale einer lobenswerthen Besonnenheit, die in allen Dingen Maaß zu halten weiß. Da Salustius

sich auf keine genaue Zeitangabe einläßt, so hat sich der Herausg. die Mühe gegeben, die einzelnen Begebenheiten des Jugurthischen Krieges nach den Jahren der jedesmaligen Consuln tabellarisch aufzuführen.

Der dritte Band enthält ausführliche Erläuterungen zu den Salustischen Bruchstücken mit einer vorangeschickten Uebersicht der Römischen Geschichte nach den Jahren der Consuln, von 676 bis 690 u. c. Dann folgt ein Versuch de ordinis rerumque disponendarum ratione, quam Salustium in V historiarum libris secutum esse verisimile est, nebst einem index fragmentorum Salustianorum nach Bardili. Hiermit müssen die gegen das Ende dieses Bandes S. 385 flg. nach Mai und Kreyffig abgedruckten Vaticanischen Bruchstücke, worüber schon früherhin Bericht erstattet ist (S. g. U. 1831. S. 1397), verbunden werden. Außerdem enthält dieser Band noch einen index historicus und index latinitatis, nebst einer Abhandlung de proprietate sermonis Salustiani (welche die früheren allgemeinen Behauptungen im Einzelnen durchführt), und eine zahlreiche Varianten-sammlung aus vielen Pariser und andern Handschriften. Angehängt ist Julii Exsuperantii opusculum de Marii Lepidi ac Sertorii bellis civilibus ex codice Parisino 6085 editum.

G. H. B.

L e i p z i g.

Apud J. Sueringium: Christiani Ernesti Weissii Opuscula academica aucta et emendata. Tom. I. 1829. X und 232 Seiten in Octav.

Der Herr Domherr und Professor **Weiße** zu Leipzig sucht diese Sammlung seiner academischen Gelegenheitschriften dadurch zu rechtfertigen, daß nach der Natur unsers jetzigen literarischen Verkehrs solche Schriften, so lange sie vereinzelt wären, wenig beachtet würden und leicht in Vergessenheit geriethen. In der That hätte es aber einer solchen Rechtfertigung gar nicht bedurft, da vielmehr das gelehrte Publicum es dem berühmten Verfasser Dank wissen muß, daß er die Sammlung seiner academischen Schriften selbst übernommen, und sie nicht Anderen nach seinem Tode überlassen hat. Selbst denjenigen, welche sie schon sämmtlich einzeln besitzen, muß es angenehm seyn, eine verbesserte und vermehrte Ausgabe derselben vom Verfasser selbst zu erhalten. Da den Leuten vom Fache die meisten der in dem vorliegenden ersten Bande enthaltenen Schriften schon längst bekannt sind, und bey ihnen die verdiente Anerkennung gefunden haben, so würden wir sie für diese nur kurz zu bezeichnen brauchen. Weil unsere Leser aber wohl nur zum kleinsten Theil zu dieser Classe gehören, so halten wir es nicht für überflüssig, wenn wir den Inhalt, wenigstens einiger derselben, hier in der Kürze angeben. Den Anfang macht die sehr interessante Abhandlung *de dominio agrorum incultorum intra Germaniae pagorum confinia sitorum*. Der Verfasser handelt in derselben von dem Eigenthum an den unbebauten Grundstücken, welche innerhalb der Gemarkung der Dörfer liegen, und erörtert insbesondere die Frage, ob die Vermuthung dafür streite, daß dem Gutsherrn, oder dafür, daß der Dorfgemeinde dasselbe zustehe. Er entscheidet sich aus mannigfaltigen mit vielem Scharfsinn und Gelehrsamkeit entwickelten

Gründen für die erstere Meinung, und zeigt zuletzt noch, wie die allgemeinen von ihm angenommenen Grundsätze auf den Fall anzuwenden sind, wo die Gemeinde einzelne Rechte an solchen Grundstücken auszuüben hat. In der Einleitung zu dieser Abhandlung widerlegt der Verfasser mit überwiegenden Gründen die Meinung derjenigen, welche die Existenz eines gemeinen deutschen Privatrechts in Abrede stellen, geht aber nach des Ref. Ansicht darin zu weit, wenn er behauptet, daß, so bald bewiesen sey, daß eine Rechtsgewohnheit in früherer Zeit gegolten habe, derjenige, welcher behauptet, daß sie nicht mehr im Gebrauch sey, den Beweis dieser Behauptung führen müsse. Die zweyte in diesen Band aufgenommene Schrift handelt de feudi regalis notione. Darauf folgt die bekannte Abhandlung de vi consuetudinis in causis criminalibus, worin sich nicht bloß über das Gewohnheitsrecht in Criminalsachen, sondern auch über das Gewohnheitsrecht überhaupt sehr lehrreiche Untersuchungen finden. — IV. Illustris scabinatus Lipsiensis origines. V. De jure praelaturae academiae Lipsiensis in comitiis provincialibus regni Saxoniae. VI. De exemptione episcopatus Misnensis. VII. Exemplum bigamiae per dispensationem pontificis Romani admissae. Diese Schrift beschäftigt sich mit einer Widerlegung der gegen die bekannte Erzählung von der Bigamie des Grafen von Gleichen aus dem Grunde erhobenen Zweifel, weil eine Dispensation von dem Verbot der Bigamie eine Dispensation von einem göttlichen Gesetze seyn würde, und von einem solchen auch der Papst nach den catholischen Grundsätzen nicht dispensieren könne. Der Verf. gibt zu, daß dieß Grundsatz der catholischen Kirche

sey, sucht aber zu beweisen, daß die Päpste ihr Dispensationsrecht häufig über die gesetzlichen Grenzen hinaus ausgedehnt haben, und führt in Beziehung auf den fraglichen Fall insbesondere ein in der Minerva vom Jahre 1804 abgedrucktes Document an, worin Papst Pius VI. im J. 1784, ungeachtet die catholische Kirche auch eine unter Nicht-Katholiken bestehende Ehe für ein *verum matrimonium* anerkennt, einer in der Schweiz wohnenden catholischen Wittwe mit einem verheiratheten Edelmann reformierter Confession eine Ehe einzugehen gestattet, jedoch seiner Dispensation folgenden Zusatz hinzufügt: *Proibendo pero et cio seriamente, perche il mondo non e assai illuminato e condanna sin delle cose sante, — alli due supplicanti, di confidar questa Concessione e Dispensatione, e cosi pur la loro Unione ad anima vivente, e ne pur ai Superiori loro Ecclesiastici.* Wenn Ref. auch an dem häufigen Mißbrauch des päpstlichen Dispensationsrechts nicht zweifelt, so möchte er doch gerne wissen, wie es mit der Echtheit jenes Documents, welches während der Schweizer Revolution an den Tag gekommen seyn soll, steht. VIII. *Quaestio juris feudalis, an primus acquirens feudi heredes ad ejus successionem vel litteris investiturae vocatos, hoc jure privare possit.* Wenn der Verf. diese Frage gegen die gewöhnliche Meinung verneint, so muß Ref. gestehen, daß er dieß nicht nur mit der Ansicht von einer Allodialsuccession der Descendenten, sondern auch mit den Grundsätzen von einer *successio ex pacto et providentia majorum* für unvereinbar hält, da nach diesen der Grund, weshalb der Besitzer eines *feudum antiquum* auch selbst mit Einwilligung des Lehnherrn nicht frey über dasselbe

disponieren darf, doch wohl nur darin gefunden werden kann, daß sämtliche Descendenten des ersten Erwerbers durch ihn ein Recht auf das Lehn bekommen haben, was ihnen durch den gegenwärtigen Lehnsbesitzer nicht geschmälert werden darf, und dieser Grund gegen den ersten Erwerber selbst offenbar nicht geltend gemacht werden kann. — Für diejenigen, welche nicht gerne Lateinisch geschriebene Bücher lesen, glauben wir endlich noch die Bemerkung hinzufügen zu müssen, daß das Latein des Verf. so einfach und ungekünstelt ist, daß es sich leicht lesen läßt. Freylich könnte man aber die Frage aufwerfen, warum der Verf., wenn er einmal seine früheren Schriften nicht unverändert in diese Sammlung aufnehmen wollte, nicht noch einen Schritt weiter gegangen sey, und sie in die deutsche Sprache übersetzt habe, da sie sich fast sämtlich auf deutschrechtliche Gegenstände beziehen, und (man mag über das Lateinschreiben denken wie man will) so viel gewiß ist, daß Lateinisch geschriebene Bücher jetzt oft bloß ihrer Sprache wegen nicht so viel gelesen werden, wie sie es verdienen.

Kraut.

G e n u a.

Typis Gesino: Plantarum Aegyptiarum Decades IV, quas vel primus descripsit vel observationibus illustravit Dom. Viviani, in Regia Univ. Genuensi Botan. et Hist. nat. Prof. cum tabulis duabus aere sculptis. 1830. 30 S. in Octav.

Die meisten europäischen Länder ausgenommen, ist wohl keine Gegend bis jetzt so vielfach und sorgfältig hinsichtlich ihrer Naturproducte unter-

sucht, als Aegypten oder doch wenigstens als die leichter zugänglichen Theile dieses Reichs, das Nilthal und die Nordküsten. Kaum sollte man daher glauben, daß nach den Bemühungen von Forstkal, der großen französischen Expedition, nach Sieber und Ehrenberg noch eine einigermaßen bedeutende Nachlese in einem Landstriche, dessen Flora noch dazu der natürlichen Verhältnisse wegen nicht zu den reichen gehört, hätte übrig bleiben können. Dennoch hat ein Schüler Viviani's, Herr Figari aus Genua, der, lediglich von seiner Liebe zur Botanik getrieben, mit äußerst geringen Hülfsmitteln nach Aegypten reiste, jetzt aber dort Professor der Botanik an der Militärschule zu Abu-Zabel und Director des botanischen Gartens geworden ist, eine nicht unbedeutende Anzahl neuer Arten, und zwar in den bekanntesten Gegenden des Landes, um Alexandrien und Kahira aufgefunden. Hr. Viviani, dem wir schon einen so wichtigen Beytrag zur Flora von Nordafrika, die Bearbeitung der von Della Cella in der Cyrenaica gemachten Sammlung verdanken, hat nun in den vorliegenden Blättern theils die neuen Arten beschrieben, theils über einige andere nicht hinlänglich bekannte ägyptische Gewächse kritische Bemerkungen mitgetheilt. Einen interessanten Zuwachs haben durch diese Arbeit, besonders die Gattungen Reseda, Tribulus und Trifolium und die Familien der Borragineen und Chenopodieen erhalten: das einzige neu aufgestellte und nach Herrn Figari Figaraea (aegyptiaca) genannte Genus aber, kann nach der Beschreibung (p. 11) und Abbildung auf tab. 1. nichts anderes als *Neurada procumbens* seyn.

Bg.

S t t t n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

48. Stück.

Den 24. März 1832.

C a s s e l.

Verlag von Johann Christian Krieger: Die Verwaltung des Straßen- und Brückenbaues mit Rücksicht auf möglichste Kosten-Ersparniß, Wohlthätigkeit für die ärmeren Volksklassen, und Aufhebung der Frohndienste. Von Dr. Friedrich Fick, Kurhessischem Ober-Bau-Rathe. 1831. XIV und 221 Seiten in gr. S.

Wenn irgend ein Theil des Bauwesens auf das Wohl oder Wehe ganzer Gemeinden und Städte, ja ganzer Staaten mächtigen Einfluß ausübt, so ist es unstreitig der Straßenbau. Wohl mögen Prachtgebäude einzelne Städte verherrlichen, und als Denkmäler für späte Nachkommen geschätzt werden; wohl mögen sie während der Zeit ihrer Errichtung zur Beförderung des Wohlstandes einzelner Gegenden beitragen; dagegen wird durch Straßenbau und eine wohl eingerichtete Straßenordnung viel Höheres hervorgebracht: Lebhaftigkeit des Verkehrs, durchgreifende und wahre Unterstützung der Ärmern

Volksklassen, Erhöhung der Cultur, der physischen wie der geistigen. Nicht ohne Grund entlehnt der Beurtheiler der Civilisation eines Volks seinen Maßstab von dessen Sorgfalt für seine öffentlichen Wege. — Von unendlicher Wichtigkeit ist es daher, daß über die wahren Grundsätze des Straßenbaues richtige Ansichten verbreitet werden, jede desfallsige Bemühung wird des sichersten Lohnes sich zu erfreuen haben.

Der Herr Verf. der vorliegenden Schrift hat seit seiner frühesten Jugend während eines dreißigjährigen Wirkens in allen Dienstgraden in Königl. Preussischen, Kaiserl. Französischen, Königl. Baierschen und Kurfürstl. Hessischen Diensten über Straßen- und Brückenbauwesen Beobachtungen zu machen Gelegenheit gehabt. Von welcher Art diese Beobachtungen sind, bezeugt nicht bloß diese gehaltreiche Schrift, es bezeugen dieses auch die kurhessischen Straßen, an deren obern Leitung der Herr Verf. seit zwölf Jahren, in welchem Zeitraume sie mit sehr geringen Hülfsmitteln so ungemein verbessert sind, Theil nimmt. Die Hauptabsicht des Herrn Verfs. geht dahin, die Verfahrensarten bey der Unterhaltung der Straßen ins Licht zu setzen, da die meisten Schriftsteller über Straßenbau sich hauptsächlich auf den Neubau beschränken. 'Während hier nach allen Regeln der Kunst verfahren wird, werden bey der Unterhaltung mitunter die größten Geldsummen und Kräfte verschwendet. Die Unterhaltung soll aber durch möglichste Sparsamkeit die Kräfte sammeln um zu nützlichen und großartigen neuen Anlagen schreiten zu können'. Doch beschränkt sich der Herr Verf. nicht bloß auf die Unterhaltung der Straßen und die Stellung des niedern und obern Baupersonals, er gibt auch beachtungswerthe Bemerkungen über die gebräuch-

lichen Arten des Neubaues, so wie in fünf Beylagen: 1) Vorschriften bey dem Pflasterbau, 2) Bemerkungen über den Beschlag der Wagenräder mit den so sehr nachtheiligen Kopfnägeln, 3) eine Denkschrift über die Sicherung niedriger Gegenden an den Mündungen großer Ströme gegen die durch Meeresstürme verursachten Ueberschwemmungen; 4) Betrachtungen über den Durchbruch des Tunnels zu London und die sicherste Methode der Wiederherstellung, wie des künftigen Baues solcher Gänge unter Wasser, nebst einigen spätern Bemerkungen über den Bau eines Tunnels unter der Weichsel zwischen Warschau und Praga; 5) den Kurhessischen Wegegeld-Tarif von 1819.

An die Spitze der Abhandlung ist der oberste Grundsatz der Straßenbauverwaltung: 'möglichst ausgedehnte Wirkung mit den möglichst geringen Mitteln' gestellt. — Der Zweck der Straßen ist dreyfach: 1) dem Reisenden eine feste glatte Bahn zu verschaffen; 2) die möglichst bequeme und sichere Benutzung derselben; 3) dem Reisenden auch übrigens Unnehmlichkeiten darzubieten. Diese drey Zwecke werden nun weiter erörtert, um zu zeigen, wie sie einander untergeordnet werden müssen, und wie sie mit möglichst geringem Aufwande von Stoffen und Kräften (den physischen Arbeitskräften und den moralischen Kräften der Verwaltung) zu erreichen sind.

Beym Neubau (S. 2 — 93) bieten die Straßenbreite, Straßenrichtung, der Abhang der Straßen, die Steinbahn nach Wiebeking und nach Mac Adam, die nöthige Vertauschung der Steinbahn mit Stein- und Holzpflaster, die allmähliche Bildung der Steinbahn durch jährliche Steinüberschüttung oder die in Kurhessen sogenannten gedeckten Wege, die Dicke der Stein-

bahnen, Wahl der Steingattung, Wölbung der Straßen, die Seitengraben, die Ableitung der Gewässer, die Brücken (steinerne, hölzerne und eiserne), Tunnel, die Gegenstände theils kurzer theils ausführlicherer Betrachtungen dar.

Der Herr Verf. hat bey hölzernen Brücken von dem Theeranstrich (nur muß er auf trocknes Holz und zu zwey verschiedenen Malen sehr heiß aufgetragen werden) den besten Erfolg gesehen. — Statt der gewöhnlichen Bohlenbedeckung über Brücken wird das Holzpflaster angelegentlich empfohlen, welches sich nach den Erfahrungen des Hn. Verf. über alle Erwartung bewährt hat. — Interessant und lehrreich ist die Beschreibung der vom Hn. Verf. ausgeführten hölzernen Brücke, die durch übereinander gelegte, immer um 6 Fuß vorspringende Balken nach Art der ägyptischen Gewölbe gebildet ist. Hierdurch wurden mit Eichen von 18 bis 24 Fuß größter Länge, die zu Bohlen von 6 Zoll Stärke und 18 Zoll Höhe geschnitten waren, drey Deffnungen überspannt, deren mittlere 70 Fuß, die äußersten 45 Fuß weit waren, so daß eine Brücke von 160 Fuß lichter Deffnung für schweres Fuhrwerk entstand.

Zu den bekannten Gründungsmethoden unter Wasser wird die Gründung mit Brunnenfundamenten oder Schwimmschachten hinzugefügt, die bey Wasserbauten das leisten soll, was die Gründung auf ausgemauerten Brunnen in locke-rem Baugrunde gewährt. — Dieses Verfahren dürfte indessen bey sehr tiefem unruhigem Wasser, und ungünstigem Grunde mit fast unübersteiglichen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, welche aus der nöthigen Hervorbringung eines frischen und doch völlig wasserdichten und festen Mauerwerks, so wie aus der erforderlichen sichern Führung der Schwimmschachten bey ihrer Ver-

senkung entspringen. Doch die Zukunft wird vielleicht entscheiden, in wie weit dieses allerdings sinnreiche Verfahren practisch brauchbar gemacht werden kann.

Bei der Beurtheilung (§. 30) ob die Ketten- oder Drathbrücken vorzüglicher seyn, die zum Vortheil der letztern ausfällt, sind die Schwankungen beider Brücken nicht erwogen. Diese sind aber nach den Erfahrungen an der Brücke in Wien bey Drathbrücken stärker als bey den Kettenbrücken (vergl. Gerstner Handbuch der Mechanik).

Die (§. 92) angedeutete Aufhängung einer Drathbrücke an den Spitzen hoher steinerner Tragspfeiler, ohne die Drathstränge ununterbrochen durchlaufen zu lassen, dürfte nicht ohne große Gefahr zur Ausführung kommen, indem es nicht schwer ist vorauszusehen, welche Wirkung eine mit großem statischen Momente unausgesetzt auf die Zerstörung eines Pfeilers thätige Gewalt, wenn dessen Stärke nicht sehr weit über den Zustand des Gleichgewichts hinausgetrieben werden darf, endlich hervorbringen wird. An Erfahrungen ähnlicher Art fehlt es leider nicht.

Die Betrachtungen über die Unterhaltung der Straßen (§. 94 — 113) betreffen: die Unterhaltung der Steinbahn; die Schonung derselben durch Geseze, durch Vorschrift der Ladung, und der Form der Räder, durch Ausweichen älterer Spuren; die Zeit der Materialeinbettung; die Abwechselung mit dem Deckmaterial, Form desselben; die Behandlung der Geleisen im Frühling und Sommer, die Wasserableitung, Entfernung der Rollsteine; den Sommerweg und die Unterhaltung des Erdkörpers der Straße.

Nicht ohne Grund eifert der Herr Verf. wider das zur Schonung der Straßen in verschie-

denen Ländern bestehende, aber die Straßen verschlimmernde, die Unterhaltung vertheuernde und dem Publicum höchst lästige und drückende Gesetz, welches den Fuhrwerken verbietet, in einer vorher schon eingeschnittenen Geleise zu fahren, und um das Fuhrwerk zum Verlassen derselben zu nöthigen, durch große auf sie gelegte Steine zur Ausführung gebracht wird. Die vom Fuhrwerke in die noch gewölbte Straße eingeschnittenen Spuren mit frischem Deckmaterial auszufüllen, sey mit geringerm Aufwande zu bewerkstelligen, auch dem Reisenden weit vortheilhafter, und befördere die feste Lagerung des Materials schneller, als wenn über die ganze Breite der Straße eine frisch gewölbte Decke von kleingeschlagenen Steinen oder Kiesel aufgebracht werde, wobey die Steine lange lose auf der Straße bleiben, zum Theil ohne Nutzen zermalmt werden, oder sich zu Kollsteinen bilden, welche die Bindung schwieriger machen. Besser werde die Schonung der Straße durch zweckmäßige Arbeit gefördert. — Eben so unnöthig für die Schonung des Weges, als lästig für das Fuhrwerk sey die abwechselnde Versperrung des Sommerweges und der Steinbahn. — Leider wird es nur zu häufig verkannt, daß der Vortheil der Reisenden der Zweck, und die Straßen nur das Mittel sind.

Es werden nun (S. 114 — 121) noch die Mittel angegeben, wodurch die Straße auch mit Bequemlichkeit und Sicherheit benutzt werden, und dem Reisenden sonstige Annehmlichkeiten darbieten kann. Endlich sind (bis S. 157) der Berücksichtigung sehr werthe Rathschläge gegeben, wie die Lieferungen und Arbeiten, sowohl für den Neubau, als für die Unterhaltung der Straßen und Brücken zu vertheilen und in Verding

zu geben sind; wie das Arbeits- und das verwaltende Personal einzutheilen ist; und wie zu verfahren seyn möchte, um die der Verwaltung wie den Unterthanen gleich lästigen Naturaldienste abzuschaffen und in Geld zu verwandeln.

Möge diese Schrift recht viel gelesen und angewendet werden, und der Wunsch des Herrn Verf., daß auch andere erfahrene Straßenbaubeamte mit ihren eigenthümlichen Bemerkungen über die Verwaltung und Unterhaltung der Straßen an das Licht treten, in Erfüllung gehen.

U.

P a r i s.

Mémoires sur la Grèce pour servir à l'histoire de la guerre de l'indépendance accompagnés de plans topographiques par M. Raybaud ancien officier supérieur au corps des Philhellènes et aide-de-camp du président du pouvoir exécutif du Gouvernement Grec avec une Introduction historique par Alphons Rabbe. Tome I. 1824. Tournachon-Molin, Libraire. XV und 528 Seiten in 8. mit einem Plane von Tripoliza. Tome II. 1828. 503 S. mit zwey Plänen von dem Gefecht bey Comboti und der Schlacht von Peta.

Der Verf. erklärt in dem Avant-propos, daß er als Augenzeuge nur die Wahrheit reden wolle, ohne zu verschönern. Herr Rabbe habe eine Introduction, die frühere Geschichte von der Eroberung durch die Römer betreffend, geliefert, und Herr Michael Schinas, Secretär des Peloponnesischen Senats haben die pièces justificatives (am Ende der Memoiren) hinzugefügt: documens les plus authentiques sur les cir-

constances du soulèvement de la Morée et des îles, ainsi que sur les premières affaires maritimes des Grecs du navarque Jacomaki Tombazi d'Hydra. Auch bemerkt der Verf. noch, daß Herr Schinas dem Herrn Rabbe treffliche Beiträge geliefert habe, 'pour tracer le tableau de l'administration ecclésiastique.'

Die Introduction des Herrn Rabbe enthält nun zuvörderst eine kurze Darstellung der Revolutionen in Griechenland seit der Römischen Herrschaft bis zur Vernichtung des Oströmischen Reichs, und dann den Zustand der Griechen unter dem Joche der Türken, bis zu der Stiftung der Gesellschaft der Philomusa (1814), und der Hetärie. Letztere soll von vier Kaufleuten ausgegangen seyn, die durch den Handel nichts hätten vor sich bringen können, und zwar: 'au moment, wie der Verf. sagt, des malheurs de l'empire français, c'est-à-dire lorsque la Russie prenait sur les affaires de l'Europe cette inespérée et prodigieuse influence, qui lui a fait négliger sa vieille politique tout entière tournée vers l'Orient.' Wann mag aber dieser Zeitpunkt eingetreten seyn? Schon seit Peter d. Großen, besonders aber seit Catharina II. hatte Rußland oft einen überwiegenden Einfluß auf die Politik des übrigen Europas; was aber die Vernachlässigung der innern Angelegenheiten betrifft: so ist der Zeitpunkt noch nicht eingetreten, und dürfte schwerlich so bald eintreten, den der Verf. andeutet, indem Rußland auch in Hinsicht des Innern im steten kräftigen Entwickeln und Ordnen seiner bedeutenden Kräfte begriffen ist. Diese vier Kaufleute sollen sich denn in Rußland, Deutschland, Italien und Griechenland verbreitet, und sich 'Diener einer mysteriösen und unsichtbaren Macht

(d'une puissance mystérieuse, invisible etc.) genannt haben, in deren Namen sie dann die Adepten zu dem großen Werke der Befreyung Griechenlands anwarben, und für welche sie eine religiöse Achtung, einen unbeschränkten Gehorsam und eine unbegrenzte Aufopferung forderten. Diese Macht, sagt der Verf., habe man *ἀρχή* genannt, weil sie doch einen Namen hätte haben müssen. — Indem der Verf. solche Mährchen aufstischt, weiß er nichts von dem wirklichen Entstehen der Hetärie, wie sie uns von einem kundigen, doch nicht genannt seyn wollenen Manne in den 'Briefen eines Augenzeugen der Griechischen Revolution, und in der Denkschrift des Fürsten Cantacuzza über die Begebenheiten in der Moldau und Walachey in den Jahren 1820 und 1821' dargelegt ist. — Genug, dieses so wie die ganze Introduction, welche mit großer Oberflächlichkeit geschrieben ist, befriedigt den deutschen Leser schwerlich.

Hierauf folgt *Précis de l'insurrection de Valachie et de Moldavie*, von S. 186 — 265, von welcher Zeit der Verf. ebenfalls nicht als Augenzeuge spricht, sondern vielmehr als Compiler Wahres und Falsches ohne Critik vermischt. So wird von Giorgaki (Jordaki) behauptet, er habe 10,000 Türken getödtet, und zum Beweise wird angeführt: 'que plusieurs maisons de boyards et le palais même des hospodars à Jassy étaient à cette époque remplis de blessés, qu'on amenait de l'armée'; allein so wenig dieser Beweis gelten kann: so unglücklich ist diese vorgebliche Thatsache schon deswegen, weil sich die Zahl der Truppen, die unter Jordaki vereinigt waren, in der glücklichsten Zeit nach der Gefangennehmung Theodors Bladimiresko's höchstens auf 4 — 5000

Mann belaufen konnten, und die Türken im Lande und in den Festungen dort kaum 10,000 überhaupt stark waren.

Nach diesen Vorerinnerungen, welche die größere Hälfte des ersten Bandes füllen, beginnt der Verf. sein eigentliches Werk, und wir finden daher S. 267 den Haupttitel 'Mémoires sur la Grèce pour servir à l'histoire de la guerre de l'indépendance' wiederholt. Diese Mémoires zerfallen im ersten Bande in XII Kapitel, der zweyte Band enthält dann die Kapitel XIII — XXXV und endet mit der Einnahme von Napoli di Romania und den letzten Ereignissen im westlichen Griechenland, während des Jahres 1822. In diesem Theile seines Werks verdient der Verf. zum Theil als Augenzeuge mehr Glauben. — Er befand sich unter den Französischen Officieren, welche im Jahre 1820 unter der Reduction begriffen waren. Bey der Nachricht von der Moldauischen Insurrection entschloß er sich, dem unterdrückten Volke der Griechen zu Hülfe zu eilen, und so verließ er, in Begleitung mehrerer andern Französischen Officiere, den 18. Julius 1821 auf einem Hydriotischen von Alex. Maurocordato ausgerüsteten Schiffe, welches nach Marseille gekommen war, um dort Waffen und Munition einzukaufen, Frankreich. Sie landeten den 2ten August bey Missolonghi, wo sie 'als die ersten Franken, welche Griechenland zu Hülfen eilten', mit Freudengeschrey empfangen wurden. Im zweyten und dritten Kapitel entwickelt der Verf. dann die Ursachen und den Anfang der Revolution in Morea bis zu der Ankunft Maurocordato's bey der Armee, und schildert recht gut die Intriguen der 'Russischen Parthey' und der 'Parthey der Primaten' gegen einander,

wodurch der Freyheitskampf sogleich im Anfange mit großen Schwierigkeiten verbunden war. Interessant ist das V. Kapitel, weil es die Lage der Griechischen Streiter sehr gut schildert, und in geographischer Hinsicht mehrere interessante Beyträge von den Gegenden zwischen Patras und Tripoliza liefert, wohin der Verf. mit Maurocordato sich begab, um sich den Truppen Ipsilanty's anzuschließen, und das VI. wegen der Schilderung der Anführer der Griechen im Lager vor Tripoliza, wobey Demetrius Ipsilanty in keinem günstigen Lichte erscheint, aber vielleicht deshalb von dem Verf. etwas zu hart beurtheilt wird, weil er ein entschiedener Anhänger Maurocordato's ist. Kann doch der Verf. selbst nicht läugnen, daß die Soldaten sich empörten, als Ipsilanty wegen der Intriguen der Primaten und der Geistlichkeit den Griechischen Boden wieder verlassen wollte, daß er nur 'Seigneur' von den Soldaten genannt wurde, und daß nach der Einnahme von Tripoliza, während seiner Abwesenheit, er nur die Disciplin in der Griechischen Armee wieder herstellen konnte. Eine größere Strenge zu handhaben, wie der Verf. es verlangte, war damals noch schwerlich an der Zeit.

Der zweyte Theil beginnt mit der Abreise Ipsilanty's nach Argos, und entwickelt die ersten Ursachen seiner Streitigkeiten mit Colocotroni, der den Oberbefehl in Tripoliza forderte und erhielt, obgleich Ipsilanty einen andern Griechen Sekeri schon zum Gouverneur der Stadt ernannt hatte. Nach Erzählung unbedeutender Ereignisse vor Napoli die Romania, welches belagert wurde, kommt der Verf. im XIV. Kap. auf Maurocordato zurück, der drey Monate lang von Patras aus das westliche Griechenland bis Arta durchreist war, um die Einwoh-

ner daselbst für den Freyheitskampf zu begeistern. Dieser kehrte darauf zurück, um, wie jetzt jedermann weiß, als Rival Ipsilanty's aufzutreten. Der Verf. aber macht ihm große Lobeserhebungen. Il ne prenait aucune qualification ambitieuse, se présentant partout comme médiateur et comme frère. Sa modestie, sa sagesse lui acquirent des lors une grande popularité surtout parmi les hommes, qui voulaient sincèrement le bien de leur pays. Son infatigable activité et ses rares talents lui assurèrent la confiance générale. Wäre er aber wirklich nur als Vermittler aufgetreten, so hätte er die Eintracht im Griechischen Heere unter dem Oberbefehle Ipsilanty's zu erhalten gesucht, er hätte nicht einen besondern Senat in Missolonghi organisiert, und dadurch die Eintracht der Verwaltung gestört und die Kräfte zersplittert. Sein Beispiel bewirkte die Organisation eines dritten Senats in Ostgriechenland (Salona) unter Th. Negri, und die endliche Revolution durch den Generalconvent von Epidaurus, wodurch die Executiv-Gewalt von der gesetzgebenden getrennt, und die Einigkeit selbst der bestehenden Regierung gestört wurde. — Der Verf. spricht von diesem Vorwurfe, den man mit Recht Maurocordato gemacht hat, nicht. Er führt uns vielmehr dann im XV. XVI. XVII. XVIII. und XIX. Kapitel nach Athen, wovon er einige unbedeutende Nachrichten mittheilt, auf eine Expedition nach Thessalon, wohin er mit Sala geschickt wurde, um dort die Kämpfer für die Griechische Freyheit zu unterstützen, und, welche aus Mangel an Hülfsmitteln (S. 134), und weil der Führer dieser Expedition zu lange zögerte, mißlang. — Nach dieser zu wortreichen Abschwei-

fung, deren Hauptresultate in wenigen Zeilen hätten gegeben werden könne, kommt der Verf. im XXI. Kapitel auf die Constitution von Epidaurus zurück, welche nach seiner Versicherung größtentheils ein junger Römer Gallina ausarbeitete, und die nun in den neuesten Zeiten, wegen ihrer Aehnlichkeit mit den Constitutionen Spaniens und Italiens selbst den mildesten Regierungen Veranlassung gab, den Griechischen Freyheitskrieg mit den Revolutionen in Italien, und der Pyrenäischen Halbinsel zu vergleichen, und deshalb die gehofften Früchte des Freyheitskampfes verkümmerte. Der Verf. verließ die oben erwähnte Expedition nach Thessalien eben so wie die meisten andern Officiere. Nur Bezinsky blieb Sala treu, und begleitete ihn; allein Sala wurde geschlagen, verlor alle seine Kanonen und mußte mit Bezinsky in die Gebirge flüchten. Vergebens sucht der Verf. hier sich zu entschuldigen, daß er den Auftrag, Sala zu folgen, nicht achtete, als dieser seiner Meinung nach zu lange Vorbereitung in den Inseln traf. Man sieht, daß er selbst nicht wenig Schuld daran ist, wenn die Expedition nach Thessalien mißglückte.

Das XXIV. Kapitel handelt von dem Blutbade in Chios, von dem der Verf. indeß nicht als Augenzeuge spricht. Er war damals in Corinth, von wo aus die Regierung leider zu spät einige Hülfe nach Chios schickte, und manche Nachrichten werden hier mitgetheilt, welche den fremden Consuln nicht zur Ehre gereichen. Die Belagerung von Athen und die Bildung der heiligen Schaar oder der Philhellenen beschäftigt den Verf. im XXV. Kapitel; und im folgenden begleitet er den Präsidenten der executiven

Gewalt Maurocordato nach Westgriechenland. Von diesem Zuge spricht er als Augenzeuge, da er unter dem General Normann im Generalstabe nebst Boutier als Lieutenant-Colonel diente. Zur Erläuterung der Gefechte bey Comboti und Peta, liefert er am Ende des zweyten Theiles ein paar Pläne, die gut gestochen sind, und die schwierige Lage der Philhellenen deutlich machen. Maurocordato hatte kaum 3000 Mann zu dieser Expedition zusammengebracht, und viele von diesen verliefen sich noch unterwegs. Die Philhellenen waren selbst unter sich uneinig, und so kann der Verf. wohl mit Recht sagen: 'Nos forces contrastaient assez ridiculement avec le but de cette expédition', und doch vertheidigt er Maurocordato wegen des tollen Einfalls, mit diesen wenigen Truppen Epirus und Albanien erobern zu wollen! Bey Peta opferte er die Philhellenen auf, die er zur Organisation der übrigen Truppen hätte gebrauchen können, und mit Mühe entkam der Präsident selbst, nachdem er die gute Meinung, die man von ihm gehegt, verloren hatte. Größer erscheint, trotz des Tadel's des Verf., der vorsichtigeren Ipsilanty, der bey der Darstellung der Schlacht von St. Giorgio gegen Mohammed Dramali die gerechten Lobsprüche des Verf. wieder einerntet (S. 373). — Die zu große Vorliebe für Maurocordato und Colocotroni abgerechnet, ist das Werk zur Aufklärung mancher Ereignisse des Griechischen Freyheitskampfes, während der ersten Jahre sehr gut zu gebrauchen. Auch geographisches Interesse gewährt es hin und wieder, indem es nicht bloß Geschichte sondern zum Theil auch eine Reisebeschreibung ist. — Unter den pièces justificatives vermissen wir ungern die Constitution von

Epidaurus, welche der Vf. als bekannt nicht mit abdrucken ließ.

Kruse.

B o n n.

Bey Weber, 1831: Hitopadesas id est Institutio salutaris. Textum codd. mss. collatis recensuerunt interpretationem latinam et annotationes criticas adjecerunt Augustus Guilelmus a Schlegel et Christianus Lassen. Pars II. Commentarium criticum tenens. XVI u. 203 S. in 4.

Dieser Commentar ist von dem zweyten der auf dem Titel genannten Herausgeber: der erstere hat jedoch, vorzüglich im Anfange, über mehrere schwerere Fälle seine Ansicht hinzugefügt. Nicht bloß die Vergleichung der Varianten und eine Beurtheilung der in kritischer Hinsicht zweifelhaften Textestellen findet man hier: auch die Erklärung mancher schwerern und seltenen Wörter und Formen ist eingemischt, und es ist dieses wohl der wichtigste Theil des Buchs. Herr Lassen zeigt eine sehr genaue und umfassende Kenntniß des Sanskrit und der ihm näher oder entfernter verwandten Sprachen: auch die aus Mangel an Hülfsmitteln schwerer zu erwerbende Bekanntschaft mit der Vedasprache steht ihm zu Gebote. Seine Belesenheit in den indischen Grammatikern erweist sich nicht selten als heilsam: denn den Umfang und das Außere der Sprache lernt man aus ihnen am sichersten; und wenn es nach einigen Stellen scheint, als ob der Verfasser die Ansichten derselben auf Kosten anderer Wahrheiten zu hoch erhebe, so meint er doch dieses nach S. XI der

Vorrede im Grunde nicht so streng. Das Wahre dabey wird wohl im Indischen, wie im Arabischen nach des Ref. Ueberzeugung, dieses seyn: daß die einheimischen Grammatiker und Scholiasten zwar der Thatsachen wegen sehr fleißig studiert, aber in der Ansicht über diese Thatsachen nicht als einzig sichere Autorität betrachtet werden müssen. — Ref. würde gern, wenn hier der Ort dazu wäre, viele vortreffliche Ausführungen des Verfassers weiter berühren; er kann die Kenner des Sanskrit, denn für diese ist das Werk vorzüglich nur geschrieben, und alle welche tiefer in diese Sprache eindringen wollen, nur hinweisen auf den Gebrauch dieses Werks. Ueber eine Sache jedoch, die der Verfasser so viel Ref. weiß, wieder zuerst zur Sprache gebracht hat, siehe hier eine besondere Bemerkung. S. 124 meint der Verfasser, man könne bey Causalverben bisweilen den Accusativ *âtmanam* d. h. *se* supplieren. Wie dieses aber möglich ist oder als Regel aufgestellt werden kann, erhellt gar nicht; und Ref. zweifelt, ob die so ausgedrückte Bemerkung überhaupt richtig sey. Die Fälle, welche hieher bezogen werden können, sind sehr verschiedener Art: was aber das Wort *dargajāmāsa*, worauf der Verfasser sich stützt, betrifft, so geht es gewiß vom Medium aus (er ließ sich sehen — zeigte sich); nur daß das Medium in jener einzelnen Form des umschriebenen Perfectum sich zufällig äußerlich nicht unterscheiden läßt. Die Stelle Bhag. G. II, 4 gehört aber gar nicht hieher. — Der dritte Theil wird durch die noch fehlende Uebersetzung das nützliche Werk vollenden.

G. H. U. G.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

49. Stück.

D e n 26. M e r z 1832.

P h i l a d e l p h i a.

Grammatical Sketch and Specimens of the Berber language; preceded by four letters on Berber etymologies; adressed to the President of the Philosophical society (P. Duponceau Esq.) by William R. Hodgson, Esq. 1831. 48 S. in 4.

Diese merkwürdige Schrift, welche dem Ref. aus Philadelphia zugesandt wurde, weil er einigen Antheil an der Entstehung der hier angestellten Untersuchungen hat, besteht zum Theil aus Vorlesungen, welche in den Transactions der dortigen Philos. Society erscheinen werden, aber auch besonders abgedruckt sind. — Ihr Verfasser R. Hodgson, jetzt in dem auswärtigen Department zu Washington angestellt, war zunächst vor der französischen Eroberung Americanischer General-Consul in Algier. Bekannt mit den Schriften des Ref., und aufmerksam gemacht durch sie, machte er es dort zu einer Aufgabe für sich, sich mit den Stämmen der Berbers und ihrer

Sprache genauer bekannt zu machen, wobey es ihm zu statten kam, daß er in Algier einen jungen Cabylan in seine Dienste bekam, der außer seiner Muttersprache auch Arabisch verstand. — Unter der allgemeinen Benennung der Berbers werden bekanntlich die einheimischen, von den Arabern oder Mauern verschiedenen, Völkerschaften des innern Nord-Africas, des alten Libyens, begriffen. Die Verwandtschaft und Beschaffenheit dieser Völker, ihre Lebensart und Sprache kennen zu lernen, ist daher eine für die Völker- und Sprachenkunde sehr wichtige Aufgabe, zu deren Auflösung wir zwar durch neuere Reisende einige Beyträge erhalten haben, doch hatte noch keiner derselben sich mit ihrer Sprache bekannt gemacht. — Der Verf. ging davon aus nachzuforschen in wie weit alte Namen, theils von Städten, Bergen, Flüssen, theils von Gottheiten aus der Berber-Sprache sich erklären ließen, wie die Namen Atlas, Tunis, Augela, Ampsaga, Nil, Ammon &c. und findet Deutungen derselben auf, die oft, aber nicht immer, passen. Die Etymologien von Namen, die noch nicht durch Schrift fixiert sind, sondern nur aus dem Munde aufgeschrieben werden, können nicht anders als sehr schwankend seyn. Der Atlas z. B. heißt bey den Berbers Abhraes, Adras, Edrarin, Adberim, welches an das Dyrin bey Strabo erinnert. Thala bedeutet eine verdeckte Quelle, Ampsaga Wald, Augela Fruchtbarkeit, Wohlhabenheit, Ammon Wasser oder Fluß u. s. w. Das Streben des Vfs. ging nun besonders dahin zu erforschen wie weit sich die Berber-Sprache verbreitet habe? Zu den Berbers gehören die Mozabis, die auf einer Dase 300 Engl. Meilen südlich von Algier wohnen; die Bisharies, die südöstlich bis zum Arabischen Meerbusen hin ihre Sige haben; die Wadregans und

Wurgelans, schwarze Stämme; die Gabylen oder Bergbewohner. 'Their dialects are identically the same, presenting only modifications of the great language of the Atlas; such as are in all countries produced by habitudes and climate. — I have conversed with the inhabitants of Dra, Taflet, Tuat, Tegaza, Wurgela, Ghadamer, Djerbi, Gharian, and have found the Berber language identically the same in all these places.' So herrscht also diese Sprache queer durch Africa, von dem Arabischen Meerbusen bis Marocco, sowohl an der Südseite des Atlasgebirges, als bey den Stämmen der Wüste. Dagegen aber sind die Tibbos (die troglodytischen Aethioper Herodots) ein wesentlich verschiedener Stamm; sowohl der Sprache als dem Aeußern nach (S. 28); da sie bereits den Negern angehören. Als ein Hauptzweig der Berbers sind dagegen die Tuariks zu betrachten, über welche der Verf. mehrere interessante Nachrichten mittheilt, wodurch die der früheren Reisenden theils bestätigt, theils erweitert werden. Ihre Wohnsitzre reichten von Fessan bis Bilma und Bornu, im Süden bis Haussa und andere Negerstaaten, im Westen bis Tuat; nördlich gehen sie nicht über Murzuk und Ghadamer hinaus. Auch nach Hodgson sind sie ein weißes Volk. Sie sind Nomaden; Handel, vor allem Sklavenhandel, ist ihre Hauptbeschäftigung; die Märkte von Murzuk werden von ihnen mit Sklaven versehen. Ihre Caravanen betreiben den Handel mit Fessan und Sudan. Der Name Tuarik bedeutet in der Berbersprache Stämme. Der Singular ist Terga, im Plural Tuerga, welches Tuarcg ausgesprochen wird. Es entspricht dem Arabischen Kabyle oder Kabail, wie sie in dem Atlas genannt werden. — Auf die Frage: ob es einen

Gemein-Namen für die einheimischen Völker von Nord-Africa gibt? antwortet der Verf., daß der Name Berber, im Pluralis Beraber, allgemein als solcher von diesen Völkern anerkannt wird. I have conversed with the natives of Marocco and of Tripoli, and every where the earlier Africans call themselves Beraber. Will man diese Sprache nicht für die Aethiopsche gelten lassen, so fragt man mit Recht: wie denn diese untergegangen seyn sollte? Der Vf. stimmt darin mit dem Ref. überein, und da er sich wiederholt auf die Untersuchungen von letzterem über die Völker des alten Africa's bezieht, so konnte es diesem kein geringes Vergnügen gewähren, daß er sie in ihren Resultaten als durchaus wahr und gegründet erklärt (S. 30. 36). Gewiß die beste Recension!

Es bleibt uns noch der letzte Abschnitt übrig, über die Grammatik der Berbersprache: A grammatical Sketch of the Berber language. Der erste Versuch dieser Art, denn die Vorgänger hatten nur einzelne Wortproben gegeben, und dieß von einer Sprache die keine eigene Schrift hat. Das Alphabet dessen man sich bedient, ist das Arabische. Aber von den Buchstaben desselben sind einzelne ausgeschlossen und fünf hinzugefügt. Der Artikel ist Ees, z. B. Ees Khamsa die Fünf. Bey der Declination wird der Plural durch die hinzugefügte Sylbe an gebildet, z. B. Argaz ein Mann, Ergazan die Männer. Die Endungen der Casus bleiben unverändert. Sie werden nicht durch Flexionen, sondern Präfixa gebildet. Es gibt keinen Dualis. Die Pronomina personalia unterscheiden die Geschlechter. Nekkee Ich, ist Mascul., Nekkonee, Femin.; Khetoohee Du, Mascul., Kemmee Femin. — Bey den Verbis ist der Imperativ die Wurzel, von der die andern Modi und Tempora abgeleitet werden. Bey der

Conjugation wird auch das Masculinum und Femininum unterschieden. Nekkee adhsenlagh (ich spreche) Mascul., Nekkeenih adhsenlagh Femin. Es werden von allen vollständige Paradigmata mitgetheilt. — Zuletzt Proben der Bersber-Poesie. Rhythmus und Metrum werden genau beobachtet. Auch hat sie den Reim. Wir glauben den Sprachforschern einen Gefallen zu thun, wenn wir eine Probe davon mittheilen; Proben aus einer so weit verbreiteten Sprache, von der bisher nur einzelne Wörter durch Reisende gegeben sind, können nicht anders als erwünscht seyn. Es ist ein Lied, welches die Weiber singen, wenn die Männer truppweise nach Algier gehen, um sich dort etwas durch Arbeit zu verdienen.

Song.

A widden dhedhesents adhich aminsee
Egan gara sanoe.

A hath kildjennan aghkadem latseman
Aghrom dhemasas, ishtok eghaman
Athemelewin, hoozimts thefrewin
Abreed elhamma, limbeth ghoorewin
Shiagh adhleel arnegh oola adhlaoonais
Aghra lezair anidha ekhadem elkais
Ai, Sidi Yahaja! abab netsa booth
Afoojagh adhnoob, argaz thamattooth.

Translation.

I wish to go with them to partake of the
Aminsee *)

To enjoy with him the pleasures of love.

He is working in the garden, earning the
tseman **),

Eating saltless bread, and longing for his home.

Dove! Speed thy wings in flight,

*) Aminsee, die Abendmahlzeit der Babylonier.

***) Tseman, eine kleine Münze.

Speed to El-hamma*), there pass the night:
 Bear my ear-ring, and even my neklace
 To Algiers, where the good man is working.
 Oh, Sidi Yahaja **)! thou blessed father,
 Pardon the sins of the man and his wife!

Die poetischen Züge sprechen durch sich selbst.
 Das ungesalzene Brot, als Zeichen der Armuth
 in einem Lande, wo das Salz zu den Kostbar-
 keiten gehört, ist echt national! Gn.

E l b e r f e l d.

Im Verlage von Heinrich Büschler, 1829:
 Eusebii Emeseni quae supersunt Opuscula
 Graeca, ad fidem codicum Vindobonensium
 et editionum diligenter expressa et adnota-
 tionibus historicis et philologicis illustrata a
 Jo. Christiano Guilielmo Augusti, philos.
 et theol. doct. ejusdemque in universitate Bo-
 russica Rhenana P. P. O. P. 192 S. in gr. 8.

Seit Peter Lambecius (1671) war es den
 Gelehrten nicht unbekannt, daß die Kaiserl. Hof-
 bibliothek zu Wien zwey Handschriften besitze, in
 denen Werke des in der ersten Hälfte des vierten
 Jahrhunderts blühenden Eusebios aus Edessa,
 Bischofs zu Emesa (Hemesa, Chemz, Hems)
 in Cöle-Syrien vorhanden sind. Die eine von
 diesen (Cod. theol. Gr. 249, nach Nessel 307)
 enthält nämlich drey Homilien, 1) Μακαρίου
 Εὐσεβίου λόγος περὶ παρουσίας Ἰωάννου ἐν
 τῷ ἁδῆ, καὶ τῶν ἐκεῖδε ἐγκλεισμένων. 2) Λό-
 γος τοῦ αὐτοῦ εἰς τὴν προδοσίαν. 3) τῆ μεγα-
 λῆ παρασκευῆ τοῦ μακαρίου Εὐσεβίου λόγος
 εἰς τὸν διάβολον καὶ εἰς τὸν ἁδῆν μετὰ τὸ
 παραδοῦναι ὁ Ἰούδας τὸν Κύριον. Von dieser

*) El-hamma, ein Platz neben Algier.

**) Sidi Yahaja, ein berühmter Marabut oder Heiliger.

lesten liefert die zweite Handschrift (cod. theol. Gr. 276, nach Nessel 284) eine zweite Ausgabe sehr abgekürzt und mit vielen Veränderungen im Einzelnen, unter dem Titel *πρὸς τοὺς Ἰουδαίους κατασυλλογισμός*. Beide Ausgaben sind durch die öffentliche Mittheilung derselben in einem academischen Programme von dem Hn. Oberconsistorialrath Dr. Augusti (Bonn 1820) bereits allgemeiner zugänglich gemacht und beachtet worden; und jetzt treten sie zum zweiten Male in einer verbesserten Gestalt und in Gesellschaft der beiden ersten bisher unedirten Homilien vor die Augen des Publicums. Sie füllen zusammen nur 35 Seiten. Dann folgen S. 36 — 39 zwey dogmatische Bruchstücke des Eusebios aus Theodoret (Op. 4, 258 flg. Ausg. von Schulze) über die Worte des neuen Testaments *ἀπέθανεν ὁ Χριστός ὑπὲρ ἡμῶν*. Endlich haben die Catenae Patrum Graecorum dem Herausg. noch einige exegetische Bruchstücke über das alte und neue Testament geliefert S. 46 — 56, wozu nachträglich S. 185 — 189 noch acht Numern aus Montfaucon's Hexapl. Origenis 1, 16. 21. 22. 26. 33. 120 und aus J. Chr. Wolf's Anecd. Gr. 3, 146 flg. kommen. Ob aber diese gesammelten Stellen alle den Bischof von Emesa, oder irgend einen andern der sechzig Männer, die unter dem Namen Eusebios vorkommen, zum Verfasser haben, läßt sich, da namentlich die Catenae sie nur unter dem Namen Eusebios ohne weitere Bezeichnung anführen, kaum mit Wahrscheinlichkeit bestimmen.

Beynahe drey Viertel des vorliegenden Bandes nehmen die historischen und philologischen Bemerkungen ein, die in drey Kapitel zerfallen. Das erste Kapitel erörtert die Nachrichten über die Lebensumstände und die Schriften des Eusebios Emesenus mit gründlicher Ausführlichkeit. Nach Angabe der Quellen, bey deren Betrachtung der

Verlust einer besondern Biographie dieses einst sehr hochgeschätzten Schriftstellers von Georg, Bischof zu Laodice, nicht genug bedauert werden kann, und nach Verweisung auf die wichtigsten neuern Hülfsmittel, wird die Aufmerksamkeit besonders auf die Schule von Edessa hingelenkt, der Eusebios seine erste klassische und theologische Bildung verdankte, und die damals neben Antiochien und Alexandrien den ersten Rang unter den Lehranstalten des Orients behauptete. Als Lehrer in seinen exegetischen und homiletischen Studien werden Eusebios von Casarea und Patrophilos aus Skythopolis genannt, eine Nachricht, aus welcher zugleich die Lebenszeit des Schülers im Allgemeinen hervorgeht. Zunächst wird sein Aufenthalt in Antiochien, und die Veranlassung seiner Flucht von da nach Alexandrien untersucht, wo er nach seiner spätern Rückreise nach Antiochien kraft eines Synodalbeschlusses (341) dieser Stadt den durch die Entfernung des Athanasios erledigten Bischofsstuhl einnehmen sollte, aber diese Ehre ablehnen zu müssen glaubte. Bald darauf wurde er jedoch zum Bischof von Emesa ernannt, wo er auch mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, weil die Emesener ihn im Verdachte der Mathematik oder Astrologie hatten. Hernach scheint er mit dem Kaiser Constantius in nähere Verhältnisse getreten und zu Antiochien etwa 359 gestorben zu seyn. Zuletzt werden die Zeugnisse über Eusebios als Schriftsteller und die vorkommenden Titel seiner verloren gegangenen Werke zusammengestellt und commentirt. — Das zweyte Kap. handelt von dem Character und der Disposition der Eusebischen Homilien. Das dritte Kap. bildet einen sehr ausführlichen Commentar über die genannten Homilien und die dogmatischen und exegetischen Bruchstücke. G. H. B.

Österröichische
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
 der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

50. 51. Stück.

Den 29. Merz 1832.

Nürnberg.

Bei Friedrich Campe: Entstehung und erste Schicksale der Brüdergemeinde in Böhmen und Mähren, und Leben des Georg Israel, ersten Ältesten der Brüdergemeinde in Groß-Polen. Als Beyträge zu einer Slavischen Kirchengeschichte, herausgegeben von Georg Wolfgang Carl Kochner. 1832. 164 S. in Octav.

Ueber die Entstehung der ersten und ältesten Brüderkirche in Böhmen und Mähren scheint ein heiliges Dunkel zu ruhen, das ungeachtet mehrerer Versuche, die besonders seit der Zeit, da die Herrenhutische Gemeinde aus ihnen herauswuchs, zu seiner Aufklärung gemacht wurden, sie niemals völlig und förmlich gefunden hat. Fast möchte man glauben, daß man nicht recht Lust dazu hatte, und bey denjenigen, welche die durchgängige Uebereinstimmung des Glaubens der ersten Brüdergemeinde mit dem Glauben Luthers vertheidigten und vertheidigen zu müssen glaubten, wie bey Zinzendorf und den

ersten Herrenbutern mochte es auch wirklich der Fall seyn, daß sie ihre Untersuchungen auf eine Art anstellten, welche sie auf keinen Zweifelsgrund führen konnte; doch wie es damit seyn mochte, denn möglicherweise konnte ein Theil der Schuld auch darin liegen, weil die Aufklärung nur aus Quellen geschöpft werden konnte, die wenigen zugänglich waren und noch von wenigern benutzt werden konnten, nämlich aus slavischen, so muß sich der Werth davon erhöhen, wenn auch nicht die späte Aufklärung, welche sie jetzt durch Hn. Lochner erhält, durch die Umstände der Zeit noch ein besonderes Zeit-Interesse erhielt. Dieß wird uns am Ende sichtbar werden, denn zuerst wollen wir bloß kürzlich auszeichnen, was die Geschichte von den Thatsachen erwähnt, aus denen sie hervorgeht.

Was Herr Lochner daraus herausgefolgert hat, dieß ist mit einem Worte nichts anders, als daß die erste Brüdergemeinde in Böhmen aus einer der Parteyen herauswuchs, welche sich nach der Ermordung von Huß und Hieronymus zu Konstanz unter den gegen die päpstliche Autorität protestierenden Böhmen gebildet hatten. Nach dem verschiedenen Grade ihrer größeren oder kleineren Begeisterung für den Glauben, den sie vorher aufgefaßt hatten, und ihrer Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer gänzlichen Reformation der Kirche, mußte auch ihr Parteygeist sehr verschieden seyn. Die eine Partey, die gemäßigtere, die durch die Magister der Universität zu Prag repräsentiert wurde, und deren Hitze noch die Leitung einer menschlichen Klugheit zuließ, und selbst dem Einfluß sehr menschlicher Gründe zu Zeiten nachgab, beschränkte ihre Forderungen auf den Genuß des Kelchs, auf freye Predigt, und eine bestimmte Sitten-

reform der verdorbenen Geistlichkeit. Die andere, durch einen wildern Parteygeist furchtbarer, meistens nach ihrer befestigten Lage auf dem Berge Tabor, die Taboriten genannt, ging auf eine gänzliche Verwerfung aller Menschen-sagungen, sowohl in der Lehre als im Leben, und somit auf Zerstörung aller menschlichen gesellschaftlichen Ordnung aus. Die letzte Partey zerschlug sich aber nach Biskas Tode im J. 1424 wieder in zwey Theile, die eine Anzahl von ihnen blieb unter ihrem Anführer, Procop dem Großen, einem böhmischen Edelmann, der die Priester-Ordination angenommen, und sich schon unter Biska sehr ausgezeichnet hatte, völlig bey ihren Meinungen, da sich hingegen eine Anzahl von ihnen, die sich nach Biskas Tode als verwaist ansahen, und deswegen den Namen Waisen am gernsten auf sich übertrug, unter der Anführung eines andern Procop, der aus einem Kloster zu ihnen gelaufen war, sich mehr zu den Pragern hinneigte, und in manchen Puncten mit ihnen harmonierte. Indessen handelten diese Parteyen gemeinschaftlich gegen die Katholiken, bis sie im J. 1431 sich bewegen ließen, das Concilium zu Basel, auf das sie eingeladen waren, zu beschicken, und ihm ihre vier Artikel, unter denen sie sich mit der Kirche wieder vereinigen wollten, übergaben. Zwar wurden auf dem Concilio die Unterhandlungen darüber abgerissen, und die Gesandtschaft reiste wieder heim, ohne daß der Friede geschlossen wurde, aber das Concilium, das schon die bedeutendsten unter ihnen gewonnen hatte, schickte ihnen eine Gesandtschaft nach, und diese schloß in kurzer Zeit mit der zahlreichern Partey einen Vergleich, bey dem sie gegen die einzige Forderung, auf die sie unklugerweise den größten Werth gesetzt hatten, gegen die Freylassung des Kelchs im

Abendmahl alle ihre Forderungen aufgaben. Dieß gab das Signal zu ihrer beständigen Trennung. Die Partey, die sich mit der Kirche wieder vereinigt hatte, sah jetzt die Taboriten und die Waisfen mit gutem Grunde als eben so bittere Feinde von sich an, als die entschiedensten Katholiken seyn konnten. Die letzten schienen ihre feste Lage auf dem Berge Tabor zum Sitze ihres Reiches machen zu wollen, errichteten hier eine eigene Kirche und ein eigenes Presbyterium, an dessen Spitze sie ihren Bischof Martinus stellten, und benahmen sich so widerspenstig, daß der ganze böhmische Adel überzeugt wurde, es könne kein Vergleich zu Stande kommen, also auch keine Ruhe ins Land kommen, so lange diese Sectirer ihre Macht behielten, sich mit der Partey der Calixtiner vereinigte, und im J. 1434 in dem bekannten Treffen zwischen Kreuzin und Böhmisch-Brodts sie angriff, ihre zwey Anführer, die beiden Procope erschlug, und ihre militärische Macht auf immer vernichtete. Sie verlor wenigstens auf einige Zeit ihren Stolz, aber nicht ihren Geist und ihren Muth, denn bey dem Zustande des Landes fanden sich Männer unter ihren Gegnern, denen damit gedient war, ihren Samen nicht ganz aussterben zu lassen. Das geistliche Oberhaupt der Calixtiner, der bekannte Rokizana, dem das Erzbisthum Prag versprochen war, wenn der Vergleich zwischen der Kirche und den Dissidenten zu Stande kam, wartete bisher immer noch auf die päpstliche Bestätigung, und sah voraus, daß er sie noch lange umsonst erwarten würde. In dieser Lage war es ihm erwünscht etwas zu haben, womit er die Römische Curie schrecken konnte, daß es immer noch im Lande eine Partey gebe, welche auf die Trennung von ihr noch eifriger als vorher bestehe, und deswegen suchte er eifrig jede

Gelegenheit auf, den Zusammenhang, in welchem er ehemals mit ihr gestanden hatte, ferner zu unterhalten. Auch wollte Kofikzana das Ansehen haben, als ob er bloß aus Gründen der Mäßigung und der Klugheit der Römischen Parthey so viel nachgegeben habe, und in der Hauptsache mit denjenigen einstimmig sey, die eine weitere Reform in der Lehre und im Leben der Geistlichen verlangten. Er nahm daher eine Parthey von ihnen, die sich in Mähren in der Stadt Cocaza oder Comerziz, die dem Bischof von Olmütz gehörte, vereinigt hatte, um eine ganz reine Kirche zu bilden, sehr freundlich auf, ermunterte sie zur Standhaftigkeit unter der Verfolgung ihres Bischofs, und nahm ihr Bekenntniß, das sie ihm übergaben, mit so viel Beyfall auf, daß sie daraus die Hoffnung schöpften, er würde sich noch ganz und öffentlich für sie erklären; als sie ihn aber aufforderten, daß er ihre Sache zu der seinigen machen und sich an ihre Spitze stellen sollte, da konnte er nicht mehr länger zurückhalten. Er sagte ihnen, daß die Sache gefährlicher sey, als sie glaubten, denn wenn er ihnen folgte, so würde er nicht nur sie selbst der größten Gefahr aussetzen, sondern seine ganze bisherige Wirksamkeit würde völlig verloren seyn. Er bat sie deswegen unumwunden, daß sie doch ihn aus dem Spiel lassen, und sich selbst in ihrem Namen und für ihre Person von der Kirche absondern möchten, wenn sie der Geist dazu trlebe, und wenn sie überzeugt seyen, daß man in der Gemeinschaft einer so verdorbenen Kirche nicht selig werden könne, auch erbot er sich, ihnen von dem neuen Könige Podiebras einen Ort auszuwirken, wo sie ruhig leben und völlig ihrem Gewissen gemäß Gott dienen könnten. Dieß Versprechen hielt er auch, denn der König wies

ihnen auf seine Verwendung die Herrschaft Lititz im Riesengebirge als sicheren Zufluchtsort an, wohin sich jetzt die Gemeinde zurückzog, und sich immer weiter in die Form einer eigenen für sich bestehenden kirchlichen Gesellschaft hinein organisierte. Dieß war nun die Parthey aus welcher die Böhmischnährische Brüdergemeinde allmählich sich bildete, die auch diesen Namen annahm, denn man findet keine Spur, daß sie von den alten Waldensern etwas angenommen, oder sich etwas von ihnen zugeeignet hätte. Es fiel ihr selbst niemals ein, ihren Ursprung mittelbar oder unmittelbar von diesen abzuleiten, denn es gab seit langer Zeit in Böhmen und Mähren keine Waldenser mehr: aber Brüder hatten sich schon die Hussiten genannt, und sie liebten selbst von diesen abzustammen, so wie sie auch ihre ersten Prediger und Kirchendiener bloß aus diesen bekamen, die sich schon ehemals unter den Hussiten durch besondern Eifer ausgezeichnet hatten. Daher findet man die Namen eines zweyten Gregor, der ein Schwestersohn von Kokitzana war, Matthias von Conwald, Thomas Przelaucius, Elias Chryzenovius, Holar, Vitus und besonders Michael von Schneeberg unter ihren Vorstehern erwähnt, wiewohl noch alle kirchlich von ihr nach einem neuen und eigenen Gebrauch ordiniert wurden. Die jetzt so sichtbar von der übrigen Kirche getrennte Secte bekam immer noch Zulauf, und die Zeit der Ruhe benutzte sie, sich immer mehr auszubreiten, was auf der andern Seite zu ihrem Verderben ausschlug. Sie errichteten daher an vielen Orten besondere Gemeinden, beschloffen ohne Krieg sich allen Gefahren für die reine Lehre Jesu geduldig zu unterziehen, auf jeden Ausfall ihrer Feinde, und alle Gefahren des Märtyrertums beständig ge-

faßt zu seyn, und nur auf die Verbreitung einer reinern Lehre und festen Beobachtung einer christlichen Kirchenzucht bedächt zu seyn. Selbst die geordnetere Form, die sie in ihre Einrichtungen gebracht hatten, reizte die Mißgunst sehr Vieler, die bisher ihnen wohlgevollet, ja selbst sie gefördert hatten; ja Rokiczana selbst, der ihnen ihr Streben unabhängig zu werden, nicht verzeihen konnte, lag mit den meisten übrigen Geistlichen dem im J. 1458 zum Könige gewählten Podiebras unaufhörlich an, daß er den Funken, wo möglich in der Geburt ersticken, und nicht zur Flamme ausschlagen lassen sollte. Nun brachen zunächst in dem Gebiet des Bischofs von Olmütz die Verfolgungen gegen sie härter als vorher aus. Mehrere, sowohl Geistliche als Laien, Männer und Weiber, wurden unter dem Vorwand, daß sie eine Empörung im Sinn hätten, eingekerkert, von Haus und Hof verjagt, aus jeder Zunft-Gemeinschaft ausgeschlossen, verbrannt oder zu Tode gefoltert. Eine Synode, welche sie hielten, wurde überfallen, und die Gefangenen auf Podiebras geschleppt, hier auf das härteste behandelt, die meisten starben im Gefängniß, und nur wenige erhielten ihre Freyheit nach dem Tode Georgs im J. 1464. Auf Befehl Georgs erließ das Consistorium Diplome, wodurch die Ausübung aller heiligen Gebräuche, die von denen der Calixtiner verschieden waren, allen und jeden bey Todesstrafe untersagt war. In dieser Noth wandten sie sich noch einmal an Rokiczana, und beschworen ihn, er möchte doch die erkannte Wahrheit jetzt nicht der Ungerechtigkeit preis geben, denn da er das Haupt ihrer Kirche sey, werde Gott für alles Rechenschaft von ihm fordern, nahmen sie feyerlich mit den Worten von ihm Abschied: Rokiczana! du bist Welt, und

mußt mit der Welt vergehen! In dieser Zeit der Verfolgung geschah es, daß die meisten von ihnen in Berge und Wälder zerstreut leben mußten: jedoch waren sie nicht einmal hier vor ihren Verfolgern sicher. Daher wagten sie nur bey Nacht ihren Gottesdienst zu halten, zündeten bloß bey Nacht Feuer an zum Küchenbedarf, damit sie nicht durch den Rauch verrathen würden, saßen bey der härtesten Kälte um dieß Feuer herum, und lasen in den Schriften und hörten der Ermahnung von einem ihrer Lehrer oder Aeltesten andächtig zu, welche zuweilen sie zu besuchen kamen und wie die Engel vom Himmel von ihnen aufgenommen wurden. Von ihrem Höhlenleben wurden sie daher schimpfweise Grubenheimer genannt, aber als im J. 1468, auf dem letzten Reichstag unter Wladislaw beschloffen wurde, daß jeder Böhmisches Edelmänn die vorhandenen Picarden auf das strengste aufsuchen, und sich ihre Ausrottung auf das eifrigste anlegen seyn lassen sollte, so erfolgte ihre gänzliche Vertreibung aus Böhmen in kurzer Zeit, wiewohl sie noch unter Wladislaus, der im J. 1471 zum König in Böhmen gekrönt wurde, noch einer Zeit der Erholung sich freuen durften. Der neue König nahm ihr Bekenntniß und eine Apologie die sie ihm übergaben, sehr freundlich auf. Mehrere einzelne Edelleute gewährten ihnen jetzt auch wieder Schutz auf ihren Gütern, daher wagten sie es auch wieder ihren Gottesdienst öffentlich zu halten, und träumten schon davon, sich auch außer Böhmen durch Missionen zu vermehren, und überhaupt bekannter zu machen. Durch das Geld einiger Böhmisches Barone unterstützt, und durch die Briefe, die ihnen der König mitgab, der sie allen fremden Herrschaften eifrigst empfahl, unterstützt,

sandten sie vier aus ihrer Mitte, Lucas von Prag, Mareffa Locobicinus, Martin Kabatricius von Lutomidl und Caspar aus der Mark als förmliche Missionarien aus; Lucas um Griechenland, Mareffa um die Moskowitischen Länder, und Martin um Judäa und Egypten zu besuchen, während Caspar in Konstantinopel blieb, um Thracien und die Umgegend zu bereisen. Auch trafen sie zu der bestimmten Zeit wieder zusammen, und kehrten zu den übrigen zurück, ohne jedoch für ihren Zweck viel gewirkt zu haben, wie man authentisch aus der Reiseschreibung ersieht, welche Martin im J. 1491 von seiner Reise Böhmisches herausgab. Im J. 1489 schickten sie wieder zwey nach Italien und Frankreich, Lucas von Prag, und Thomas Germanus, welche überall die Menschen aufsuchen sollten, die Christum nach einer reinern Erkenntniß verehrten und also auch die Ueberbleibsel der alten Waldenser besuchten, von denen ihre Uebereinstimmung mit ihrem alten Glauben freudig anerkannt wurde.

Dies ist ungefähr das wichtigste, was Herr Lochner von der Entstehung und von den ersten Schicksalen der Böhmisches-Mährischen Brüdergemeinde aus echten und gleichzeitigen historischen Documenten, aus gleichzeitigen Böhmischesen Geschichtschreibern, aus Actenstücken aller Parteyen mit weiser Auswahl und besonnener Kritik ausgehoben hat. Dies ist auch vollkommen hinreichend, nicht nur die Ursachen ihrer ersten und zweyten Bildung hinreichend zu erklären, sondern auch bey den meisten Eigenheiten welche sie als Kirche auszeichneten, erklärt es sich daraus, wie sie entstanden und entstehen mußten, wenn anders die nämlichen Ursachen immer die nämlichen Wirkungen hervorbringen. Man sieht wie

die Donatisten des 15. Jahrhunderts aufkamen, so bald die Böhmisches Brüder einmal den mystischen Grundsatz aufgefaßt hatten, daß man in der Gemeinschaft mit einer falschen Kirche unmöglich selig werden könne. Schade, daß er sich nicht besonders auch darauf einließ, was sie für den Glauben der wahren Kirche hielten, denn im zweyten Theile seiner Schrift beschrieb er bloß noch ihre Schicksale von der Zeit an, da sie sich nach Polen zurückzogen und in Krakau und Posen ihren Hauptsitz aufschlugen, und am füglichsten konnte er sie in die Lebensbeschreibung ihres Ältesten Georg Israel einreihen. Dieser Georg Israel stellte sowohl nach den Ereignissen seines Lebens als nach seiner ganzen Individualität den lebhaftesten Repräsentanten der ganzen Gemeinde vor. Er brachte in Polen ihre Lehre auf einen Schauplatz, wo sie an die Ueberzeugungen ganz anderer Menschen als ihre bisherigen Gegner in Böhmen waren, anstieß. Sie mußte hier auch gegen Socin und seine Anhänger, gegen Unitarier aller Arten vertheidigt werden, und vertheidigte sich bey mehreren Gelegenheiten auf zahllosen Kollegien und Synoden so glücklich, daß sie auf einer großen Synode zu Kosminick, und gleich darauf auf einem Reichstage zu Petricov von allen evangelischen Parteyen einstimmig für eine rechtmäßig constituirte Kirche anerkannt wurde. Hätte Herr Lochner seine Untersuchungen auch darauf verwandt, so hätte er zugleich Gelegenheit gehabt, nicht nur vielfach zu zeigen, wie viel bessere Menschen die neuen Donatisten waren als die alten, bey allem was sie zu Donatisten machte, sondern er hätte auch seine Nebenzwecke vollständiger erreichen können, um die es ihm nach der Vorrede S. IX sehr zu thun war. Es war, heißt es daselbst, dem Verf. sehr lieb,

einige Punkte so zu berühren Gelegenheit zu erhalten, daß die irrige oder ganz beschränkte Ansicht, die man von Polen unter uns ganz allgemein hat, berichtigt oder belehrt wurde. — Uebrigens, so schließt sich die Vorrede, kann der Verf. noch die Versicherung zugeben, daß er eine jede darin behauptete Thatsache durch Gewährsmänner zu beweisen sich getrauet, sollten diese auch nicht immer angeführt seyn, und daß er nach besten Kräften unparteyisch und wahr zu erzählen strebte. Er hat auf diese Arbeit viel Lust und Liebe gewandt, und würde sich sehr glücklich fühlen, wenn ihm das Zeugniß würde, dem Vorbilde der historischen Forschung und Untersuchung, das ihm vor den Augen schwebte, mit dieser neuen Leistung näher gekommen zu seyn. Dieß Zeugniß können wir unsers Orts ihm freudig ertheilen!

P.

W ü r z b u r g.

Bey Karl Streckler, 1829 und 1830: Die Lehre von den Eingeweidebrüchen, von Dr. A. K. Hesselbach. Erster Theil: Entstehung und Ausbildung der Brüche, 251 S. Zweyter Theil: Behandlung der Brüche, 274 S. Octav.

Wie der Vater des Verfs. so hat auch dieser in seiner fast 25jährigen Praxis, um die Wundarzneykunde überhaupt, besonders aber was die Lehre von den Hernien anbelangt, sich bedeutende Verdienste erworben, und war der Gedanke gewiß sehr glücklich und zeitgemäß, endlich einmal wieder den deutschen Wundärzten ein vollständiges Handbuch über die Eingeweidebrüche zu übergeben, das seit dem Richterschen 1778 (der einzigen deutschen Monographie) von Niemanden geschehen war. So ausführlich nun aber auch der Verf. seine wichtige

Aufgabe gelöst hat, so ist es doch anderseits zu bedauern, daß die leicht faßliche Sprache die Richter's Werk auszeichnet und wodurch es gerade der größeren Anzahl von Wundärzten geringerer Bildung viele Belehrung schafft, unserm Verf. nicht ganz gelungen ist.

In der Einleitung gibt Herr H. in auffallender Kürze, auf nicht ganz 4 Seiten, Einiges über die Geschichte der Herniologie, dann vollständiger die Literatur derselben und was noch über die Brüche im Allgemeinen vorauszuschicken war. Nur die Hervortretungen von Eingeweiden am Unterleibe, sollen mit dem Namen der Brüche belegt werden; Hirn- und Brustbrüche führten ihn mit Unrecht, weil sie als mehr ursprüngliche Bildungsfehler, die keinen Bruchsaß führen, anzusehen wären. Aber das Hervortreten von Eingeweiden möchte wohl in den meisten Fällen ebenfalls auf fehlerhafte Bildung der betreffenden Theile zurückzuführen seyn, denn wie Mancher bekommt ein Bruchleiden, wo ein Anderer unter ganz denselben Verhältnissen davon befreuet bleibt, und endlich läßt sich eine erbliche Bruchanlage doch keinesweges abstreiten. Die Benennung 'innere Brüche' will der Verf. mit dem Namen 'Einschiebungen' richtiger bezeichnet haben; der sogenannte Scheidenbruch sey nichts anderes als die Einschiebung eines Eingeweides des Unterleibes in die Mutterscheide, und eben so störend seyen die Benennungen Krampfaderbruch, Blutbruch, Wasserbruch und Fleischbruch, welche Krankheiten männlicher Genitalien nur auf den ersten Anblick einige Aehnlichkeit mit den Hodensackbrüchen hätten.

Erste Abtheilung. Entstehung und Ausbildung der Brüche. I. Beschreibung

der enthaltenden und enthaltenen Theile des Unterleibes. A. Bauchtheil des Unterleibes. B. Beckentheil des Unterleibes. II. Entstehung und Ausbildung der Brüche. 1. Gelegentlichliche Ursachen. 2. Vorbereitende Ursachen der Brüche. 3. Allgemeine Kennzeichen, und 4. Eintheilung der Brüche.

Von den Leistenbrüchen. A. Der äußere Leistenbruch. B. Der innere Leistenbruch. Von den Schenkelbrüchen. A. Der innere und B. der äußere Schenkelbruch. Bis zum Jahre 1819 kannte man nur drey Stellen der Leistengegend, wo Eingeweide aus der Bauchhöhle vorfallen könnten. In diesem Jahre aber entdeckte der Verf. bey der Fortsetzung seiner Untersuchungen über den Ursprung und Verlauf der untern Bauchdeckenschlagader und der Hüftbeinlochschlagader, eine vierte Stelle, lieferte damit den Beweis, daß es nicht nur einen äußeren und inneren Leistenbruch, sondern auch einen äußeren und inneren Schenkelbruch gebe und beschrieb diesen in dem ersten Hefte des neuen Chiron vom Jahre 1821. Froriep, der in seinen Notizen des Verfs. Entdeckung eines äußeren Schenkelbruches ihm streitig machen, und sie andern zueignen wollte, wird in einer Anmerkung nach Gebühr zurecht gewiesen und ihm die Schriften von Monro, Coles, Lawrence und Langenbeck, um sich damit zu berichtigen, zu lesen empfohlen.

Von dem Nabelbruche. Von dem Bruche in der weißen Linie. Von den Bauchbrüchen. Von dem Mittelfleischbruche. Von dem vorderen Hüftbeinlochbruche und von dem hinteren Hüftbeinlochbruche. Bey jeder dieser verschiedenen Sattungen von Brüchen führt der Verf. mit größter Ge-

nauigkeit diejenigen Krankheiten auf, welche zu einer Täuschung Anlaß geben könnten.

Zweyte Abtheilung. Behandlung der Brüche. I. Von der Untersuchung der Brüche. II. Von den Bruchbändern im Allgemeinen. Hier die Aufzählung der Hauptbestandtheile eines Bruchbandes.

Von den Bruchbändern im Besondern. I. Von dem Leistenbruchbande. Sehr weitläufig und ohne Nutzen äußert sich der Verf. über das Anfertigen der Bruchbandfedern und gibt einen Auszug aus Gerdy, *Traité des Bandages et Appareils de pansement*, die die genaueste Anleitung dazu enthält.

II. Von dem Schenkelbruchbande. Das äußere Schenkelbruchband soll unter allen Bruchbändern, welche um das Becken herumgelegt werden, den kürzesten Hals und die größte Pelote erhalten, die der Form der Geschwulst genau anpaßt, also schiefdreieckig ist und über die Ränder des Bruches hinauswirkt. Denn 'die Geschwulst, welche der äußere Schenkelbruch bildet, beginnt vom vordern Leistenbande, zwischen der vordern oberen Ecke des Hüftbeines und der Stelle, wo man die Schenkelschlagader klopfen fühlt, steigt schmaler werdend abwärts, jedoch schief nach innen gerichtet, und endet mit einer stumpfen Spitze in der Gegend des kleinen Kollhügels.'

III. Von dem Nabelbruchbande. Die Eigenschaften eines solchen Bandes gibt der Vf. aus Oken's bekannter Preisschrift 'über die Entstehung und Heilung der Nabelbrüche', zieht aber das Nabelbruchband von Brünninghausen im Allgemeinen dem von Oken vor und läßt letzterem nur bey Kindern bis zum zwölften Jahre, vor ersterem seine Anwendung. Wo das Band nicht unverrückt liegen könne, wie etwa

bey heftigen Leibesbewegungen oder Hängebauche des Kranken, findet der Verf. mit einigen Veränderungen die Leibbinde von Stark als die zweckmäßigste.

IV. Von dem Verbande für den Bruch in der weißen Linie.

V. Von dem Bauchbruchbande.

VI. Von dem Mittelfleischbruchbande.

VII. Von dem vorderen Hüftbeinlochbruchbande. Ob ein solches vollkommen seinen Zweck erfülle, läßt der Verf. dahin gestellt seyn; die diätetische Behandlungsweise des Kranken gebe die meiste Versicherung gegen Einklemmung dieses Bruches.

VIII. Von dem hinteren Hüftbeinlochbruchbande. Die Construction eines solchen Bandes, müßte die des Mittelfleischbruchbandes seyn, wenn dieser Bruch überhaupt aus seiner großen Seltenheit einmal zum Vorschein kommen sollte.

Behandlung der unbeweglichen nicht eingeklemmten Brüche. A. Reposition der vorliegenden Theile. B. Beschränkung des Bruchsackes durch Tragbeutel, Bruchband mit hohler Pelote, und beyrn Nabelbruche eine Bauchbinde mit einer starken ledernen Kapsel für den Bruchsack.

Behandlung der eingeklemmten Brüche. 1. Wesen und Ursachen der Einklemmung. 2. Zeichen und Folgen der Einklemmung. 3. Prognose. 4. Behandlung der Einklemmung im Allgemeinen. A. Die taxis. a. der Aderlaß. b. das warme Bad. c. Nachbehandlung. 5. Behandlung im Besondern. B. Gewaltsame Erweiterung der Bruchpforte. Vorzüglich beyrn eingeklemmten Schenkelbruche deswegen empfohlen, weil man sich hier besonders vor Verletzung der Arteria epigastrica fürchtete. Der Verf. ist dieser

von Thevenin empfohlenen, und durch Le Blanc, Arnaud, Richter u. A. verbesserten Methode, aus mehreren angeführten Gründen, vorzüglich wegen des unvermeidlichen Druckes des vorgefallenen Theils, entgegen.

II. Der Bruchschnitt. Nachdem der Verf. die verschiedenen Arten, diese Operation zu vollführen, durchgegangen und keiner seine volle Zufriedenheit zu zollen vermag, zieht er endlich den Schluß, daß 'nur diejenige Art des Bruchschnittes, nach welcher eine Verletzung der untern Bauchdeckenschlagader, oder der Hüftbeinlochschlagader, oder des Samenstranges, oder der vorgefallenen Eingeweide unmöglich ist, und die bey jeder Bruchgattung dieselbe bleibt, als die sicherste und einfachste vor allen übrigen den Vorzug verdiene'. Diese besteht nun nach Herrn H. darin 'daß man den Ort der Einklemmung schichtenweise von vorn nach hinten, oder von der Oberfläche nach der Tiefe zu durchschneidet'.

Von der Radicalcur der Brüche. Diese wird auf zwey Hauptmethoden zurückgeführt: nämlich auf die Radicalcur mit Trennung, als durch das glühende Eisen, das Aetzmittel, durch adhäsive Entzündung, Verstopfung der Bruchpforte, durch die Unterbindung und die Nath, und auf die Radicalcur ohne Trennung der Theile, als durch dynamische Mittel (äußerlich: Salben, Pflaster, Uberschläge; innerlich: meistens adstringierende) und mechanische Mittel für sich, und in Verbindung mit dynamischen (nach Langenbeck und Beaumont). Der Verf. hält von beiden Methoden nichts, sondern läßt ihnen für den Kranken gar keinen, und für die Geschichte nur einen geringen Werth.

M.....d.

G e t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

52. Stück.

Den 31. März 1832.

L o n d o n.

For Thomas and William Boone, 1831:
Memoir written by General Sir Hew Dalrymple, Bart. of his proceedings as connected with the affairs of Spain and the commencement of the Peninsular war. Das Memoir 138, mit dem Anhange 317 Seiten.

Unter allen Ereignissen des Krieges in der spanischen Halbinsel, hat keines so sehr die Aufmerksamkeit der Engländer, nicht nur zu der Zeit als sie eintraten, sondern auch noch in der Folge beschäftigt, als die Convention von Cintra im J. 1808, durch welche der französischen Armee in Portugal unter Junot verstattet ward, sich mit Waffen und Gepäcke nach Frankreich einzuschiffen, während man in England erwartete, daß sie sich auf Gnade und Ungnade werde ergeben müssen. Die näheren Umstände des gedachten Ereignisses sind in Southey's und vorzüglich in Napier's Geschichte dieses Krieges ziemlich vollständig entwickelt; eine vor nicht langer

Zeit erschienene Schrift des Marquis Londonderry über den Krieg in der Halbinsel, veranlaßte den General Sir Hew Dalrymple eine kurze Rechtfertigung seines Betragens während er als Gouverneur von Gibraltar auf die in Spanien ausgebrochene Revolution officiellen Einfluß hatte, und dann während er die Englische Armee in Portugal commandierte, aber nur zu dem Gebrauche seiner Familie, aufzusetzen. Er vertraute das Manuscript seinem Sohne Sir Adolphus Dalrymple an, der laut der Vorrede es dem Andenken seines Vaters schuldig zu seyn erachtete, es dem großen Publico durch den Druck mitzutheilen. — Diejenigen Leser, die mit der Geschichte des Obrist-Lieutenants Napier bekannt sind (der bey Verfertigung desselben die Papiere des Sir Hew Dalrymple benutzt hatte), werden in dieser Rechtfertigung keine neue Thatfachen finden. Diese Schrift selbst ist mit mehrerer Ruhe und Mäßigung als die Napiersche Geschichte geschrieben. Sir Hew Dalrymple beschwert sich zuvörderst, daß Lord Londonderry ihm in demjenigen, was er über sein Verhalten als Gouverneur von Gibraltar in Bezug auf die spanischen Angelegenheiten gesagt habe, nicht hinlängliche Gerechtigkeit widerfahren läßt. In den zwey ersten Abschnitten, Gibraltar, und zwar die spanischen Angelegenheiten vor der Einrichtung der Junta's, und nachdem selbige eingerichtet waren, gibt Sir Hew Dalrymple mehrere interessante Details über die Vorfälle kurz vor und gleich nach dem Ausbruche der Revolution in Spanien. Das Englische Gouvernement war mit dem damaligen Betragen des Sir Hew Dalrymple so sehr zufrieden, daß es ihn von Gibraltar nach Portugal beordnete, und ihm das Commando aller Englischen Truppen in der

Halbinsel übertrug. — Die Umstände, welche Sir Hew Dalrymple in dem dritten Abschnitt, überschrieben: Portugal, die Landung, der Waffenstillstand und die Convention, anführt, sind durch die Untersuchung die nachher in London über die Convention von Cintra Statt fand, bereits hinlänglich bekannt. Die damals mit so großer Hestigkeit geführte Streitfrage: ob Sir Hew Dalrymple gerechtfertigt gewesen sey die Convention von Cintra zu schließen, wird ewig unentschieden bleiben, da nicht ausgemittelt werden kann, welche Folgen entstanden seyn würden, wenn diese Convention nicht geschlossen ward. Für Dalrymple spricht, daß die Generale, die er zu einem Kriegsrathe versammelte, unter diesen auch Sir Arthur Wellesley (Wellington), für Abschließung der Convention stimmten. — In dem vierten Abschnitt, überschrieben: Portugal, Einrichtung einer Regentschaft, sind einige Details enthalten, die wir in Napiers Geschichte vermissen. Der Bischof von Dporto hatte gleich nachdem der Prinz Regent nach Brasilien abgegangen, und die Franzosen Besitz von Portugal genommen hatten, mit Hülfe der Geistlichkeit eine Insurrection einzuleiten angefangen; er war mit dem Prinz Regenten und dem Marquis de Souza, Portugiesischen Gesandten in beständiger Communication geblieben, und durch letztern war das Englische Gouvernement von allen seinen Schritten unterrichtet worden. Bald nachdem die Revolution in Spanien ausbrach, ließ der Bischof seine Minen springen, in kurzer Zeit war Dporto und der größte Theil vom nördlichen Portugal befreuet. Er errichtete in Dporto eine Regierung, an deren Spitze er sich stellte, die sowohl von den Civil- als Militär-Autoritäten in den von den Franzosen befreue-

ten nördlichen Provinzen anerkannt war. Das Englische Gouvernement erkannte diese Junta zu Oporto als die provisorische Regierung von Portugal an. Es schickte den Englischen General Decken (und zwar auf ausdrückliches Verlangen des Bischofs) nach Oporto, um ihm bey Führung der Regierung zur Assistenz zu dienen, und übermachte ihm Sendungen von Geld und Waffen. Der Bischof hatte ein Corps Portugiesischer Truppen von beynah 10,000 Mann ausgerüstet, das zu den Englischen Truppen, die unter Sir Arthur Wellesley (Wellington), in Portugal gelandet waren, stieß, auch diesem General Transportmittel und Proviant geliefert. Sir Arthur Wellesley hatte seinerseits die Junta zu Oporto als die dormalige Regierung von Portugal behandelt, und stand mit dem Bischof im besten Vernehmen. Unterdessen war Sir Hew Dalrymple aus Gibraltar in Portugal eingetroffen, und hatte das Commando der dort befindlichen Englischen Armee übernommen. Unbekannt mit den in Portugal herrschenden Verhältnissen, und, wie damals allgemein dafür gehalten ward, eifersüchtig auf seine Autorität, schien er durch ein entgegengesetztes Verfahren die Schritte seines Vorgängers im Commando (Sir Arthur Wellesley) nicht zu billigen. Er setzte die Junta zu Oporto ganz zur Seite und behandelte die Portugiesischen Generale mit Geringschätzung; er gab weder den Civil- noch Militär-Autoritäten der Portugiesen von der mit den Franzosen zu Cintra abgeschlossenen Convention, die auf das Schicksal der Portugiesen einen so entscheidenden Einfluß hatte, Nachricht, geschweige denn, daß er sie vor Abschluß derselben zu Rathe gezogen hätte. Die Portugiesen haben, ungeachtet des Beystandes den England ihnen mehrmals geleistet hat,

immer ein großes Mißtrauen gegen die Absichten des Englischen Gouvernements bewiesen. Dieß Mißtrauen brach nun in helle Flamme aus. Der Bischof von Oporto und die beiden Portugiesischen Generäle, die an der Spitze der Portugiesischen Truppen standen, legten eine förmliche Protestation gegen diejenigen Punkte der Convention von Cintra, die sie dem Interesse Portugals als nachtheilig zu seyn erachteten, ein. Der Portugiesische Gesandte in London, Marquis de Souza, der dort in großem Ansehen stand, klagte den Sir Hew Dalrymple bey den Englischen Ministern an, während dieser General die Vorstellungen der Portugiesischen Autoritäten mit Drohungen erwiderte. Erst am 3. September erhielt Sir Hew Dalrymple eine Instruction über die Bildung der künftigen Regentschaft in Portugal, aus welcher derselbe (wie er in seinem Memoir anführt) deutlich ersah, daß der Bischof und die Junta in Oporto, in London eine mächtige Stütze haben mußte. Diese Instruction besagte im Wesentlichen: 'Da die Individuen, welche der Prinz Regent bey seiner Abreise von Portugal zur Regentschaft dieses Landes ernannt habe, oder wenigstens ein Theil derselben durch ihre Convention mit den Franzosen und dem Französichen Interesse sehr verdächtig geworden wären, und diese dessen ungeachtet nach dem Abzuge der Franzosen auf die Regentschaft Ansprüche machen würden, so habe er mit denjenigen der jetzigen Leiter der Angelegenheiten Portugals (leading individuals), die Beweise ihrer Treue zu ihrem Fürsten gegeben hätten, einen 'Council of Regency composed of such persons of rank, character and talents, as might be found ready and qualified to discharge so important a trust' zu bilden. Daß im Gefolge die-

ser Instruction Sir Hew Dalrymple die Regierung von Portugal nicht ohne Zuthun des Bischofs von Oporto bilden sollte, war klar, allein der Erfolg der Instruction schrieb sogar die fernere Dauer der Regierung in Oporto, falls auch eine Central-Regierung zu Stande kommen sollte, vor; es heißt nämlich: — 'that, as several of the Provinces of Portugal, who have risen against the French have appointed temporary Authorities for their internal government and organisation, it may be advisable that those Authorities should be allowed to remain for a time in the administration of the respective Provinces after the appointment of the Regency, unless they voluntarily submit to a central Government, and in case you should yourself be pleased to assume the chief civil authority, it will be expedient for you to act in concert with those Authorities until His Majesty's pleasure can be known'. Man sieht aus dieser Instruction die Absicht der Englischen Minister, die verschiedenen Interessen der Parteyen in Portugal durch conciliatorische Maßregeln zu vereinigen. Es ist zu beklagen, daß diese Depesche so spät in Sir Hew Dalrymple's Hände kam, denn seine nachfolgenden Schritte waren vollkommen der Lage der Dinge angemessen. Er beschloß, daß drey der Mitglieder der von dem Prinzen Regenten hinterlassenen Regierung, die keine Französische Dienste angenommen hatten, der Portugiesischen Verfassung gemäß die zwey nicht wieder anzustellenden Mitglieder durch Wahl anderer ersetzen sollten; es ward den erstern zu verstehen gegeben, ihre Wahl auf den Bischof von Oporto zu richten. Dieser ward erwählt und zugleich zum Präsidenten der Regierung er-

nannt. Sir Hew Dalrymple sandte den General Anstruther nach Oporto dem Bischöfe seine Wahl anzuzeigen, und ihn zur Annahme zu bereden. Der Bischof nahm den Antrag an, wurde aber durch das Volk gezwungen in Oporto zu bleiben und die Regierung dort fortzuführen, bis die Franzosen ihn aus Oporto vertrieben.

Sir Hew Dalrymple glaubte diese Angelegenheiten zur Zufriedenheit des Englischen Gouvernements und der Portugiesen beseitigt zu haben, als er plötzlich von der Armee abberufen ward. Er glaubte dieses ihn betroffene Schicksal ganz auf Rechnung der Intrigue der Portugiesen, vorzüglich des Bischofs von Oporto und des Marquis de Souza in London setzen zu müssen, und unstreitig hatten diese Einfluß gehabt. Die Portugiesen drangen lebhaft darauf dem Sir Arthur Wellesley wieder das Commando in Portugal zu übertragen. Allein der Beschluß Sir Hew Dalrymple zurückzurufen, war wohl eben so sehr durch die allgemeine Unzufriedenheit des Englischen Volks über die Convention von Cintra veranlaßt. Ein großer Theil der Englischen Officiere in Portugal äußerten sich in den von ihnen nach England geschriebenen Briefen über diese Convention, vorzüglich als die wahre Lage der französischen Armee in und vor Lissabon, die keine bedeutende Vertheidigung zuließ, näher bekannt geworden war, auf eine sehr unvortheilhafte Art. Die darauf Statt gefundene Untersuchung über die Convention von Cintra und der Erfolg derselben ist zu bekannt, um hier eine nähere Erwähnung zu verdienen. Sir Hew Dalrymple beschwert sich in seinem Memoir, daß seine Communicationen mit dem Bischöfe von Oporto in Bezug auf die Regentschaft nicht auch einen Gegenstand der gedachten Untersuchung aus-

gemacht habe; dieß konnte nicht wohl der Fall seyn, weil das Englische Ministerium keine Unzufriedenheit mit diesem Theile seines Betragens bezeugte. Eine andere Beschwerde, deren Sir Hew Dalrymple am Schlusse erwähnt, ist: 'daß ihm nicht verstattet worden sey, zu seinem Gouvernement nach Gibraltar zurückzukehren.' Der einzige Ersatz, der ihm in der Folge zu Theil ward, war, daß der Prinz Regent von England im Jahre 1814 seinen Namen in der Liste der neu ernannten Baronets obenan setzte, und ihm diese Würde frey von allen Unkosten, die außerdem bey Erlangung derselben vorkommen, erteilte.

B e r l i n.

Bey Dümmler: Versuche über einzelne Theile der Theorie des heutigen Römischen Rechtes, von Dr. Alexander August von Buchholz, außerord. Prof. d. R. zu Königsberg. 1831. IV und 223 S. gr. Octav.

'Unbestreitbar scheint die Bemerkung zu seyn, bevorwortet der durch seine schätzbare Ausgabe der Vaticana fragmenta rühmlichst bekannte Herr Verf., daß die jetzigen Studenten ihre juristischen Kenntnisse fast gar nicht aus den Quellen, sondern nur aus Compendien schöpfen. Da diesem Uebel nicht augenblicklich abzuhelfen ist, so scheint es vorerst dringendes Bedürfniß zu seyn, für fehlerfreye Compendien zu sorgen. Die folgenden Abhandlungen enthalten daher vorzüglich zu den gangbarsten Lehrbüchern des heutigen Römischen Rechtes Verbesserungsversuche.' So ist es denn auch allerdings, da in ihnen sowohl die Stellung einzelner Lehren, als auch die Bestimmung einzelner Rechtsbegriffe, so wie

sich solche in jenen Compendien vorfinden, einer scharfen, jedoch sehr bescheidenen Kritik unterworfen, auch einzelne Lücken derselben angedeutet werden. Ref., durch ein langjähriges Geschäftsleben von Forschungen solcher Gattung entfremdet, muß es den Verfassern jener Compendien überlassen, die von ihnen aufgestellten Sätze zu vertreten; er darf sich nur darauf beschränken, den wesentlichen Inhalt der einzelnen Abhandlungen auszuheben. 1. Ueber die Eintheilung in Res corporales und incorporales. Res bedeutet Alles, was juristisches Interesse gewährt; vorzüglich Sachen als Objecte der Rechte und die Rechte selbst; die Eintheilung der res in corporales und incorporales geht auf eine Eintheilung der Rechte, nicht deren Objecte. Das Eigenthum wird nie mit jus, sondern im Gegensatz von jus, mit corpus und res corporalis bezeichnet. Auch genera und quantitates sind keine res incorporales; vielmehr ist der juristische Sprachgebrauch von dem vulgären zu unterscheiden, und ein ähnlicher Unterschied bey der Eintheilung in bewegliche und unbewegliche Sachen nöthig. Res, quae functionem recipiunt, kommen nur bey dos und mutui datio, nicht bey dem Commodat und quasi ususfructus vor. II. Ueber den Begriff der unbeweglichen Sachen. Was man außer Grundstücken dahin rechnet, gehört nur zu der causa der Immobilien, ohne selbst dadurch unbeweglich zu werden. III. Ueber den Begriff der rerum universitas. Die juris universitas ist keine species der corporalium rerum universitas, sondern man muß singula jura und universitates juris unterscheiden. Nur juris, nicht rerum universitates können juristische Personen

bilden. IV. Ueber die Theilbarkeit der Sachen und Rechte. Die Römer unterscheiden reelle und intellectuelle Theilung, aber nur bey Mobilien; diese sind daher zwar physisch aber nicht römisch-rechtlich theilbar. Alle Sachen sind juristisch theilbar, aber juristische Theilbarkeit ist nur für Rechte von Interesse. Theilbar sind Emphyteusis, Superficies und Pfandrecht, auch die operarum obligatio und die hereditas, als Recht betrachtet. V. Ueber die Eintheilung der Sachen in res futurae und praesentes. Sie muß in die Lehrbücher aufgenommen werden, weil sich ihre Anwendung in den mannigfaltigsten rechtlichen Verhältnissen nachweisen läßt. VI. Ueber den Begriff der Accessio. In der Bedeutung von Nebensache ist jener Begriff nur negativ zu fassen; accessio bedeutet aber nicht bloß eine Nebensache, sondern auch eine Nebenperson und ein Nebenrecht. VII. Ueber den Begriff der res nullius. Es gehören dahin alle res divini juris und von den humani juris res, die res communes omnium, res publicae, res universitatis, und Sachen, die in keines privati Eigenthum stehen oder stehen können. Zu diesen letztern gehören theils Sachen, die noch in Keines Eigenthum gestanden haben, oder aufgehört haben, mit oder ohne Willen des früheren Eigenthümers in dessen Eigenthume zu stehen. VIII. Ueber den Begriff der juris possessio. Possessio schlechthin bedeutet nicht juris sondern corporis possessio. Wirkung jeder Possessio sind Interdicte, daher ist juristischen Besitz und Interdicte haben, identisch. Der Pfandgläubiger hat juristischen Besitz in eigenem Namen und corporis possessio; eben so der Emphyteuta und Superficiarius, ohne daß

sie den Usucapionsbesitz des Eigenthümers ausschließen. Der Usufructuar hat nur *juris possessio*, zwar mit einer *rei detentio* verknüpft, aber nicht *corporis*; der zu Grunddienstbarkeiten Berechtigte nur *juris possessio*, oft nicht einmal mit *rei detentio* verknüpft. *Quasi possessio* ist nicht mit *juris possessio* identisch, sondern bezeichnet einen minder vollkommenen juristischen Besitz, welcher zu weiter nichts als zu Interdicten berechtigt. IX. Beitrag zur Lehre von den *duplicia interdicta*. Die letztern Worte des fr. 2. §. 5. D. 43, 1., lassen sich vertheidigen, da die *retinendae possessionis interdicta* nur beyspielsweise als *duplicia* genannt werden, und man als solche auch die *adipiscendae possessionis interdicta*, das *quorum honorum* und *quod legatorum interdictum* als *duplicia* anführen kann. X. Ueber die sogenannte *confusio* und *commixtio*. Justinian hat zwischen ihnen keinen Unterschied gemacht, so daß Jenes Vermischung flüssiger, Dieses Vermengung trockner Stoffe bedeuten sollte. Eigenthum wird bey einseitiger oder zufälliger Mischung nur übertragen, wo die Stoffe sich durchdringen; verlieren die Substanzen ihre Selbstständigkeit nicht, so wird das Eigenthum nicht alteriert. Nur, wenn eine neue Species hervorgebracht ist, wird bey der einseitigen Mischung stets der Mischende Alleineigenthümer. Specification ist nur vorhanden, wenn Jemand bloß fremde, nicht eigene und fremde Stoffe vereinigt. XI. Ueber die Unterbrechung der Verjährung durch *litis contestatio*. Die *usucapio* des ältern Rechts wird durch *litis contestatio* nicht unterbrochen. Auf die *longi temporis praescriptio*

hat sie denselben Einfluß als auf die *usucapio* des älteren Rechts; also auf keinen Fall einen störenden Einfluß auf die *usucapio* des neueren Rechts; der Beklagte ist nach der *litis contestatio* nicht durchaus dem *malae fidei possessor* gleich. XII. Beitrag zur Lehre vom Fruchterwerbe. Neue Erklärung des fr. 4. §. 5. D. 41, 3, wodurch dieser sonst bedeutungslose Paragraph für die v. Savignysche Ansicht über den Fruchterwerb des *bonae fidei possessor* von Bedeutung wird. XIII. Bey welchen Rechtsgeschäften ist die *rei venditae et traditae exceptio* anwendbar? Nicht bloß beym Kaufe kann diese Einrede Statt finden, sondern auch bey allen Geschäften, bey welchen der eine Contrahent verpflichtet ist, den ungestörten, beständigen Besiß und Gebrauch dem andern Contrahenten zu gewähren, die Leistung aber mit einer fremden Sache, deren Eigenthum er erst später erlangt, vollzogen hat; daher bey dem *emphyteutischen Contracte*, bey der Uebertragung der *Superficies*, bey der *Societas particularis*, beym Darlehen, beym Tauschpfandcontracte, beym Tausche, beym *Suffragium*, bey allen unbenannten Contracten, bey *Stipulationen*, die auf ein *dare* oder *trudere* gerichtet sind, bey der *dos*, der Schenkung, den Theilungsklagen, bey der *noxae datio*, der *in solutum datio*, und dem Vergleiche. XIV. Ueber den Begriff der *Servituten*. Der gewöhnliche Begriff ist viel zu weit gefaßt; eben so wie die allgemein aufgestellten Grundsätze, indem sie für alle sogenannte *jura in re aliena* paßten. Die *cloacae servitus*, die *ne prospectui officiat* und der *aquaeductus* können eben so gut *urbanae*

als *rusticae servitutes* seyn. XV. Ueber eine bey der *habitatio* behauptete Eigenthümlichkeit. Daß in fr. 27. und 32. D. 39, 5, die Rede von einer *habitatio* ist, hat keinen Einfluß auf die darin enthaltenen Entscheidungen. Die Stellen sind verschieden nach dem Rechte zur Zeit ihrer Verfasser und nach dem Rechte zur Zeit Justinians zu erklären. Damals galten die Schenkungen für widerruflich, weil sie per *epistolam* vollzogen waren; nur weil die eine Schenkung (fr. 27) *remuneratorisch* war, durfte die Schenkung nicht widerrufen werden. Nach ihrer, vielleicht durch ein Versehen entstandenen Aufnahme in die *Pandecten*, muß man beide Stellen von der nicht insinuierten Schenkung solcher freyen Wohnungen, deren jährlicher Werth mehr als 500 *Solidi* betrug, verstehen. XVI. Die *servorum* und *animalium operae* gehen nicht auf die Erben über. XVII. Von der Aufhebung der Servituten. Alle Servituten hören auf, entweder durch den gänzlichen Untergang ihres *Object's*, oder dadurch, daß sich das, durch die Servitut beschränkte Eigenthum in ein freyes verwandelt; eine Eintheilung, welche für die Aufhebung der *Emphyteusis* und *Superficies* ebenfalls am passendsten erscheint. Die c. 16. §. 1. C. 3, 33, und c. 13. C. III, 34. werden dahin erklärt, daß zwar alle Servituten durch Nichtgebrauch in 10 oder 20 Jahren erlöschen, aber die persönlichen und die *urbanae servitutes* nur, wenn noch *libertatis usucapio* hinzutritt. XVIII. Ueber zwey Berechtigungen des *Emphyteuta*. Er kann jede, selbst dem Gute schädliche Servitut bestellen, wenn er nur sonst das Gut cultiviert.

Nach kann er, nur nicht in den Privationsfällen, seine Meliorationen vergütet verlangen. XIX. Abweisung einer angeblich speciellen Hypothek und Aufstellung zweyer übergangener. Die minores puberes haben kein stillschweigendes Pfandrecht an den mit ihrem Gelde erkauften Sachen. Wenn Jemand ein Mehreren verpfändetes Grundstück kauft, mit der Bestimmung, daß der Verkäufer das Kaufgeld zur Abfindung eines oder mehrerer Creditoren verwende, so erlangt der Käufer, so weit die Abfindung geschehen ist, das Pfandrecht der abgefundenen Gläubiger, ohne ein hypothecae pactum einzugehen, und darum ist des Käufers hypotheca eine tacita. Die Frau hat ein allgemeines Pfandrecht an dem Vermögen des Mannes, aber außerdem ein specielltes an ihren Dotalsachen. XX. Beytrag zur Lehre von der Verpfändung, von der in integrum restitutio, der Lehre von den Adventitien und dem Sc. Macedonianum. Nach der Novelle 115. Cap. 3. §. 13 ist in einem Falle die Verpfändung eines fremden Vermögens erlaubt, der Haussohn darf in demselben sich nicht auf das Sc. Macedonianum berufen, er kann seine Adventitien gültig, ohne des Vaters Zustimmung verpfänden, und der minor darf nicht auf in integrum restitutio oder auf Nichtigkeit eines ihn lädierenden Rechtsgeschäfts sich berufen.

St. Petersburg.

Bey Gräff: Mémoires présentés à l'Académie Impériale des Sciences de St. Peters-

bourg par divers Savans, et lus dans ses Assemblées. Tome premier. 1 et 2 Livraison. 1830. 194 S. in 4.

Versuch über die Richtung und die Intensität der magnetischen Kraft in Petersburg, von Ermann. Für den Anfang des Junius 1828 ergibt sich die mittlere Declination in Petersburg = $6^{\circ} 47' 20''$, die Inclination = $71^{\circ} 12' 25''$, und die Intensität = 1,0526 wenn die in Berlin stattfindende als Einheit angenommen wird. Untersuchung über die Art von Stößen, welche auf einen festen Punct oder eine feste Aze eines Körpers keine Wirkung ausüben, von Schulten. Untersuchungen über die Parabel, welche durch die Methode der kleinsten Quadrate bestimmt wird, und ein System von Puncten, die in einer Ebene gegeben sind, auf eine am wenigsten fehlerhafte Art darstellt, von Degen. Versuch die Speculationen Euler's de formulis concordibus et discordibus (Commentarii Acad. Imp. Sc. Petrop. Tom. VIII) zu erweitern, von Degen. Allgemeine Untersuchung über die Lichtmenge, welche das Auge von leuchtenden Gegenständen erhält, von Schulten. Abhandlung über die Construction der Chaussees, und über die Bestimmung der mittlern Entfernungen für den Transport der Materialien von General Bazaine. Kurze Darstellung der Grundformeln der Geometrie von drey Dimensionen, von Bartels. Ueber einige mit Vorsicht zu behandelnde analytische Aufgaben von Dhm. Beobachtungen über die Saline von Neurußland von Haüy. Untersuchungen über die Küste des schwarzen Meeres zwischen den Mündungen des Bug und des Dniesters von Haüy. Ueber einige Vögel von Chili, beobach-

tet im März und Anfang April 1827 von F. H. von Kittlich Naturforscher der Expedition des Seniavi.

H a m b u r g.

Commentationum de locis aliquot Juvenalis; Specimen I. Scripsit Cornelius Müller Phil. D. Joannei Hamburg. Prof. 1831. 32 S. 4.

Die Abhandlung beschäftigt sich mit der Erörterung zweyer Stellen des Juvenals; nämlich Sat. XIII, v. 192—235 und VI, 161—183. Der Vf. geht darin nicht sowohl darauf aus durch neue Conjecturen den Text zu verändern, als vielmehr ältere Lesarten zu rechtfertigen, indem er den Dichter gegen den Tadel in Schutz nimmt, welchen neuere Bearbeiter sich erlaubt haben. Es ist dieß unsers Erachtens ein verdienstliches Unternehmen, so bald die gewöhnliche Lesart nicht sinnenstehend ist. Denn wenn man auch selbst durch eine Conjectur etwas verbessert oder verschönert, so ist es doch nicht erwiesen, daß der Dichter gerade das Beste oder Schönste selber gesagt hat. Bey der ersten der beiden Stellen sucht der Verf. hauptsächlich darzuthun, daß das von Glaucus hergenommene Beyspiel sehr passend sey; bey der zweyten wird v. 172 *Parce precor Paeon., et tu depone sagittas* das *tu depone* vertheidigt, wofür man *tu Dea pone* vorgeschlagen hatte. So lange man in der Kritik den obigen Grundsatz festhält, wohl mit Recht. Wir hoffen, daß auf diese erste Particula mehrere folgen werden.

Hn.

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

53. Stück.

Den 2. April 1832.

G ö t t i n g e n.

S. M. der König haben gnädigst geruhet den bisherigen Reise-Stallmeister in Hannover, Herrn August Ludwig Dettmering, zum Universitäts-Stallmeister mit dem Range eines ordentlichen Professors zu ernennen. Derselbe wird sofort zu Ostern seine Stelle antreten.

H a n n o v e r.

Eine vaterländische Feyer hat neben ihrer Beschreibung zugleich ein Kunstwerk veranlaßt, welche beide in unsern Blättern nicht unangezeigt bleiben dürfen. Der Titel der Schrift ist: Zur Erinnerung an das Dienstjubiläum des Generals und Kriegs-Ministers, Grafen Carl von Alten, am 24. Julius 1831. gr. Fol. mit XII lithographierten Blättern. Das Officier-Corps der Residenzstadt Hannover hatte diese Feyer ihres hochverdienten Chefs mit Bewilligung und unter Theilnahme S. K. M.

unserß geliebten Vicekönigs veranstaltet. Das dazu gewählte Local war der große Drangerie-saal des Schlosses zu Herrenhausen, der dazu auf das würdigste und geschmackvollste decoriert war. Die Beschreibung des Festes ist aus den damaligen Hannoverschen Zeitungen wiederholt, aber vorangeht eine biographische Nachricht von der militärischen Laufbahn des gefeyerten Helden, aus der wir folgende Uebersicht mittheilen. Geboren aus einer altadelichen Hannoverschen Familie im J. 1764 am 20. October trat Carl von Alten im J. 1781 als Fähndrich in der Hannoverschen Fußgarde in den Militärdienst. Im J. 1790 ward Er Lieutenant und Oberadjutant des commandierenden Obergenerals und Feldmarschals von Reden, und dadurch außer der Anciennität zum Capitän befördert. Als im J. 1793 die Hannoversche Armee an dem Revolutionskriege in den Niederlanden Antheil nahm, begleitete Er als Oberadjutant den Feldmarschal Freytag; die Schlacht bey Famars war die erste der er beywohnte. Er hatte Antheil an der Befreyung des in Gefangenschaft gefallenen und verwundeten Feldmarschals; bey der ruhmvollen Waffenthat von Menin unter dem General Hammerstein führte Er die eine Grenadiercompagnie. Mehrere der schwierigsten und gefährlichsten Unternehmungen wurden ihm übertragen und glücklich ausgeführt. Im J. 1795 kam Er als Major zur Garde. Die überstandenen Strapazen hatten einen zweyjährigen Sichtanfall zur Folge; Er war im Begriff sich seinen Abschied zu erbitten, erhielt aber statt dessen das Patent als Tit. Oberstlieutenant. Als im Jahr 1803 in Folge der Rauenburger Convention die Hannoversche Armee sich auflöste, war v. Alten einer der ersten die Deutschland verließen, um unter

Britischen Fahnen für ihren König und ihr Vaterland zu kämpfen. Im November d. Jahrs ward Er als Oberstlieutenant und Commandeur des ersten leichten Bataillons der deutschen Legion angestellt, und 1804 Oberster und Chef desselben. Als solcher wohnte er den Expeditionen nach Schweden und Dänemark bey. Im Jahr 1808 ging Er unter General Moore mit der deutschen Legion nach Portugal, und ward zum Brigade-General ernannt. Bald darauf wohnte Er 1809 der Expedition nach Walchern bey, und führte im J. 1811 seine Brigade wieder nach Portugal. Im April des Jahrs 1812 ernannte ihn der Herzog von Wellington zum Commandeur der gesammten leichten Division, und hier beginnt sein höherer Wirkungskreis. Wer nur einige Kenntniß von der Geschichte des Kriegs auf der Halbinsel hat, weiß auch welchen unverwelklichen Ruhm die leichte Division und ihr Anführer hier einernteten. Nicht bloß in den Hauptschlachten von Salamanca, Vittoria, in den Pyrenäen, bey Rivelle, Nive, Orthes und Toulouse, sondern auch in den vielen einzelnen Gefechten war er stets an ihrer Spitze. Außerdem führte Er in diesem Zeitraum mehrmals den Oberbefehl über größere Truppenabtheilungen. Im J. 1814 zum Generallieutenant ernannt, erhielt Er das Commando der Hannoverschen Truppen in den Niederlanden, und zugleich über die dritte Division der Englischen Armee. So hatte Er an den großen Tagen bey Quatre bras und Waterloo den wesentlichsten Antheil. In 32 Schlachten und Treffen, denen er beywohnte, war er bisher unverwundet geblieben, als er in der letzten eine schwere Blessur erhielt, von der er erst nach einer langen Heilung hergestellt ward. So viel über die Laufbahn eines Helden, auf

den nicht bloß die Armee, sondern das gesammte Vaterland stolz ist.

Die 12 sehr gut lithographierten Blätter stellen die Decorationen des Saals dar, in welchem die Feyer begangen ward. Sie sind eben so sinnreich erfunden, als geschmackvoll ausgeführt. Die ersten sechs, Trophäen der verschiedenen Truppenarten, aus ihren Waffen, Fahnen und Abzeichen construirt. Die fünf folgenden, Transparents, die Namenszüge des Königs und des Jubilars, mit Benennung der 32 Schlachten; das letzte eine Generalansicht des innern Saals. — Auch die Musen blieben bey der Feyer nicht stumm. Ein Chorgesang und eine der Feyer würdige Hymne, letztere von Hn. Dr. Blumenhagen gedichtet, machen den Beschluß der Beschreibung.

Hn.

L e i p z i g.

In libraria Weidmannia, impensis G. Reimeri, 1829: Ferdinandi Handii Tursellinus seu de particulis Latinis commentarii. Volumen primum. XVIII und 588 Seiten in gr. Octav.

Der Name dieses Werkes könnte leicht zu einem Irrthume Veranlassung geben, dem wir lieber gleich im Anfange dieser Anzeige vorbeugen wollen. Tursellinus heißt das Buch nicht etwa, weil eine neue Auflage oder Bearbeitung des seit 1592 schon von so vielen Gelehrten mit zahlreichen Zusätzen und Berichtigungen überladenen und fast unkenntlich gemachten Compendiums der Römischen Partikeln von dem am Ende des funfzehnten Jahrhunderts in Rom lebenden Tursellini — ein Werkchen, welches,

in seiner ursprünglichen Gestalt von sehr geringem Umfange, zuerst Jacob Thomas in Leipzig (1651) mit einem schon früher (1580) erschienenen Schriftlein von Gottschalk Steuch (de particulis linguae Latinae) zusammenschmolz und es auch noch mit vielen andern Schätzen aus Adam Dürrer's und Philipp Pareus' Abhandlungen über denselben Gegenstand bereicherte, und welches nachher außer Conrad Schwarz auch Jacob Facciolati (Padua, 1715) und J. A. Ernesti, und zuletzt Schüz (1784) und Meiner bedeutend erweitert haben — darin enthalten ist, sondern der Herr Professor Hand hat diesen Namen nur zur Bezeichnung des Gegenstandes, den er behandelt, oder vielmehr honoris causa beybehalten, ne is, qui ante alios primus et inter primos diligentius hanc rem tractavit, et fundamenta hujus doctrinae jecit, oblivione hominum obrueretur. Im Uebrigen ist das neue Werk ganz selbstständig und hat mit Lursellini und seinen Herausgebern nichts gemein als etwa einige Beyspiele aus den Römischen Autoren und eine kleine Anzahl von guten Bemerkungen, die der Verf. mit des Urhebers Namen zu bezeichnen für zweckmäßig hielt. Ursprünglich war freylich die Absicht des Verfs. nur, eine neue Auflage des Lursellinischen Buchs zu besorgen und dieselbe in dem Sinne zu berichtigen und zu vervollkommen, wie Hermann Viger's Werk erst recht brauchbar gemacht hat. Die Wissenschaft kann es sich indeß nur als Gewinn anrechnen, daß eine in diesem Theile der Römischen Sprachkunde so geübte Hand lieber ein selbstständiges Partikeln-Lexicon hat ausführen wollen, welches an Gründlichkeit der Forschung, Zweckmäßigkeit der Einrichtung und Ausführlichkeit

der Darstellung die Bücher des Faches weit hinter sich zurückläßt.

Der Name Partikeln umfaßt hier nach Hermann's Lehre vier Arten, die Adverbien, Präpositionen, Conjunctionen und Interjectionen, deren Umfang und Grenzen freylich noch wenig bestimmt, und die auch hier nicht in ihrer ganzen Vollständigkeit aufgeführt worden sind. Mit Recht hat ferner der Verf. die Pronomina, welche Turcellini aus einem unerforschlichen Grunde den Partikeln bezählte, gänzlich von dem Bereiche seiner Darstellung ausgeschlossen, außer etwa diejenigen Formen, welche die Stelle von Adverbien vertreten, oder die ihrer Construction und Bedeutung nach mit den Partikeln zusammenhängen, wie dieß bey einigen Formen der Adjective und Substantive der Fall ist. Bey der Auswahl und Behandlung der Adverbien, deren ganzer Reichthum nicht aufgenommen werden konnte, wird der eine dieses, der andere jenes vermiffen, oder überflüssig finden; wie denn überhaupt in diesen Sachen das Nichtzuviel und Nichtzuwenig schwer zu treffen ist. Nur solche Adverbien sind hier aufgenommen 'die bey der Verbindung und Construction mit Verben auf eine gewisse Eigenthümlichkeit Anspruch machen können, und deren Bedeutung entweder durch die Construction der Verba verändert, oder durch ein grammatisches Verhältniß bestimmt wird'.

Der Gang der Untersuchung im Einzelnen und die Begriffsbestimmung und Begriffsentwicklung der behandelten Partikeln wird von einer genauen Beobachtung und Angabe des Sprachgebrauchs geleitet, und begnügt sich nicht mit der Ausmittelung des etymologischen Ursprungs, aus welchem dann die primitive Bedeutung entwickelt und durch alle Stufen und Schattierungen der

vorkommenden Bedeutungen consequent durchgeführt werden soll. Die etymologische Hülfe ist indessen keineswegs verschmäht, sondern vielmehr überall da benützt, wo sie sich wirksam zeigt, und der ursprünglichen Begriffsbestimmung wesentliche und sichere Dienste leistet. Der Hauptzweck des Verfs. war, alle Unterschiede, die sich in der Bedeutung einer jeden Partikel dem Sprachgebrauche zufolge nur auffinden lassen, genau darzulegen, und ihr ganzes Wesen von allen Seiten zu beleuchten, und sie in allen Verbindungen und unter allen Verhältnissen in allen ihren Eigenthümlichkeiten erscheinen zu lassen. Zu diesem Zwecke sind die in großer Anzahl gesammelten Beispiele sehr bequem geordnet. Es ist aber sehr zu befürchten, daß der Verf. sein Werk, nach dem vorliegenden ersten Bande, der nur die Partikeln die mit A anfangen enthält, zu urtheilen, nach einem zu ausführlichen Plane angelegt hat, als daß es sich allgemeinen Eingang bey allen denen verschaffen könnte, die dem Erscheinen eines Buchs dieser Art schon lange mit Theilnahme entgegen gesehen haben.

G. H. B.

L e m g o.

Bev Meyer: Der Corveysche Güterbesitz, aus den Quellen dargestellt und als Fortsetzung der Corveyschen Geschichte herausgegeben von Dr. Paul Wigand. Mit einer Karte. 1831. VI und 243 S. Octav.

Veranlassung zu dieser schätzbaren Arbeit gab die von dem Verein für Geschichte und Alterthumskunde Westphalens aufgestellte Preisaufgabe der Bearbeitung eines Westphälischen Gaues nach seinen ältesten Spuren, seinen Bestandthei-

len, Marken, Höfen und Willen, seinem Umfange und seinen Schicksalen in der spätern Territorialeintheilung und Verfassung; obgleich es nicht zur Preisbewerbung selbst gekommen ist. Der Verf., bereits rühmlichst durch seine Corveyische Geschichte und andere gediegene Arbeiten bekannt, bezweckte durch dieses Werkchen einen Beytrag für die ältere Geographie und Topographie seiner vaterländischen Provinz zu liefern, da die Lieferung solcher Beyträge ganz vorzüglich durch jene Preisaufgabe zugleich mit beabsichtigt war. Es beruht ganz und gar auf dem vorhandenen Quellenvorrath der Corveyischen Geschichte, wozu der Vf. das Material in vieljährigen Vorarbeiten zu sammeln Gelegenheit hatte, während er alle Urkunden- und Schriftvorräthe des Corveyschen Archivs im Auftrage des Königl. Ministerii zu ordnen, und mit vollständigen und genauen Repertorien und alphabetischen Registern zu versehen hatte. Es beschränkt sich jedoch nur auf die Darstellung innerhalb der Grenzen des Gaues Auga und des nachherigen Fürstenthums Corvey, ohne vorerst den reichen auswärtigen Güterbesitz zu berühren, und nur auf den topographischen Theil dieser Darstellung, da der Verf. die Geschichte der innern Entwicklung der Verfassung, nach ihren verschiedenen Perioden vorerst zurückgelegt hat. In das Detail hineinzugehen, ist bey den engen Grenzen unserer Blätter nicht thunlich; Ref. bemerkt daher nur noch, daß der Vf. hin und wieder seine Geschichte der gefürsteten Reichsabtey Corvey berichtet, und in einem Anhange mehrere wichtige Urkunden aus den Originalen mitgetheilt hat. Die auf dem Titel versprochene Karte fehlt, wenigstens in dem dem Ref. vorliegenden Exemplare.

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

54. 55. Stück.

Den 5. April 1832.

F r e y b u r g.

Bey den Gebrüdern Groos: Carl Alexander Freyherr von Reichlin-Meldegg, Geschichte des Christenthums von seinem Ursprunge bis auf die neueste Zeit; zum Gebrauche bey academischen Vorlesungen über allgemeine christliche Religions- und Kirchengeschichte. Erster Band. Zweyte Abtheilung. Erster Zeitraum, von Christus bis auf die Alleinherrschaft Constantins des Großen (324). 1831. 337 — 928 S.

Eine beeilte Anzeige dieser Fortsetzung der Reichlin-Meldegg'schen Kirchengeschichte glauben wir unsern Lesern um so mehr schuldig zu seyn, indem der Verf. gerade durch diese Schrift einen innerhalb der catholischen Kirche so neuen und dort gewiß unerhörten Standpunct einnimmt. Die vielfachen Angriffe, die wir ihm bey Anzeige der ersten Abtheilung in diesen Blättern (Jahrg. 1831. St. 110. 111) als unausbleiblich voraus sagten, sind ihm nicht erspart worden; fast alle catholischen critischen Blätter traten entschieden

gegen die hier entwickelten Ansichten auf, und wenn die von Seiten der catholischen Clerisey geschehene Denunciation bey der obersten Landesbehörde Badens bisher keinen Erfolg gehabt hatte: so ist der Grund dafür wohl nur in den freymüthigen Bewegungen zu erblicken, die sich im Großherzogthum Baden sowohl in politischer als kirchlicher Hinsicht entwickelten. In der That muß aber auch eine Sprache, wie sie der Verf. hier führt, catholischen Ohren äußerst befremdend klingen. Wir meinen damit nicht sowohl seinen Kampf gegen ultramontane Anmaßung, sein entschiedenes Auftreten gegen Roms Tyranny, sein Streben, die Kirche dem Einfluß der römischen Curie zu entziehen; denn hierin hat der Verf. zum Glück unter deutschen Catholiken manchen Gleichgesinnten, der ebenfalls der Emancipation von Roms Gewalt, und der Gestaltung einer oft, aber stets vergebens gehofften deutsch-catholischen Nationalkirche entgegen sieht. Unser Vf. geht bedeutend weiter; er untergräbt geradezu das Fundament der catholischen Kirche selbst, und wir sehen gar nicht ab, in welcher Form ihm selbst eine Reorganisation des Catholicismus noch möglich erscheint. Die Ansicht des Verfs. charakterisirt sich theils in einzelnen, aber wiederholt hingeworfenen dogmatischen Aeußerungen, theils in dem Begriff, den er von der Kirche selbst aufstellt. Zu jenen gelegentlichen Aeußerungen rechnen wir solche Aussprüche, wo die Lehre der Kirche nur als Behauptung eines recipierten Dogma aufgestellt, und die subjective Ansicht des Verfs. demnach als durchaus dagegen opponiert dargestellt wird; gerade durch das gelegentlich Hingeworfene, Aphoristische verbreiten diese Sätze über die Ansicht des Verfs. ein desto helleres Licht. So heißt es in der ersten

Abtheilung S. 21 'der Canon ist, wie ein Dogma des Christenthums versichert, unter unmittelbarer Leitung Gottes verfertigt'; oder in der zweyten Abtheilung S. 562 'nach der Versicherung einer heiligen Erblehre rührte der Tod den, der von den Aposteln des Unterschlags wegen gestraft ward'. Welche Stellung die catholische Kirche mit solchen Ansichten einnehmen soll, davon haben wir gar keinen Begriff. Dergleichen Züge, die den dogmatischen Standpunct des Verfs. bezeichnen, lassen sich vielfach häufen. Noch treffender ist aber die Art, wie S. 686 der Begriff der Kirche construiert wird: 'die christliche Kirche ist eine sich auf die Offenbarung ihres Stifters gründende, sie ist also, ihrem Ursprunge nach eine ungleiche (inaequalis) Gesellschaft, weil der Offenbarer das Recht hat, die Mittel zu den von ihm aufgestellten religiösen Zwecken zu bestimmen; wenn anders diejenigen, welche sich mit ihm zu demselben Zwecke vereinigen, welche an seine Lehre glauben, sich seinen Anordnungen nicht widersetzen. — Die Gläubigen zur Zeit Jesu sahen in der Berzichteistung auf die Rechte einer individuellen Vernunft den Triumph des Glaubens an die Wahrheit der Religionslehren Jesu, und so setzte sich durch den freyen Willen der Anhänger Jesu seine Vernunft an die Stelle der Vernunft der Gesammtheit. Das Verhältniß der Kirche zur Zeit Jesu, welches einen auf freywilligem Vertrage beruhenden, monarchischen Character annahm, war also das Verhältniß des Offenbarers zu den ihm unbedingt ergebenden Gläubigen'. Der ausdrückliche Zusatz des Verfs., die Kirche beruhe auf einem freywilligen Vertrage überhebt uns der Nachweisung, daß die in neuerer Zeit so einflußreiche Theorie des contract social hier nur von dem

staatsrechtlichen auf den kirchlichen Standpunct übertragen ist. Nur deshalb also besteht ein Verhältniß zwischen dem Offenbarer und den Gläubigen, weil diese sich ihm unbedingt ergaben, freywillig auf ihre individuelle Vernunft verzichteten, selbst erklärten, Aussprüche seiner Vernunft als Offenbarung annehmen, und sich auf deren Festhaltung verpflichten zu wollen, — eine Deduction der Kirche und des Kirchenrechts, wie sie nur unsere Zeit im Sinne der Rousseauschen Contractstheorie hervorbringen konnte. Gewiß bedarf es zur Feststellung des vom Verfasser eingenommenen Standpuncts weiter keiner Ausführung; wir wenden uns sofort zu den historischen Leistungen vorliegender Schrift.

Rücksichtlich der äußern Anordnung des Ganzen ist an des Verfs. Darstellungsart zu loben, daß er die Punkte, wornach die ganze Masse geschieden werden soll, möglichst einfach zu construieren sucht: so läßt er S. 346 recht gut den Unterschied zwischen äußerer und innerer Kirche hervortreten, unterscheidet dort wieder die Umgebung, Ausbreitung und Verfassung, hier aber die Lehre der Katholiken, der Häretiker, und die Sitten- oder Disciplinargeschichte, woraus sich die Hauptstücke der beiden Abschnitte ergeben. Allein häufig hat dieß Streben, die Gesichtspuncte auch im Einzelnen zu construieren der Darstellung selbst einen scholastisch-subtilen Anstrich gegeben. Wer findet z. B. nicht folgende Deduction des Opferapparats S. 384 übertrieben spiz: 'Zum Opfer gehört ein hinzugebender Gegenstand, oder das Opfer selbst, ein Opferer oder Priester, Umstehende, in deren Namen der Priester opfert (kann der Darbringende nicht auch selbst das Opfer verrichten?), und die Handlung des Opfers selbst; die hinzugebende

Sache war entweder leblos oder lebendig; die erstere war entweder trocken oder flüssig'. Ließe sich eine so durchaus willkürliche Construction der Requisite nicht recht leicht bedeutend weiter treiben? Nicht gegen die Behandlung dieser einzelnen Punkte erklären wir uns, denn der Verf. weiß nachher die Einzelheiten des heidnischen Ritus in ihrem Einfluß auf den christlichen Cultus nachzuweisen; nur die Darstellung ist, da sie wissenschaftlich erscheinen soll, scholastisch geworden. Eine Parallele zwischen heidnischen und christlichen Ritus ließ sich gewiß ohne jene spitzfindige Entwicklung ziehen.

Eben diese beabsichtigte Construction des Einzelnen bringt in dem ersten Hauptstück des ersten Abschnitts, Darstellung der Umgebungen, unter denen das Christenthum erwuchs S. 348 — 508 einen Uebelstand hervor. Einseitig politisch betrachtet sind nämlich Römer, Parther, Deutsche die unabhängigen Völker, die entfernter, und Juden, die zunächst die Wiege des Christenthums umgeben; es beginnt deshalb die Entwicklung des politischen, religiösen und wissenschaftlichen Zustandes, worin diese Völker um diese Zeit sich befinden; die politische Unabhängigkeit ist also der Gesichtspunct, wornach der Verfasser classificiert; allein was hat denn dieser Punct mit der mehr oder minder großen Empfänglichkeit für das Christenthum zu thun? weshalb werden doch hier Parther und Deutsche behandelt, die fast während des ganzen Zeitraums für die Kirche gar keine Bedeutung haben? Mußten nicht gerade die Nationalitäten behandelt werden, auf die zunächst eine Einwirkung erfolgt? Denn mit dem Collectivbegriff, Römer, wird doch wohl die Nationalität der Völker nicht erschöpft seyn, die damals gerade zufällig dem rö-

mischen Scepter gehorchten; mit einer Entwicklung des politischen Zustandes Roms ist nicht viel geholfen; der Grieche und der Syrer, der Gallier und der Brite, der Mauritanier und der Aegyptier hatte gewiß durch seine Einverleibung in Roms Staatskörper an den Eigenthümlichkeiten nichts verloren, die ihn mehr oder minder für die neue Lehre empfänglich machten. Im Gegentheil, Rom schonte absichtlich der Nationalität, namentlich im Cultus, um so die Unterjochten williger für das aufgelegte Joch zu machen. Eine genügende Entwicklung der Umgebungen des Christenthums kann schwerlich ohne Eingehen in diese Nationalitäten geliefert werden. Jener einseitige politische Standpunct ließ also den Verf. aufnehmen, was entbehrt werden konnte, und übersehen, was nöthig war. War außerdem Cato aus dem africanischen Utica, wie S. 353 gedruckt steht?

Bei Entwicklung des wissenschaftlichen Zustandes der Römer, — denn daß hier wiederum Griechen die eigentlich schaffenden Genies sind, wird übersehen — vermiffen wir ein weiteres Eingehen in die Moralsysteme der Stoiker und Epicuräer; denn obgleich anerkannt wird, daß ihre Systeme mehr practischer Art sind, so beschäftigt sich der Verfasser doch fast allein mit ihren theoretisch-dogmatischen Sätzen, gewiß in beiden Systemen etwas Untergeordnetem. Außerdem fehlt eine doppelte doch so wichtige wissenschaftliche Gestaltung, die Eclectiker und der Neuplatonismus. Jene hätten doch zumal bei Entwicklung des wissenschaftlichen Zustandes der Römer durchaus nicht vergessen werden dürfen, vielleicht ist kein Römer jemals einem Systeme ganz consequent geblieben! Ueber den Neuplatonismus finden sich zwar Andeutungen, da viel von

der Einwirkung der orientalischen Gnosis geredet wird. Allein der Neuplatonismus ist doch selbst in seiner Vermischung des Orients und Occidents originell, und seine Einwirkung auf Gestaltung der Alexandrinischen Gnosis bestimmt genug, um eine eigene Behandlung zu verdienen. Was darauf als Darstellung des politischen Zustandes der Juden folgt, ist früher schon einmal Abth. 1. S. 1. als vorchristliche Judengeschichte gegeben, und hätte dort auf jeden Fall wegbleiben müssen, da es nur hier an seinem Plage ist. Lobenswerth ist bey Darstellung des kirchlichen und wissenschaftlichen Zustandes der Juden die Rücksicht, die der Verf. der von diesem Vorchristlichen auf einzelnes Christliche anzuerkennenden Einwirkung widmet.

Bey den übrigen Hauptstücken dieses und des zweyten Abschnitts hat der Verf. wiederum 3 Zeiträume unterschieden, die Zeit Jesu, der Apostel und die nachapostolische. Nicht über die Ungleichheit der Jahre der Zahl nach möchten wir mit dem Verf. rechten: denn dadurch darf nie eine Epoche bestimmt werden; allein fragen läßt sich doch gewiß, ob denn der Character der Zeit Jesu und der Apostel in vielen Stücken so wesentlich verschieden ist, daß eine Abgrenzung zwischen beiden rathsam wird. Um das zweyte Hauptstück des ersten Abschnitts, S. 509 — 684, die Ausbreitung der Kirche, für die Zeit Jesu auszufüllen, ist die ganze Lebensgeschichte Jesu nach den Evangelien aufgenommen; an und für sich darf, ja muß dieselbe in einer Kirchengeschichte ihren Platz haben, weil ja sonst für das Ganze der historische Beginn fehlt; allein eben so wenig darf dieß doch für Ausbreitung der Kirche gelten, als nachher von einer äußern Verfassung derselben zu Lebzeiten Jesu die Rede seyn dürfte.

Besser wäre gewiß die erste Epoche am Ende des apostolischen Zeitalters angenommen. Von welchem Gesichtspuncte übrigens die evangelische Geschichte behandelt wird, braucht nach den obigen Andeutungen über des Verfassers dogmatische Ansicht nicht mehr ausgeführt zu werden. In der öffentlichen, oder Lehramts-geschichte Jesu wird die Geschichte des Täufers Johannes behandelt, sodann die Lehre Jesu vom Reiche Gottes, und sein damit verflochtenes Leben dargestellt, und endlich seine Lehre vom Messias, sein Aus-gang und seine Verherrlichung gegeben. Als Himmelreich, das Jesus den Erwartungen eines politischen Reiches gegenüberstellte, wird Vereini-gung zu reiner Moralität angegeben, an deren Spitze Gott stehe, weil er der Reinste und Ge-rechteste ist. Die Lehre vom Messias habe Je-sus erst zu Ende des zweyten und zu Anfang des dritten Lehramtsjahrs vorgetragen; die Ent-wicklung des Messiasbegriffs ist nach der Logos-idee ziemlich sabellianisch gehalten, auf die histo-rische Bildung dieses Begriffs im Alten Testa-ment wird weniger Rücksicht genommen; höchste Bestimmung des Messias war, Sinnesänderung hervorzubringen, er verlangt deßhalb Ueberzeu-gungstreue an seine Gottbegeisterung. — Die Ausbreitung des Christenthums in der apostoli-schen Zeit behandelt zunächst die Privatgeschichte der Apostel, dann ihre öffentliche Geschichte in und außerhalb Palästina; recht ausführlich wird nach eben diesen Rücksichten die Geschichte des Apostel Paulus behandelt; die neutestamentlichen Quellen sind dabey überall theils citiert theils sehr vollständig abgedruckt. — In der Ausbrei-tungsgeschichte in der nachapostolischen Zeit, be-sonders in der Entwicklung unter den römischen Imperatoren vermiffen wir eine genau geglie-

berte Ordnung: gewiß war doch die Stellung der Christen eine andere vor Trajan, ehe sie durch bestimmte Staatsgesetze ausdrücklich proscribirt waren, als nachher, und gewiß wieder eine andere nach dem Toleranzedict des Gallienus. Oder wollte der Verf. hier nicht abermals chronologisch scheiden, so hätte doch gewiß der politische Kampf von dem literarischen getrennt werden müssen; statt dessen finden sich die Angriffe der Schriftsteller wie die Erwidernngen der Christen mit Darstellung von Verfolgungsscenen durchmischt, nur daß eben diese Züge der Verfolgung der Darstellung recht viel Lebhaftigkeit geben.

Im dritten Hauptstück S. 684 — 734 folgt nun die Verfassung der Kirche nach den drey angegebenen Zeitabschnitten. Die Ansicht des Verfs. über die Kirchenverfassung zur Zeit Jesu geht aus der obigen Contractstheorie hervor. Der Religionsstifter bekommt dadurch die dreyfache Gewalt, die legislatoria, die judicatoria, die belohnende und bestrafende. 'Jesus hat sich als Religionsstifter mit dem Willen seiner Anhänger diese Gewalt beygelegt. Er sah in dieser Gewalt lediglich die Ueberlegenheit eines kräftigen Geistes über schwächere, die Anwendung und Herrschaft der Vernunft, und eine von der Staatsgewalt verschiedene Gewalt im Reiche des Geistes.' Nach eben diesem Grundsatz zerfällt auch die Kirchenverfassung zur Zeit der Apostel in die Lehrenden und Lernenden. So bestimmt wir uns nun auch gegen diese Contractstheorie erklären müssen, so gern erkennen wir des Verfassers Freymüthigkeit in Entwicklung der apostolischen Gewalt, besonders in der Stellung des Petrus gegen die übrigen Apostel an. Die den Aposteln gegebene Gewalt heißt nur eine geistige, und wenn Petrus nach Matth. 16, 13 — 20

unter den geweihten Jüngern einen Vorzug hat: 'so findet das Regiment des Kirchenstaats und das Entthronungsrecht, womit sich die Knechte der Knechte Gottes im 11. 12. und 13. Jahrhundert brüsteten, eben so wenig, als ihre uneingeschränkte Gewissensherrschaft und der unsichtbare Schlüsselbesitz zu dem jenseitigen Sna-denschaze in der Bibel einen vergebens gesuchten Rechtfertigungsgrund.' Mit eben dieser Unbesfangenheit wird das anfängliche Verhältniß der Episcopen und Presbytern anerkannt; völlig gleich werden sie zwar nicht gesetzt, da die Nachahmung der Synagoge einen Aufseher über die Gemeinde, und einen ihm zur Seite stehenden Collegialrath erheischt habe; doch gesteht der Verf. ein, daß im Neuen Testament beide Ausdrücke häufig verwechselt werden; auch in der nachapostolischen Zeit wird die allmähliche Bildung des Episcopalmönarchismus nachgewiesen, und der bald sich zeigenden Anmaßung nicht geschont. Bey dieser Entwicklung vermiffen wir nur die Nachweisung des Grundgedankens, aus dem allein die Bildung der äußern Kirche im zweyten und dritten Jahrhundert zu verstehen ist; die Uebertragung der alttestamentlichen Theocratie auf die Christen, als das neue Volk Gottes. Daß einzelne Einrichtungen aus der Synagoge herübergenommen wurden, reicht doch gewiß nicht aus, um die Verwandlung des von Christo gestifteten Gottesreiches in eine äußerliche Corporation zu begreifen. Die Verwandlung der Kirche als anfänglicher *societas aequalis* (freylich so setzt sie der Verfasser nicht, aber sie war doch gewiß eine solche) in eine *inaequalis*, das allmähliche Hervortreten des Clerus aus der Masse der Layen darf hier dem Verfasser zwar nicht vorgehalten werden, weil er nach seiner Cons-

tractstheorie dieß Alles schon in der ersten Begründung der Kirche durch Christum findet; wie erklärt er denn aber die ganze Tendenz des Kirchlichen nach Außen, das stets mehr hervortretende monarchische Princip im Diöcesan-Metropolitan-Patriarchalbande, wenn er nicht Nachbildung des levitischen Priesterthums als Schlüssel zu dieser Erscheinung annimmt?

Auch bey dem zweyten Abschnitt, innere Geschichte des Christenthums, also Lehre der Katholiken, S. 734 — 807, Lehre der Häretiker, 808 — 892, und Geschichte der christlichen Sitte und Kirchenzucht, 894 — 928, wird dieselbe dreyfache Abtheilung, Zeit Jesu, der Apostel, nachapostolische Zeit, beybehalten; auch hier hätten wir aber eine mehr organische Entwicklung der Lehren gewünscht, während sie ziemlich einzeln an einander gereiht werden. In Darlegung der Paschalstreitigkeiten folgt der Verfasser noch ganz der Mosheimisch-Walchischen Ansicht, der Occident habe, um den mehrfachen mit der Asiatischen Paschafeyer verbundenen Uebelständen auszuweichen, die Festfeyer vom 14. Nisan auf den Sonntag nach diesem Tage verlegt. Ein etwas tieferes Eingehen in den Entwicklungsgang kirchlicher Verhältnisse muß diese Annahme als höchst mechanisch zurückweisen. Nach Neanders Untersuchungen kann doch die römisch-occidentalische Feyer nur aus den allgemeinsten Principien erklärt werden, die sich hier zunächst über Wochenfeste ausbildeten, und sodann auf Jahresfeste übertragen wurden. Jenes absichtliche Vermeiden eines fremden Mißgriffes stellt doch die Anordnung des Festes als gar zu wohl berechnet und überlegt dar, wobey sich das längere unbewußt neben einander Bestehen der ver-

schiedenen Observanzen, wie es sich doch historisch findet, gar nicht begreifen läßt.

In der Behandlung der Cyprianisch-*Novatianischen* Händel hat der Verfasser offenbar die Verhältnisse in Rom und in Carthago nicht streng genug geschieden; beide Bewegungen sind wesentlich verschieden, wenigstens der Tendenz nach, wenn sonst auch gleichzeitig und aus demselben Umstande, der Frage über die Disciplin, hervorgegangen. In beiden Hauptstädten bestand neben der episcopalen Partei eine schismatische, in Carthago die des Felicissimus, in Rom die novatianische; dort war der Bischof Cyprian strenger, die Schismatiker also lax, sie knüpften ja die Wiederaufnahme der Gefallenen an weit mildere Bedingungen. In Rom hingegen war der Bischof Cornelius lax, die Abweichung der Novatianer ging auf die strengere Seite hin. Allein die beiden Bischöfe wurden durch ihr gemeinschaftliches Interesse bald in ihren Ansichten ziemlich gleich, Cornelius wurde etwas strenger, um sich der Vorwürfe der Novatianer zu erwehren, er communicierte mit Gefallenen; Cyprian dagegen ließ etwas nach, um die mächtige Partei der Märtyrer und Confessoren mit ihren Ansprüchen auf Absolutionsrecht zu gewinnen, und so wurde die kirchliche Einheit der Standpunct, auf dem sie einander die Hand reichten, um sich der beiderseitigen Schismatiker zu erwehren. Die kirchliche Partei traf also ziemlich die Mitte, während die Schismatiker auf den beiden Extremen standen. Diese Verschiedenheit der Schismatiker dort und hier verkennt der Verfasser nun durchaus, indem er angibt, die Anhänger des Felicissimus hätten, weil Cyprian etwas gelinder wurde, um Gleiches

mit Gleichem zu vergelten, ihre gelinderen Ansichten mit strengern vertauscht, und von Wiederaufnahme der Gefallenen ohne Kirchenbuße nichts wissen wollen. Dieser Wechsel der Ansicht kann doch nur höchstens von dem carthagischen Presbyter Novatus erwiesen werden, der mit Aufgebung seiner frühern laxen Ansicht nach Rom flüchtete, und dort von den Episcopalen abgewiesen, sich der ebenfalls schismatischen, aber strengern Partey des Novatian anschließen mußte. Zwar findet sich bald in Carthago, wie überall eine novatianische Partey ein; allein wie sehr dieselbe von dem alten Schisma des Felicissimus verschieden ist, ergibt sich am besten aus dem Umstande, daß diese letztere Partey gerade durch das Vorhandenseyn eines novatianisch-schismatischen Bischofs, Maximus, bestimmt wird, für sich ebenfalls einen Gegenbischof, den Fortunatus, zu ernennen, so daß Carthago jetzt drey Bischöfe zählt, indem Cyprian zwischen beiden Extremen die Mitte hält.

Als Beylagen sind eine synchronistische Tafel für die Ereignisse dieses Zeitraums und zwey lithographierte Blätter beygegeben, deren eines heidnisches Opfergeräth enthält, dessen Übergang in den christlichen Ritus oben nachgewiesen war, das andere aber den Riß eines christlichen Tempels im vierten Jahrhundert liefert, im Vergleich zu einem jüdischen und heidnischen. Wir scheiden von dem Verfasser mit bereitwilliger Anerkennung seines eben so gut gemeinten als gründlichen Strebens, lassen seiner Freymüthigkeit, womit er gegen ultramontane Anmaßung auftritt, volle Gerechtigkeit widerfahren, wünschen ihm jedoch bey seinen Operationen etwas mehr Vorsicht, damit nicht viel-

staatsrechtlichen auf den kirchlichen Standpunct übertragen ist. Nur deshalb also besteht ein Verhältniß zwischen dem Offenbarer und den Gläubigen, weil diese sich ihm unbedingt ergaben, freywillig auf ihre individuelle Vernunft verzichteten, selbst erklärten, Aussprüche seiner Vernunft als Offenbarung annehmen, und sich auf deren Festhaltung verpflichten zu wollen, — eine Deduction der Kirche und des Kirchenrechts, wie sie nur unsere Zeit im Sinne der Rousseauschen Contractstheorie hervorbringen konnte. Gewiß bedarf es zur Feststellung des vom Verfasser eingenommenen Standpuncts weiter keiner Anführung; wir wenden uns sofort zu den historischen Leistungen vorliegender Schrift.

Rücksichtlich der äußern Anordnung des Ganzen ist an des Verfs. Darstellungsart zu loben, daß er die Punkte, wornach die ganze Masse geschieden werden soll, möglichst einfach zu construieren sucht: so läßt er S. 346 recht gut den Unterschied zwischen äußerer und innerer Kirche hervortreten, unterscheidet dort wieder die Umgebung, Ausbreitung und Verfassung, hier aber die Lehre der Katholiken, der Häretiker, und die Sitten- oder Disciplinargeschichte, woraus sich die Hauptstücke der beiden Abschnitte ergeben. Allein häufig hat dieß Streben, die Gesichtspuncte auch im Einzelnen zu construieren der Darstellung selbst einen scholastisch-subtilen Anstrich gegeben. Wer findet z. B. nicht folgende Deduction des Opferapparats S. 384 übertrieben spitz: 'Zum Opfer gehört ein hinzugebender Gegenstand, oder das Opfer selbst, ein Opferer oder Priester, Umstehende, in deren Namen der Priester opfert (kann der Darbringende nicht auch selbst das Opfer verrichten?), und die Handlung des Opfers selbst; die hinzugebende

Sache war entweder leblos oder lebendig; die erstere war entweder trocken oder flüssig'. Ließe sich eine so durchaus willkürliche Construction der Requisite nicht recht leicht bedeutend weiter treiben? Nicht gegen die Behandlung dieser einzelnen Punkte erklären wir uns, denn der Verf. weiß nachher die Einzelheiten des heidnischen Ritus in ihrem Einfluß auf den christlichen Cultus nachzuweisen; nur die Darstellung ist, da sie wissenschaftlich erscheinen soll, scholastisch geworden. Eine Parallele zwischen heidnischen und christlichen Ritus ließ sich gewiß ohne jene spitzfindige Entwicklung ziehen.

Eben diese beabsichtigte Construction des Einzelnen bringt in dem ersten Hauptstück des ersten Abschnitts, Darstellung der Umgebungen, unter denen das Christenthum erwuchs S. 348 — 508 einen Uebelstand hervor. Einseitig politisch betrachtet sind nämlich Römer, Parther, Deutsche die unabhängigen Völker, die entfernter, und Juden, die zunächst die Wiege des Christenthums umgeben; es beginnt deshalb die Entwicklung des politischen, religiösen und wissenschaftlichen Zustandes, worin diese Völker um diese Zeit sich befinden; die politische Unabhängigkeit ist also der Gesichtspunct, wornach der Verfasser classificiert; allein was hat denn dieser Punct mit der mehr oder minder großen Empfänglichkeit für das Christenthum zu thun? weshalb werden doch hier Parther und Deutsche behandelt, die fast während des ganzen Zeitraums für die Kirche gar keine Bedeutung haben? Mußten nicht gerade die Nationalitäten behandelt werden, auf die zunächst eine Einwirkung erfolgt? Denn mit dem Collectivbegriff, Römer, wird doch wohl die Nationalität der Völker nicht erschöpft seyn, die damals gerade zufällig dem rö-

mischen Scepter gehorchten; mit einer Entwicklung des politischen Zustandes Roms ist nicht viel geholfen; der Grieche und der Syrer, der Gallier und der Brite, der Mauritanier und der Aegyptier hatte gewiß durch seine Einverleibung in Roms Staatskörper an den Eigenthümlichkeiten nichts verloren, die ihn mehr oder minder für die neue Lehre empfänglich machten. Im Gegentheil, Rom schonte absichtlich der Nationalität, namentlich im Cultus, um so die Unterjochten williger für das aufgelegte Joch zu machen. Eine genügende Entwicklung der Umgebungen des Christenthums kann schwerlich ohne Eingehen in diese Nationalitäten geliefert werden. Jener einseitige politische Standpunct ließ also den Verf. aufnehmen, was entbehrt werden konnte, und übersehen, was nöthig war. War außerdem Cato aus dem africanischen Utica, wie S. 353 gedruckt steht?

Bei Entwicklung des wissenschaftlichen Zustandes der Römer, — denn daß hier wiederum Griechen die eigentlich schaffenden Genies sind, wird übersehen — vermiffen wir ein weiteres Eingehen in die Moralsysteme der Stoiker und Epicuräer; denn obgleich anerkannt wird, daß ihre Systeme mehr practischer Art sind, so beschäftigt sich der Verfasser doch fast allein mit ihren theoretisch-dogmatischen Sätzen, gewiß in beiden Systemen etwas Untergeordnetem. Außerdem fehlt eine doppelte doch so wichtige wissenschaftliche Gestaltung, die Eclectiker und der Neuplatonismus. Jene hätten doch zumal bei Entwicklung des wissenschaftlichen Zustandes der Römer durchaus nicht vergessen werden dürfen, vielleicht ist kein Römer jemals einem Systeme ganz consequent geblieben! Ueber den Neuplatonismus finden sich zwar Andeutungen, da viel von

der Einwirkung der orientalischen Gnosis gerebet wird. Allein der Neuplatonismus ist doch selbst in seiner Vermischung des Orients und Occidents originell, und seine Einwirkung auf Gestaltung der Alexandrinischen Gnosis bestimmt genug, um eine eigene Behandlung zu verdienen. Was darauf als Darstellung des politischen Zustandes der Juden folgt, ist früher schon einmal Abth. 1. S. 1. als vorchristliche Judengeschichte gegeben, und hätte dort auf jeden Fall wegbleiben müssen, da es nur hier an seinem Plage ist. Lobenswerth ist bey Darstellung des kirchlichen und wissenschaftlichen Zustandes der Juden die Rücksicht, die der Verf. der von diesem Vorchristlichen auf einzelnes Christliche anzuerkennenden Einwirkung widmet.

Bey den übrigen Hauptstücken dieses und des zweyten Abschnitts hat der Verf. wiederum 3 Zeiträume unterschieden, die Zeit Jesu, der Apostel und die nachapostolische. Nicht über die Ungleichheit der Jahre der Zahl nach möchten wir mit dem Verf. rechten: denn dadurch darf nie eine Epoche bestimmt werden; allein fragen läßt sich doch gewiß, ob denn der Character der Zeit Jesu und der Apostel in vielen Stücken so wesentlich verschieden ist, daß eine Abgrenzung zwischen beiden rathsam wird. Um das zweyte Hauptstück des ersten Abschnitts, S. 509 — 684, die Ausbreitung der Kirche, für die Zeit Jesu auszufüllen, ist die ganze Lebensgeschichte Jesu nach den Evangelien aufgenommen; an und für sich darf, ja muß dieselbe in einer Kirchengeschichte ihren Platz haben, weil ja sonst für das Ganze der historische Beginn fehlt; allein eben so wenig darf dieß doch für Ausbreitung der Kirche gelten, als nachher von einer äußern Verfassung derselben zu Lebzeiten Jesu die Rede seyn dürfte.

Besser wäre gewiß die erste Epoche am Ende des apostolischen Zeitalters angenommen. Von welchem Gesichtspuncte übrigens die evangelische Geschichte behandelt wird, braucht nach den obigen Andeutungen über des Verfassers dogmatische Ansicht nicht mehr ausgeführt zu werden. In der öffentlichen, oder Lehramtsgeschichte Jesu wird die Geschichte des Täufers Johannes behandelt, sodann die Lehre Jesu vom Reiche Gottes, und sein damit verflochtenes Leben dargestellt, und endlich seine Lehre vom Messias, sein Ausgang und seine Verherrlichung gegeben. Als Himmelreich, das Jesus den Erwartungen eines politischen Reiches gegenüberstellte, wird Vereinigung zu reiner Moralität angegeben, an deren Spitze Gott stehe, weil er der Reinste und Gerechteste ist. Die Lehre vom Messias habe Jesus erst zu Ende des zweyten und zu Anfang des dritten Lehramtsjahrs vorgetragen; die Entwicklung des Messiasbegriffs ist nach der Logosidee ziemlich sabellianisch gehalten, auf die historische Bildung dieses Begriffs im Alten Testament wird weniger Rücksicht genommen; höchste Bestimmung des Messias war, Sinnesänderung hervorzubringen, er verlangt deshalb Ueberzeugungstreue an seine Gottbegeisterung. — Die Ausbreitung des Christenthums in der apostolischen Zeit behandelt zunächst die Privatgeschichte der Apostel, dann ihre öffentliche Geschichte in und außerhalb Palästina; recht ausführlich wird nach eben diesen Rücksichten die Geschichte des Apostel Paulus behandelt; die neutestamentlichen Quellen sind dabey überall theils citiert theils sehr vollständig abgedruckt. — In der Ausbreitungsgeschichte in der nachapostolischen Zeit, besonders in der Entwicklung unter den römischen Imperatoren vermissen wir eine genau geglie-

berte Ordnung: gewiß war doch die Stellung der Christen eine andere vor Trajan, ehe sie durch bestimmte Staatsgesetze ausdrücklich proscribirt waren, als nachher, und gewiß wieder eine andere nach dem Toleranzedict des Gallienus. Oder wollte der Verf. hier nicht abermals chronologisch scheiden, so hätte doch gewiß der politische Kampf von dem literarischen getrennt werden müssen; statt dessen finden sich die Angriffe der Schriftsteller wie die Erwidrerungen der Christen mit Darstellung von Verfolgungsscenen durchmischt, nur daß eben diese Züge der Verfolgung der Darstellung recht viel Lebhaftigkeit geben.

Im dritten Hauptstück S. 684 — 734 folgt nun die Verfassung der Kirche nach den drey angegebenen Zeitabschnitten. Die Ansicht des Verfs. über die Kirchenverfassung zur Zeit Jesu geht aus der obigen Contractstheorie hervor. Der Religionsstifter bekommt dadurch die dreyfache Gewalt, die legislatoria, die judicatoria, die belohnende und bestrafende. 'Jesus hat sich als Religionsstifter mit dem Willen seiner Anhänger diese Gewalt beygelegt. Er sah in dieser Gewalt lediglich die Ueberlegenheit eines kräftigen Geistes über schwächere, die Anwendung und Herrschaft der Vernunft, und eine von der Staatsgewalt verschiedene Gewalt im Reiche des Geistes.' Nach eben diesem Grundsatz zerfällt auch die Kirchenverfassung zur Zeit der Apostel in die Lehrenden und Lernenden. So bestimmt wir uns nun auch gegen diese Contractstheorie erklären müssen, so gern erkennen wir des Verfassers Freymüthigkeit in Entwicklung der apostolischen Gewalt, besonders in der Stellung des Petrus gegen die übrigen Apostel an. Die den Aposteln gegebene Gewalt heißt nur eine geistige, und wenn Petrus nach Matth. 16, 13 — 20

unter den geweihten Jüngern einen Vorzug hat: 'so findet das Regiment des Kirchenstaats und das Entthronungsrecht, womit sich die Knechte der Knechte Gottes im 11. 12. und 13. Jahrhundert brüsteten, eben so wenig, als ihre uneingeschränkte Gewissensherrschaft und der unsichtbare Schlüsselbesitz zu dem jenseitigen Gnadenstücke in der Bibel einen vergebens gesuchten Rechtfertigungsgrund.' Mit eben dieser Unbefangenheit wird das anfängliche Verhältniß der Episcopen und Presbytern anerkannt; völlig gleich werden sie zwar nicht gesetzt, da die Nachahmung der Synagoge einen Aufseher über die Gemeinde, und einen ihm zur Seite stehenden Collegialrath erheischt habe; doch gesteht der Verf. ein, daß im Neuen Testament beide Ausdrücke häufig verwechselt werden; auch in der nachapostolischen Zeit wird die allmähliche Bildung des Episcopalmönarchismus nachgewiesen, und der bald sich zeigenden Anmaßung nicht geschont. Bey dieser Entwicklung vermessen wir nur die Nachweisung des Grundgedankens, aus dem allein die Bildung der äußern Kirche im zweyten und dritten Jahrhundert zu verstehen ist; die Uebertragung der alttestamentlichen Theocratie auf die Christen, als das neue Volk Gottes. Daß einzelne Einrichtungen aus der Synagoge herübergenommen wurden, reicht doch gewiß nicht aus, um die Verwandlung des von Christo gestifteten Gottesreiches in eine äußerliche Corporation zu begreifen. Die Verwandlung der Kirche als anfänglicher *societas aequalis* (freylich so setzt sie der Verfasser nicht, aber sie war doch gewiß eine solche) in eine *inaequalis*, das allmähliche Hervortreten des Clerus aus der Masse der Layen darf hier dem Verfasser zwar nicht vorgehalten werden, weil er nach seiner Cons-

tractstheorie dieß Alles schon in der ersten Begründung der Kirche durch Christum findet; wie erklärt er denn aber die ganze Tendenz des Kirchlichen nach Außen, das stets mehr hervortretende monarchische Princip im Diöcesan- Metropolitano-Patriarchalbande, wenn er nicht Nachbildung des levitischen Priesterthums als Schlüssel zu dieser Erscheinung annimmt?

Auch bey dem zweyten Abschnitt, innere Geschichte des Christenthums, also Lehre der Katholiken, S. 734 — 807, Lehre der Häretiker, 808 — 892, und Geschichte der christlichen Sitte und Kirchenzucht, 894 — 928, wird dieselbe dreyfache Abtheilung, Zeit Jesu, der Apostel, nachapostolische Zeit, beybehalten; auch hier hätten wir aber eine mehr organische Entwicklung der Lehren gewünscht, während sie ziemlich einzeln an einander gereiht werden. In Darlegung der Paschalstreitigkeiten folgt der Verfasser noch ganz der Mosheimisch-Walchischen Ansicht, der Occident habe, um den mehrfachen mit der Asiatischen Paschafeyer verbundenen Uebelständen auszuweichen, die Festfeyer vom 14. Nisan auf den Sonntag nach diesem Tage verlegt. Ein etwas tieferes Eingehen in den Entwicklungsgang kirchlicher Verhältnisse muß diese Annahme als höchst mechanisch zurückweisen. Nach Neanders Untersuchungen kann doch die römisch-occidentalische Feyer nur aus den allgemeiten Principien erklärt werden, die sich hier zunächst über Wochenfeste ausbildeten, und sodann auf Jahresfeste übertragen wurden. Jenes absichtliche Vermeiden eines fremden Mißgriffes stellt doch die Anordnung des Festes als gar zu wohl berechnet und überlegt dar, wobey sich das längere unbewußt neben einander Bestehen der ver-

schiedenen Observanzen, wie es sich doch historisch findet, gar nicht begreifen läßt.

In der Behandlung der Cyprianisch-*Novatianischen* Händel hat der Verfasser offenbar die Verhältnisse in Rom und in Carthago nicht streng genug geschieden; beide Bewegungen sind wesentlich verschieden, wenigstens der Tendenz nach, wenn sonst auch gleichzeitig und aus demselben Umstände, der Frage über die Disciplin, hervorgegangen. In beiden Hauptstädten bestand neben der episcopalen Partei eine schismatische, in Carthago die des Felicissimus, in Rom die novatianische; dort war der Bischof Cyprian strenger, die Schismatiker also lax, sie knüpften ja die Wiederaufnahme der Gefallenen an weit mildere Bedingungen. In Rom hingegen war der Bischof Cornelius lax, die Abweichung der Novatianer ging auf die strengere Seite hin. Allein die beiden Bischöfe wurden durch ihr gemeinschaftliches Interesse bald in ihren Ansichten ziemlich gleich, Cornelius wurde etwas strenger, um sich der Vorwürfe der Novatianer zu erwehren, er communicierte mit Gefallenen; Cyprian dagegen ließ etwas nach, um die mächtige Partei der Märtyrer und Confessoren mit ihren Ansprüchen auf Absolutionsrecht zu gewinnen, und so wurde die kirchliche Einheit der Standpunct, auf dem sie einander die Hand reichten, um sich der beiderseitigen Schismatiker zu erwehren. Die kirchliche Partei traf also ziemlich die Mitte, während die Schismatiker auf den beiden Extremen standen. Diese Verschiedenheit der Schismatiker dort und hier verkennt der Verfasser nun durchaus, indem er angibt, die Anhänger des Felicissimus hätten, weil Cyprian etwas gelinder wurde, um Gleiches

mit Gleichem zu vergelten, ihre gelinderen Ansichten mit strengern vertauscht, und von Wiederaufnahme der Gefallenen ohne Kirchenbuße nichts wissen wollen. Dieser Wechsel der Ansicht kann doch nur höchstens von dem carthagischen Presbyter Novatus erwiesen werden, der mit Aufgebung seiner frühern laxen Ansicht nach Rom flüchtete, und dort von den Episcopalen abgewiesen, sich der ebenfalls schismatischen, aber strengern Partey des Novatian anschließen mußte. Zwar findet sich bald in Carthago, wie überall eine novatianische Partey ein; allein wie sehr dieselbe von dem alten Schisma des Felicissimus verschieden ist, ergibt sich am besten aus dem Umstande, daß diese letztere Partey gerade durch das Vorhandenseyn eines novatianisch-schismatischen Bischofs, Maximus, bestimmt wird, für sich ebenfalls einen Gegenbischof, den Fortunatus, zu ernennen, so daß Carthago jetzt drey Bischöfe zählt, indem Cyprian zwischen beiden Extremen die Mitte hält.

Als Beylagen sind eine synchronistische Tafel für die Ereignisse dieses Zeitraums und zwey lithographierte Blätter beygegeben, deren eines heidnisches Opfergeräth enthält, dessen Übergang in den christlichen Ritus oben nachgewiesen war, das andere aber den Riß eines christlichen Tempels im vierten Jahrhundert liefert, im Vergleich zu einem jüdischen und heidnischen. Wir scheiden von dem Verfasser mit bereitwilliger Anerkennung seines eben so gut gemeinten als gründlichen Strebens, lassen seiner Freymüthigkeit, womit er gegen ultramontane Anmaßung auftritt, volle Gerechtigkeit widerfahren, wünschen ihm jedoch bey seinen Operationen etwas mehr Vorsicht, damit nicht viel-

leicht unter den Trümmern der römischen Curie auch die Werkstücke verloren gehen, die zum Ausbaue einer deutsch-catholischen Nationalkirche, als wahre Ecksteine des Christenthums, in welcher Gestalt es sich zeigen mag, so unumgänglich nöthig sind.

So weit hatten wir geschrieben, als öffentliche Blätter die Nachricht brachten, der Verfasser sey zur evangelischen Kirche übergetreten, und beabsichtige durch eine Broschüre seinen Schritt zu rechtfertigen. Welche seine Gründe gewesen sind, läßt sich leicht erachten, da in der That seine Stellung innerhalb der catholischen Kirche eine factisch unmögliche war. So sehr wir nun auch dem Verfasser Glück dazu wünschen, freymüthig eine Stellung aufzugeben zu haben, die einen innern Widerspruch enthält: so möchten wir doch den oben ausgesprochenen Wunsch nach größerer Besonnenheit in seinen Operationen für die neue Stellung um so dringender wiederholen, weil der evangelischen Kirche die oben gerügte Construction noch weit weniger zusagt, als der catholischen. Für die catholische, und namentlich für die römisch-catholische Kirche scheint jene Ansicht sich deshalb noch mehr zu empfehlen, weil dadurch doch einigermaßen jener äußere Gehorsam erzwungen werden kann; der Contract bindet ja die Mitglieder an das Institut; wir wenigstens müssen aber gegen solche menschlich ausgedachte Erfindung auf das bestimmteste uns des Namens der Protestanten würdig bezeigen.

Dr. R.

L e i p z i g.

Bei Knobloch: Bilder des Orients von Heinrich Stieglitz; dritter Band. 338 Seiten in Octav.

Die Leser dieser Blätter werden sich der beiden ersten Theile dieser Gedichte erinnern, die den Arabern und den Persern gewidmet waren (Gött. gel. Anz. 1830 St. 137. und 1831 St. 117). Wir erwarteten in dieser dritten Abtheilung den Verfasser auf seiner poetischen Wanderung in Indien zu sehen; es hat ihm aber gefallen vorher die Osmanen zu begrüßen. Sie sind kein sehr poetisches Volk, und wir waren daher begierig zu sehen, wo der Verfasser einen passenden Stoff finden würde. Er suchte ihn in der ersten Abtheilung: Heldensbuch überschrieben, in der früheren Eroberungsperiode des Volks, wo die mächtigen Heroensultane es daran nicht fehlen ließen. Die zehn darin enthaltenen Gedichte gehören daher — jedoch nur ihrem Hauptinhalte nach — in die Classe der Kriegslieder. Die zweyte Abtheilung enthält ein Trauerspiel in fünf Aufzügen: Selim der Dritte, der bekanntlich als Opfer seiner Neuerungen im Jahre 1807 vom Throne in den Kerker gestürzt ward. Es gehört also in die Gattung der historischen Trauerspiele; auch ist der Verfasser der Geschichte möglichst treu geblieben, denn daß er die Sultanin Mutter, die nicht mehr lebte, noch lebend einführt, wird man ihm gern gestatten. Die Neuheit des Stoffes allein wird schon hinreichen die Aufmerksamkeit zu erregen, der Character von Selim, der sich über sein Volk erhob, und da-

durch das Opfer seiner Größe ward, ist allerdings ein wahrhaft tragischer Character. Noch eine andere Eigenheit aber zeichnet dieß Stück von andern uns bekannten aus, daß die Liebe durchaus keinen Antheil an der Handlung hat. Die bejahrte Sultanin Validé, und eine Sclavin als Nebenperson, sind die einzigen weiblichen Personen die darin vorkommen. Welchen Erfolg dieß gewagte Experiment haben wird, müssen wir der Entscheidung des Publicums anheim stellen. Schwerlich hätte ein anderer unserer dramatischen Dichter die schöne Gelegenheit ungenutzt vorbegehen lassen das gesammte Harem aufs Theater zu bringen. Selims Abschied aus demselben, etwa von einer herzweifelnden oder gar wahnsinnig werdenden reizenden Circasserin, hätte eine Effectscene gegeben. Die dritte Abtheilung: Türken und Griechen überschrieben, sucht ihren Stoff in dem letzten griechischen Freyheitskampfe, der allerdings ihn reichlich darbot. Wir brauchen nur an Missolunghi zu erinnern; aber auch das Schlachtgebet der Türken bitten wir nicht zu übersehen. Auch die Stimmen des christlichen Europas, sehr verschiedener Art, die sich in dem vierten Gedicht hören lassen, verdienen vernommen zu werden. Wenn sich der Verfasser, wie wir erwarten, jetzt nach Indien wendet, wird sich eine andere poetische Welt ihm eröffnen.

Sn.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

56. Stück.

Den 7. April 1832.

G ö t t i n g e n .

Verzeichniß der Vorlesungen, die von den hiesigen öffentlichen und Privat-Lehrern auf das künftige halbe Jahr angekündigt sind, nebst vorausgeschickter Anzeige öffentlicher gelehrter Anstalten zu Göttingen. — Die Vorlesungen werden insgesammt in der mit dem 30. April beginnenden Woche ihren Anfang nehmen, und in der mit dem 10. September beginnenden Woche geschlossen werden.

Öffentliche gelehrte Anstalten.

Die Versammlungen der Königl. Societät der Wissenschaften werden, in dem öffentlichen Winter-Auditorio, Sonnabends um 3 Uhr gehalten.

Die Universitäts-Bibliothek wird alle Tage geöffnet; Montags, Dinstags, Donnerst. und Freyt. von 1 bis 2 Uhr; Mittwochs und Sonnabends von 2 bis 4 Uhr. Zur Ansicht auf der Bibliothek selbst erhält man jedes Werk, das man nach den Gesetzen verlangt; über Bücher, die man aus derselben geliehen zu bekommen wünscht, gibt man einen Schein, der von einem hiesigen Professor unterschrieben ist.

Die Sternwarte, der botanische und der öconomische Garten, das Museum, die Gemäldesammlung, die Sammlung von Maschinen und Modellen, der physicalische Apparat, und das chemische Laboratorium, können gleichfalls von Liebhabern, welche sich gehörigen Ortes melden, besucht werden.

Vorlesungen.

Theologische Wissenschaften.

Ueber Encyclopädie und Methodologie der theologischen Wissenschaften hält Hr. Ober=C.R. Pland, nach seinem 'Grundriß einer theologischen Encyclopädie', 5 St. wöch. um 11 Uhr eine Vorlesung, deren Hauptzweck seyn wird, eine Anleitung zu der, nach dem Abgange von der Universität, durch eigenen Fleiß fortschreitenden wissenschaftlichen Ausbildung zu geben.

Exegetische Vorlesungen über das Alte Testament: Hr. Hofr. Tychsen erklärt die Messianischen Weissagungen in einer öffentlichen Vorlesung; Hr. Prof. Ewald, den Pentateuch um 10 Uhr; Hr. M. Holzhausen, das Buch Hiob nebst den Propheten Joel und Habakuk, um 10 Uhr.

Eine historisch-critische Einleitung in die Bücher des Neuen Testaments gibt Hr. Prof. Reiche um 3 Uhr.

Exegetische Vorlesungen über das Neue Testament: Hr. Consist. R. Pott erklärt die Briefe an die Römer, und an die Corinthier, mit ausführlicher Erörterung der im N. T. vorkommenden jüdischen Vorstellungen, um 9 Uhr; Hr. Prof. Lücke, die Briefe an die Corinthier, und den Brief an die Hebräer 6 St. wöch. um 9 Uhr; Hr. Prof. Reiche erklärt die drey ersten Evangelien 6 St. wöch. um 9 Uhr, und verbindet damit eine demnächst zu bestimmende Uebungsstunde. Hr. Licent. M. Matthäi erklärt die Briefe an die Corinthier, an die Epheser, an die Colosser, an die Hebräer, und die Briefe des Apostels Petrus 6 St. wöch. um 9 Uhr. Hr. Universit. Pred. Licent. Müller hält 2 St. wöch. um 3 Uhr eine unentgeltliche Vorlesung über die evangelischen Pericopen, verbunden mit einer Anleitung zu der homiletischen Behandlung derselben. Hr. Rep. M. Rettberg erklärt das Evang. und die Briefe des Ap. Johannes, und die Apostel-Geschichte 6 St. wöch. um 9 Uhr; Hr. Rep. M. Köllner, das Evang. und die Briefe des Ap. Johannes 6 St. wöch. um 9 Uhr.

Die biblische Theologie des Alten so wohl als des Neuen Testaments trägt Hr. Prof. Ewald um 4 Uhr vor;

Die Lehre Jesu von den Wundern, und die Lehren der alten Parsen und der Juden zur Zeit Jesu, namentlich des Philo, Josephus, und der Rabbinen, die vorzüglich zur Erläuterung des N. T. dienen, Hr Licent. M. Matthäi, 2 St. wöch. Dinst. und Freyt. um 3 Uhr;

Die Dogmengeschichte, Hr Prof. Reiche um 5 Uhr; Hr M. Holzhausen um 5 Uhr.

Eine historische Darstellung der vorzüglichsten symbolischen Lehrbegriffe der christlichen Theologie gibt Hr Rep. M. Köllner 5 St. um 11 Uhr.

Zu Examinatorien oder Repetitorien über die Dogmatik erbetet sich Hr Rep. M. Köllner.

Die christliche Ethik trägt Hr Prof. Lücke, 5 St. wöch. um 11 Uhr, und Dinst. und Freyt. um 3 Uhr vor.

Den ersten Theil der Kirchengeschichte handelt Hr Prof. Gieseler 6 St. wöch. um 8 Uhr ab, den dritten, öffentlich, 6 St. wöch. um 7 Uhr; die Kirchengeschichte vom ersten bis zum vierzehnten Jahrh. Hr M. Holzhausen 6 St. wöch. um 8 Uhr; die zweyte Hälfte der Kirchengeschichte, von der Völkerwanderung bis zum J. 1555, Hr Rep. M. Rettberg 6 St. wöch. um 8 Uhr.

Die practische Theologie lehrt Hr Universit. Prediger Licent. Müller 5 St. wöch. um 8 Uhr.

Die Homiletik wird Hr Consist. R. Pott um 2 Uhr abhandeln, und außerdem die Aufsicht über die verschiedenen Uebungen der Mitglieder des homiletischen Seminars fortsetzen.

Die Theorie der religiösen Catechetik wird von Hr Prof. Honor. Gen. Superint. Dr Trefurt, nach seinem 'Tabellar. Leitfaden zu academ. Vorlesungen über die Pastoral-Lehre' 4 St. wöch. um 1 Uhr vortragen, und damit die ersten practischen Uebungen verbinden; die practischen Uebungen im catechetischen Seminar werden Mittw. u. Sonnab. um 1 Uhr öffentl. fortgesetzt werden.

Zu Examinatorien und Repetitorien über die theologischen Wissensch. erbetet sich Hr Rep. M. Rettberg, Hr Pastor Bunnemann, Hr Pastor Fraas.

Die lateinische theologische Gesellschaft unter der Aufsicht des Herrn Prof. Lücke wird öffentlich fortgesetzt, und von den Mitgliedern Josephus Bericht von seinem Leben gelesen werden.

Die exegetische Gesellschaft unter der Aufsicht des Hn. Prof. Ewald versammelt sich Freyt. Ab. um 6 Uhr;

Die theologische Gesellschaft des Hn Rep. M. Rettberg in den Abendst. von 8 bis 10 Uhr Mittw.

Die Uebungen der theologischen Privat-Societät des Hn Pastor Fraas werden gleichfalls ihren Fortgang haben.

Das lateinische Disputatorium über Gegenstände aus der Theologie und Philosophie, nach lateinischen Abhandlungen, wird von Hn Rep. M. Köllner fortgesetzt werden.

In dem Repetenten-Collegium wird Mont. u. Donnerst. um 3 Uhr Hr Rep. M. Rettberg die Messianischen Weissagungen des N. T., Hr Rep. M. Köllner Mont. und Donnerst. um 4 Uhr die dem Jacobus und Petrus beigelegten Briefe erklären.

R e c h t s w i s s e n s c h a f t.

Die Encyclopädie des gesammten heutigen Rechtes trägt Hr Geh. Just. R. Hugo um 10 Uhr vor; Hr Prof. Blume, nach einem mitzutheilenden Grundriss, um 9 Uhr; Hr Dr Schumacher 5 St. wöch. um 10 Uhr; Naturrecht, oder Philosophie des Rechts, Hr Dr Schumacher um 7 Uhr M. oder in einer bequemern St. (vgl. Philosophische Wissenschaft.);

Das positive Europäische Völkerrecht, Herr Prof. Saalfeld, nach seinem Grundriss, Mont., Dinst. und Mittw. um 11 Uhr;

Die Geschichte des deutschen Staatsrechtes (und Privatrechtes), Hr Prof. Kraut um 10 Uhr;

Das Staatsrecht des deutschen Bundes und der Bundesstaaten, Hr Prof. Kraut um 11 Uhr;

Das Staatsrecht des Königr. Hannover (mit dem Privat-Rechte), Hr Dr Quentin 6 St. wöch. um 7 Uhr M.;

Die Strafrechts-Wissenschaft, Hr Hofr. Bauer, nach seinem 'Lehrbuch', um 9 Uhr; Criminal-Recht, und Criminal-Proceß, nach Feuerbach (Ausfl. II), Hr Dr Zacharia 6 St. wöch. um 10 Uhr; Criminal-Recht, nach Feuerbach, Hr Dr von Dehn-Rotfeller um 10 Uhr;

Die Geschichte des heutigen Römischen Rechtes, Hr Geh. Just. R. Hugo um 7 Uhr;

Die Geschichte und die Alterthümer des Rö-

mischen Rechtes, Hr Hofr. Göschen um 8 Uhr; Hr Prof. Ribbentrop um 10 Uhr;

Das heutige Römische Recht (Institutionen und Pandecten), Hr Geh. Just. R. Hugo um 9 Uhr;

Die Institutionen des Römischen Rechtes, Hr Hofr. Göschen um 11 Uhr; Hr Assess. Dr Walett, der die Geschichte des R. Rechtes damit verbindet, um 8 Uhr; Hr Dr Zachariä, nach s. Grundrisse, um 11 Uhr; Hr Dr Northoff, um 10 Uhr;

Die Pandecten, oder ein allgemeines System des heutigen Röm. Rechtes, Hr. Geh. Just. R. Meister, nach einem seinen Zuhörern mitzutheilenden Grundrisse, um 9 u. 11 Uhr; Hr Prof. Ribbentrop um 8 und 11 Uhr; Hr Dr Rothamel, privatissime; Hr Assessor Dr Walett, nach seinem 'Lehrbuch', um 9 u. 11 Uhr; Hr Dr Northoff, nach seinem den Zuhörern mitzutheilenden Grundrisse, um 9 u. 11 Uhr, und in Verbindung mit unentgeltlichen demnächst zu bestimmenden Examinations- und Disputations-Stunden.

Das Erbrecht trägt Hr Hofr. Göschen, nach seinem Grundrisse, um 10 Uhr vor; Hr. Prof. Blume, nach s. Grundrisse des Pandectenrechtes, um 7 Uhr; Hr Dr Kern 1 St. wöch. um 10 Uhr, von der Mitte des Sommers an 2 St. wöch.; Hr Dr Benfen 4 St. wöch. um 8 Uhr;

Die Lehre von der nothwendigen Berücksichtigung der Descendenten, der Ascendenten, und der Geschwister bey Errichtung von Testamenten, desgleichen die Lehre von der Usucapion, und den Präscriptionen, und die Lehre von der Ordnung der Gläubiger im Concurse, Hr Dr Grefe Mittw. und Sonnab. um 5 Uhr.

Ein Civil-Practicum, als pract. Pandecten-Repetitorium, hält Hr Dr von Dehn-Kotfeller 4 St. wöch. um 5 Uhr.

Das Kirchenrecht trägt Hr Prof. Blume, nach der zweyten Ausg. s. Grundrisses, 5 St. wöch. um 10 Uhr vor; Hr Dr Rothamel, nach Wiese, um 10 Uhr; Hr Dr Möbius, mit einer kirchengeschichtlichen Einleitung, 6 St. wöch. um 9 Uhr; Hr Dr Duncker um 9 Uhr.

Ueber die Alterthümer des deutschen Rechtes hält Hr Prof. Jac. Grimm Mont., Dinst., Donnerst. und Freyt. um 5 Uhr eine Vorlesung.

Die Geschichte des deutschen (Staatsrechtes und) Privatrechtes trägt Hr Prof. Kraut um 10 Uhr vor;

Das deutsche Privat-Recht, und das Lehrecht, Hr Prof. Abrecht 12 St. wöch. um 8 u. 11 Uhr; Hr Dr Thöl, nach Eichhorn, 10 St. wöch. um 9 u. 11 Uhr;

Das Handelsrecht, Hr Dr Thöl 5 St. wöch. um 2 Uhr, oder in einer bequemern Stunde;

Das hannoversche Privatrecht, Hr Dr Quentin (zugleich mit dem Staatsrechte), 6 St. wöch. um 7 Uhr; Hr Dr Grefe 5 St. wöch. um 11 Uhr;

Das Braunschweig = Wolfenbüttelsche Privat-Recht, Hr Dr Zacharia um 2 Uhr.

Ueber die Verfassung und Verwaltung des Herzogthums Nassau hält Hr Hofr. Bauer für die hier studierenden Nassauer eine Vorlesung um 3 Uhr

Das Preussische Landrecht, und die Theorie des Processus trägt Hr Dr Quentin, 6 St. wöch. um 8 Uhr vor; Hr Assess. Dr Balett, um 2 Uhr.

Den Criminal-Process handelt Hr Hofr. Bauer, mit pract. Uebungen, um 11 Uhr ab; Hr Dr Zacharia zugleich mit dem Criminal-Rechte;

Die Theorie des heutigen bürgerlichen Processus, Hr Hofr. Bergmann 5 St. wöch. um 4 Uhr; Hr Dr Grefe 6 St. wöch. um 11 Uhr;

Den hannoverschen Civil-Process, Hr Dr Quentin 3 Stunden wöchentlich um 1 Uhr.

Die hannoversche Process-Ordnung für die Untergerichte wird Hr Dr Quentin in einer bequemern St. erläutern.

Die Lehre von Klagen und Einreden handelt Hr Dr Benfen, 4 St. wöch. um 3 Uhr ab.

Ein practisches Collegium über den Process hält Hr Hofr. Bergmann 5 St. wöch. um 9 Uhr; ein Relatorium, 3 St. wöch. um 10 Uhr, mit Hinweisung auf seine 'Beiträge zur Einleit. in die Praxis', und seine 'Anleit. zum Referieren'.

Zu General- sowohl als Special-Examinatorien über die verschiedenen Rechtstheile, in deutscher oder lateinischer Sprache, so wie auch zu Repetitorien er-bietet sich Hr Dr Rothamel, Hr Assess. Dr Balett, Hr Dr Kern, Hr Dr von Dehn = Kottfeller, Hr Dr Thöl, Hr Ob Zimmermann.

H e i l f u n d e .

Die Vorlesungen über Botanik und Chemie s. bey der Naturlehre.

Eine Einleitung in das Studium der Medicin gibt Hr Hofr. Conradi, nach der 3. Ausg. seines 'Grundrisses der medic. Encyclopädie und Methodologie,' Sonnab. um 7 Uhr N. öffentlich.

Eine philosophische Encyclopädie sämmtlicher Doctrinen der Physik und Medicin trägt Hr Dr Kraus 5 St. wöch. vor;

Neurologie, Hr Hofr. Langenbeck Donnerst. und Freyt. um 6 Uhr Ab. u. Sonnab. um 6 Uhr Morg., nach f. Lehrb., mit Hinweisung auf die Icon. neurol.

Osteologie und Synthesmologie, Hr Prof. Hempel, nach der 5. Ausg. seiner 'Anfangsgründe der Anatomie,' Dinst. und Freyt. um 11 Uhr;

Die vergleichende Anatomie, Hr Dr Berthold, 5 St. wöch. um 2 Uhr; Hr Dr Himly, um 7 Uhr;

Die Physiologie, Hr Ober-Medicinal-R. Blumenbach, 6 St. wöch. um 8 Uhr; Hr Prof. Hempel, mit Hinsicht auf Pathologie, nach der 3. Ausg. seiner 'Einleitung in die Physiologie' 5 St. wöch. um 8 Uhr;

Die Physiologie des Menschen, erläutert durch Demonstrationen an Präparaten und durch Versuche an lebenden Thieren, Hr Dr Herbst, nach Blumenbach's Handb. 6 Stunden wöch. um 8 Uhr; Hr Dr Berthold, nach seinem 'Lehrbuch der Physiologie des Menschen und der Thiere, Gött. 1829', 5 St. wöch. um 10 Uhr; Hr Dr Himly 6 Stunden wöchentlich um 8 Uhr.

Versuche über die thierische Wärme wird Hr Dr Herbst unentgeltlich Donnerst. um 11 Uhr anstellen und erläutern.

Die Diätetik trägt Hr Dr Herbst für Aerzte sowohl als Nichtärzte Mont., Mittw. u. Freyt. um 4 Uhr vor;

Allgemeine Pathologie, nach der 4. Ausg. seines Handbuchs, und allgemeine Therapie, Hr Hofr. Conradi 4 St. wöch. um 3 Uhr;

Allgemeine Pathologie, Symptomatologie, und Therapie, Hr Prof. Marx 5 Stunden wöchentlich um 3 Uhr;

Allgemeine Nosologie und Therapie, Hr Dr Kraus, nach seinem während der Vorlesung erscheinenden Lehrbuche, 5 St. wöchentlich;

Allgemeine Heilmittel-Lehre, Hr Dr Kraus, nach seiner 'Wissenschaftlichen Uebersicht der gesammten Heilmittel-Lehre', 2 St. wöch. unentgeltlich;

Practische Heilmittel-Lehre, mit besonderer Hinsicht auf Pharmacognosie und mit Vorlegung vergleichender Pflanzenabbildungen, derselbe, nach dem eben erwähnten Lehrbuche, 6 St. wöch.; Hr Dr Herbst, 4 St. wöch. um 7 Uhr; Hr Dr Conradi, nach Hufeland, 5 St. wöchentl. um 4 Uhr.

Ueber die Heilquellen vorzüglich Deutschlands, und der Schweiz hält Hr Dr Conradi 3 St. wöch. um 9 Uhr eine Vorlesung.

Die Pharmacie lehrt Hr Hofr. Stromeyer 5 Stunden wöchentlich um 6 Uhr Morgens;

Receptierkunde, Hr Dr Kraus, nach Beendigung der allgem. Heilmittellehre, 2 St. wöch. unentgeltlich.

Den ersten Theil der speciellen Nosologie und Therapie, welcher die Krankheiten der größern Systeme des menschlichen Körpers begreift, handelt Hr Hofr. Himly 6 St. wöch. um 10 Uhr ab;

Den ersten Theil der speciellen Pathologie und Therapie, die Fieber, Entzündungen, und Hautausschläge enthaltend, Hr Hofr. Conradi, nach der vierten Ausgabe seines Handbuchs, um 5 Uhr; Hr Prof. Marr, um 5 Uhr;

Die Krankheiten der Augen und der Ohren, Hr Hofr. Himly um 3 Uhr.

Uebungen in den bey Augenkrankheiten erforderlichen Operationen stellt Hr Hofr. Langenbeck privatissime an.

Die Krankheiten des weiblichen Geschlechtes handelt Hr Prof. Mende 4 St. wöch. um 7 Uhr M. ab; Hr Prof. Oslander um 10 Uhr.

Die erste Hälfte der Chirurgie trägt Hr Hofr. Langenbeck von 1 bis 3 Uhr vor.

Die Manual-Chirurgie lehrt Hr. Hofr. Langenbeck privatissime;

Den chirurgischen Verband, Hr Dr Pauli um 7 Uhr Abends.

Eine Anleitung zu der Behandlung der Zahnkrankheiten und den dabey erforderlichen Operationen, so wie auch zu der Verfertigung und Einsetzung künstlicher Zähne oder ganzer Gebisse gibt derselbe privatissime.

Entbindungswissenschaft u. Entbindungskunst lehrt Hr Prof. Mende 5 Stunden wöchentlich um

9 Uhr; dieselbe Stunde Sonnab. bestimmt er zu practischen Uebungen, wozu er außerdem auch alle im Entbindungshause vorkommenden Fälle benutzt; auch ist er zu Privatissimis erbötig. Hr Prof. Oslander gibt um 2 Uhr Anleitung zu den geburts-hülflichen Operationen. Hr Dr Tresurt lehrt die Entbindungswissenschaft 5 St. wöch. um 9 Uhr, und pract. Entbindungskunst mit Uebungen am Fantome täglich um 4 Uhr; Sonnab. um 8 Uhr hält er eine unentgeltliche Vorlesung über die Blutflüsse der Gebärenden.

Die gerichtliche Medicin trägt Hr Prof. Mende 5 Stunden wöchentlich um 4 Uhr vor.

Zu Examinatorien, Disputatorien, und Repetitorien über die verschiedenen medicinischen Wissenschaften erbiethet sich Hr Dr Herbst, Hr Dr Berthold.

Die medicinischen und chirurgischen clinischen Uebungen in dem academischen Hospitale und in den Privat-Wohnungen der Kranken wird Hr Hofr. Himly, nach der bisherigen Einrichtung, die er in einer kleinen Schrift 'Verfassung der medicinisch-chirurgischen Klinik zu Göttingen, 1803' entwickelt hat, fortsetzen, und bestimmt dazu die Stunde von 11 bis 12 täglich.

Für die clinischen Uebungen im chirurgischen Krankenhause bestimmt Hr Hofrath Langenbeck die Stunde von 8 bis 9 Uhr.

Anleitung zur medicinischen Klinik gibt Hr Hofr. Conradi in dem unter seiner Direction stehenden Institute um 10 Uhr.

Der Director der Königl. Thierarzney-Schule, Hr Dr Lappe, handelt die Lehre von der Beurtheilung des Aeußern des Pferdes und von der Pferdezuucht 4 St. wöch. um 2 Uhr ab; die Krankheiten der landwirthschaftlichen Hausthiere 6 St. wöch. um 11 Uhr; die gerichtliche Thier-Heilkunde 4 St. wöch. um 3 Uhr. Die practischen Uebungen im Thier-Hospitale werden täglich um 10 Uhr gehalten.

Philosophische Wissenschaften.

Logik und Encyclopädie der Philosophie, trägt Hr Hofr. Schulze 5 St. wöch. um 7 Uhr vor,

554 Göttingische gel. Anzeigen

jene nach der fünften, diese nach der dritten Ausg. seiner Lehrbücher;

Logik und Metaphysik, Hr. Hofr. Wendt, nach Sägen, die er den Zuhörern mittheilen wird, 5 St. wöch. um 8 Uhr;

Psychische Anthropologie, Hr. Hofr. Schulze, nach der dritten Ausg. seiner 'Psychischen Anthropologie', um 5 Uhr;

Naturrecht, oder reine und angewandte Rechtslehre, Hr. Hofr. Wendt, nach seinen 'Grundzügen der philos. Rechtslehre. Leipz. 1811', 5 St. wöch. um 10 Uhr;

Religions-Philosophie, und Moral, Hr. M. Bohß, 4 St. wöch. um 7 Uhr.

Die Uebungen der philosophischen Gesellschaft des Hn Hofr. Wendt werden zur gewöhnlichen Stunde fortgesetzt werden.

Die gesammte Politik, oder die Lehre von der Verfassung und Verwaltung des Staats, trägt Hr. Prof. Saalfeld, nach seinem Grundrisse, um 3 Uhr vor;

Die Staatswirthschaft nebst der Finanzwissenschaft, Hr. Prof. Saalfeld, nach seinem Grundrisse, um 10 Uhr;

Die Land- und forstwirthschaftliche Bodenkunde, Hr. Hofr. Hausmann Dinst., und Freyt. um 7 Uhr.

Die Technologie handelt Hr. Hofr. Hausmann 5 St. wöch. um 10 Uhr ab, und besucht mit seinen Zuhörern die nahe gelegenen Fabriken u. Werkstätten.

Mathematische Wissenschaften.

Die reine Mathematik trägt Hr. Hofr. Thibaut, nach der 5. Ausg. seines Lehrbuches, um 4 Uhr vor; Hr. Prof. Ulrich um 3 Uhr; Hr. M. Köhler, nach Lorenz, um 2 Uhr;

Analysis des Endlichen und analytische Geometrie, Hr. Hofr. Thibaut um 2 Uhr;

Differential- und Integral-Rechnung, Hr Prof. Ulrich um 11 Uhr;

Die angewandte Mathematik, Hr M. Stern um 3 Uhr;

Die Mathesis forensis, Hr. M. Köhler Mittw. und Sonnab. um 10 Uhr.

Die practische Geometrie lehrt Hr. Prof. Ulrich Mont., Mittw. und Freyt. von 5 bis 7 Uhr; Hr. M. Schrader, mit besonderer Hinsicht auf Cameralisten, Forstmänner und Deconomen, Abends von 5 bis 7 oder 6 bis 8 Uhr; Hr M. Focke in bequemen Stunden; Hr M. Köhler Mittw. und Sonnab. von 5 bis 7 Uhr.

Die in der höhern Geodäsie anzuwendenden Werkzeuge, Beobachtungen und Berechnungen wird Hr Hofr. Gauß privatissime erläutern.

Die höhere Mechanik trägt Hr M. Stern, mit besonderer Hinsicht auf das Werk von Poisson, 5 St. wöch. um 11 Uhr vor;

Die Beschreibung und Theorie der hydraulischen Maschinen, Hr Prof. Ulrich privatissime;

Die Grundlehren der Astronomie, Hr Prof. Harding um 10 Uhr;

Die Theorie der Bewegung der Planeten und der Cometen, Hr Hofr. Gauß um 10 Uhr.

Zur Kenntniß der Gestirne gibt Hr Prof. Harding in bequemen Abendstunden Anleitung.

Populäre Astronomie wird Hr M. Stern Mont. und Dinst. um 5 Uhr vortragen;

Die mathematische und physische Geographie, Hr Prof. Harding um 3 Uhr;

Die Theorie der bürgerlichen Baukunst, Hr M. Schrader um 8 Uhr; Hr M. Köhler, mit Uebungen im Zeichnen, 4 St. wöch. um 11 Uhr.

In der Kunst Stadt- und Landgebäude zu erfinden, und die Risse gehörig auszuarbeiten, so wie in der Anfertigung richtiger Bauanschlätze unterrichtet Hr M. Schrader um 11 Uhr.

Zum Privat-Unterricht in einzelnen Theilen der mathematischen Wissenschaften ist Hr M. Köhler erbötig.

N a t u r l e h r e.

Die Naturgeschichte trägt Hr Ober-Medicinal-R. Blumenbach, nach seinem Handbuche, 5 Stunden wöchentlich um 5 Uhr vor.

Die allgemeine Botanik, Hr Hofr. Schrader 5 Stunden wöchentlich um 7 Uhr; die öconomische u. Forstbotanik um 8 Uhr; die medicinische Botanik Mont., Dinst. u. Mittw. um 6 Uhr Ab. privatiss.; Sonnab. um 3 Uhr stellt er botanische Excursionen an, und gibt in den gewöhnlichen Stunden im botanischen Garten Demonstrationen. — Hr Prof. Bartling lehrt specielle Botanik nach den natürlichen Familien, 5 St. wöch. um 7 Uhr; öconomische und Forst-Botanik 4 St. wöch. um 8 Uhr; medicinische Botanik in einer demnächst zu bestimmenden Stunde; Organographie und Physiologie der Gewächse, 4 St. wöch. um 11 Uhr. Botanische Excursionen und Demonstrationen werden zur gewöhnlichen Zeit statt haben.

Practisch-mineralogische Uebungen, verbunden mit Demonstrationen in dem academ. Museum, stellt Hr Hofr. Hausmann Mittw. u. Donnerst. um 7 Uhr an.

Die Geognosie lehrt Hr Hofr. Hausmann um 8 Uhr, und stellt zu diesem Zwecke Excursionen an.

Die Experimental-Physik trägt Hr Prof. Weber um 4 Uhr vor.

Die physische Geographie lehrt Hr Prof. Harbing, in Verbindung mit der mathematischen, um 3 Uhr; Hr Prof. Bunsen um 8 Uhr;

Die theoretische Chemie, verbunden mit den erläuternden Experimenten, Hr Hofr. Stromeyer 6 St. wöchentlich um 9 Uhr.

Die practischen chemischen Uebungen in dem academischen Laboratorium werden Mont. u. Dinst. von 11 bis 1 Uhr fortgesetzt werden.

H i s t o r i s c h e W i s s e n s c h a f t e n.

Allgemeine Länder- und Völkerkunde trägt Hr Hofr. Heeren 6 Stunden wöchentlich um 7 Uhr vor, mit Pinweisung auf die den Zuhörern vorzulegenden Karten.

Die Diplomatie handelt Hr Hofr. Tychsen, nach seinem Grundrisse, um 1 Uhr ab;

Die Geschichte der alten Welt, Hr Hofr. Heeren, nach der fünften Ausg. seines Handbuches, um 4 Uhr; Hr Hofr. Dahlmann 6 St. wöch. um 8 Uhr; Hr Prof. Hoek 5 St. wöch. um 4 Uhr;

Die Römische Geschichte, vom Ende des dritten Punischen Krieges bis zu der Schlacht bey Actium, Hr M. Thospann 5 St. wöch. um 6 Uhr M.

Die Geschichte der Europäischen Staaten, Hr Hofr. Dahlmann 5 St. wöch. um 3 Uhr;

Die Geschichte der neuesten Zeit vom Anfange der Französ. Revolution, Hr Prof. Saalfeld, nach seinem Grundrisse, um 5 Uhr.

Die Vorlesung des Hn Hofr. Bauer über die Verfassung und Verwaltung der Nassauischen Lande ist bereits oben erwähnt worden.

Ueber die glorreiche Periode der Geschichte Großbritanniens unter der Regierung der Königin Elisabeth wird Hr M. Thospann Mont., Mittw. und Freyt. um 3 Uhr eine Vorlesung halten.

Die Kirchengeschichte s. bey den Theologischen Wissenschaften.

Literär = Geschichte.

Die allgemeine Literär-Geschichte trägt Hr. Ober-Bibliothekar Reuß 4 St. wöch. vor;

Die Geschichte der Wissenschaft und Kunst unter den Arabern, Hr Hofr. Tychsen um 9 Uhr;

Die Geschichte der Römischen Literatur, Hr M. von Leutsch 5 St. wöch. um 5 Uhr.

Die Vorlesungen über die Geschichte einzelner Wissenschaften und Künste sind bey jedem einzelnen Fache erwähnt.

Schöne Künste.

Aesthetik oder Philosophie der Kunst, trägt Hr W. Boß 4 St. wöch. um 3 Uhr vor.

Eine Anleitung zum deutschen Stil gibt Hr Prof. Bunsen 4 St. wöch. um 5 Uhr;

Einen historischen und critischen Abriss der Geschichte der Französischen Literatur, Hr. Prof. Artaud 4 Stunden wöchentlich in Französischer Sprache.

Die Vorlesungen über die Baukunst s. bey den Mathematischen Wissenschaften.

Die Geschichte der Mahlerkunst, Bildhauerkunst, Baukunst u. s. w. von der Wiederstellung der Kunst bis auf unsere Zeit trägt Hr Prof. Desterley, mit Benutzung der Gemälde- und Kupferstichsammlung 5 St. wöch. um 7 Uhr vor; auch ist er zum Unterricht im Zeichnen und Mahlen erbötig.

Unterricht im Landschafts-zeichnen gibt Hr Zeichenmeister Eberlein.

Die Theorie der Musik trägt Hr Musik-Director M. Heinroth Mont. u. Freyt. um 4 Uhr vor. Für die Sing-Academie ist der Abend jedes Montags von 8 Uhr an bestimmt; für eine Anleitung zum Altargesänge, die St. von 4 bis 5 Dinst. Außerdem ist Hr Musik-Director M. Heinroth auch zum Privat-Unterricht im Gesänge und Clavierspiele erbötig.

Alterthumskunde.

Die Archäologie, und die Geschichte der Kunst bey den Alten handelt Hr Prof. Müller 5 Stunden wöchentlich um 9 Uhr ab.

Orientalische und alte Sprachen.

Die Propheten Joel, Amos, Obadja erklärt Hr M. Wüstenfeld Dinst. u. Freyt. um 4 Uhr.

Die Aramäische Sprache erläutert Hr Prof. Ewald Mittw. u. Donnerst. um 6 Uhr aus dem Buche Daniel.

Die Anfangsgründe des Arabischen trägt Hr M. Wüstenfeld Mont., Mittw. und Freyt. um 3 Uhr unentgeltlich vor;

Die Anfangsgründe der Sanscrit-Sprache, Hr Prof. Ewald Mont. und Dinst. um 6 Uhr.

Ausgewählte Rhapsodien des Mahabharat erklärt Hr M. Wüstenfeld Dinst. und Donnerst. um 3 Uhr.

Die Vorlesungen über das Alte und Neue Testament s. bey den Theologischen Wissenschaften.

Ueber die Metrik der Griechischen und Lateinischen Dichter und die Beschaffenheit der alten Musik hält Hr Prof. Dissen eine Vorlesung um 3 Uhr.

Vorlesungen über die Griechische Sprache und Griechische Schriftsteller: Hr Hofr. Mitscherlich übt die Mitglieder des philol. Seminars Mont. u. Dinst. um 11 Uhr in der Erklärung der Hymnen des Callimachus. Hr Prof. Müller erklärt den Pindar 5 St. wöchentlich um 10 Uhr. Hr Assess. M. Bode gibt 5 St. wöch. um 5 Uhr, nach einer Entwicklung des Ursprunges und des Characters der tragischen Kunst der Griechen, eine Erläuterung und metrische Uebersetzung des Oedipus auf Colonos. Hr M. Lion erklärt um 11 Uhr den Dionysius Periegetes, und verbindet damit eine Geschichte der alten Geographie. Hr M. von Leutsch erläutert unentgeltlich Donnerst. und Freyt. um 3 Uhr die Ritter des Aristophanes. — Zum Privat-Unterricht im Griechischen erbiethet sich Hr Assess. M. Bode, Hr M. Lion.

Vorlesungen über die lateinische Sprache und lateinische Schriftsteller: Hr Hofr. Mitscherlich erklärt um 2 Uhr Horazens Satiren und Briefe, nebst dem Briefe an die Pisonen. Hr Prof. Dissen bestimmt für die Mitglieder des philologischen Seminars, Donnerst. und Freyt. um 11 Uhr die Argonautica des Valerius Flaccus. Hr Prof. Müller übt Mittw. um 11 Uhr die Mitglieder des Seminars im Disputieren. Hr Assess. M. Bode erklärt 5 St. wöch. um 4 Uhr Tacitus historiae; Hr Assess. M. Beutler, 4 St. wöch. um 3 Uhr die Satiren des Horaz, und unentgeltlich in einer demnächst zu bestimmenden Stunde Mont. und Donnerst. Tacitus Germania; Hr M. Lion, um 1 Uhr, ausgewählte Stellen der Attischen Nächte des Sallust; Hr M. Thospann, 3 Stunden wöchentlich in bequemer Stunde einige Ab-

Schnitte der Institut. orator. des Quintilian; Hr M. von Leutsch, 5 Stunden wöchentlich um 4 Uhr, Ciceros Bücher de oratore. — Zum Privat-Unterricht im Lateinischen erbiethet sich Hr Assess. M. Bode, Hr M. Lion.

Die Mittelhochdeutsche Grammatik trägt Hr Hofr. Benecke 4 St. wöch. Ab. um 7 Uhr vor, und erläutert alsdann ausgewählte Stücke mittelhochdeutscher Dichter.

Das Gedicht von den Nibelungen erklärt Hr Prof. Wilh. Grimm 4 St. wöch. um 6 Uhr Abends.

Neuere Sprachen und Literatur.

Die Französische Sprache lehrt Hr Prof. Artaud. — Zum Privat-Unterrichte erbiethet sich Hr M. Lion.

Die Anfangsgründe der Englischen Sprache, trägt, in Verbindung mit practischen Uebungen, Hr Hofr. Benecke Mont., Dinst., Donnerst. und Freyt. um 6 Uhr Ab. vor. — Hr M. Lion ist zum Privat-Unterricht im Englischen erbötig.

Die Anfangsgründe der Italiänischen, Spanischen, und Portugiesischen Sprache lehrt Hr Prof. Bunsen 5 Stunden wöchentlich um 4 Uhr. Privat-Unterricht im Italiänischen ertheilt Hr M. Lion.

Die Reitbahn ist dem Hn Stallmeister Dettmering untergeben; der Fechtboden, dem Univ. Fechtmeister, Hn Gastrop; der Tanzboden, dem Univ. Tanzmeister, Hn Hölzke.

Bei dem Logis-Commissär, Pabell Schäfer, können diejenigen, welche Wohnungen suchen, sowohl über die Preise, als andere Umstände, Nachricht erhalten, und durch ihn im voraus Bestellungen machen.

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

57. Stück.

Den 9. April 1832.

C a l c u t t a.

Transactions of the medical and physical society of Calcutta. Vol. IV. 1829. 450 S. with an appendix. (s. G. g. A. 1829. St. 100).

Auch dieser neue Band der Gesellschaft naturforschender Aerzte in Indien macht uns mit manchen interessanten Gegenständen und Beobachtungen aus dem Gebiete des indischen Continents bekannt, und führt uns auf Punkte, von welchen wir eine erfreuliche und belehrende Aussicht über manche bisher unbekannte Erscheinungen erhalten, welches die Aufmerksamkeit um so mehr anzieht, je mehr die Verbindung zwischen Europa und Asien vermittelst des starken Handelverkehrs enger und leichter geworden ist, und je stärker unser Blick durch die daher stammende verderbliche Cholera-Seuche in neuern Zeiten dahin gezogen ist.

Dieser vierte Band enthält eine Menge Abhandlungen von kleinerer und größerer Ausdehnung, von mehrerer oder minderer Wichtigkeit, welche

Ref. nach diesem Maßstabe kürzer oder ausführlicher aufführen wird.

1. On lactucarium or lettuce opium by J. Graham, M. Dr.

Dieses Heilmittel, welches neuerdings von Dr. Core in Philadelphia versucht und hernach von Dr. Duncan dem ältern in Edinburg häufig gebraucht worden ist, ist bekanntlich der eingetrocknete milchichte Saft der lactuca sativa, der beym Einschnitten der Pflanze von selbst ausfließt.

Schon Dioscorides, Celsus und Galenus empfahlen diese Pflanze wegen ihrer beruhigenden Kräfte, welche denen des Opiums gleichkommen.

In England wird sie in dieser Rücksicht cultiviert, und soll auch dort zu der nothwendigen Vollkommenheit gelangen, daß der aus den Einschnitten fließende Saft aufgefangen und getrocknet zum Gebrauche aufbewahrt werden kann. In Deutschland, besonders dem nördlichen, erlangt sie nie oder wohl selten diese Vollständigkeit.

Die Gegend in Indien, wo diese Pflanze, Coss lettuce genannt, die größte Vollkommenheit erlangt, ist die von Pattna, wo auch das beste Opium gewonnen wird.

Nachdem der Verf. die beste Art das Lactucarium aus dieser Pflanze zu gewinnen, angegeben hat, wendet er sich zu der Wirkung dieses Stoffes, die er schlafmachend und schmerzstillend angibt, und die mit keinen unangenehmen Nebenwirkungen, welche andere Narcotica haben, begleitet ist. Die Erfahrungen, welche er davon gemacht hat und die ihm von andern Aerzten mitgetheilt sind, sprechen alle zu Gunsten dieses Mittels, dessen Dose er zu 2, 3, 4 bis 10 und 12 Gran angibt, und nach der Constitution der Kranken, so wie nach der Art der Krankheit bestimmt

werden muß. In England ist, wie bekannt, dieses Mittel in neuern Zeiten sehr erhoben worden.

2. On Landscurvey among the natives, by B. Burt, M. Dr.

Der Verf. beobachtete den Landscorbut bey nassem und kaltem Wetter und wurde zuerst auf denselben durch den Speichelfluß aufmerksam, der nach gereichten kleinen Dosen von Calomel entstand, und fand ihn nachher oft nach unbedeutenden Fiebern ausbrechen.

Er erschien in zwey Stadien; in dem ersten derselben waren Schwäche, Muthlosigkeit vorherrschend, es zeigte sich ein leukophlegmatisches Ansehen und der Mund wurde auf die bekannte Weise afficiert. Im zweyten stellten sich den rheumatischen ähnliche Schmerzen ein, denen blaue Flecke auf der Haut mit Trockenheit derselben folgten; zuletzt schwellen die Füße an, die Entkräftung nahm überhand und endete mit dem Tode.

Aller genommenen Vorsichtsmaßregeln ungeachtet schritt die Krankheit immer vorwärts bis zur warmen Jahreszeit, wo sie verschwand.

Die Heilung bezweckenden Maßregeln, zu welchen man die Zuflucht nahm, beschränkten sich auf fleißige Bewegung in freyer Luft, auf Darreichung bitterer stärkender Mittel; der Patient erhielt Milch zur Nahrung, frische Orangen, und der Mund wurde oft mit zusammenziehenden Mundwassern gereinigt. In dem zweyten Stadium mußte oft zu gelinden Abführungsmitteln Rhabarber, Ricinusöl u. s. w. gegriffen werden, und zuletzt zur China. Alle Mercurialmittel waren höchst schädlich.

3. Case of ischuria renalis by J. Bird.

Ein mit einer fast gänzlichen Harnverhaltung ins Hospital kommender Kranke, welcher erst wenige Stunden vorher davon ergriffen worden war, konnte durch kein Mittel von seinem Uebel befreuet werden, sein Sensorium wurde ergriffen, es entstand Koma und am 7ten Tage folgte in demselben der Tod.

Die Leichenöffnung zeigte Verdickung der Magenhäute, Anfüllung der Gefäße derselben, eine vergrößerte Leber, eine fünfmal größere Milz als gewöhnlich, ein zusammengezogenes Kolon, die Nieren zu einer zwiefachen Größe aufgetrieben mit sehr kleinen Becken und ganz desorganisirten Papillen, so daß sie schon lange vorher ihre Function nur sehr unvollkommen verrichtet haben mußten.

Nach des Verf's. Meinung ist bey einer jeden Ischuria renalis eine krankhafte Affection der Leber, Entzündung oder Vergrößerung derselben gegenwärtig und mit der in Frage seyenden Krankheit in genauer Verbindung.

4. Case of diseased antrum maxillare by W. L. Mac Gregor.

Bei einem 35jährigen Manne entstanden heftige Schmerzen der einen Gesichtshälfte mit Entzündung und Anschwellung derselben, deren Ursache in der Gegenwart von Fliegen-Larven lag, wovon der Patient einige ausschob und die hernach in bedeutender Menge durch Ausprüngen der Nasenhöhle fortgeschafft wurden, worauf sich die ganze Krankheit verlor.

5. Fatal case of epistaxis, by F. Sievright.

Ein nach einem Falle eines Trunkenboldeß auf das Gesicht erfolgtes Nasenbluten wurde, aller angewendeten Mühe ungeachtet, in wenigen Ta-

gen tödtlich. Bey der Leichendöffnung fand man viel seröses Exsudat in der Schedelhöhle, die Stirnhöhle, so wie die Kinnbackenhöhlen aber mit Blutgerinsel angefüllt.

6. An account of the general and medical topography of the Neelgerries, by D. S. Young.

Der Vf. beginnt die Beschreibung der interessanten und für die leidenden Menschen so wohlthüenden mit dem Namen der Neelgerries belegten Gegend mit der schönen Bemerkung, daß in der Anordnung unsers Erdballs allenthalben Merkmale der für die Erleichterung und Entfernung der körperlichen Schwächen und Gebrechen der Menschheit sorgenden gütigen Vorsehung wahrgenommen würden, und sich allenthalben Plätze auf der Erde fänden, die als Zufluchtsörter Kranker und Leidender dienen könnten und durch die Lieblichkeit ihrer Vegetation und ihres Bodens, so wie der Milde des Klimas für Geist und Körper erfreuend und belebend seyen. Solche Gegenden finden sich in Europa, Asien und America mehrere und die großen Ketten der Andes und der Himalaia-Gebirge bieten manche schöne Stellen dar, wo der Leidende Hülfe und Erleichterung finden kann.

In den neuern Zeiten haben die Neelgerries-Gegenden wegen ihrer paradiesischen Schönheit so wie der Milde und Gleichförmigkeit des Klimas die Aufmerksamkeit auf sich gezogen und hierdurch ist der Vf. veranlaßt worden, eine Beschreibung derselben bekannt zu machen, besonders da Vorurtheile und Aberglauben unter dem Volke sich gegen dieselben erklärt hatten.

Die Gegend der Neelgerries begreift den Strich der großen westlichen Hügelkette zwischen dem

11. und 12. Grade nördlicher Breite und dem 76. und 77. Grade der östlichen Länge. Dieser von dem 8700 Fuß hohen Dodapet und andern Gebirgen begränzte Landstrich hat im Norden das flache Land von Davaroypatam, das von der Fläche um Mysore durch den Moyar-Fluß und ein tiefes dickbewachsenes Thal getrennt wird, in Süden und Osten das offene Land von Coimbatoor, in Südwesten einen Arm des Bhowany-Flusses, der Mannar genannt, der ihn von dem zu Malabar gehörenden Khoondah-Gebirge trennt, in Westen die Gebirgskette, die von dem Minkurty-Peak begränzt wird, in Nordwest die Bindungen des Bukkareystromes. Die Länge dieses Landstrichs von Osten nach Westen beträgt 30 Meilen, die mittlere Breite 14 Meilen, und besteht aus Hügeln von verschiedener Höhe, die in wellenförmigen Linien fortgehen, vorzüglich von einer hohen in nordost- und südwestlicher Richtung liegenden Gebirgskette auslaufen, und in die Erhöhungen von Dodapet und Bewypet fortstreichen, von welchen das Auge die reizendste Aussicht in die Gegend hat und rund um sich herum ein wahres Panoram erblickt.

Zwischen den Hügeln findet sich die herrlichste Vegetation und die prachtvollste Pflanzenwelt gibt der Gegend ein bezauberndes Ansehen; Ströme fließen von allen Seiten durch dieselbe, bewässern sie und bilden mannigfaltige reizende Wasserfälle.

Die erhabene Gegend dieses Ländchens besteht aus den drey Abtheilungen Parunganaad, Maiskanaad und Thodawanaad außer einem bedeutenden Strich von Weideland, Mulanaad genannt, wohin zu gewissen Jahreszeiten die Büffel auf die Weide getrieben werden. Die Zahl der Ein-

wohner ist ungefähr 4000, welche vier Kasten bilden, die Buddagurs, Tadawurs, Cottars und Mullacoormburs, wovon letztere den Priesterstand für die andern bilden, die sich nur mit dem Ackerbaue und ihren Heerden beschäftigen. Unter diesen Kasten herrscht in Rücksicht der Sitten, der körperlichen Constitution und der Cultur eine große Verschiedenheit, so besitzen z. B. die Tadawurs die größten körperlichen Kräfte und Schönheit, die Cottars sind die bildungsfähigsten an Geiste.

Nachdem nun der Verf. Einiges über die Geologie und Zoologie dieses Landes angegeben hat, beschreibt er die Witterung und die verschiedenen Jahreszeiten, so wie das Klima dieses Ländchens, wobey es dem Leser auffallend seyn wird, daß in demselben, ob es gleich dem Aequator so nahe liegt, doch stets eine Milde und so gemäßigte Temperatur herrscht, als nur die gemäßigten Striche von Europa besitzen. Dabey ist die Temperatur stets so gleichförmig, daß sie niemals zu einer bedeutenden Höhe steigt oder beträchtlich sinkt; in den Monaten December, Januar und Februar ist z. B. dieselbe im Durchschnitte 28 bis 31 Grad Fahrenheit, die höchste 59 Grad. Während der regnigen Jahreszeit hat der Thermometer gewöhnlich einen festen Stand oder eine geringe Veränderung von $2\frac{1}{2}$ Graden in einem ganzen Monate; überhaupt ist die ganze Veränderung im ganzen Jahre, außer in den Wintermonaten selten mehr als $2\frac{1}{2}$, bis 6 oder 10 Grad, so daß dieses Klima wohl zu den gleichförmigsten und für schwindsüchtige Kranken heilsamsten gezählt werden darf.

Während der drey Wintermonate wird das Gras auf den Hügeln dürr und gelb, aber mit

dem Ende des Februars überzieht schon wieder eine reizende grüne Decke den ganzen Boden, so daß man mit Recht sagen kann, hier herrsche ein ewiger Frühling. Allein ungeachtet der hier herrschenden gemäßigten und stetigen Temperatur dürfen die sich hier aufhaltenden Kranken es doch nicht wagen, von 10 Uhr Morgens bis 4 Uhr Nachmittags sich der Sonne auszusetzen, und die beste Zeit, die freye Luft zu genießen, ist von 6 bis 9 Uhr Morgens und von 5 bis 7 Uhr Abends.

Die heitere reine Luft in dieser Gegend, welche sie ihrer Lage zu verdanken hat, indem sie über die mittlern Wolkenschichte, welche die feuchteste und ungesundeste ist, erhaben liegt, läßt auch erwarten, daß dieselbe von miasmatischen Krankheiten, denen die umliegenden höhern oder moralischen Gegenden unterworfen sind, frey bleiben und stets ein sicherer Zufluchtsort für Schwache seyn werden.

Zu der Gesundheit derselben trägt gewiß auch vieles der Umstand bey, daß sie dem Einflusse der südwestlichen und nordöstlichen Monsoons offen ist, wodurch dem Klima der gemäigte Character bewahrt wird, indem diese der Atmosphäre etwas Angenehmes und Erquickendes geben. Sehr vieles thut, nach des Verfs. Ansicht, zur Erhaltung der Gleichförmigkeit des Klimas und der Temperatur die plötzliche Entstehung von Wolken, so bald der Thermometer auf 66 Grad steigt, denn so bald dieses geschieht, wird das Gleichgewicht wieder hergestellt und die Temperatur auf ihren mittlern Grad zurückgebracht.

(Die Fortsetzung im nächsten Stücke.)

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

58. 59. Stück.

Den 12. April 1832.

Calcutta.

Fortsetzung der Anzeige: Transactions of the medical and physical Society of Calcutta. etc. Krankheiten sind in dieser Gegend selten. Unterleibsbeschwerden sind wohl den Einwohnern eigen, aber größtentheils der schlechten Nahrung und dem Mißbrauche des Opiums zuzuschreiben. Blattern sind jetzt selten herrschend, eben so wenig die Cholera; im März, April und May leiden Europäer daselbst zwar oft an Katarrhen, sie arten aber niemals in Luftröhrenentzündung aus. Patienten, die mit Fieber ankamen, verloren bald dasselbe, ohne daß es wiederkehrte; die dort gebornen Kinder sind wahre Engel. Unfruchtbare Frauen sollen in Folge des schönen Klimas und Landes ihren stillen Wunsch für Nachkommenschaft bald erfüllt sehen. Kopffaffectionen, Leberleiden, Lähmungen, Schwäche und Abgespanntheit von sitzender Lebensart in heißen Klimaten, Leibesverstopfung, Schwindfuchten, alte Geschwüre sind in 12 Monaten dort fast immer

geheilt oder gebessert. Die dahin kommenden Ausländer werden zuweilen im Anfange von Schwindel oder Diarrhöe befallen, die aber bald vergehen und einer verbesserten Gesundheit Platz machen. Im Ganzen ist die Gegend der Gesundheit äußerst zuträglich und wenn das Gouvernement oder Privatunternehmer ferner fortfahren, wie sie angefangen haben, für Wohnungen und sonstige Bedürfnisse zum Besten neuer Ankömmlinge Sorge zu tragen, so ist nicht zu zweifeln, daß diese Gegend für Leidende in Zukunft den heilsamsten und angenehmsten Aufenthaltsplatz bilden werde.

Zu beklagen ist es, daß Trauben, Äpfel, Pfirschen und Pflaumen sehr selten dort reifen, obgleich schon sehr viele Versuche, besonders von einem Hn. Sullivan damit gemacht sind; die Ursache davon liegt nach dem Vf. in der Niedrigkeit der Temperatur und der geringen Intensität der Sonnenstrahlen, welche durch die bey Erhöhung der Wärme entstehenden Niederschläge der Dünste immer auf einem zur Reifung der Früchte unzureichenden Grade erhalten wird.

Auch ist es eine traurige Erscheinung, daß die Umgegend von Neelgerries sehr viele Sümpfe hat und diesermwegen die Reise durch dieselben sehr gefährlich ist, doch kann diese Gefahr bedeutend verringert werden, wenn man dafür sorgt schnell durch diese Gegenden zu reisen und keine Nacht daselbst zuzubringen.

Eine Karte von der Neelgerries-Gegend, eine Abbildung eines zum Tadawur-Stamme gehörenden Mannes und vier meteorologische Tafeln dienen zur Erläuterung dieses sehr interessanten Aufsatzes.

7. Case of diabetes by R. H. Kennedy. Dieser Fall betrifft die Krankengeschichte eines Mannes in dem besten Lebensalter, der seit ge-

raumer Zeit an hypochondrischen Beschwerden mit sichtbarer Abnahme der Körper- und Geisteskräfte gelitten, und den man in der Idee von Leberaffection gut mit Calomel gefüttert hatte, wobey er aber so elend geworden war, daß man ihn aufgab und ihm als das einzige noch mögliche Mittel zu seiner Genesung eine Reise nach Europa anrieth. Ehe er diese unternahm befragte er den Verf., welcher seinen Zustand genau untersuchte und keine Ursache seiner Leiden auffinden konnte, bis er endlich erfuhr, daß er oft Wasser machen mußte, und bey fernerer Nachforschung fand es sich endlich, daß sein Leiden die honigartige Harnruhr sey.

Der Verf. begann nun die Heilung nach der Methode von Watt mit Blutegeln, welche er an die Schenkel setzen ließ, wornach ein großes Blasenspaster auf die Lumbargegend gelegt, und Kalkwasser zum Getränk, so wie halbkohlensaures Ammonium innerlich gegeben wurden. Bey diesen Mitteln vermehrte sich der Durst, und die Menge des gelassenen Harns stieg von 10 Pfund zu 17 in 24 Stunden. Diesem ungeachtet fühlte sich aber der Kranke heiterer, freyer und kräftiger, ob er gleich sichtbar täglich mehr abmagerte und entkräfteter wurde.

Der Verf. schwankend in dem was er thun sollte, kam auf den Gedanken, daß die abnorme Ausleerung Folge eines zu großen Blutandrangs nach den in einem krankhaft gereizten Zustande sich befindenden Nieren sey, wozu ein abnorm aufgeregtes Nervensystem die Veranlassung gab, und nur durch Ableitung des Blutes von denselben gehoben werden könne.

Diesen Gesichtspunct verfolgend begann er allgemeine Blutentziehungen zu machen, und sah bald darnach Erleichterung. Der Kranke fühlte

eine Minderung aller seiner vorigen Beschwerden und fühlte sich so wohl wie er in langer Zeit nicht gethan hatte. Die innern Mittel wurden ausgefetzt und bloß das Blasenpflaster wiederholt.

Da die Menge des Harns zwar sehr abgenommen hatte, derselbe aber noch in chemischer Rücksicht unverändert war, so wurde am dritten Tage wiederum ein Aderlaß gemacht, wornach die Menge des Harns bis auf $3\frac{1}{2}$ Pfund fiel, der Durst ganz nachließ und in Allem große Besserung wahrgenommen wurde.

Die innern Arzneyen bestanden in Mercurial-Pillen, von welchen er jeden zweyten Abend 5 Stück nahm und in einem Sassaaparil-Decocte.

Da die Umstände sich nach einigen Tagen verschlimmerten, so wurde wiederum Blut gelassen, welches noch größern Nachlaß aller Beschwerden verursachte, der mehrere Tage dauerte, worauf wieder einige Verschlimmerung erfolgte, die zu einer neuen Blutausleerung die Veranlassung gab.

Nun ging es allmählich immer vorwärts zur Besserung; es mußte zwar noch einige Male Blut entzogen werden, aber anstatt daß hierauf Schwäche erfolgte, blühte die Gesundheit immer mehr auf, und der Patient verließ Indien im besten Wohlsenn.

Zulezt macht der Verf. noch aufmerksam auf drey Formen von Diabetes, zuerst diejenige, welche auf einer Reizung des Nervensystems beruhet, wie der Fall war, welchen er beschrieben hat, die zweyte, die von Affection der Lungen abhängt, nach Katarrhal-Beschwerden entsteht und mit dem Scheine und der Schnelligkeit der galoppierenden Schwindsucht endigt, und endlich die dritte, die mit Krankheiten der Abdominal-Organen verbunden ist und mit Diarrhöe abwechselt. In allen drey Fällen hält der Verf. das Blutlassen

für ein wichtiges nicht zu versäumendes Heilmittel.

8. Case of dislocation of the humerus by W. Twining.

Von keinem besondern Interesse.

9. Notice of the bela, vilwa or bel by Baboo Ramcomol Shen.

Dieser indische Baum *Caavela*, *Marmelas* Willd. ist wegen seiner arzeneylichen Kräfte und des Nutzens, welchen er dem häuslichen Leben gewährt, in Indien geschätzt.

Nachdem der Verf. die botanische Beschreibung desselben gegeben, bemerkt er, daß an der Malabarischen Küste eine Abkochung von der Rinde und der Wurzel gegen Hypochondrie, Melancholie und Herzklopfen sehr im Gebrauche sey, die Blätter in asthmatischen Beschwerden und die unreifen Früchte gegen Diarrhöe angewendet würden. Die Holländer auf Ceylon gebrauchen die Rinde als Rauchwerk, und die Javanenser schätzen sie wegen ihrer adstringierenden Kräfte. In Bengalen wendet man die Abkochung der frischen Rinde in Gallenfiebern an; der ausgepreßte Saft aus den Blättern wird oft gegen kalte und remittierende Fieber gebraucht, eine Abkochung der getrockneten Früchte gegen Ruhr und Durchfall, so wie in andern Unterleibsbeschwerden als Arzenei und diätetisches Mittel. Eine zähe schleimichte Materie, welche der Saame in den Beeren ausgibt, dient als Leim oder auch zum Firnisse.

10. An account of the Nipal Gensing, by N. Wallich.

Der Beschreiber dieser Pflanze fand dieselbe auf dem Sheopore in einer Höhe von 9 bis 10000 Fuß über der Ebene von Bengalen an einem Orte unter dem Schatten von Eichen und Rho-

dodendrums und hält sie für die echte in China in hohem Werthe stehende Pflanze, die zwar mit der in der chinesischen Tartarey so wie der in America gefundenen *panax quinque folium* L. große Aehnlichkeit hat, aber doch auch nach der beygefügtten Beschreibung in einigen Puncten von ihnen abweicht.

11. On public health in India, by D. Butter, M. D.

Bekanntlich ist die Gesundheit der Bewohner der heißen Erdzonen großen Gefahren unterworfen, die theils in der Wirkung der fast senkrecht auffallenden Sonnenstrahlen, theils in den vielen durch die Hitze begünstigten chemischen Processen ihren Grund haben, wodurch die Atmosphäre so leicht mit schädlichen, Krankheit erzeugenden Stoffen (Miasmen) angeschwängert wird.

Auf diese Gegenstände beschränkt sich die Arbeit des Verf. und zwar in der ersten Abtheilung auf Verbesserung der Beschaffenheit der Atmosphäre theils in Rücksicht der Hitze, theils der Miasmen.

Die Entstehung beider wird nach den bekanntesten physisch-chemischen Grundsätzen und Erfahrungen erklärt und beschrieben, und dabey auf die Ursachen der Milderung der hohen Temperatur der Atmosphäre die Aufmerksamkeit gerichtet, zu welchen er die Schiefe des Einfallswinkels der Sonnenstrahlen, die Erhebung einer Gegend über die Meeresfläche, ihre Lage gegen den Strich der Winde, welche über kalte Flächen herwehen und zuletzt die Verdunstung rechnet, wobey der Verf. aber auf die Ausdünstung der Gewächse wohl ein zu großes Gewicht legt.

Zur Entstehung der Miasmen tragen nach ihm abgestorbene Vegetabilien, faulende thierische Theile, selbst lebende Thiere durch Emanationen von ih-

nen bey, ferner mäßige Hitze, Feuchtigkeit, Mangel an Bewegung in der Luft, niedrige Lage, eine ohne Unterbrechung von Bergen, Hügeln, Wäldern und Holzung fortgehende Ebene, sumpfiger Boden, welche Bedingungen denn auch schon von selbst auf die Mittel zur Verbesserung leiten.

In der zweyten Abtheilung beschäftigt sich der Verf. mit den Mitteln zur Abkühlung der Wohnungen, und zwar zuerst mit der Einrichtung unterirdischer Plätze und Wohnungen, die allezeit kühl sind, zweytens mit der Beschaffenheit gewöhnlicher Häuser in Rücksicht ihrer Mauern, Thüren und Zimmer, um so viel wie möglich die Hitze abzuhalten, mit Ventilation der Räume durch Wehen mit der Pankha und den bekannten Arten von Ventilatoren von dem von Hales, Jeffries und andern, von dem Centrifugal-Ventilator und den Vortheilen und Verbesserungen derselben, woben eine Kupfertafel zur Erläuterung dient, ohne welche die Ideen des Vfs. auch nicht dargelegt werden können. Zuletzt erwähnt er noch der Abkühlungsweise der Luft durch solche Mittel, welche die Wärme binden, als Ausdehnung der Luft, Verdampfung und Auflösung in derselben, die er weitläufig beschreibt, welches aber nicht im Kurzen wiedergegeben werden kann.

12. Use of belladonna in hydrophobia, by T. E. Baker.

Es wird hier ein Fall erzählt, in welchem die Belladonna allein und mit Calomel bey wirklicher Hundswuth anhaltend gebraucht wurde, aber keinen Nutzen schaffte.

13. Case of dislocation of the ossa innominata, by T. E. Baker.

Dieser Fall gehört gewiß zu den seltenen und schrecklichen, und betrifft einen Officier, der bey dem Stürzen seines Pferdes über den Hals desselben

geworfen wurde, so liegend fiel das Pferd bey Anstrengen sich aufzurichten wieder nieder und traf im Fallen mit dem Kopfe zwischen die Schenkel des Reiters, und gab ihm im Mittelsteische einen so heftigen Stoß, daß die Beckenknochen deutlich hörbar knarrten und er einen heftigen Schmerz empfand. Beym Aufrichten konnte er nicht stehen; er wurde zu Bette gebracht und der Fall untersucht. Die Schenkel konnten ohne Erregung von Schmerzen vom Wundarzte bewegt werden, aber bey dem Umwenden fand es sich daß die linke Hüfte hervorragte, sonst aber dem Anscheine nach kein Fehler vorhanden war, doch bey dem Versuche, ob die Beckenknochen beweglich seyen, hörte man ein deutliches Knarren und überzeugte sich, daß eine Trennung der Knochen derselben statt hatte. Die Harnausscheidung war schmerzhaft, so wie die ganze Harnröhre und der Harn selbst mit Blut vermischt; und späterhin plagte der Patient auch über Schmerzen im Scrotum, in der rechten Weiche und in der Schamgegend, wozu sich bald ein Schmerz und Gefühl von Betäubung im linken Schenkel gesellten.

Es wurde Blut gelassen, durch Bluteigel örtlich Blut entzogen und eine Binde um das Becken gelegt, und Alles angewandt, was Hülfe und Erleichterung schaffen konnte. Allein es entwickelte sich bald eine große Schwäche und am dritten Tage erfolgte der Tod.

Beym Leichenschnitt fand man die Contenten des Unterleibes blauroth, das Bauchfell mit extravasirtem Blute bezeichnet und in der Höhle desselben ein Blutextravasat von 6 Unzen; ähnlich verhielt es sich mit dem Magen, unter der Leber war eine dicke Lage von Blutgerinsel. Nachdem die Eingeweide entfernt und die Beckenmuskeln wegpräpariert waren, zeigte sich die ganze

schreckliche Verletzung, das linke Darmbein war mit dickem Blute bedeckt, und von dem heiligen Beine durch Zerreiſung des ligamentum sacro iliacum ganz getrennt, und in dem Darmbeine ſelbſt ein zwey Zoll langer Bruch. Beym Durchſchneiden der geraden Bauchmuskeln fand man über dem Rande der Schambeine ein dunkelbraunes Blutgerinſel von urindſem Geruche. Die Schambeine waren in ihrer Symphyſe von einander getrennt, und der Zwischenknorpel von der linken Seite abgeriſſen, die Harnblase war ſehr entzündet, die Harnröhre zerriffen und der Harn hatte ſich in das umherliegende Zellgewebe ergoſſen. Das Merkwürdigſte bey dieſem Falle war, daß der Kranke der großen Verletzung ungeachtet ſo wenige Schmerzen hatte.

14. Observations on the employment of large Doses of ipecacuanha in dysentery, without exciting vomiting, by W. Twining.

Der Vf. handelt hier von einem Gegenſtande, der in Deutschland ſchon längſt bekannt iſt, nämlich vom Nutzen der Brechwurzel in der Ruhr. Er empfiehlt ſie ganz im Allgemeinen in derſelben, ſo bald keine entzündliche oder andere Complication gegenwärtig iſt.

Die Verbindung, in welcher er ſie gibt, und in welcher ſie kein Brechen erregen ſoll, iſt ihm eigen. Er gibt ſie mit dem Extract der bittern Gentiane, und zwar beide zu 5 Gran und gewöhnlich nur des Abends oder nach den Umſtänden mehrere Male des Tages. Nach ihrem Gebrauche ſollen bald die ruhrartigen Zufälle nachlaſſen und Genefung erfolgen. Er beweiset dieſes durch Erzählung mehrerer Beobachtungen.

15. Case of rectovesical lithotomy, by G. Waddell.

Dieſer Steiſchnitt, für und wieder welchen ſo

viel geschrieben und gestritten worden ist, ist bekanntlich der vom Mastdarme aus. Der Verf. machte ihn bey einem Knaben von 9 Jahren mit dem glücklichsten Erfolge, und ohne daß ein bedenklicher Umstand dabey eintrat.

16. Case of hydrophobia, by J. T. Pearson. Diese traurige Krankheit besiel einen neunjährigen Knaben zwey Monate nach dem Bisse von einem wüthenden Hunde. Sie zeigte sich mit allen ihren schrecklichen Zufällen der Wasserscheu und fürchterlichen Krämpfen. Der Vf. ließ ihm gleich anfangs Blut und wiederholte dieses noch einmal in der Folge, alsdann gab er eine Auflösung des essigsauern Bleyes anfangs zu 20 Tropfen und späterhin zu 25 bis 30 Tropfen. Hiernach schienen die Zufälle von Zeit zu Zeit gelinder und die Fähigkeit Flüssigkeiten hinunter zu schlucken, leichter zu werden und der Verf. schmeichelte sich mit der Hoffnung eines glücklichen Erfolges der Cur, als der Patient nach dem Willen seiner Angehörigen einige Stunden lang mit Hausmitteln behandelt wurde, worauf sich aber Alles so verschlimmerte, daß der wieder erneuerten anfänglichen Heilmethode ungeachtet doch der Tod am dritten Tage erfolgte.

17. On the poison of the Nagas, by P. Breton.

Ohne sich über Natur dieses Giftes der Pflanze, woraus es genommen wird oder der Bereitungsart desselben einzulassen, erzählt der Verf. bloß einige Versuche mit Federvieh und Kaninchen, denen er eine kleine Wunde mit der durch dasselbe vergifteten Lanzette beybrachte, wornach sie in wenigen Minuten starben. Die Wilden in Indien sollen mit diesem Gifte ihre Pfeile vergiften.

18. Observations on the medical topography of Tirhoot, by J. Evans.

Nach der hier gelieferten Beschreibung ist der Strich Landes in Indien, der unter der Benennung Tirhoot begriffen wird, einer der schönsten in diesem Welttheile, so wohl wegen der Gesundheit des Klimas, als der Fruchtbarkeit des Bodens und der Schönheit des Naturgemäldes.

Tirhoot liegt in der Provinz Behar zwischen dem 27. und 28. Grade nördlicher Breite und ist von einer Hügelkette begränzt, die es vom Königreiche Nipal trennt und in die den Schneeregionen des Himalaya, welche Indien von der Tartarey scheiden, sich verläuft.

Von der Station Muzuffurpoor erstreckt dieses Ländchen sich in südöstlicher Richtung 160 Meilen nach den Gränzen des Purneah-Gebietes und 80 Meilen nordwestlich nach Bettiah und Gorukpoor. Es ist von Strömen durchschnitten und hat mehrere Seen, daher es die Feuchtigkeit bekommt, die zur Erhaltung des beständigen Grüns seiner Felder beförderlich ist. Seine zwey Flüsse sind Bhageeruthee und Secrani mit vielen schiffbaren Armen.

Das Klima dieser Gegend ist wunderschön, die Wärme gemäßigt und die Tageshitze wird durch die kühlen östlichen Nachtwinde gemildert. Im März und April sind große Sturmwinde mit starken Hagelschauern sehr gewöhnlich, wodurch oft die Vegetation leidet und die Bäume wegen der bedeutenden Größe des Hügel sehr beschädigt werden. Die regnige Zeit dauert vom 15. oder 20. Junius bis in die Mitte des Octobers und bringt starke Gewitter. Der Boden gehört zu den angeschwemmten, und ist reich und fruchtbar besonders an Indigo, so wie er alle europäische Früchte im Ueberfluß hervorbringt.

Die dort einheimischen Krankheiten sind inter-

mittierende, remittierende Fieber und Dysenterien, aber selten hartnäckig und bösartig; erstere weichen den Mercurial-, abführenden und Spießglanz-Mitteln, letztere dem Calomel in großen Gaben mit Opium. Auch herrschen zuweilen rheumatische Uebel und Hautübel von der Krätze bis zum Ausschage und der Elephantiasis.

19. On the efficacy of emetic tartar in rheumatism, by J. B. Preston.

Eine bloße Erzählung einiger Fälle von Rheumatismus, in welchen der innere Gebrauch des Brechweinsteins von Nutzen gewesen ist.

20. Case of uterine disease von demselben.

Dieser Fall verdient bemerkt zu werden. Er betrifft ein verheirathetes Frauenzimmer mehrerer Kinder Mutter, das nach dem letzten Wochenbette sich nicht die gehörige Ruhe gelassen hatte. Nach demselben klagte sie oft über heftige Schmerzen und Stiche im rechten Hypochondrium, woben sie etwas schwermüthig war und mit hartnäckigen Verstopfungen zu kämpfen hatte. Zwey Jahre lang gebrauchte sie ärztlichen Beystand, ohne davon Hülfe zu erhalten, als der Verf. sie in die Behandlung nahm und ihre Krankheit für ein Leberübel hielt. Da aber nach allen in dieser Idee angewandten Mitteln keine Besserung erfolgte, so forschte er genau nach, und erfuhr etwas, das die Kranke stets verschwiegen hatte, nämlich daß sie an heftigen Schmerzen in der Tiefe des Beckens leide, die durch einen Druck auf die Schooßgegend sehr vermehrt wurden, und einen starken Abgang aus der Scheide habe. Hierdurch auf den Gedanken eines chronisch entzündlichen Zustandes des Fruchthalters geleitet, verordnete er das Ansehen von Blutegeln an dem Halse dieses Organs nebst warmen Umschlägen,

und ließ dann und wann ähnliche Abführungsmittel nehmen. Nach achtmaligem Ansetzen der Blutegel war die ganze Krankheit gehoben und mit ihr das scheinbare nur durch Consensus entstandene Leberleiden.

21. Case of pancreatic sarcoma, by J. O. Walker.

Dieses war eine sehr große sarcomatöse Geschwulst an der einen Brust eines Frauenzimmers, welche der Verf. glücklich operierte und hernach fand, daß sie in ihrer Organisation viel Aehnliches mit dem Pancreas hatte.

22. On cholera morbus in his Majesty's 14. Regt. Berhampore, by J. Mouat M. D.

Dieses nicht allein in Indien, seinem Geburtslande, besonders einheimische, sondern auch nach Europa fortgerückte Uebel erschien in dem angegebenen Regimente, nachdem dasselbe von dem 59. Regimente von seiner Station im Januar 1828 abgelöst worden war, und es ging die Rede, daß letzteres auf seinem Marsche einige an dieser Krankheit Leidende gehabt hatte. Obgleich man nun auf dem Wege den ersteres bey seinem Marsche genommen hatte und welchen man nun auch gehen mußte, sehr vorsichtig war, so brach das Uebel doch bald aus und in 14 Tagen zählte man schon 94 Kranke, wovon 20 starben. Bey diesen zeigte es sich in den verschiedenen bekannten Formen und mit den characteristischen Zufällen, doch wich es auch in einigen Puncten von der Art ab, welche es sonst gehabt hatte, es ertrug z. B. keine Blutentziehungen, nach welchen bey den besten Aussichten die Kräfte schnell sanken. Man schrieb den Ausbruch allgemein der großen im März eingetretenen Hitze zu.

Die Erscheinungen waren ganz so, wie wir sie kennen. Die wenigsten Kranken konnten eine Veranlassung zu derselben angeben, und die, welche man erfuhr, waren solche, wie sie sich täglich ereignen, ohne daß diese Krankheit darauf erfolgt. Auffallend war es, daß die Soldaten des benannten 14. und 47. Regiments und die Bewohner des Bazar's von der Krankheit ergriffen wurden, und die Officiere sowohl wie andere in dem Cantonnement befindliche Personen und die Sepoys davon verschont blieben. Der Grund davon ist so unbekannt, wie der der Quelle der ganzen Krankheit. Keiner der Einheimischen welche in den Hospitälern den Dienst hatten, litt an derselben, so wie auch von 150 Kranken, die darin waren, nur ein Einziger ergriffen wurde, was gegen die Contagion spricht.

Die Behandlung beschränkte sich auf die Darreichung von Calomel in Skrupel-Dosen mit Opium, auch gab man bey brennendem Gefühle in der Herzgrube und Angst die Magnesia; dann wurde ein großes Blasenpflaster über den Leib gelegt, und nächstdem mit Aether, Ammonium, Kampfer und Brantwein den Umständen nach abgewechselt, wobey alle Mittel zur Erwärmung in Anwendung kamen, so wie lindernde Klystiere. Das warme Bad schadete mehr als es half, da es die Entkräftung, welche hier vorherrschte, vermehrte, aber keine Reaction bewirkte.

Bey den Leichendöffnungen fand man die bekannten Zeichen von Congestion in den wichtigsten Lebensorganen.

Sehr ausführliche Krankenlisten, Verlauf, Zufälle, Heilmethode und Ausgang bey einem jeden Kranken enthaltend, beschließen diese lehrreichen Beobachtungen.

23. Report on ophthalmia in H. M. 44. Rgt.
by W. Daunt M. D.

Gegen das Ende des Monats September 1828 zeigte sich unter der Mannschaft des 44sten Regiments eine purulente Augenentzündung, die sehr böse in ihrer Erscheinung und in ihren Folgen war. Sie begann mit einem Gefühle von Unbeweglichkeit des Augapfels oder einer leichten Reizung, wie von einem fremden Körper, alsdann röthete sich die Bindehaut und bekam ein wässeriges Ansehen. Die Augenlider, besonders das obere, schwellen an und wurden dunkelroth, mit welcher Farbe das ganze Auge wie mit einem Kreise umgeben wurde. Die Geschwulst des oberen Lides wuchs von Stunde zu Stunde, und jenes hing so tief herab, daß es das untere bedeckte und den Anblick des Innern verhinderte. Innerhalb 24 Stunden entwickelte sich dann ein purulenter Ausfluß, der besonders beim Aufheben des Lides häufig ergossen wurde; die zuweilen hierbey sichtbar werdende innere Fläche desselben zeigte sich aufgelockert, sehr gefäßreich und von livider Farbe. Gewöhnlich war wenig Schmerz dabey, zuweilen aber war er auch sehr empfindlich. Wenn die Geschwulst nach mehreren Tagen nachließ, so fand man leider das Auge sehr destruiert; die Hornhaut war trübe, oft undurchsichtig, hatte ein fleischiges Ansehen, war mit schwammigen Auswüchsen besetzt, aber hatte Geschwüre, durch welche einzelne Partikeln der Iris sich einen Weg nach Außen gebahnt hatten. Die Bindehaut war so verdickt, daß die Hornhaut in einer Vertiefung derselben lag; zuweilen hatte sie eine knorpelartige Härte erhalten. Dieser bössartige Entzündungsproceß schien Anfangs oft den angegebe-

nen Mitteln zu weichen, machte aber oft Recidive und hierbey litt besonders die Organisation des Auges am meisten.

Die Behandlung mußte streng entzündungswidrig seyn, allgemeine und locale Blutentziehungen, Blasenpflaster, Neutralsalze und der Brechweinstein in Gaben, welche einen Ekel unterhielten, waren die vorzüglichsten allgemeinen Mittel. Als äußere Mittel zeigten sich heilsam das Belladonna-Extract äußerlich um das Auge eingerieben, kalte oder warme Bley-Umschläge, je nachdem das Gefühl des Kranken es zuließ; das salpetersaure Silber zur momentanen Berührung der Geschwüre der Hornhaut. Zeigte sich die innere Seite des Augenslides sehr vasculös, so wurden wiederholte Scarificationen gemacht und nachher eine Auflösung des schwefelsauren Kupfers gebraucht. Bey der Anwendung des Höllensteins gegen die Excrescenzen der Hornhaut wurde auch ein Augenwasser mit Kampfer, schwefelsaurem Zink und Opium angewandt.

24. On the climate of the Jyntea hills, by H. L. Beadon M. D.

Der Verfasser begnügt sich damit die Milde und die gemäßigte Temperatur des Klimas der ungefähr 4800 Fuß hohen Gebirge von Nungclow zu beschreiben, wo das Thermometer fast beständig 12 bis 15 Grad niedriger steht, als in den Ebenen, die Luft nicht so viele Feuchtigkeit enthält und der Boden trocken ist. Seine Erfahrungen machen diese Gegend für Schwache und an Unterleibsbeschwerden Leidende sehr empfehlungswerth.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

60. Stück.

Den 14. April 1832.

C a l c u t t a.

Beschluß der Anzeige: Transactions of the
medical and physical society of Calcutta. etc.

25. On the epidemic bronchitic fever in
infants and young children prevalent in Cal-
cutta during the rains, or months of June,
July and August 1828, by J. Adam.

Der Vf. beschreibt hier eine epidemische Bron-
chitis, die unter den Kindern von dem zartesten
Alter bis zu vier Jahren im Allgemeinen in
Calcutta und der Umgegend so häufig herrschte,
daß unter hundert Kindern kaum eines verschont
blieb und die nach ihrer Entwicklung in 12 oder
24 Stunden tödtlich wurde. Sie zeigte sich nach
unbedeutenden katarrhalischen Zufällen plötzlich in
ihrer ganzen Stärke mit sehr heftigem Fieber
und einer äußerst beschwerlichen unter stetem ge-
räuschvollen Aus- und Eindringen der Luft vor-
sich gehenden Respiration. Die Hitze war bren-
nend, der Puls bis 130 und dabey hart und
voll, das Herz in steter heftiger Bewegung, die

Zunge weiß, wie mit Moos bedeckt, und das Gesicht sehr blaß. Die übrigen Zufälle kamen ganz mit denen der von uns gekannten Bronchitis überein.

Die Behandlung beschränkte sich auf Application von Blutegeln in der Gegend der Verbindung der Schlüsselbeine mit dem Brustbeine, auf gelinde Brechmittel und nach diesen auf Calomel; warme Bäder zeigten sich wohlthätig.

Die Section zeigte die innere Haut der Luftröhre sehr geröthet, die Bronchien mit eiterartigem Schleime angefüllt, die Lungen zum Theil von extravasirtem Blute, theils auch von einer serösen Flüssigkeit durchdrungen.

Ein anderer Arzt G. G. MacPherson liefert eine ähnliche Ansicht von diesem epidemischen Fieber, wie es in der Station von Bhauleah geherrscht hat.

26. Case of a singular enlargement of the skin and cellular membrane in a native of Bengal, by J. Adam.

Die hier beschriebene Mißbildung besteht in einer krankhaften Veränderung der allgemeinen Decken des linken Schenkels bey einem 16jährigen Indianer. Die Olivenfarbe dieses Theils hat sich verdunkelt und die Haut ist in eine schwarze, herabhängende, dem Halse eines Trutzhahns ähnliche Masse verwandelt. Dieselbe umgibt den Schenkel von der Weiche bis zum Knie, hängt vorzüglich nach Innen herab und hat dafselbst große Falten mit zwischenliegenden Vertiefungen. Oben, nach Außen und um das Knie befinden sich schwarze, krause Haare, den Barthaaren ähnlich. Die Masse ist an der äußern Seite des Schenkel fest, an der innern aber schlaff und weich und ist mit warzenartigen harten Knoten und Erhabenheiten besetzt. Außer

einer juckenden Empfindung verursacht sie, die Unbequemlichkeit im Sehen abgerechnet, keine Beschwerden. Merkwürdig ist dabey die erhöhte Temperatur derselben, die merklich die der gesunden Theile übersteigt.

In dem ersten Bande der Schriften dieser Gesellschaft hat der Verf. einen ähnlichen Fall bey einem Eingebornen von Jessore beschrieben, welchen der Herausgeber der Medical and surgical society of Edinburg für eine Hypertrophie der Haut hält, welches aber der Berichterstatter des Falls nicht zugeben will, sondern, und wohl mit Recht, dafür hält, daß es eine pathologisch-specifische Ausartung im Gebiete des Bildungsactes sey.

Zwey Zeichnungen geben ein anschauliches Bild dieser Mißbildung.

27. A short account of the climate of the Deyrah-Dhoo, by F. J. Shore.

Eine uninteressante trockne Erzählung der in der benannten Gegend herrschenden Bitterung.

28. On the operation for cataract, by E. W. W. Raleigh.

Die Aufsatz hat vorzüglich den Zweck, durch Beobachtungen zu zeigen, daß bey schwachen und alten Personen die Ausziehung des grauen Staars oft bloß deswegen nicht den erwünschtesten Erfolg hat, weil es dem Auge an der nöthigen Lebenskraft gebricht, und ihm die Thätigkeit mangelt die Heilung der Hornhautwunde zu bewirken und die Absonderung der wässrigen Feuchtigkeit bis zur Anfüllung der ersten Augenkammer herzustellen, so wie den Lebens-
turgor des Auges vollkommen zu steigern. Bleibt diese Inactivität, so geht das Gesicht verloren. Man muß also suchen einen mäßigen Grad von

Entzündung in dem leidenden Organe hervorzubringen.

Der Verf. hat dieses mit glücklichem Erfolge dadurch bewirkt, daß er einige Gran pulverisirten schwarzen Pfeffer ins Auge brachte, oder den Augapfel mit einer Auflösung von salpetersauerm Silber berührte und über dasselbe einen reizbewirkenden Umschlag legte, wodurch ein gelinder Grad von Entzündung bewirkt wurde, der den besten Erfolg hatte. Man thue also wohl, bey alten und schwachen Leuten die Depression des Staars der Extraction vorzuziehen, oder wenn letztere gemacht ist, sich aber in den ersten 24 Stunden keine gesunde Reaction zeigt, zu den reizenden Mitteln seine Zuflucht zu nehmen.

29. Remarks on the Climate of Mullye, by J. Tytler.

Die hier beschriebene Gegend, woselbst sich der Verf. 3 Jahre aufhielt und viel an seiner Gesundheit litt, liegt ungefähr 100 Meilen nordwärts von der Stadt Patna, und ist fast die äußerste Grenze der Englischen Besitzungen. Mullye selbst ist ein unbedeutender Landort. Ungefähr 25 Meilen weiter nach Norden ist die erste Reihe der Nepaul-Gebirge und die Zwischengegend wird von den großen Gebirgen von Tibet begrenzt. Im Süden von Mullye ist der fruchtbare District von Tirhoot, der sich bis zum Ganges erstreckt, in Westen befindet sich Chumparun, alle drey zusammengenommen umfaßt der Verf. unter der Benennung von Tirhoot.

Das ganze Land ist flach und feucht, hat zwey große Flüsse und mehrere kleinere Ströme. Gegen den Ganges hin ist es gut bebaut, hat aber auch Wüsten und Moräste, bringt indessen reichlich Reis und andere Früchte hervor; auch wächst

baselbst die Ricinus-Pflanze und der Indigo. Drey Jahreszeiten müssen aber in dieser Rücksicht wohl unterschieden werden, nämlich die regnige, die trockene und die kalte; wenn während den letztern die ganze Vegetation arm und dürftig und fast abgestorben erscheint, zeigt sie sich, so bald erstere beginnt, in wenigen Tagen in ihrer ganzen Pracht und Schönheit und in einer Ueppigkeit, von welcher man in andern Ländern keinen Begriff hat.

In dieser Gegend wird viel Salpeter gefunden, der ganze Boden ist damit angeschwängert, und die Luft liefert so viel Stoff dazu, daß alle Wände der Gebäude damit überzogen werden, welches ihnen aber sehr nachtheilig und zerstörend wird; dabey ist der Boden so feucht, daß die darauf aufgerichteten Häuser leicht einsinken und es an gehörigem Material, feste Steine zu machen, gebricht.

In der regnigen Zeit wird der ganze Boden mit Wasser überfüllt, alle Ströme schwellen übermäßig an, alle Sümpfe und Vertiefungen werden zu Seen; in der trocknen, warmen Jahreszeit findet das Gegentheil statt, das Land dorret aus, Flüsse und Seen behalten nur wenig Wasser und werden zu seichten Vertiefungen, die mit Wasserpflanzen und einer großen Menge kaltblütiger Thiere angefüllt sind.

Während der heißen und im Anfange der Regenzeit entstehen die heftigsten Stürme mit Donner, Blitz und Hagel von der Größe eines Hünereyes. Hierdurch wird die 96 bis 98 Grad stehende Temperatur plötzlich 15 bis 20 Grad vermindert, aber diese Gewitter dauern selten mehr als 2 oder 3 Stunden, worauf das Thermometer wieder seine erste Höhe erhält und von dem Unwetter nichts mehr gespürt wird, als die

Verwüstungen, welche es auf den Feldern und in den Gärten angerichtet hat.

Der Wind ist fast beständig Ost, etwas nach Süden neigend, der aber oft der Gesundheit sehr nachtheilig ist, besonders wer in seinem Buge schläft. In den hellen Zwischenräumen zwischen den Regenschauern ist die Hitze am drückendsten, die Tage sind dann auch die längsten. Gegen Sonnenuntergang steigen die Dünste aus der Erde wie aus einem kochenden Wasserkessel empor, und schaden der Gesundheit sehr. Nichts ist schädlicher, als sich bey Tage der Sonne und bey Nacht dem Windstrome und dem Nebel auszusetzen. Europäer finden dieses vorzüglich angenehm und erfrischend, und ertragen es in den paar ersten Jahren ihres Dortseyns auch gut, so bald aber das indische Klima seine schwächende Kraft auf sie ausgeübt hat, leiden sie davon sehr, und Rheumatismus, so wie Lähmungen, sind die nächsten Folgen. Von den Nullen nahen Vertiefungen steigen während des Westwindes sehr übel wie brennendes nasses Holz riechende Nebel auf. In der heißen Zeit sind diese überhaupt seltener, aber in der kalten und regenigen fällt doch am Abend, wenn auch der Tag hell gewesen ist, ein dicker Thau, und der Nebel ist des Morgens so stark, daß man nahe liegende Gegenstände nicht sehen kann, der sich späterhin wie ein dunkles dickes Gewand an den Bergen in die Höhe zieht. Während dieser Regenzeit übersteigt die Menge der kaltblütigen Thiere fast alle Begriffe. Frösche, Mücken und andere Insecten sind oft in solcher Menge vorhanden, daß sie Alles überziehen und man sich in den Häusern kaum vor ihnen bergen kann, wovon der Verf. einige auffallende Beispiele liefert. Auch leiden die Einwohner

von einem Wurm, der alle Bücher mit ihrem Einbände zerfrisst und kaum abgehalten werden kann; Moucheron's wachsen in jedem Winkel der Häuser.

Die trockene Zeit beginnt mit der Mitte des März und dauert bis in die Mitte Junius, diese ist die heißeste mit heftigen Stürmen verbundene Zeit. Die regenige Jahreszeit fängt im Junius an und erstreckt sich bis zum Ende Septembers, wornach das kalte Wetter kömmt. Während der trockenen und kalten Zeit sind die 25 Meilen entfernten Berge wegen des auf ihnen lastenden Nebels nicht zu sehen, in der regenigen aber sind sie ganz helle, so daß man die 200 Meilen entfernten Schneeberge von Thibet sehen kann.

Die gesundeste Zeit ist die der kalten Periode und im Anfange der heißen Zeit bis in den ersten Tagen des Junius; die ungesundeste ist die regenige. Die dort herrschenden Krankheiten sind Rheumatismen, hitzige und Sumpffieber, Diarrhöen und der Kropf.

30. On the Climate of Pooree, by Dr. Brander.

Dieser Aufsatz enthält die Antwort auf einige das Clima dieses Landes betreffende, von Dr. Twining aufgestellte Fragen, und ihr Resultat ist kürzlich folgendes.

Die gesundeste Zeit ist die zwischen October und May, die ungesundeste die des Junius, Julius, August und Septembers, für Kranke ist daselbst noch wenige Bequemlichkeit vorhanden; die Gegend ist so gesund, daß selten vorherrschende Krankheiten beobachtet werden, außer remittierende und intermittierende Fieber besonders unter den Europäern, und unter den Inländern chronische Dysenterien, der Aufsatz,

die Elephantiasis und Tagblindheit. An Nahrungsmitteln hat die Gegend Ueberfluß.

31. Remarks on the advantages to be derived from dilating the pupil for the operation of extraction of the lens, by G. W. W. Raleigh.

Der Verf. empfiehlt die Anwendung des Belladonna- oder Hyoscymus-Extracts zur Erweiterung der Pupille vor der Extraction des Staars und hat, wenn es mit Vorsicht geschieht nie Schaden aber vielen Nutzen davon gesehen, indem dadurch das Durchdringen der Linse durch die Pupille sehr erleichtert und die Iris geschont wird.

32. Case of poplitea aneurisma, by J. Lawrance.

Die Erzählung der glücklichen Operation dieser Pulsader-Geschwulst ist der Inhalt dieses Aufsatzes, der sonst nichts Interessantes enthält.

Mit dieser Erzählung schließen sich die ausführlichen Aufsätze; ein Appendix enthält noch einige oberflächliche Bemerkungen, als über die Pflanzen von Neelgerries, über das Lactucarium, über den botanischen Garten zu Mussoorea, über Blattern und Vaccination, einen Fall von Vergiftung mit Laudanum, einen Fall von Hydrophobia, wobey die Anfälle durch Schwefel-Aether und Laudanum sehr zurückgehalten wurden, Notizen über die Pflanze Nata Kanta (Caesalpinæ bonducella) und ihre fiebertreibende Kraft. Dann über Gulancha (Menispermum verrucosum s. glabrum) gegen Sumpffieber, und die Rohuna Bark. (Swietenia febrifuga) und ihr schwefelsaures Alkaloid; sodann über das Extract der Gulancha und der Körner der Nata Kanta. Nächstdem wird noch ein Fall von Herzkrankheit angeführt, wo der Tod plötzlich und

unerwartet eintrat und bey der Untersuchung eine in der Wand der Aorta, nahe an der Insertion der arteria coronaria magna sich befindende Oeffnung gefunden wurde, wodurch die tödtliche Hämorrhagia entstanden war; dann folgt die Beschreibung eines Steinschnittes von einem Indianer verrichtet, der ungeachtet der Unkenntniß des Mannes glücklich ablief.

H. K. n.

St u t t g a r t.

Bey E. Schweizerbart, 1831: Schwäbisches Wörterbuch, mit etymologischen und historischen Anmerkungen von Johann Christoph von Schmid. XVI und 630 S. in 8.

Dieses lang erwartete und verkündigte Idioticon ist nun erst nach dem Tode seines Verfassers herausgegeben worden, der es selbst, wäre ihm längeres Leben beschieden gewesen, wahrscheinlich doch noch mehrere Jahre zurückgehalten hätte. Es macht ganz den Eindruck eines geraume Zeit hindurch zwar mit fortwährender Neigung, aber zugleich mit einer gewissen inneren Unbefriedigung gearbeiteten und umgearbeiteten Werks; die frische und über ihr Verfahren mit sich selbst fertige Sammlerlust, wie sie aus jedem Blatt des vortrefflichen Schmellerschen Wörterbuchs hervorleuchtet, geht ihm ab. Der Verf. schweift vielmehr aus in Etymologien, die sich auf höchst unsichere und bedenkliche Grundsätze stützen, worüber im Anhang XXI Excursus zu lesen sind, während gelegentlich im Buch selbst von mystischer und eitler Etymologie (S. 163. 178) die Rede geht. Uns ist unzweifelhaft, wenn der

sel. Schmid seine Kräfte und seine günstige Lage bloß auf recht getreue, vollständige Sammlung der schwäbischen Mundart gewendet, und alle höhere Wortforschung, die sich an Volkssprachen ohnehin ungünstiger als an die alten Denkmale der Schriftsprache knüpfen läßt, abgewiesen hätte; daß dann ein reichhaltigeres und besser geordnetes Idioticon hervorgegangen wäre. Nämlich, was den Ruhm der Vollständigkeit angeht, der ihm in der Vorrede beygelegt wird, so können wir ihm diesen nicht einräumen, sondern glauben, daß unter dem Volke in Schwaben noch eine Menge grammatisch und historisch wichtiger Wörter und Redensarten lebendig sind, die dem Schmidischen Idioticon mangeln. Wir könnten allein aus den gedruckten Schriften Seb. Sailer's, C. Weizmann's und Wagners von Leonberg hinreichende Beyspiele aufzählen; beide letztere scheinen hier gar nicht zu Rath gezogen, obgleich Wagners Lustspiele schon seit 1824 im Druck, und Weizmann's Gedichte wenigstens in einzelnen Ausgaben noch früher erschienen sind, wenn auch die Ludwigsburger Sammlung von 1829 noch nicht ange schlagen werden soll. Ueber den älteren Seb. Sailer lesen wir S. 116 ein herabwürdigendes Urtheil, das gewiß ungerecht ist, wenn es so viel sagen soll, daß die derben und gemeincomischen Gedichte dieses Mönchs keiner Aufmerksamkeit werth seyen; sie sind voll Wiß und Leben, wenn schon nicht alle gleiches Gehalts; aus der Schöpfung (Sailer's Schriften, Buchau 1819, S. 1—52) kann man den Geist der schwäb. Volkssprache lebhaft erkennen. Herr Schmid war mehr geneigt, sein Wörterbuch aus Urkunden und aus den alten schriftlichen Monumenten zu bereichern, als aus dem

was unter dem gemeinen Mann fortlebt, wiewohl er auch die letztere Quelle genutzt; wir bedauern nur die überwiegende Richtung. An sich bleibt es gleichfalls dankenswerth, wenn aus seltenen Urkunden, und vielleicht aus ungedruckten, ein schwieriges Wort willkommene Aufklärung empfängt; nur dünkt uns, die Natürlichkeit des fortlebenden gesprochenen Idioms gewährt im Ganzen eine reichere und mehr sichere Ausbeute. Getreue und umständliche Sammlungen, welche sich dieser Quelle zuwenden wollen bleiben daher auch nach Erscheinung des vorliegenden Buchs nothwendig und rathsam. Dürfen wir dabey einen Wunsch laut werden lassen, so wäre es der, daß einmal mit mehr Rücksicht auf die grammatische Form, dann aber auch mit Unterscheidung der Gegenden gesammelt werden möge. Wir bedürften eines südwestlichen und eines nordöstlichen Idioticon aus Schwaben, was sich nach der jetzigen politischen Eintheilung auch so ausdrücken ließe, eines badischen und württembergischen. Der Schwarzwald macht ungefähr die Scheide. Rechts desselben, das Kinzigthal hinab, bis in die Schweiz, tönt die lieblichere alemannische Mundart. Links, zwischen Baden und Baiern, das etwas rauhere und gebrochnere tieffschwäbische Idiom, das aber mehr Kraft und vielleicht mehr seltene Wortformen besitzt. In der Grammatik weichen beide Dialecte ziemlich entschieden ab. Die ganze für die deutsche Sprachgeschichte wichtige Verschiedenheit ist aus Schmid's Idioticon gar nicht zu ersehen, zu welchem wir zurückkehren.

Wir sind es schuldig, den ihm gemachten Vorwurf unreifer und falscher Wortableitungen durch einige Beispiele zu belegen. S. 9 werden adel und attä zusammengestellt, Wörter die gar nicht

verwandt seyn können. S. 24 ist zu anke (Butter) ein mhd. wanch gehalten, das Maria 222 gar nicht vorhanden ist, indem, wie der Reim lehrt, warch gelesen werden muß, und noch weniger hat vanke (scintilla) mit einem von beiden zu thun. Zu arg werden S. 27 argutus, ἀργός, farg und hehr verglichen; zu base S. 44 suâs (privatus, proprius); zu bauch S. 48 biegen, back, becher. Nach S. 69 soll bis (usque) aus bei es, wie das Engl. with aus by it entsprungen seyn, es mag vielmehr aus den beiden Partikeln pi und az (lat. ad) hervorgehen. S. 89 sind essen und assare identisch; dazu verführt unsere schlechte Orthographie, aber was hat dann das lat. Wort gemein mit dem goth. itan oder dem plattb. eten? S. 153 soll das mhd. entseben aus entsehen erklärt werden, da doch beide völlig unverwandt sind und seben zum lat. sapere gehört, wie heben zu capere. Der Verf. erkennt die Lautgesetze gar nicht. S. 163 soll el (peregrinus) wollen und qual wortverwandt seyn.

Wären dergleichen Etymologien, von denen das Buch voll ist, so wahr, als sie falsch sind, so gehörten sie immer nicht in ein schwäbisches Idioticon, welches sie anschwellen und zu einer fruchtbaren Darlegung der Eigenthümlichkeiten dieses Dialects ungeschickt machen.

Ungeachtet dieses ungünstigen Urtheils, welches wir im Ganzen über die Art und Weise des Buchs fällen mußten; stehen wir dennoch nicht an hinzuzufügen, daß es eine für das Studium unserer Sprache sehr willkommene Erscheinung ist und Bekanntmachung verdiente. Die Gerechtigkeit fordert zu sagen, daß es dem Sprachfor-

scher einen Schatz von einzelnen Wörtern und eine bedeutende Anzahl fleißig ausgearbeiteter Artikel darbietet, welche Sprache, Geschichte und Sitten erläutern. Durch das offene Geständniß, daß er unsere Wißbegierde allzuoft störe und irre führe, daß er nicht allen Erwartungen entspreche, soll daher Herrn Schmid's langjährige redliche Arbeit an sich nicht im geringsten herabgesetzt seyn. Sie wird ihren Werth behaupten.

Jac. Grimm.

P r a g.

Taschenbuch zur Verbreitung geographischer Kenntnisse. Eine Uebersicht des Neuesten und Wissenswürdigen im Gebiete der gesammten Länder- und Völkerkunde. Herausgegeben von J. G. Sommer; für 1832. Zehnter Jahrgang. Mit sechs Kupfer- und Stahltafeln. 322 S. kl. 8.

Die Taschen der Deutschen sind bereits so belastet, daß es verzeihlich seyn muß, nicht Alles was sie enthalten zu bemerken. Aber es gibt Ausnahmen, und das vorliegende Taschenbuch rechnen wir mit Recht dahin, und bedauern es, daß die früheren Jahrgänge uns nicht zu Gesicht gekommen sind. Es ist auf das zweckmäßigste eingerichtet, und enthält durchgehends interessante Aufsätze. Es beginnt mit einer allgemeinen Uebersicht der neuesten Reisen und geographischen Entdeckungen, nach den Welttheilen geordnet und aus guten Quellen geschöpft. Mehreres darin war uns neu; namentlich die Nachrichten aus der Reise eines Hn. Douville in das Innere

von Angola. Wir können die Frage nicht unterdrücken, ob dieser Hr. Douville verschieden sey von dem Hn. D'Etourville, einem französischen Emigranten, der schon 1814 eine Reise in das Innere von Angola gemacht haben wollte, und etwas wundersame Nachrichten von dort zurückbrachte? — Auch über das Innere von Neuholland (Australien) aus dem Sidney-Monitor die neuesten Nachrichten. Dann folgen sechs einzelne Aufsätze. I. Die Riviera d'Orta, vom Freyh. von Welben. Eine Landschaft in den Alpen oberhalb bey Lago maggiore die — in 834 Jahren (von 962 — 1796) keine feindliche Truppen sah. II. Die Alpenstraße über das Stillfer Joch. Dieß erstaunliche Werk, das, von Lecca aus durch das Udda-Thal über das erwähnte Gebirg geführt, Veltlin mit Mailand und mit Tyrol verbindet, und für Frachtwagen fahrbar ist, erhebt sich bey 8712 P. F. über das Meer. III. Die Russischen Häfen am schwarzen Meer, nach Jones. IV. Venedig, nach seinem jetzigen Zustande. Mit sehr lehrreichen Nachrichten über das Eigenthümliche der dortigen Bauart. V. Skizze von Montenegro; von Franz Petter, Professor in Spalati. Zuerst eine statistische Beschreibung des wenig bekannten Landes; demnächst historische Nachrichten; so wie zuletzt über die Sitten der Einwohner. Sie sind mehr Hirten als Landbauer; das größte Ansehen hatte ihr erst 1830 im hohen Greisenalter verstorbene Bischof Petrovich; fast Alles was von Völkern die noch auf einer niedrigen Stufe der Cultur stehen gilt, gilt auch von ihnen. VI. Die Insel Pitcairn, bekanntlich der Zufluchtsort der Mannschaft des Englischen Schiffes Bounty, die sich 1788 ge-

gen den Capitän Bligh auflehnte, und hier eine Niederlassung gründete. Die Nachrichten sind aus der Reise des Capitän Beechey gezogen, der 1825 auf der Insel war, und noch den Stifter der Colonie John Adams am Leben fand, dessen Bildniß beygefügt ist. Die andern sehr sauber gestochenen Kupfer stellen theils Landschaften, theils Ansichten von Venedig dar. Das Ganze können wir den Lesern mit voller Ueberszeugung als gleich belehrend und unterhaltend empfehlen.

Hn.

M a i n z.

Bey C. G. Kunze: Lehrbuch der Geografie alter und neuer Zeit, mit besonderer Rücksicht auf politische und Culturgeschichte von Dr. Th. Schacht, Professor der Geschichte am Gymnasium zu Mainz. Nebst 2 Charten und 3 lith. Tafeln. 1831. 502 S. in 8.

Der Verfasser hat in diesem Lehrbuche einen Gang gewählt, der von dem in andern genommenen sehr verschieden ist, obgleich sich nicht läugnen läßt, daß derselbe in vielen Stücken bey dem ersten Unterrichte in den geographischen Wissenschaften sehr vortheilhaft seyn möchte, indem den Beschreibungen der Länder zugleich viel historische Notizen beygefügt sind. Zuerst gibt der Verfasser die Namen der verschiedenen Arten von Grund und Boden nach ihrer Beschaffenheit und Benutzung an, ferner die Namen der Erhöhungen, Vertiefungen, Gewässer u. s. w. und lehrt zugleich wie diese Gegenstände durch Zeichnung auf Plänen und Char-

ten versinnlicht werden. Dann zeigt er, wie man die vier Hauptgegenden des Himmels, die Mittaglinie findet, und lehrt auch die Windrose kennen. Rec. sieht sich doch genöthigt einen Irrthum zu verbessern, der bey der Bestimmung des Ostpunctes und eben so des Westpunctes begangen ist. Der Verfasser sagt nämlich S. 23: Hat man aber eine gute Uhr, so kann man im Sommerhalbjahre stets wissen wo Osten ist, denn um 6 Uhr steht sie (die Sonne) immer im wahren Ostpuncte. Hierbei ist wahrscheinlich zu verstehen, senkrecht über dem wahren Ostpuncte, weil der Satz sonst gar keinen Sinn hätte. Allein dieses ist ein Irrthum, denn im Sommer so bald sich die Sonne über dem Aequator befindet, steht die Sonne um sechs Uhr Morgens jedesmal vor den durch den Ostpunct gelegten Verticalkreis nach dem nördlichen Theil des Meridians zu. Bloß auf dem Nordpol und Südpol, wo wohl keine Geographie gelehrt wird, würde die Regel des Verfassers richtig seyn. Im zweyten Abschnitt behandelt der Verfasser die Länder Deutschlands und die zunächst angränzenden, nach den Stromgebieten und Wasserscheiden. Der dritte Abschnitt enthält die allgemeinen Lehren der mathematischen und physischen Geographie. Der vierte Abschnitt endlich befaßt sich mit der geographisch-historischen Beschreibung der verschiedenen Erdtheile, woben mehr auf ihre politische Beschaffenheit gesehen wird. Uebrigens zeigt schon die Angabe des Titels dieses Lehrbuches, daß der Verfasser das ph aus seiner Schreibart gänzlich verbannt hat.

G e s t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

61. Stück.

Den 16. April 1832.

L e i p z i g.

Bey Brockhaus: Erinnerungen aus dem Leben eines Deutschen in Paris, von G. B. Depping. 1832. 505 Seiten in Octav.

Wir haben seit kurzem mehrere, der Form nach diesem ähnliche, dem Inhalt und Werth nach sehr verschiedene, Schriften über Paris erhalten; der Stoff ist aber unerschöpflich; und wir zweifeln im mindesten nicht, daß das vorliegende Werk seinen Platz neben jenen behaupten werde. Der Verfasser desselben kann unsern Lesern, den Gelehrten vom Fach so wenig als den Dilettanten, unbekannt seyn; es ist derselbe der als Gelehrter schon zweymal durch seine Schriften über die Niederlassung der Normannen, und über die Geschichte des Levantischen Handels seit den Kreuzzügen bis zur Entdeckung von America bey dem National-Institute den Preis errang,

und unter der Firma Dg. im Morgenblatt schon oft eben so lehrreich als angenehm die große Lesewelt unterhielt. In dieser Schrift erscheint er nicht als Gelehrter, sondern als Einer der Vielen, die in der Welt sich selber forthelfen müssen; auch sind es gar keine wunderbare Begebenheiten die er uns erzählt, und doch versichern wir dem Leser daß sie es an Unterhaltung nicht werden fehlen lassen. Der Verf., gebürtig aus Münster, verlebte hier seine Jugend in der Zeit als Münster noch unter dem Krummstabe stand, und der gute Bischof, Erzherzog Maximilian Churfürst von Cöln von Zeit zu Zeit von Wien nach Münster kam, nicht eben um viel zu regieren, sondern um hier wie in Wien seine Kapauern zu essen; worin er sich auch, wenn das Volk umher stand, und ihn angaffte, gar nicht stören ließ. Im Jahr 1803, als die Münsterer aus den Zeitungen erfuhren, daß sie Preußen geworden seyen, ging der Verf. 19 Jahr alt, in Begleitung eines Emigrierten nach Paris, ohne zu ahnden daß er hier sein Leben zubringen würde. Bald indeß verließ sein Begleiter wieder Frankreich, und der Verf. blieb sich nun selbst überlassen, und mußte, ohne Unterstützung von Haus, suchen sich selber durchzuhelfen. Er hatte seit dieser Zeit angefangen sich ein Tagebuch zu halten, in welches die täglichen Vorfälle und Beobachtungen eingetragen wurden; und dieß ist die Quelle aus der seine Erinnerungen geschöpft sind. Zum Glück hatte er zu Hause guten Unterricht, besonders in der alten Literatur und Geographie erhalten, und auch Er machte die Erfahrung, welche unschätzbare Ausstattung diese Kenntnisse für das Leben sind. Sie verschafften ihm ein Unterkommen in einer Lehran-

stalt, die sich die polymathische Schule nannte, und deren Vorsteher Rousseausche Ideen bey seiner Methode geltend machen wollte, welches mehrere ergeßliche Vorfälle herbeiführte. Der Verf. arbeitete nun fleißig für sich, um sich als Lehrer geltend zu machen; und kam in mehrere Bekanntschaften, zu denen gleich anfangs die von Friedrich Schlegel gehörte, der bey der polymathischen auch eine orientalische Schule stiften wollte, aber keinen einzigen Schüler fand; nur ein paar Deutsche hatten sich gemeldet. Als Napoleon den Thron bestieg, und die Privat-Institute in Ecoles secondaires verwandelt wurden, geschah dieß auch mit der polymathischen Schule, und der Verf. erhielt seine Entlassung. Wer indeß in einer Stadt wie Paris erst einige Bekanntschaft gemacht hat, und eigene Kenntnisse mit dazu bringt, erhält bald weitere Verbindungen. So konnte es auch dem Vf. daran nicht fehlen. Es kann aber unser Zweck nicht seyn, seine persönliche Geschichte weiter zu verfolgen, die in der That auch nur der Faden ist, an den seine Erzählungen und Beobachtungen angereicht werden. Einen Auszug aus dem Werke zu machen, ist auch an sich eine Unmöglichkeit ohne das Ganze abzuschreiben, wegen der großen Mannigfaltigkeit des Inhalts und der steten Abwechslung. Es war sehr natürlich, daß mit dem zunehmenden literarischen Ruf des Verfs. auch seine literarischen Verbindungen immer bedeutender wurden, zumal nach der wiederholten Krönung seiner Preisschriften bey dem National-Institut. So ward er Mitglied und Vorsteher der antiquarischen (vormals celtischen) Gesellschaft, und auch durch Familienverbindung in Paris völlig einheimisch. So konnte es einem so auß-

gezeichneten Manne, der seinem Vaterlande auswärts so viel Ehre macht, auch nicht an Gelegenheit fehlen die Bekanntschaft vieler ausgezeichneten Männer — Franzosen, Deutsche und Dänen — zu machen; unter den letztern besonders Maltebrunß; über welche Nachrichten der verschiedensten Art mitgetheilt werden; alle unterhaltend, aber mit vieler Discretion. — Wir glauben genug gesagt zu haben, um die Leser auf eine Schrift aufmerksam zu machen, die freylich auch ohne unsere Empfehlung bald ihren Eingang in das größere Lesepublicum finden wird.

In.

F r e y b u r g.

Druck und Verlag der Universitäts-Buchhandlung der Gebrüder Groos: Lehrbuch der medicinischen Chemie zum Gebrauche bey Vorlesungen, für practische Aerzte und Apotheker entworfen von Carl Fromherz, Dr. der Medicin und Prof. der Chemie zu Freyburg im Breisgau. 1. Band. Erste Lieferung. Bogen 1 — 11. 1830. Zweyte Lieferung. Bogen 12 — 23. 1831. Dritte Lieferung. Bogen 24 — 35.

Hey dem außerordentlich schnellen Fortschreiten der Chemie und bey der täglichen Vermehrung von Beyträgen, wodurch das Material der Wissenschaft zu einer schwer zu übersehenden Größe angehäuft wird, dünkt uns die Erscheinung eines Lehrbuches der medicinischen Chemie sehr erfreulich. Für keine Wissenschaft ist die Chemie von größerem Werthe und größerer Bes

deutung, als für die Medicin, und gleichwohl finden wir nicht immer dieser Wissenschaft die Aufmerksamkeit und den Eifer von denen gespendet, die zur Erlernung und Ausübung ihrer Wissenschaft und Kunst den Beystand der Chemie in einem vorzüglichen Grade bedürfen. Eine mitwirkende Ursache hiervon ist ohne Zweifel die den Lernenden entgegentretende Schwierigkeit, das für die Medicin hauptsächlich Brauchbare aus dem großen Gebiete der Chemie herauszufinden. Dieses Hinderniß hinwegräumen, ist daher sehr verdienstlich, und um so mehr wird ein solches Bemühen Anerkennung finden, wenn bewährte Chemiker es übernehmen, das Zweckdienliche für die Lernenden auszuwählen und in gefälliger Form darzubieten. Zwar können solche Arbeiten keine Erweiterungen in dem Gebiete der Wissenschaft beabsichtigen; in sofern sie aber der Wissenschaft mehr Eingang verschaffen, leisten sie derselben doch gewiß einen vielfachen Nutzen.

Wir können es uns daher auch nicht versagen, schon jetzt auf das angezeigte Werk des Herrn Prof. Fromherz aufmerksam zu machen, wenn gleich dasselbe noch nicht bis zur Hälfte vorgeschritten ist. Nach einer Ankündigung des Herrn Verfassers soll das ganze Werk in zwey Bände zerfallen, von denen der erste die pharmaceutische Chemie in Verbindung mit chemischer Arzneimittellehre, der zweyte die physiologische, die pathologische und die medicinisch-gerichtliche Chemie enthalten wird. Die drey uns bis jetzt zu Handen gekommenen Lieferungen dieses Werkes umfassen die pharmaceutische Chemie bis zur Lehre von den organischen Körpern.

In der kurzen Einleitung zu dem Werke spricht sich der Herr Verfasser zuvörderst über die schon angegebene Eintheilung der medicinischen Chemie aus und wir können dieser Eintheilung beystimmen, wenn, was der Herr Verfasser auch zugeben wird, ein Unterschied zwischen pharmaceutischer Chemie und dem practisch-chemischen Theile der Pharmacie bestehen bleibt. Wohl werden auf die Bildung neuer Abtheilungen der Wissenschaften stets die individuelle Ansicht und das damit verknüpfte eigene wissenschaftliche Bedürfniß von merklichem Einflusse seyn; indessen hat doch die practisch-chemische Pharmacie bereits einen zu bestimmten Character angenommen, als daß sie mit einer bloß pharmaceutischen Chemie, in welcher nur die Art der Anwendung der Chemie auf die Pharmacie gezeigt wird, verwechselt werden könnte.

Die aufgestellte Definition der pharmaceutischen Chemie, daß sie nämlich die Lehre von der Zubereitung der Arzneymittel, den äußern Kennzeichen derselben, ihren Bestandtheilen und dem Verhalten bey ihren Verbindungen und Zersetzungen sey, und mithin auch zugleich die Prüfungen derselben einschließe, würde zwar, wie es uns bedünkt, eine etwas ausführlichere Behandlung des Gegenstandes, als in dem vorliegenden Werke gegeben wird, erfordern, und namentlich würden mehr Methoden zur Darstellung der pharmaceutisch-chemischen Präparate anzuführen, die Prüfungsmethoden für dieselben vollständig anzugeben und manche nicht unwichtige Präparate nicht zu übergehen gewesen seyn; indessen hat der Herr Verfasser offenbar nur die Absicht gehabt, angehenden Medicinern und auch Pharmaceuten die An-

wendung der Chemie auf ihre Wissenschaft zu zeigen, und unserer Meinung nach ist der vorliegende Theil des Werkes auch sehr wohl dazu geeignet, die Anfänger auf eine leichte und angenehme Weise in das Gebiet der allgemeinen und der auf Medicin und Pharmacie angewandten Chemie einzuführen.

Von Seite 6 bis 90 wird das Wesentliche aus dem allgemeinen Theile der Chemie kurz, aber klar und deutlich angeführt, wobey auch die Literatur nicht ausgelassen worden ist. Mit S. 91 beginnt die Lehre von den unorganischen Körpern. Zunächst wird der Sauerstoff und die Theorie des Verbrennens abgehandelt, dann der Wasserstoff und das Wasser, hierauf der Stickstoff und dessen Verbindungen mit Sauerstoff und Wasserstoff, und so die Reihe der nichtmetallischen Elementarstoffe hindurch, indem, wie es füglich auch nicht anders seyn kann, bey jedem derselben diejenigen Verbindungen mit den vorhergehenden zum Vortrage kommen, welche der Herr Verfasser, da sich hier keine abgesteckten Gränzen finden, zu berücksichtigen für zweckmäßig und nöthig fand. Von S. 265 bis S. 308 ist von den Metallen, von ihren Verbindungen mit Chlor, Jod und Schwefel, von den Legierungen und den Salzen im Allgemeinen die Rede. Das hier Vorgetragene bereitet zu dem, was über die einzelnen Metalle und ihre unorganischen Verbindungen im weitern Verlaufe des Buches gesagt wird, zweckmäßig vor. Gerade wie bey den nichtmetallischen Stoffen wird auch bey den einzelnen Metallen und ihren Verbindungen eine kurze Synonymik gegeben, dann etwas Geschichtliches über dieselben hinzugefügt und von dem natürlichen Vorkommen derselben gehan-

delt, hiernächst wird die Bereitungsart und dann werden die Eigenschaften derselben angegeben, woran sich manchmal Einiges von der Prüfung der Präparate anschließt, ferner werden die Bestandtheile derselben, jedoch ohne Beyfügung der chemischen Formeln, genannt und den Beschluß macht eine kurze Angabe der medicinischen und pharmaceutischen Anwendung der abgehandelten Substanzen, und eine hinreichende Literatur.

In Betracht, daß unser Verfasser nur einen angemessen kurzen Leitfaden für medicinische Chemie geben wollte, und daß in den Erfahrungswissenschaften, je nach der Individualität, manche Differenzen in dem Thatsächlichen vorkommen können, würde eine Angabe abweichender Meinungen über Einzelnes ohne beygefügte gehörige Gründe, für welche diese Blätter keinen Raum gestatten, nur wenig bedeuten, und daher glauben wir vielmehr diese Anzeige hier abbrechen zu müssen, und mit dem Wunsche, daß auch die nachfolgenden Lieferungen des Werkes angehenden Medicinern und Pharmaceuten zur Erleichterung und Empfehlung des Studiums der Chemie gereichen mögen, beschließen zu dürfen.

H. Wackenroder.

Nachtrag zu dem Lektionsverzeichnis.

Die Geschichte des neuern Europas und seiner Colonien wird Herr Hofrath Heeren von 8 — 9 Uhr lehren, nach f. Handbuch, 5. Ausg.

S. 548 ist bey der Geschichte des Römischen Rechtes das Wort heutigen zu streichen.

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

62. 63. Stück.

Den 19. April 1832.

Greifswald — Göttingen.

Aus der großen Zahl der historischen Werke der Araber, wovon bis jetzt verhältnißmäßig nur erst sehr wenig gedruckt ist, sind in jüngster Zeit einige größere Bruchstücke in besondern Schriften herausgegeben, welche Ref. in dieser Anzeige zusammen zu fassen entschlossen ist. Drey derselben sind in Deutschland, eins in Holland erschienen.

1) Taberistanensis id est Abu dschaferi Mohammed ben Dscherir Ettaberi Annales regum atque legatorum dei ex codice manuscripto Berolinensi arabice edidit et in latinum transtulit Joannes Godofredus Ludovicus Kosegarten, s. s. theol. doct. etc. Volumen primum. Gryphisvaldiae, sumtu Ernesti Mauritii, typis academicis, MDCCCXXXI. — XXVIII und 268 Seiten in Quart.

Des Persers Tabari Arabisch geschriebene Annales sind längst bekannt als eins der ältesten, glaubwürdigsten und ausführlichsten historischen Werke,

welches man nach manchen Rücksichten am besten mit dem Werke des Livius unter den römischen Historikern vergleichen würde. Seine allgemeine Geschichte bestand nach spätern Nachrichten aus 20 starken Bänden, und schon im dritten davon fängt die Geschichte Muhammeds an. Der Darstellung nach sieht man darin die ersten Anfänge und Versuche arabischer Historiographie, indem der Verf. noch ganz nach mündlichen Ueberlieferungen erzählt und die Reihe seiner mündlichen Auctoritäten bey jeder neuen Begebenheit aufzuzählen nicht ermüdet: wie bis auf Tabari's Zeit die Geschichte des Islams im viel umfassenden Gedächtniß einiger Sammler von Erzählungen fortgepflanzt war, wird zugleich daraus sehr deutlich. Zusammenstellung verschiedener Ueberlieferungen über dieselbe That ist daher nicht selten; doch gibt Tabari nur einen bestimmten Kreis von Erzählungen, während schon aus den äußerst kurzen Annalen Abulfeda's hervorgeht, wie verschieden der Kreis von Ueberlieferungen anderer Erzähler gewesen seyn muß. Einem großen Theile nach stützt sich die Erinnerung von Thatsachen auf die durch die Thaten selbst entstandenen lyrisch-beschreibenden Gedichte, welche einen Haupttheil des geschichtlichen Werks bilden.

Tabari's Werk ist in Asien immer sehr geschätzt, oft in Auszüge gebracht und in verschiedene asiatische Sprachen übersetzt. Proben von Persischen, Türkischen und Dschagatai-Uebersetzungen gibt der Herausg. in der Vorrede. Das alte Werk selbst aber ist wegen seines Umfanges und der Menge der spätern Auszüge und Uebersetzungen sehr selten geworden, und findet sich noch in keiner unserer Handschriften-Sammlungen vollständig. Man kennt nur den 3. Theil in Leyden, und den 5., 10., 11. und 12. in

Berlin. Obige Ausgabe enthält den Anfang des fünften Theiles, worin die Geschichte der ersten Zeit nach Muhammeds Tode, besonders der unter vielen Schwierigkeiten und innerm Zwist durchgesetzten Wahl Abubekr's zum ersten Chalifen und der Unterwerfung der fast sämmtlich nach Muhammeds Tode wieder abgefallenen Araberstämme im ersten Jahre Abubekr's, mehrere anziehende und lehrreiche Züge bietet. Wie ausführlich das ganze Werk ist, mag allein daraus genug erhellen, daß dieser ganze Band nicht viel mehr als die Geschichte eines einzigen Jahres enthält, und ihm in Abulfeda's Annalen nur wenige Blätter entsprechen.

Die Wichtigkeit des Werks und der Nutzen seiner Herausgabe ergibt sich hieraus von selbst. Außer der Uebersetzung würden indeß ausführlichere Anmerkungen hier an ihrer Stelle seyn, theils kritische, da nur eine einzige Handschrift gebraucht, und der Text nicht ganz sicher ist, theils erklärende. Einen Anfang zu solchen Anmerkungen hat der gelehrte Herausgeber am Ende S. 252 — 267 gemacht: mehrere verheißt er für die Zukunft, wo auch die etwaigen Bemerkungen anderer berücksichtigt werden sollen. Ref. fügt daher, so weit es der Raum hier erlaubt, über einige Schwierigkeiten kurze Bemerkungen hinzu, um dem Wunsche des geehrten Herausg. zu entsprechen. S. 142, 1 — 3 wird der Sinn nicht undeutlich seyn, wenn man فاتنى nicht von انى ableitet, sondern von فان; der kühne Chaled sagt dann zu seinen wegen Mangel an Aufträgen des Chalifen furchtsamen Kriegern: 'wenn (لو ist nicht quotiescunque) ich weder Brief noch Befehl vom Chalifen hätte, ich sähe

aber eine Gelegenheit, die mir wenn ich ihn erst benachrichtigen wollte entgehen würde, so würde ich sie ohne ihn zu benachrichtigen ergreifen und ausführen' u. s. w. — Was S. 176 die flava et alba et bicoloria seyen, welche dem Sieger übergeben werden sollen, möchten wenige Leser rathen: die Uebersetzung hätte hier wohl bestimmter andeuten können, daß damit glänzende Waffen gemeint seyen. Ebendas. 3. 16 ist nach dem ganzen Zusammenhange vgl. فاتاهم 3. 17 und

S. 178, 6 als Rede Chaleb's zu fassen. — Am meisten unsicher sind noch die zahlreichen Verse in Text und Uebersetzung, obgleich gerade bey ihnen die Kritik in dem Metrum eine sehr feste Grundlage hat. Die Verse S. 238, wo eine Anmerkung S. 266 über das Metrum schwankt und es für رجز hält, folgen gewiß dem مسرح, und es ist nur in der ersten Hälfte des ersten Verses eine falsche Lesart. S. 236, 8 ist wahrscheinlich بالمرار, S. 168, 17 gewiß außer

سبقي der Reim zu ändern, wie S. 234, 9, so daß beidemahl das catalectische رجز entsteht.

Anderer Stellen, wo zum Theil tiefere Mängel verborgen sind, muß sich Ref. kurz anzuzeigen begnügen: S. 122, 8. 124, l. 3. 130, 14 — 16 des Endes wegen, 132, 5. 6. 220, 4. 9. Schon die richtige Erkenntniß einer nothwendig verdorbenen Stelle ist ein Vortheil, da weitere Forschung und Vergleichung dann leicht die Heilung reichen kann.

Die Fortsetzung der Herausgabe dieser Annalen ist, um andere Vortheile nicht zu erwähnen, schon des rein geschichtlichen Nutzens wegen sehr

zu wünschen. Das Wesen jener wunderbaren Helden, welche aus der Wüste bringend die damalige Welt eroberten und umgestalteten, kann man nirgends besser kennen lernen als in solchen ausführlichen Ueberlieferungen, deren Ref. außer Tabari noch mehrere in Handschriften gelesen hat. Hier sieht man nicht bloß ihre Thaten, auch die Gedanken und Empfindungen, von denen sie heller oder dunkler getrieben wurden, mit einer Frische und Lebendigkeit überliefert, welche uns mitten in die redenden und handelnden versetzt. Wenn auch Muhammed und die zwey ersten, in seinem Geiste fortwirkenden Chalifen tief unter den Coryphäen des Christenthums stehen, so war doch, dieß bezeugt der Ueberblick dieser Ueberlieferungen, etwas Großes und Ehrwürdiges in ihnen, welches der damaligen Welt außer ihnen, den Persern wie den Griechen und Römern, fehlte, und wodurch allein sie so Großes wirken konnten. Ein so edler Character und solche Geistesstärke wie Abubekr zeigt ist sehr selten. Was Großes und Edles im Islam ist, zeigt sich in dem kurzen Zeitraum seiner Entstehung unter Muhammed, Abubekr und Omar am kräftigsten und klarsten: bald aber wird das niedere Element darin herrschend, und hat, nach einigen hellern Zwischenräumen, in den letzten Jahrhunderten so überhand genommen, daß der türkische und persische Islam z. B. unwiederbringlich seinem Untergange entgegengeht, mag er auch in den todten Formen noch längere Zeit sich erhalten. Aber wenn wir diese letzten traurigen Folgen des Islam sehen, sollten wir darum nicht das verkennen, was ursprünglich darin groß war.

2) *Abulfedae historia anteislamica, arabice. E duobus codicibus bibliothecae regiae Parisiensis, 101 et 615, edidit, ver-*

sione latina, notis et indicibus auxit Henricus Orthobius Fleischer, II. aa. mag. et coll. tert. in schola Dresdensi ad aedem s. crucis vicarius. Lipsiae, MDCCCXXXI. typis et impensis Fr. Chr. Guil. Vogel. — X und 262 S. in Quart.

Abulfeda's annales moslemici oder der zweythe Theil seiner allgemeinen Geschichte sind schon seit 40 Jahren durch Reiske's Bearbeitung und Adler's Ausgabe bekannt. Der erste, ungleich kürzere Theil, welcher jetzt in obigem Werke herausgegeben ist, ist zwar bey weitem unwichtiger. Denn die Geschichte der Völker vor dem Islam erschien dem beschränkten religiösen Sinne der frühern Historiker, deren Beyspiele sich auch die weiter blickenden spätern fügen mußten, stets nur wie eine Einleitung in die Geschichte des Islams, und weder die Kenntniß der besten Quellen noch historische Forschung löste ihnen den Schleier des Alterthums. Doch läßt sich die Herausgabe wenigstens eines der berühmtesten Werke dieser Art vertheidigen. Denn außerdem daß es aus vielen Rücksichten nützt die Ansichten der Historiker zu kennen, finden sich auch in dem Haufen unnützer Erzählungen einige wichtige, bloß hier erhaltene Bemerkungen und Auszüge aus ältern nichtarabischen Schriften, z. B. die S. 108 angeführte ausführliche Stelle aus einer, so weit Ref. weiß, verlorenen Schrift des Galenus, welche die Kirchengeschichte vielleicht als eins der wichtigsten Zeugnisse über die Christen der ersten Jahrhunderte beachten wird. Ueber die ältere Geschichte der Araber aber und einiger ihnen benachbarten Völker sind solche Werke nicht nur am ausführlichsten, sondern auch für uns fast die einzigen Quellen. Endlich ist der letzte Abschnitt des Werks rein ethnographisch und enthält auch

über die weniger bekannten Völker neuerer Zeiten manches seltene.

Wir wünschen daher diesem Werke Berücksichtigung, zumal es in die geschickten Hände eines tüchtigen Kenners der arabischen Sprache gefallen ist. Ein Haupttheil des Werks, die das ältere Arabien betreffenden Stellen, war zwar schon von de Sacy in der neuen Ausgabe von Pocockii spec. hist. Ar. bekannt gemacht: erscheint hier jedoch mit einigen Verbesserungen. Die Uebersetzung des Hn. Dr. Fleischer hält sich sehr glücklich zwischen der zu wörtlichen vieler Uebersetzer, welche jeden des Arabischen unkundigen Leser abschreckt, und der überfreyen Reiske's. Nur selten wird man im Texte oder der Auffassung des Sinnes das Richtige vermissen, wie S. 30, 20 بالواوي für بالوان, S. 120, 1 ist das Metrum ohne Noth, auch wohl gegen den guten Sinn verändert, S. 134, 2 wäre wenigstens ein Fehler in den Handschriften anzuerkennen, da eine solche Anführung eines unvollständigen Verses ganz gegen den Gebrauch ist; wahrscheinlich fehlt die ganze erste Vershälfte und der Anfang der zweyten. In dem Ausdruck S. 68 vgl. S. 66, 'daß die Perser den Feridun vor die Sündfluth setzen, weil sie diese gar nicht anerkennen', findet Ref. nichts Unverständliches oder Falsches, da die strengen Muhammedaner, aus deren Sinne Abulfeda redet, an die wörtliche Richtigkeit der biblischen Erzählungen glauben, also ein so hohes Alter Feridun's und die ununterbrochene Reihe der persischen Könige von den ältesten Zeiten an, wie die Perser sie vertheidigen, als den biblischen Erzählungen von Adams Nachkommen und der Sündfluth zuwiderlaufend nicht begreifen können.

Eins scheint auch in den manches Nützliche und Lehrreiche enthaltenden Anmerkungen zu wenig berücksichtigt — die Zurückführung der arabischen Namen, Ideen und Nachrichten über nicht-arabische Dinge auf ihre wahre Quellen, so weit es möglich ist. Dadurch erst würden die Nachrichten auch für jeden des Arabischen unkundigen Historiker sicher und leicht zu gebrauchen. Die Sache hat ihre mannigfachen Schwierigkeiten: doch liegt der Fehler oft nur in unrichtiger Aussprache der für fremde Namen so ungenügenden arabischen Schrift, wie z. B. S. 24 ein Ort **صبويم** unter den mit Sodom zerstörten 5 Städten vorkommt, welchen der Herausg. Sabwim übersetzt. Aber es ist Z'boim, **צבוי** Gen. 10, 19. Deut. 29, 23, auch bey den LXX, die Abulfeda wahrscheinlich leiteten, **σεβωίμ**, und das Wort konnte in arabischer Schrift nicht anders ausgedrückt werden. **ايساع** S. 56, 13 ist aus **ελισάβητ** verstümmelt, indem die Araber wie sonst die erste Sylbe el, als wäre es der arabische Artikel, von dem Eigennamen ausgelassen haben. — Besondere Sorgfalt hat der Vf. noch auf den Index lexicalis et grammaticus verwandt, wo in aller Kürze viel gesagt ist. Ähnliche Anhänge bey andern Ausgaben arabischer Schriften sind sehr zu wünschen.

3) Specimen criticum, exhibens locos Ibn Khacanis de Ibn Zeiduno, ex mss. codicibus bibliothecae Lugd. bat. et Gothanae editos, latine redditos et annotatione illustratos, quod praeside Henr. Ar. Hamaker — defendit Henricus Engelinus Weyers, Hollandus, phil. theor. mag. theol. et litt. hum. doctor. Lugduni Batavorum,

apud S. et J. Luchtmans, academiae typographos. 1831. — 212 S. in Quart.

Es ist dieß nur der Anfang eines sehr weitläufigen Werks. Reiske hatte schon im J. 1755 von Ibn-Zeidun, einem ausgezeichneten Gelehrten und Bezir an mehreren spanisch-arabischen Höfen, in dem sich noch einmal die ganze Größe der Kraft und Bildung des eben untergegangenen Omajjaden-Reichs abspiegelte, ein anziehendes, lehrreiches Risalet oder Sendschreiben an einen Freund bekannt gemacht: dieses mit einem andern desselben Arabers will Herr Weyers aufs neue bearbeiten; und da die kleinen Schriften eines so gewichtigen Schriftstellers, wie Ibn-Zeidun war, wieder den Fleiß und die Gelehrsamkeit vieler folgenden Araber beschäftigt haben, so soll eine Abhandlung über die Commentarien zu jenen Schriften folgen, und zwey der in historischer und literarischer Hinsicht wichtigsten, der durch Proben schon bekanntere Commentar des Ibn-Nabata, und der bis jetzt unbekannte Sa-fadi's vollständig gedruckt werden. Sollte dieß alles ausgeführt werden, wie man nach der vorliegenden Probe zu schließen nur wünschen kann, so würde dann ein besonderer und bis jetzt ziemlich unbekannter Kreis der arabischen Literatur ganz abgeschlossen vorliegen.

In jenem als Probe gedruckten Anfange der Prolegomena zur Herausgabe der genannten Werke gibt der Verf. die über Ibn-Zeidun handelnden Stellen aus einem ziemlich alten, geschätzten Werke über die Dichter und Schöngeister des arabischen Spanien, unter denen Ibn-Zeidun eine ausgezeichnete Stelle behauptet. Der Verfasser dieses Werks, Ibn-Chakan, aus Sevilla, später in Africa wohnend, lebte nicht lange nach Ibn-Zeidun, und hat die zur Erklärung

seiner Werke nothwendige Kenntniß der äußerst mannigfachen Schicksale desselben noch ziemlich sicher und vollständig. Ein Schriftsteller von nicht geringem Talent, folgt er leider der damals herrschenden historischen Schreibart, welche ohne an den Thaten selbst zu dichten und zu phantasieren, auch das einfachste und nüchternste in dichterisch geschmückte Prosa mit gereimten Redegliedern und hoch einerschreitenden Parallelsätzen kleidet. In frühern Zeiten findet sich diese mit der Sprache der hebräischen Propheten (bis auf den Schmuck des Reimes) sehr verwandte Redeart nur bey wirklich höherer Stimmung des Redenden oder Schreibenden, auch in den Vorreden nur in diesem Falle; und es verräth wenig Urtheil und Geschmack, wenn neuere Gelehrte, wie jüngst geschah, sich der Nachahmung solcher Ungereimtheiten am unrichtigen Ort befleißigen. Was indeß Ibn-Chakan erzählt, ist auf seinen reinen Inhalt zurückgeführt sehr wenig: den größten Raum nehmen die vollständig oder in Bruchstücken angeführten Gedichte hin, unter denen die schönsten, aber auch schwersten von Ibn-Zeidun sind, andere von spanischen Fürsten oder von deren Hofleuten geschrieben.

Die nicht geringen Schwierigkeiten eines solchen Buchs hat Herr Meyers, nur von wenigen Rand-Scholien unterstützt, recht glücklich überwunden, so daß wir daraus gern eine günstige Meinung über die Vollendung des ganzen Unternehmens fassen. Nur selten wird man den Sinn einer Stelle ganz verkannt finden, wie S. 52, 7 — 9. 51, 1, wo der Schluß eines poetischen Sendschreibens an den König von Sevilla nur Wünsche enthalten kann, wie auch die Wunschweise in لا ريت richtig ausgedrückt ist; alles

als vergangen zu fassen, wie der Uebersetzer thut, ist unpassend dem Zusammenhang, und unnöthig oder vielmehr, wie Ref. glaubt, falsch den Worten nach. S. 163 ist **كان** nicht von **ان** abzuleiten, vor dem **ا** nicht stehen kann,

sondern von **ان**. Eben so selten wird man unnöthige oder unpassende Veränderungen des Textes treffen, wie S. 25 — 89, wo **لا يبلغية** richtig verstanden einer Aenderung nicht bedarf. Etwas mehr ist wohl auf die richtige Aussprache und Schreibart der Pausen zu achten, da diese auch am Ende der Glieder der poetischen Prosa sicher und fest seyn muß; Formen aber wie **صوح**

S. 26, 4. 5 sind keine Pausalformen; auch **س** für **س** ist nach den Varianten S. 22, 1. 2 schwerlich zu verwerfen. Die Uebersetzung hätte um so weniger eine weitläufige Umschreibung werden müssen, da ihr sehr ausführliche Anmerkungen, und darunter manche sehr schätzbare, beigegeben sind. Was dem Uebersetzer dunkel blieb, hat meist Hamaker ergänzt, dessen zahlreiche Anmerkungen einen großen Schatz historischer Gelehrsamkeit enthalten, z. B. über das Recht des ersten Bezirgs neben dem Könige zu sitzen, während alle übrigen in der Versammlung stehen S. 172 ff., über die Sitte der Adoption durch Ausbreiten des Mantels über den Schützling S. 106, welches Ref. indeß auf Rut. 3, 9. 2, 12 zu beziehen sich nicht entschließen kann, da hier eine rein bildliche Rede ist. Ganz neu und wichtiger scheint die Nachricht S. 101, daß nabatäische d. h. chaldäische Bücher, unter andern über

den Ackerbau, ins Arabische übersetzt sind, wie der Verfasser des dort beschriebenen Buchs sagt, daß er es aus dem Nabatäischen übersetzt habe. Dieß würde uns einen Blick in eine untergegangene Literatur verstatten. — Ueberhaupt enthält diese Schrift viel Lehrreiches, und ist ein rühmliches Denkmal des Fleißes und der Gelehrsamkeit der Hamakerschen Schule in diesen Gebieten. Für die Kenntniß der so verwickelten Geschichte der spanisch-arabischen Reiche nach dem Sturz des Omajjaden-Chalifats ist daraus besonders viel zu schöpfen, da hier auch mehrere ungedruckte Stellen aus andern arabischen Historikern zum erstenmahl bekannt werden.

4) Liber concinnitatis nominum id est: Vitae illustrium virorum auctore Abu-Zacarja Jahja En-navavi. E codice ms. bibliothecae regiae Gottingensis arabice edit, latine vertit, annotationes addidit Henricus Ferdinandus Wüstenfeld, ph. Dr. Sectio prima, qua continentur praefatio et Mohammedis vita. Gottingae, sumtibus propriis, typis Dieterichianis. MDCCCXXXII. VIII und 108 S. in Quart.

Dieses Werk, dessen Handschrift unter den Arabischen unserer Bibliothek wohl die wichtigste ist, ist ein schönes Denkmahl des historischen und grammatischen Sammlerfleißes der arabischen Schriftstellerey des zweyten Alters der Literatur. In dem ersten Theile, der in dieser Handschrift enthalten ist, gibt es eine alphabetische Aufzählung der berühmtesten Namen, vorzüglich großer Männer des Islams, und unterscheidet sich von Ibn-Challikan's schon mehr bekannterem biographischen Lexicon dadurch, daß dieses mehr die berühmteren Männer späterer Zeit wie in einem Nachtrage zu den historischen Werken, jenes mehr

vom historisch-theologischen Standpuncte aus die mit der Religion des Islams näher zusammenhängenden großen Männer der frühern Zeit beschreibt. Der Anfang des Werks, welcher in obigem Buche gedruckt vorliegt, enthält in einer ausführlichen Vorrede manche anziehende Bemerkung oder Nachricht, wie über die Bedeutung der Personennamen und die bey der Namengebung herrschenden Ansichten und Sitten der Araber S. 26 ff. Das darauf folgende Leben Muhammeds enthält, da es nicht sowohl nach der chronologischen, als nach einer Sachordnung abgefaßt ist, viele wichtige und unterhaltende Nachrichten, welche man in dieser Vollständigkeit und Kürze sonst nicht leicht finden wird. Wer es z. B. begreifen will, wie Muhammed in kurzer Zeit so viel wirken konnte, der lese S. 71—75, wo über den Character und die Sitten Muhammeds die sichersten, das Zeugniß innerer Wahrheit enthaltenden Traditionen zusammengestellt sind.

Auf das Verständniß des Werks hat Herr Dr. Wüstenfeld, welcher damit seine erste Probe von orientalischen Studien abgelegt hat, recht vielen Fleiß verwandt, auch einige, besonders critische Anmerkungen hinzugefügt, und mehrere erklärende für die Fortsetzung des Werks versprochen. Um hier einiges zur richtigern Erklärung des nicht selten abgerissenen und etwas schwierigen Textes hinzuzufügen, bemerkt Ref. folgendes: S. 40, 5 ist

— لا من عام الا والذى — nicht quid est ex

quodam anno, vel quid post eum, pejus est illo, sondern 'es gibt kein Jahr, außer daß das folgende schlechter ist als es', eine Tradition aus Muhammeds Munde. S. 74 erzählt ein Diener Muhammeds aus dessen Leben 'nie sprach er über etwas, das ich gethan: warum hast du es

gethan! und nie über etwas, das ich nicht gethan: hast du nicht so gethan?' d. h. nie mißbilligte er das von mir gethane oder unterlassene. Die Uebersetzung: neque dixit ulli: Feci hoc, cur tu hoc fecisti? neque: Ego non feci, sed tu fecisti hoc würde schon zu der arabischen Wortstellung nicht passen; der cd. hat richtig ^عأ.

§. 32, 12 will der Verf. mit dem ^والأحسن sagen, daß man von einem, der in Mekka, dann in Damask längere Zeit gelebt habe, sagen könne: Meccensis et (و) Damascenus, aber 'schöner', richtiger, Meccensis dein (ثم) Dam.

§. 55, 5 ist ^{كفن}كفن bloß auf den Leichenanzug zu beziehen. §. 88, 2 ist ^{أول}أول als Gegensatz zu ^{ثم}ثم nicht primus, sondern initio. §. 94, 14. 16 ist ^{أعطى}أعطى auf Muhammed zu beziehen 'er ist beschenkt' mit folgendem Accusativ. §. 53, pen. ist ^{الصحيح}الصحيح der Name des Buchs Bochari's. Wie ^{الأول فالأول}الأول فالأول §. 8, 16 (wo auch vor ^{منهم}منهم unrichtig und gegen den Cd. eine Interpunction ist) 10, ult. zu verstehen ist, erhellt aus §. 40, 5.

Der Text der Handschrift ist in diesem Drucke, wie Ref. nach Vergleichung versichern kann, mit vieler Treue wiedergegeben. Einzelne Ausnahmen davon scheint es nützlich hier anzugeben: §. 20, 5 l. ^{بنع}بنع, 42, 7 ^{وإبراهيم}وإبراهيم für ^{وإبراهيم}وإبراهيم, §. 44, 9 ^{كلاهما}كلاهما ohne Teschdid, §. 72, 15 ^{نحو}نحو 'et similia', nicht neque aliis; §. 84, 3

والحبيب, S. 92, 9 ist **فيا** gegen den cd. und guten Sinn zum folgenden Satz gezogen, S. 96, 8 l. **لا بد** für **لا بد**, einige andere bloße Druckfehler nicht zu zählen. Die einzelnen Lesarten des cd. bewähren sich fast durchaus; doch sind noch zu verbessern S. 27, ant. **أعوان** für das aus dem cd. aufgenommene **أعوان**, S. 48, 4 fehlt nach **قد** ein Wort wie **سبق**, S. 58, 6 hat cd. **يَعْلَم**, aber richtig dem Zusammenhange nach ist nur **يَعْلَم** 'man weiß nicht, daß er Moslem ward'; S. 66, 2 hat cd. **بعليّة**, deutlich unrichtig, aber richtig zu verbessern ist **نعلية**. — Die Fortsetzung des Druckes dieses Werkes wird den arabischen Studien nützlich seyn.

H. C.

L i b e r.

In der v. Rohden'schen Buchhandlung: Anleitung zur Anlage artesischer Brunnen. Von J. A. Spezler, Baumeister in Lüneburg. Mit 6 Steintafeln. 1832. XIV u. 90 S. in 8.

Bey dem allgemeinen Interesse, welches die gebohrten Brunnen in neuern Zeiten erregt haben, und den mannigfaltigen Anwendungen und Vortheilen, welche dieselben gewähren, kann eine kurze und deutliche Anleitung zu deren Anlage nicht anders als sehr erwünscht kommen.

Unterstützt durch eine, im Anfang des vorigen Jahres durch vierzig hochachtbare, gemeinninnige Männer des Fürstenthums Lüneburg, zur Anlage artesischer Brunnen gegründete Gesellschaft, wurde

unter der Leitung des Hn. Wfs., im April v. J., in einem Garten innerhalb der Stadt Lüneburg, hauptsächlich zur Instruction der in Zukunft zu gebrauchenden Arbeiter, ein 34 Fuß tiefer Brunnen gebohrt, in welchem das Wasser bis $5\frac{1}{2}$ Fuß unter dem Erdboden aufsteigt, und sich in diesem Stande auch bey anhaltendem Pumpen erhält.

Um nun denen, die sich zu ähnlichen Bohrversuchen entschließen möchten, eine deutliche Beschreibung der nöthigen Geräthschaften, so wie des anzuwendenden Verfahrens zu verschaffen, und sie dabey der Mühe zu überheben, die größern hieher gehörigen Werke nachzulesen, kann die vorliegende Schrift eben so angelegentlich empfohlen werden, als sie überhaupt geeignet ist, auch dem Nichtkennner eine deutliche Vorstellung von diesen merkwürdigen Brunnen zu geben.

Das Buch enthält eine kurze Theorie der gebohrten Brunnen, dann eine ausführlichere sehr deutliche Beschreibung der zum Bohren erforderlichen Werkzeuge und Hülfsgeräthe, nebst beygefügtem Kosten-Anschlage für einen vollständigen Bohrapparat zu einer 200 Fuß tiefen Bohrung; eine klare Darstellung des practischen Verfahrens bey dem Brunnenbohren, und einen kurzen Abriß der Geschichte und Literatur der artesischen Brunnen. Die in der Note zu S. 57 angegebene Regel zur Berechnung der Wirkung des Rammflozes gibt den Effect viel zu gering. Nach ihr würde der Stoß eines aus der Höhe eines Fußes gefallenen Körpers nicht mehr betragen, als der Druck, den der Körper, indem er ruht, ausübt, und doch übertrifft er diesen nach den von Rondelet (art de bâtir t. III.) mit dem Dynamometer angestellten Versuchen um das Elfache. — Die weitem Resultate seiner Brunnenbohrungen verspricht der Hr. Wf. demnächst zur Kunde des Publicums zu bringen.

U.

G e t t i n g e n
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

64. Stück.

D e n 21. A p r i l 1 8 3 2.

L o n d o n.

For John Murray, 1828: Journey from Buenos Ayres through the provinces of Cordova, Tucuman and Salta to Potosi, thence by the desert of Caranja to Arica, and subsequently to St. Yago de Chile and Coquimbo, undertaken on behalf of the Chilean and Peruvian mining association, in the years 1825 — 26 by Captain Andrews, late commander of H. C. S. Windham. Vol. I. 312 Seiten, Vol. II. 321 S. in 4.

Der lange Titel dieses Buches bezeichnet schon hinlänglich Zweck, Stand und Reiseroute des Verfassers. Wenn die meisten der Bergwerks- und Anleihespeculationen, zu denen die Emancipation der spanischen Colonien den Engländern Veranlassung gegeben hat, als eine in der Geschichte des Handels nur den französischen Mississippi-speculationen vergleichbaren Mischung von blinder Geldgier, Unwissenheit und Unredlichkeit erscheinen; wenn ihre unglücklichen Resultate mei-

stens dieses Characters würdig und eine gerechte Strafe der Unternehmer waren, so läßt sich wenigstens nicht in Abrede stellen, daß wir als zufällige Früchte diesen Unternehmungen eine Reihe von schätzenswerthen Reisebeschreibungen und eine (zwar von vielen theuer bezahlte) sehr bedeutende Ausdehnung des Gebietes der Länder- und Völkerkunde verdanken. Die meisten und interessantesten der seit den letzten zehn Jahren so sehr zunehmenden Zahl von Reiseberichten aus Südamerica rühren von den Agenten britischer Speculanten her, und wenn sie im Allgemeinen eine gute Meinung von den zu solchen Geschäften gebrauchten Männern geben, so erklären sie doch auch zum Theil das Mißlingen der Unternehmungen zu denen sie mitwirken sollten. Da ist z. B. dieser Capitän Andrews — ein ganz wackerer, gentlemanlicher Mann, von ziemlicher allgemeiner Bildung, ein guter Beobachter in seiner Darstellung, etwas precios, auf Wiß und Effect Anspruch machend — aber wirklich a clever man; aber was der late commander der verehrlichen Ostindischen Compagnie Schiffs Windham, von Mineralogie, Geognosie, Bergwesen verstehen soll, ist doch nicht wohl einzusehen, und noch weniger warum gerade er ausersehen worden, um die Bergwerke von Peru, La Plata und Chile zu bereisen, zu untersuchen und eventualiter zu kaufen. In der That es war von sterblichen, sündigen Menschen zu viel verlangt, wenn man erwartete die Südamericaner könnten der Versuchung widerstehen solche Vögel zu rupfen, aber vor allen Dingen ist es comisch, wenn man diese Herren auf jeder Seite über die Unwissenheit und Dummheit, Unbehülfslichkeit der ehemaligen Besitzer, besonders der Altspanier sprechen sieht, die denn doch Gold und Silber — per fas et

nefas — aus denselben Minen herauszuschaffen wußten, statt daß die Briten auf dem besten Wege waren mit ihren Dampfmaschinen fast eben so viel hineinzuworfen. — Das Gesagte mag schon hinreichen um dem Irrthume zuvorzukommen, als wenn dieser Reisende irgend brauchbare Aufschlüsse über die Mineralogie und Geognosie der von ihm besuchten Gebirge und Bergwerke gäbe; er verbindet sich zwar *chemin faisant* mit einem Manne, vor dessen chemischen und mineralogischen Kenntnissen er große Verehrung bezeigt, aber auch dadurch wird wenig in diesem Punkte gebessert. Mit alle dem aber finden sich hier manche sehr treffende Bemerkungen über die Bearbeitung dieser Bergwerke und die Ursachen des Mißlingens so vieler Speculationen auf dieselben. Die Bemühungen des wackern Seemannes um die südamericanischen Bergwerke nehmen übrigens ein Ende mit Schrecken. Nachdem er in Cordova, Tucuman, Potosi und anderwärts provisorische Ankäufe von Minen und Contracte aller Art abgeschlossen hat, nachdem er aller Orten als der Vorbote und Schöpfer eines neuen goldenen Zeitalters, als der Repräsentant britischer Guineen, britischer Industrie, britischen Dampfes empfangen und gefeyert worden ist, nachdem er überall eine wahre anglomanische Epidemie verbreitet hat, hat er noch in Potosi das Unglück daß alle seine Schritte von seinen Commitenten als ungültig erklärt, seine und seiner südamericanischen Freunde schöne Träume wie Dampf verfliegen; dann folgen unangenehme Reibungen mit andern Agenten der Gesellschaft, und er verläßt America eben nicht in der besten Laune, was ihn jedoch nicht hindert in seiner Reisebeschreibung Jedem Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Seine Bemerkungen ver-

bankten nicht bloß der lebensfrohen, lebendigen und wohlwollenden Auffassung ihren Werth, sondern sein Weg führt ihn auch durch manche von frühern und spätern Reisenden nicht besuchte Gegenden. Statt des gewöhnlichen Weges von Buenos Ayres über San Luis und Mendoza nach Sant Yago, wendet er sich nördlich über Cordova, Sant Yago del Estero, Tucuman, Salta, Jujuy — lauter wenig oder gar nicht bekannte Städte — nach Potosi. Es sey uns erlaubt ohne besondern Zusammenhang, so weit es der Raum erlaubt, einiges aus diesem ersten Bande herauszuheben. Ueber den Character der Gauchos, des Hirtenvolkes was die Pampas bewohnt, erhalten wir hier mehrere ergötzliche Beyträge; so z. B. die Beschreibung eines Gaucho Stuker's (eines Majo). Unter den Gästen befand sich eine Art von Gaucho dandy oder exquisite, der ein Liebling der Familie zu seyn schien und sogar dem Pfarrer den Rang streitig machte. Dieser hübsche Bursche besaß eine Art von Witz und Unterhaltungsgabe, die sehr ergötzlich war, und in dieser Hinsicht zeichnete er sich sehr vor seinen langbespornten Brüdern in Bondstreet aus, unter deren Schwächen Witz nicht gerechnet werden kann. Er trug einen schönen Poncho mit Zierathen wie ein ostindischer Shawl. Darunter bemerkte man ein Paar weiße Beinkleider mit zierlichen Franzen besetzt. Seine enganschließenden Stiefel von feinem weißen Pferdeleder bedeckten den kleinsten Fuß, den ich je an einem sechs Fuß hohen Manne gesehen. An den Hacken trug er ein Paar reich verzierte silberne Sporen, die wenigstens ein Pfund wiegen mochten. Ein zierliches Scapulier hing auf seiner Brust; der Hals war bloß und trug den schönsten Kopf den ich je gesehen, und auf diesem saß ein Stroh-

hütchen, so klein, daß es für ein dreijähriges Kind gepaßt hätte. Ein buntes seidenes Band sollte es unter dem Kinne festhalten, war aber in angenehmer Nachlässigkeit nach der Unterlippe heraufgerutscht. Ein Paar schwere goldene Ohringe vollendeten diesen Puz, und indem er seine Cigarre handhabte mußte er einen glänzenden Fingerring zum größten Vortheil zu producieren. Uebrigens war sein Benehmen in der That sehr anständig und cavaliermäßig. Ich erfuhr bald, daß er im Lande herumziehe, um bey Hahnenkämpfen und Pferdemarkten und Pferderennen den Leuten mit der besten Art das Geld abzunehmen. Ein schönes, feuriges Pferd das er ritt war nicht weniger reich und geschmackvoll aufgepußt als er selbst. Als wir uns dem Flusse näherten, sprengte er bis an den steilen Rand des Ufers, so daß wir fürchteten er werde Hals über Kopf hineinstürzen. Er hielt aber am äußersten Rande sein Pferd so plötzlich an, daß es fast rücklings überschlug. In einem Augenblick sprang er zur Erde, nahm ihm den Sattel, die Decke u. s. w. ab, warf ihm den Bügel über den Hals und zeigte nach dem Wasser, und nach einigem Zaudern sprang das edle Thier in den Fluß, verschwand einen Augenblick, erschien aber bald wieder über dem Wasser, und erreichte schnell das andere Ufer, wo es durch freudiges Wiehern seine Ankunft verkündete, und dann ruhig stehen blieb bis sein Herr ihm folgte.' — Und an einer andern Stelle: 'Es war nicht möglich den wackern Capataz (Oberhirte) während der Erzählung dieses Abenteuers ohne Wohlgefallen zu betrachten. Die Gewandtheit der Gauchos zu Pferde ist von allen Reisenden in diesen Gegenden bewundert worden. Er mag kaum noch im Steigbügel hängend sein Messer von der Erde

aufnehmen, oder mit der Schlinge (lazo) den wüthenden Stier bändigen, immer ist er ruhig wie eine Dame in ihrem Boudoir — seine Bewegungen sind eben so anmuthig als rasch und kräftig. Wenn er aber vom Sattel herab ein Abenteuer erzählt, so sind die Bewegungen, womit er seine Worte begleitet, belebt und ihnen Nachdruck gibt, so natürlich und doch so anmuthig und bezeichnend, daß diese sonderbare Mischung von Gentleman und Landmann in seinem Wesen, ein eben so auffallendes als angenehmes Ganzes bilden. — Bey alle dem erregen die Gauchos doch nicht selten die Ungeduld unsers Reisenden, durch ihre gänzliche Gleichgültigkeit gegen fast alles was Industrie, Haushalt, Benutzung von tausend Dingen betrifft, und durch die unerschütterliche Gelassenheit, womit sie auf alle Fragen, die sie nicht beantworten können oder mögen, ihr ewiges: *quien sabe?* (wer kann das wissen?) bereit haben. 'Ich nahm mir die Freyheit, diesem Señor Quiensabe von Postmeister, die Unzweckmäßigkeit dieser Art seine Schaafheerden zu behandeln, darzuthun. Er antwortete: er sey zu alt um ein neues System anzufangen, obgleich seine Frau eben ein schönes, munteres Kind säugte. Als ich ihn nach der Zahl seiner gemischten Heerden fragte, meinte er: es möchten achthundert oder tausend Stück seyn, *mas o menos* (mehr oder weniger). Ich fragte ihn nun: ob sie nicht viel mehr werth seyn würden, wenn er die Race rein erhielte? *Quien sabe?* war die Antwort. Ich machte ihn darauf aufmerksam, wie viel vortheilhafter es sey, die Widder von den Schafen zu trennen und nur zu bestimmten Zeiten zuzulassen. *Quien sabe?* war die Antwort, und es sey doch hart die Männlein von den Weiblein zu trennen.' — Was

der Verf. über Cordova, Tucuman und Salta sagt, gibt uns im Ganzen einen guten Begriff von dem äußern Ansehen dieser Städte, von dem Character der Einwohner und besonders von dem Clima und der Fruchtbarkeit des Bodens. Sie sind regelmäßig gebaut, mit einem Hauptplatz und Straßen die sich in rechten Winkeln durchschneiden, und nach spanischer Sitte einem schattigen Spaziergang (alameda, paseo), auf dem es nicht an eleganten Spaziergängern und noch anmuthigern Spaziergängerinnen fehlt. Es scheinen übrigens in den verschiedenen Provinzen bedeutende Verschiedenheiten der Bildung und des Characters der Bewohner Statt zu finden. In Cordova klagt unser Reisender viel über Bigotterie und Einfluß der Geistlichkeit, und bedauert daß sie die Ausbildung der Anlagen des gastfreyen gutmüthigen Volkes hindern. Uebrigens gefällt er sich ziemlich in anglicanisch-protestantischen Declamationen, die eben nicht viel bedeuten oder beweisen. Die gegenwärtige Regierungsform von Cordova und von Santyago del Estero ist in der That nichts als ein militärischer Despotismus, von dem jedesmaligen Souverneur mehr oder weniger zum Vortheil der Einwohner gehandhabt. Ein regeres geistiges Leben finden wir in Tucuman. Die Vorschläge des Verfs. werden dem Congreß vorgelegt und erregen sehr lebhaft Debatten. 'Die Beredsamkeit und der Anstand, den die Redner dabey an den Tag legten, erregte mein Erstaunen. Während der Sitzung trat ein alter Jesuit, der einzige der sich noch hier aufhält, und beschwor sie auf seinen Knien, so theuer ihnen ihre Religion, ihre Unabhängigkeit, ihr Eigenthum, ihre Weiber und Töchter seyen, sich solchen Neuerungen zu widersetzen und die britischen Regier nicht auf-

zunehmen. Er führte warnend das Beyspiel von Ostindien an, wohin die Engländer als Kaufleute gekommen seyen um allmählich das ganze Land zu unterjochen. — Die Art der Discussion erinnerte mich an unser Haus der Gemeinen, durch die Unabhängigkeit und Freymüthigkeit der Aeußerungen. Die Redner richteten sich an den Präsidenten oder Sprecher, indem sie einige Schritte vortraten. Der Hauptgegner der Regierung sprach mit einer Kühnheit und Hestigkeit, die mich lebhaft an Fox erinnerte, allein seine Bewegungen, sein Anstand und der Ton seiner Stimme übertraf den des großen Redners bey weitem. Ich werde nie die Gestalt dieses zähen alten Mannes vergessen, dessen rauhe weiße Haare sich wie Borsten emporsträubten, während er gegen die ausübende Gewalt losdonnerte. Einen auffallenden Gegensatz bildete die gefällige, fließende Sprache, der feine Anstand des Doctor Morales, der seinem Gegner mit ruhigen Gründen und einer Selbstbeherrschung antwortete, wie sie in keiner Europäischen Versammlung übertroffen werden kann. Mehrere Bürger wurden vorgeladen um ihre Meinung über den Gegenstand zu hören, und die Debatten wurden erst nach drey Wochen zu Gunsten der Neuerungen geschlossen. — Eine solche Entwicklung geistiger Kräfte ist um so auffallender, da es hier ganz an höheren Bildungsmitteln fehlt — in der einzigen Druckerey von Tucuman, waren kaum genug Lettern, um den Contract über die Minen zu drucken. Die Tucumanesen haben sich während des Kampfes gegen die spanische Herrschaft durch den unerschütterlichsten Muth bey den größten Gefahren und Opfern ausgezeichnet, und die Hoffnungen, die unser Reisender für die künftige Entwicklung solcher

Anlagen hegt, mögen nicht übertrieben seyn. Die Umgegend ist ein Paradies an Fruchtbarkeit und mahlerischen Schönheiten, das Clima gehört zu den mildesten, gesundesten der Welt. — Dasselbe was von Tucuman gesagt ist gilt im Allgemeinen auch von Salta, dessen Bewohner zwar weniger Lebendigkeit des Geistes aber noch mehr Festigkeit und Energie haben als die Tucumaneser. Die Lage ist gebirgiger, das Clima rauher. Salta war während funfzehn Jahren fast beständig ein Schlachtfeld für die Republicaner und Royalisten, und keine Stadt hat der Sache der Freyheit größere Opfer gebracht. Der Weg von Salta nach Potosi führt unsern Reisenden durch die großartigen, gleichförmigen Gebirgslandschaften der Anden und durch einige ausschließlich indianische Dörfer, wo er Gelegenheit hat, die unerschütterliche Anhänglichkeit dieser Menschen an die königliche Sache zu bewundern, die freylich nach den Aufschlüssen der noticias secretas schwer zu begreifen ist. Diese Indier sind übrigens zum Theil sehr reich; eine Wittwe, deren Gast der Verf. war, hatte kürz zuvor eine Mine für 50000 Piafter verkauft. Sie sind ein ruhiges, sanftes Volk und scheinen sich unter ihren Caciquen wohl zu befinden, welche die Stelle der Alcaden versehen und eine ziemlich unumschränkte Gewalt ausüben. Sie sind sehr fleißig; die Männer besorgen Feld, Garten und Heerden, die Weiber weben und spinnen. Sie sind ausdauernd, obgleich nicht von kräftigem Aussehen. Potosi steht der Verf. im höchsten Glanze durch die Anwesenheit der ausgezeichnetsten Helden der südamericanischen Freyheit, Bolivar, Sucre, Alvar, Urdaneta, Santa Cruz, Miller u. a. deren persönliche Bekanntschaft er macht. Die berühmten Minen

von Potosi sind bis auf wenige verlassen. Sie befinden sich in einem kegelförmigen kahlen Berge, der sich an der Südseite der Stadt zu einer Höhe von 14000 Fuß über das Meer erhebt und dessen Spitze der Krater eines ehemaligen Vulcans ist. Die verschiedenen Färbungen der metallreichen Schichten geben ihm ein ganz eigenthümliches Ansehen, sie bestehen hauptsächlich aus festem gelblichem Thonschiefer. Er ist nach allen Seiten durchlöchert, und die Zahl der Minen (d. h. der einzelnen Gruben) wird auf 5000 angegeben, wovon jetzt nur etwa hundert bearbeitet werden. Auch die Bevölkerung von Potosi war 1826 von 130000 Seelen auf 9000 herabgesunken, die jedoch unter General Millers Administration in wenig Monaten wieder bis zu 11000 stieg.

Von Potosi setzte der Verf. seine Reise weiter durch die Anden, über Tacua nach Arica, fort, wo er sich nach Valparaiso und von da nach Coquimbo einschiffte, um die Aufsicht über die cornischen Bergleute zu übernehmen, die hier mit übermäßig hohem Tagelohn schon seit Monaten vergebens auf Beschäftigung in den Minen der Gesellschaft warteten. Die Rückreise über Montevideo, Maldonado und Rio Janeiro und eine Uebersicht der südamericanischen Revolution, machen den Schluß dieses interessanten Werkes, von dem wir bedauern keine weiteren Auszüge mittheilen zu können. Einer sonderbaren, und unsers Wissens noch nirgends erwähnten naturhistorischen Erscheinung, sey uns noch zu gedenken erlaubt. 'Wir hatten (in den Pampas von Sant Yago) so einen Theil der Nacht zugebracht, als ein plögliches sanftes helles Licht einen der Gesellschaft zu der Bemerkung führte, daß der Mond sehr früh aufgehe; allein die Richtung,

woher dieß Licht kam, überzeugte uns bald, daß es nicht der Mond seyn könne, obgleich es ganz der Gestalt desselben im ersten Viertel entsprach. Es verschwand bald, erschien aber nach einiger Zeit wieder, aber in etwas veränderter Gestalt (einem Kreuze ähnlich) und Stellung. Der Cazataz erklärte eben so bestimmt als ruhig: es sey ein Gespenst, y nada mas (und weiter nichts), allein der Postbote von Buenos Ayres, der eben ankam, gab uns eine genügendere Erklärung, indem er sagte: es sey nichts als eine Art weißer Gule (paca blanca), die er öfters in den Wäldern gesehen. Sie habe auf dem Kopf einen glänzenden Kamm, dessen Licht von dem weißen Gefieder des Vogels wiederstrahle, und so einen Schein verbreite, der je nach den Bewegungen des Thieres, dem Ausbreiten der Flügel u. s. w., verschiedene Gestalten annehme.'

B. A. S.

Neustadt an der Orla.

Bey Wagner: Dr. Heinrich Döring, die deutschen Kanzelredner des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts nach ihrem Leben und Wirken dargestellt. 1830. VIII u. 590 S. in 8.

E b e n d a s e l b s t.

Die gelehrten Theologen Deutschlands im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert nach ihrem Leben und Wirken dargestellt von demselben. Erster Band. A — H. 1831. XII u. 792 Seiten. Zweyter Band. I — M. 1832. XII u. 660 S. in 8.

Beide Werke sind Ausführung des zuerst enger aufgefakten, und nachher erweiterten Plans.

Die Biographien der berühmtesten Kanzelredner Deutschlands zu liefern, war der ursprüngliche Plan; allein ganz natürlich erklärt sich die während der Bearbeitung selbst sich ergebende Ausdehnung desselben auf das ganze gelehrte Deutschland; theils ist es ja schon an und für sich schwierig, die Kanzelredner durch eine scharfe Linie so von den übrigen Theologen zu trennen, daß nicht der Einzelne oft mit größerem Rechte dort aufgenommen oder weggelassen werden könnte, theils mußte der Verf. für den engern Plan nothwendig dasselbe literarische Material durcharbeiten, sich dieselben Quellen eröffnen, wie für den erweiterten. Nach des Verfs. Absicht sollen nun beide Werke einander ergänzen, und in das Register des zweyten Bandes der gelehrten Theologen sind auch schon die Namen mit aufgenommen, die man unter den Kanzelrednern zu suchen hat, obgleich sie ihren Leistungen nach auch unter der andern Rubrik hätten aufgeführt werden können. Ein Uebelstand ist so in dem combinirten Werke nicht zu verkennen, daß nämlich die ganze Theologie einem ihrer Zweige, der Kanzelberedsamkeit gegenüber gestellt wird; allein einmal ist dieser doch als der eigentliche Hauptzweig der practischen Theologie zu betrachten, und so den mehr theoretischen Leistungen nicht unpassend opponiert; dann aber betrifft dieser Uebelstand doch nur die äußere Anordnung, indem auf die Bearbeitung selbst der Umstand keinen Einfluß ausübte, ob die Namen der Einzelnen auf der Kanzel oder dem Catheder gegläntzt haben. Ein vollständiges Register am Ende des ganzen Werks hinzugefügt wird den Uebelstand ganz heben.

Mit welchem Rechte nun der Verf. sich einer allerdings so umfassenden Arbeit unterzogen habe,

darüber geben seine früheren biographischen Leistungen, seine Lebensbeschreibung Schillers, Herders, Klopstocks, Göthes, Bürgers die beste Gewähr. Freylich aber konnte, was dort die Hauptsache war, das Erfassen der zu schildernden Männer in ihren innersten Lebensmomenten, hier nicht geliefert werden; hier konnte der Verf. nur die äußern Umrisse des Characters ziehen, die Lebensumstände andeuten, die innere und äußere Entwicklung nur den Resultaten nach geben, — die erste Schrift allein umfaßt 92 Namen. Der Zeitraum, den der Verf. für seine Darstellung bestimmte, beginnt mit dem Anfang des 18. Jahrhunderts; jedoch ist der terminus a quo nicht so ängstlich gewählt, daß nicht auch Männer, die ihrem Geburtsjahr nach in das 17te, ihrem Wirken nach aber in das 18te Jahrhundert fallen, aufgenommen wären. Ueberhaupt ist ja der Anfang des vorigen Jahrhunderts in der Entwicklung protestantischer Theologie eine durch mehrfach zusammentreffende Umstände sehr scharf bezeichnete Epoche. Als Endpunct des darzustellenden Zeitraums wird mit Recht der Grundsatz festgehalten, nur Verstorbene aufzunehmen. Die versprochenen Nachträge werden deshalb unter Andern gewiß auch die Namen Borowsky, Hoppenstedt, Westermeyer enthalten; Dinters Biographie ist ebenfalls schon zugesagt. — Das zweyte Werk, den Biographien der gelehrten Theologen bestimmt, kann, obgleich auf 3 Bände berechnet, dennoch die obigen Grenzen der Biographie ebenfalls nicht überschreiten. Außer Nachrichten über Herkunft, Schul- und Universitätsbildung, den verschiedenen Wirkungskreis und die Familienverhältnisse der Männer, kann auch hier der Gang ihrer Bildung nur in einzelnen Zügen gefaßt werden, denen dann wie auch in dem ersten

Werk die literarischen Producte der Einzelnen sehr vollständig beygefügt sind. Doch sind in diesem Werke auch einzelne Catholiken (v. Hontheim) aufgenommen, da ja der Titel beider Werke keine ausdrückliche Beschränkung auf die evangelische Kirche ausspricht. Der Standpunct, von dem der Verf., zwar nicht ausdrücklich, aber doch oft gelegentlich und unvermeidlich, sein eigenes Urtheil über die religiösen Ansichten der Männer ausspricht, ist jedenfalls ein sehr würdiger. Frey von dem Verweilen auf den Extremen unserer theologischen Parteyen, erkennt er eben so gern die christliche Gesinnung als die wissenschaftliche Leistung an. Bey der Bezeichnung des theologischen Bildungsganges berücksichtigt er hauptsächlich die philosophische Richtung, der sich die Einzelnen hingaben; da begreift es sich leicht aus dem Zeitraum, der hier abgehandelt wird, wie die meisten der vorgeführten Männer unter dem Einfluß der Kantischen Philosophie ihre Bildung erhielten; die dießseits der Kantischen Periode liegende Generation ist größtentheils die lebende, und dem Biographen noch nicht verfallen. Die gewaltige Bewegung, die durch die kritische Philosophie für das speculativ theologische Deutschland erwachte, läßt sich nicht besser, als an einer solchen Uebersicht wahrnehmen. — Unter den Kanzelrednern hatte der Verf. absichtlich den berühmtesten Extheologen K. F. Bahrdt ausgeschlossen, um ihn nicht der alphabetischen Ordnung gemäß an die Spitze jener Männer stellen zu müssen. Der Zartsinn ist hierbey zu ehren; doch hat der Verf. selbst eingesehen, ein solches Repertorium sey nur berichtend, nicht richtend, und müsse deshalb das theologische Moment selbst in seiner Negation aufnehmen; der Mann ist doch nun einmahl aus der

Reihe der Theologen nicht fortzuschaffen. Dem dritten Theile, die Namen R — Z enthaltend, dürfen wir bald entgegen sehen. Doch geben wir dem Verf. anheim, bey einer vielleicht nöthig werdenden Umarbeitung des Ganzen jene stets auffallende Trennung des Werks aufzugeben und beide Hälften in Eins zu verschmelzen.

Dr. R.

E s s e n.

Bev Bädeler: Dr. Ernst Zimmermann, Jahrbuch der theologischen Literatur. Erster Theil. Kritische Uebersicht der theologischen Literatur des Jahres 1826. 1832. XVIII u. 292 S. in 8.

Dieses literarische Jahrbuch kündigt sich als Fortsetzung des Jahrbüchleins des jetzt verewigten Deegen an, und hilft damit einem wesentlichen Mangel ab. In unsern Tagen, wo der Strom der Literatur von Jahr zu Jahr breiter wird, bedarf es in der That eines solchen Hilfsmittels, um nicht hin und wieder manches Verdienstliche zu übersehen. Freylich wäre es dabey wünschenswerth, wenn die Uebersicht über die Literatur eines Jahres etwas schneller dem Jahre selbst nachfolgte; auch dazu hat der Verf. für die Zukunft das Versprechen gegeben, so daß das Jahrbuch für 1830 etwa 1833 erfolgt; wir wünschen Kraft und Ausdauer für ein eben so mühsames als verdienstliches Werk. Ganz nach der Einrichtung des Deegenschen Jahrbüchleins ist die Literatur nach einer wissenschaftlich sehr scharf gegliederten Realordnung vorgeführt: wir können uns mit der Anordnung nur einverstanden erklären, da außer dem gewöhnlichen Fachwerk der Disciplinen sehr genau der Fortschritt vom Allgemeinen zum Speciellen beobachtet, die Un-

terabtheilung, wo es nöthig, weiter fortgeführt, und namentlich der Confessionsunterschied der Verfasser, wo es wünschenswerth ist, wie z. B. bey Andachtsbüchern, Predigten, genau verzeichnet ist. Eine Aufführung der über jede Schrift erschienenen Recensionen, nebst summarischer Angabe des jedesmaligen Resultats (die charakteristischen Stellen der Recension werden sogar abgedruckt), erhebt das Werk zu einem critischen Repertorium, und dieß ist gewiß um so verdienstlicher, als bey der Masse deutscher Journalistik und ihrem steten Zuwachs nicht jedem ein solcher Ueberblick über die critischen Blätter frey steht, als dem Verf. bey seiner bedeutenden Stellung unter den protestantischen Theologen. Auch dadurch hat er sich den Dank des theologischen Publicums erworben, daß er nicht allein selbstständig erschienene Werke aufnimmt, sondern auch die in den periodischen Blättern zerstreuten Aufsätze nachweist. Mit Recht müssen wir auch den vom Verf. aufgestellten Grundsatz loben, daß ein solches Werk nur durch die möglichste Vollständigkeit bleibenden Werth erhält, und demnach nicht allein das Mittelmäßige, sondern sogar das entschieden Schlechte mit aufnehmen müsse, weil es ja doch einmahl Eigenthum der Literatur geworden ist: gerade durch diese Vollständigkeit sucht der Verf. mehr zu leisten, als der verstorbene Deegen, der bey seinen beschränktern literarischen Hülfsmitteln sich mit einer Auswahl des Wichtigsten begnügen mußte. Wir sehen der Bearbeitung der nächstfolgenden Jahrgänge recht gespannt entgegen.

Dr. R.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

65. Stück.

Den 23. April 1832.

Göttingen.

Herr Director Dr. Grotefend in Hannover hat der Kön. Societät d. W. durch Hn. Hofr. Heeren einen handschriftlichen Aufsatz überreicht: *Nova pericula cuneiformes inscriptiones enodandi, emendatius et auctius facta. Fasciculus primus.* 'Der frühe Tod Champollions (schreibt Hr. Gr.) hat mich bewogen meine Bemerkungen über die Keilschrift zu sammeln, ehe auch mein Tod sie für die Welt verloren macht. Ich bin dabey auf die Idee gerathen, meine ehemaligen Untersuchungen auf einem neuen Wege von vorn wieder anzufangen, und sie zugleich auf alle Arten von Keilschrift auszudehnen. Beyliegende Probe wird zeigen, daß ich auf der Spur bin in den dreyerley Inschriften die Zend-, Pehlwi- und Parsi-Sprache wiederzufinden, und so die Erklärung einer Inschrift durch die andern zu unterstützen.' — Da aber Hr. Gr. keinen Anspruch darauf macht, gelehrter Orientalist zu seyn, so äußert er zugleich

den Wunsch, daß seine Schrift einem solchen, der nicht etwa bloß Kenner der Semitischen Sprachen ist (die hier nicht in Betrachtung kommen), sondern zugleich der Persischen und Indischen, und zwar unserm Hn. Professor Ewald, zu einer scharfen Censur möchte übergeben werden, welches auch geschehen ist. 'Im Allgemeinen, antwortet Herr E., erkenne ich vollkommen die Richtigkeit der Entzifferungsmethode Grotefends an, und bewundere daß er mit so wenigen Hilfsmitteln so viel leistete. Eben so zweifelte ich nicht, daß St. Martins Behauptungen unwichtig sind, und Hr. Gr. sich gegen diese, und gegen andere neuere, an sich noch unwichtigere Einfälle, mit Recht vertheidigt. Die Prüfung einiger einzelnen Punkte, worüber ich mich mit Hn. Gr. verständigen werde, muß ich einer größern Masse vorbehalten, als ich jetzt habe.' — Die Resultate davon können also erst später gegeben werden. Jetzt sey es uns erlaubt, ehe wir auf den eingesandten Aufsatz zurückkommen, das Historische des ganzen Unternehmens den Lesern kurz ins Gedächtniß zurück zu rufen.

Es sind nunmehr gerade dreyßig Jahre, als Hr. Gr. seine ersten Versuche zur Entzifferung der Keilschrift der Kön. Societät vorlegte; auch wurde davon in unsern Blättern in den Jahren 1802 und 1803 Nachricht gegeben. Indes konnte diese nur vorläufig seyn; und da der Mangel der Keilschriftzeichen in den Druckereyen den Druck nicht gestattete, so konnten keine weitem Untersuchungen von andern darauf gebaut werden. Als daher der Ref. im J. 1805 die zweyte Ausgabe der Ideen, deren erster Theil den Persern gewidmet ist, herausgab, wandte er sich an Hn. Gr. und ersuchte denselben um einen Aufsatz, in welchem er sein ganzes Verfahren und die Ke-

furtate desselben darlegte, welches auch geschah, und welcher als Beylage zu dem ersten Theile jenes Werks dem Publicum mitgetheilt wurde. Zugleich aber sorgte Ref. dafür, daß derselbe von zwey Kupfertafeln begleitet ward, von welchen auf Tab. I. das entzifferte Zendalphabet der ersten, als der ältesten und einfachsten Schriftart (bekanntlich ist jede Inschrift in dreyerley Keilschrift eingehauen), und außerdem eine Leseprobe einer Inschrift — also der nöthige Apparat zum Lesen — gegeben ward; auf Tab. II. aber die vergleichende Darstellung der drey Schriftarten mit der Uebersetzung von drey Inschriften, welche zusammen auch sowohl in den nachfolgenden deutschen Ausgaben (in der letzten: Historische Werke B. XI. 1824), als auch in der Französischen und Holländischen Uebersetzung wiederholt sind, und in der unter der Presse befindlichen Englischen wiederholt werden. Auf diese Weise ward die Entzifferung des Hn. Gr. nicht bloß in, sondern auch außerhalb Deutschland bekannt; und allenthalben, besonders auch in England, als in allem Wesentlichen richtig anerkannt. Dieß mußte auch Hr. St. Martin in Paris eingestehen, der einige einzelne von Herrn Gr. nachmals widerlegte Veränderungen machen wollte. Ueber die Methode des Herrn Gr. bemerken wir nur kurz folgendes. Ihr Urheber war dabey, so wie Champollion, von der Entzifferung einzelner Königsnamen, des Ferres und Darius, ausgegangen; diese führten zu der Lesung, und — so weit unsere dürftigen Hülfsmittel für die Zendsprache es gestatten — der Uebersetzung der Königstitel. Mehr als diese enthalten auch die bisher bekannt gemachten Alt-Persischen Inschriften nicht. Die Babylonischen bilden eine eigene Classe. Die glänzendste Be-

stätigung erhielt die Entzifferung des Hn. Gr. durch die Entdeckungen des Herrn Champollion, da die bereits durch Caylus bekannt gemachte doppelte Inschrift in Keil- und in Hieroglyphenschrift auf dem berühmten Marmorgefäß in Paris, in welcher Herr Gr. schon vor dreyßig Jahren den Namen des Xerxes gelesen hatte, bey der Anwendung des Alphabets des Hn. Ch. auf die Hieroglypheninschrift denselbigen Namen ergab.

Der eingelieferte Aufsatz beschäftigt sich nun hauptsächlich mit der zweyten und dritten Schriftart, denn die erste kann als hinreichend erklärt angesehen werden. 'Mit der Entzifferung der zweyten Schriftart, schreibt Herr Gr. bin ich schon eben so weit gediehen, wie ich anfangs in der ersten war, und kann ich es in der dritten eben so weit bringen, wo ich freylich noch erst vorn an der Schwelle stehe, so ist mir dadurch der Schlüssel zu aller babilonischen Keilschrift, auch zu der meiner Urkunden, die noch kein anderer kennt, gegeben.' Herr Gr. hat daher als Proben zwey kurze Inschriften in allen drey Schriftarten gegeben, verglichen und erläutert. Die Eine ist die des schon angeführten Marmorgefäßes: Xerxes rex egregius; die andere von einem Pfeiler in Pasargada: Dominus Cyrus rex orbem terrarum regens. — Die Kritik des Einzelnen müssen wir den Orientalisten überlassen.

Wohl aber mag es uns erlaubt seyn, zum Schluß dieser Anzeige etwas über die beiden Fragen zu bemerken, die eine: was ist bisher durch diese Entzifferung bereits gewonnen? Die andere: was dürfen wir hoffen noch weiter dadurch zu gewinnen? Bey der ersten müssen wir freylich Leser

voraussetzen, die ein Interesse für die Aufhellung des höhern Alterthums — vor allen durch seine Monumente — fassen; daß es aber daran nicht fehlt, zeigt wohl die lebhafteste Theilnahme an den Entdeckungen des verstorbenen Champolion, neben welchen denen des Herrn Grotefend ohne Widerrede der nächste Platz gebührt. Der daraus hervorgehende Gewinn ist aber doppelter Art; einmal für die Geschichte der wichtigsten menschlichen Erfindung nach der der Sprache (wofern diese eine Erfindung genannt werden kann), nämlich der der Schrift; zweytens der der Kunde des Medisch-Persischen Alterthums.

In der Geschichte der Schrift sind wir um einen großen Schritt weiter gekommen. Die erste der drey Schriftarten ist offenbar eine Urschrift. Sie ist reine Buchstabenschrift. Sie besteht aus zwey Zeichen; sie ist keinesweges wie die Aegyptische aus Bilderschrift hervorgegangen, sie kommt aber mit dieser darin überein, daß sie ursprünglich auch nicht sowohl zum Schreiben, als zum Einhauen auf Monumente bestimmt war. Entschieden also ist es, daß die Buchstabenschrift auf doppeltem Wege von den Völkern erfunden ist; indem sie bey dem einen aus der Bilderschrift, wenigstens größtentheils, sich bildete, bey dem andern als Lautschrift gleich ursprünglich aus dem Munde gleichsam aufgefangen ward, wovon die Entziefierung eben durch die Anhäufung der Zeichen für jeden einzelnen Laut so deutliche Spuren trägt.

Noch größer ist der Gewinn für die Kunde des Medisch-Persischen Alterthums. Seitdem wir auf den Mauern von Persepolis die Namen eines Darius und Xerxes lesen, haben wir ein sicheres Monument aus der glänzendsten Periode

der Persischen Monarchie. Gene Weltherrscher sind nun für uns, so gut wie die Ramesses und Amenophis auf den Mauern des Aegyptischen Thebens, völlig historische Personen geworden. Ja! sie treten für uns gleichsam wieder ins Leben. Wir sehen sie abgebildet in ihren verschiedenen königlichen Geschäften; wir sehen ihren Hof, ihre Leibwache; wir erblicken den Zug der Gesandten der unterworfenen Völker von Aethiopien bis Indien, die eingeführt werden ihre Geschenke oder Tribute zu bringen. Geschichte und Statistik des Reichs gewinnen in gleichem Maße; wir befinden uns gleichsam in der Mitte desselben, und sehen uns in den Vallaft seiner Beherrscher, in den Kreis ihrer Umgebungen versetzt.

Was Geschichte und Alterthumskunde noch dadurch gewinnen werden? — wer wird schon jetzt es sich herausnehmen es bestimmen zu wollen? Nur wenige kurze Inschriften sind bisher enträthelt, und doch ist schon so viel dadurch gewonnen! Und gleichwohl ist die Menge der Denkmäler so groß! Auch abgesehen von dem was die Entzifferung der Babylonischen Urkunden verspricht, wie viel läßt sich schon nicht aus der der eigentlich Persischen erwarten? Wir wollen hier nur auf ein Monument aufmerksam machen; das große Felsendental von Bisutun, unweit Kermauschah an der Medischen Gränze, wovon Ker Porter uns nur eine kleine Probe gegeben hat. Nicht zwei Monate, schreibt er, würden hinreichen das Ganze, Bildnisse und Inschriften, abzuzeichnen. Daß dieses Felsenrelief der Periode des Atpersischen Reichs angehört, daß es die Geschichte eines Königs desselben enthält, lehren Schrift und Abbildung unwidersprechlich. Die Frage ist nur: welches? So weit Wahrschein-

lichkeiten reichen, kann es kein anderer als der Stifter des Reiches, als Cyrus seyn (Hist. B. X. S. 282). Wäre es aber das Denkmal, das der von Juden und Griechen gleich gefeyerte Herrscher sich selber gesetzt hätte, das Denkmahl das seine Geschichte, wie er sie selber der Nachwelt, unvergänglich wie diese Felsenwand, überlieferte; enthielte, — welches Licht würde ihre Erklärung nicht auf die frühere Geschichte der Vornwelt, die heilige wie die profane werfen? Vielleicht hätten wir schon die Copie davon, wäre der unglückliche Reisende Schulz nicht in der Umgegend dieses Monuments ermordet worden. Indes die Russische Herrschaft erstreckt sich jetzt bis an die Grenzen Mediens. Und bey den jetzigen friedlichen Verhältnissen mit Persien, wie leicht möchte von daher die Ausführung seyn? Die Arbeiten eines Bournouf und Dlshausen über den Zendavesta erweitern zugleich unsere Kenntnisse des Zend und der Hülfsmittel zu dessen Verständniß, und so dürfen wir hoffen daß die Entzifferung seiner räthselhaften Schriftzüge, sey es etwas früher oder später, uns den Schlüssel zu der Geschichte des Medisch-Persischen Orients, so wie die des Champollion zu der der Aegyptischen Vornwelt, geben werden.

Hn.

F r e y b u r g.

Blätter der Erbauung und des Nachdenkens, gesammelt von Georg Victor Keller. 1832. 320 S. in 8. Auch unter dem Titel: Fortsetzung der Stunden der Andacht zur Beförderung wahren Christenthums und häuslicher Gottesverehrung; aus

dem Nachlasse Victor Keller's, des Verf. des Catholicon's, der Ideale für alle Stände &c. Erster Band. (bey Wagner).

Der letzte Titel, durch welchen sich die vorliegende Sammlung als die Fortsetzung eines allgemein bekannten und allgemein geachteten Werks ankündigt, läßt auch schon auf den Character desselben zurückschließen. Der verewigte Keller übertrug die Herausgabe der hier gesammelten Aufsätze, 45 an der Zahl, einem jüngern Amtsgenossen, der dieselbe gewissenhaft besorgt hat. Wir können versichern, daß sie dem Character des Werks, als dessen Fortsetzung sie angekündigt werden, treu geblieben sind. Sie heißen mit Recht: Blätter der Erbauung und des Nachdenkens, denn sie haben das letzte nicht weniger als das erste zum Zweck. Sie sind durchgehends moralischen Inhalts, ohne alle Beziehung auf Dogmen, und daher für die Anhänger aller christlichen Confessionen, Catholiken und Protestanten, gleich passend. Freylich sind, wie in der Vorrede gesagt wird, die hier behandelten Gegenstände schon öfter behandelt worden; es gibt aber Gegenstände, die man nicht zu oft wiederholen kann, und allerdings lassen ja auch bey wiederholter Behandlung sich verschiedene Ansichten auffassen. Eine Aufzählung des Einzelnen wird man nicht erwarten; aber mit voller Ueberzeugung können wir diese Sammlung jedem Stande, und vorzüglich den Familien, zur häuslichen Erbauung empfehlen.

Sn.

St t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

66. 67. Stück.

Den 26. April 1832.

P a r i s.

Chez Bachelier père et fils: Nouvelle théorie de l'action capillaire par S. D. Poisson, membre de l'institut etc. 300 S. in 4. 1831.

Die merkwürdigen hydrostatischen Erscheinungen, die man bey den Haarröhrchen bemerkt, sind bekanntlich zuerst durch Laplace einer begründeten Theorie unterworfen worden; sie beruht auf der Voraussetzung daß die Theilchen (molécules) der Röhre und der Flüssigkeit wechselseitig auf einander wie anziehende Kräfte wirken, die nach einem unbekanntem Gesetze sehr schnell abnehmen und schon in einem insensiblen (es ist hier absichtlich statt dieses unbestimmten Ausdrucks kein deutsches Wort gewählt worden) Abstände von ihren Berührungspuncten gänzlich aufhören. Die meisten Einwürfe, die gegen den physicalischen Theil dieser Theorie gemacht wurden, sind unbedeutend; selbst die des tiefsinnigen Th. Young, bis auf wenige, nicht ausgenommen. Eine wichtige Einwendung Youngs war die: daß Laplace

bey Berechnung der Molecularkräfte auf die Wirkung der Wärme nicht Rücksicht genommen hatte; indessen wird durch die allerdings nothwendige Berücksichtigung der Abstoßungskraft, die die Wärme ausübt, im Wesen der Theorie nichts geändert, man hat, wie Laplace selbst schon geantwortet hat (Bull. de la Soc. phil. 1819. p. 121), nur nöthig den Unterschied zwischen der Anziehungskraft des wägbaren Stoffes und der Abstoßungskraft des darin enthaltenen Wärmestoffes als die wahre Molecularkraft in Rechnung zu bringen. Dagegen hatte der mathematische Theil dieser Theorie eine wesentliche Unvollkommenheit, indem Laplace ohne hinreichenden Beweis annahm, daß der Winkel den die Flüssigkeit mit der inneren Oberfläche des Röhrchens macht, immer constant sey, und diese Unvollkommenheit ist erst in neuester Zeit durch eine der Königl. Societät überreichte Abhandlung des Herrn Hofr. Gauß gehoben worden. Die Einwendungen die Poisson in diesem Buche gegen die Laplacische Theorie aufstellt, und zum Theil schon in früheren Memoiren entwickelt hat, beziehen sich wieder auf den physicalischen Theil. Zuerst hebt er den Umstand hervor, daß Laplace nicht die schnelle Aenderung berücksichtigt, die die Dichtigkeit der Flüssigkeit nothwendig nahe bey ihrer Oberfläche erleidet, und zwar geht er hierbey von folgender Ansicht aus. Wenn die Flüssigkeit im Zustande des Gleichgewichts ist, so wird jede unendlich dünne Schicht der Flüssigkeit auf ihren beiden Flächen durch eine Kraft zusammengedrückt, die der abstoßenden Kraft der benachbarten Theilchen weniger deren Anziehungskraft gleich ist; oder, was dasselbe sagt, man kann annehmen daß eine solche dünne Schicht durch die Flüssigkeit, die auf der einen Seite liegt, unterstützt, durch die

auf der andern Seite liegende zusammengedrückt wird. In einem sensiblen Abstände von der Oberfläche der Flüssigkeit entsteht diese zusammendrückende Kraft durch eine der unendlich dünnen Schicht benachbarte Schicht, deren Dicke überall dieselbe und zwar dem Radius des Wirkungskreises der Molecularkräfte gleich ist; daher ist die innere Dichtigkeit der Flüssigkeit constant, abgesehen von der geringen Verdichtung die durch die Kraft der Schwere entsteht und mit dem Abstände von der Oberfläche zunimmt. Beträgt aber der Abstand der unendlich dünnen Schicht von der Oberfläche weniger als der Radius des Wirkungskreises der Molecularkraft, so ist eben deshalb die Dicke der Schicht, die sich über der unendlich dünnen Schicht befindet, kleiner als dieser Radius, daher wird auch die zusammendrückende Kraft, die von einer solchen oberen Schicht herrührt, sehr schnell abnehmen, so wie der Abstand von der Oberfläche abnimmt und an dieser Oberfläche ganz aufhören. Hieraus folgt daß auch die Dichtigkeit der Flüssigkeit nach einem unbekanntem Gesetze schnell abnehmen wird, so wie man sich der freyen Oberfläche nähert. Poisson zeigt nun (S. 25), daß ohne diese Eigenschaft der Abnahme der Dichtigkeit das Phänomen der Haarröhrchenkraft überhaupt gar nicht Statt haben, sondern die Oberfläche der in dem Röhrchen enthaltenen Flüssigkeit horizontal bleiben und sich weder über das äußere Niveau erheben noch unter dasselbe herabsinken würde. Aber auch nahe bey den Wänden der Röhre erleidet die Dichtigkeit wegen deren Anziehung eine sehr schnelle Aenderung. Ferner muß nach Poisson bey Berechnung der inneren Pressungen auch auf die sehr geringen Verdichtungen Rücksicht genommen werden, die die Flüssigkeit, so wenig zusammen-

drückbar sie auch sey, vermöge ihres Gewichtes und des äußeren Druckes erleidet, und selbst die Aenderungen der Wärme, die diese Verdichtungen begleiten, dürfen nicht vernachlässigt werden (S. 26). Es werden hierauf, mit Rücksicht auf die erwähnten Umstände, die Hauptgleichungen der Theorie der Capillarität entwickelt. Für die Gleichung der Trennungsfläche zweyer Flüssigkeiten, die in einem Haarröhrchen im Gleichgewichte stehen, findet Poisson den Ausdruck

$$\pi - c' - (\rho - \rho') g z + \frac{1}{2} G \left(\frac{1}{\lambda} + \frac{1}{\lambda'} \right) = 0$$

wo die positive Ase der Coordinaten z der Schwere entgegen gerichtet gedacht wird, und die Ebene der Coordinaten x, y , mit der horizontalen Oberfläche der unteren Flüssigkeit außerhalb des Röhrchens zusammenfällt, π ist der Druck der atmosphärischen Luft auf die Einheit der Oberfläche bezogen, c' eine Constante, ρ die Dichtigkeit der unteren, ρ' die der oberen Flüssigkeit, g die Schwere, G eine Größe die von der Materie und Temperatur beider Flüssigkeiten abhängt, λ, λ' sind die Hauptkrümmungshalbmesser an dem Punkte dessen Coordinaten x, y, z sind, durch welche Letztere man nach bekannten Regeln den Werth von $\frac{1}{\lambda} + \frac{1}{\lambda'}$ finden kann. Ist nur eine Flüssigkeit in der Röhre so wird die Gleichung ihrer Oberfläche

$$(\rho - \delta) g z = \frac{1}{2} H \left(\frac{1}{\lambda} + \frac{1}{\lambda'} \right)$$

wo δ die Dichtigkeit der Luft, H eine dem G der vorhergehenden Formel entsprechende Constante ist. Die Gleichung des Umrings (con-

tour) der Trennungsfläche der zwey Flüssigkeiten, d. h. die Gleichung der Figur die durch diejenigen Punkte der Flüssigkeiten gebildet wird die in insensiblen Abständen von der inneren Fläche der Röhre sich befinden ist

$$K = G \cos. \varphi$$

wo G dasselbe wie in der früheren Formel, K eine andere Constante bedeutet, die von der Materie beider Flüssigkeiten und der des Röhrchens abhängt und φ der Winkel ist der zwischen dem Theile der Normale eines Punktes der Trennungsfläche, der in der oberen Flüssigkeit liegt und der aus demselben Punkte auf die innere Wand des Röhrchens gezogenen senkrechten Linie enthalten ist. Hieraus folgt zugleich daß dieser Winkel constant ist, vorausgesetzt daß das Röhrchen homogen ist. Es muß indessen bemerkt werden daß, wiewohl Poisson's Gleichungen aus ganz anderen Principien abgeleitet sind als die Laplace'schen und auch ganz andere Constanten enthalten, im practischen Gebrauche hieraus kein Unterschied entspringt. Könnte man die Werthe dieser Constanten a priori berechnen, so würden allerdings die Poissonschen Formeln zu anderen Folgerungen führen als die Laplaceschen: da aber die Gesetze, nach welchen die Molecularkräfte wirken, unbekannt sind, so müssen die Constanten durch Versuche bestimmt werden, und daher werden die verschiedenen Formeln in ihren Resultaten zusammenstimmen. In einer folgenden Discussion über das Gleichgewicht einer oder mehrerer Flüssigkeiten in einem Haarröhrchen kommen außerordentlich viele wichtige Bemerkungen vor, wovon hier nur einige Platz finden können. Laplace behauptet (Suppl. à la th. de l'act. p. 25) daß der Winkel, unter welchem die Wände des Röhrchens von der Oberfläche der

Flüssigkeit geschnitten werden, veränderlich wird wenn die Flüssigkeit bis an das Ende des Röhrchens steigt, und nicht mehr derselbe ist wie wenn sie in einer gewissen Entfernung von dem Ende steht. Poisson dagegen behauptet daß dieser Winkel immer constant ist, und zwar beweist er daß dieß immer der Fall seyn muß so bald nur der Krümmungshalbmesser an jedem Puncte der Röhre nicht insensibel und von derselben Ordnung ist, wie der Radius der Molecularkraft; in jedem Falle wird aber das Röhrchen an der Gränze der inneren Fläche einen Krümmungshalbmesser haben, der ohne Vergleich größer als der Radius der Molecularkraft ist. Laplace's Irrthum ist aber daraus entstanden, daß er nicht bemerkte daß der Winkel, welcher in den Formeln die die Höhe der Flüssigkeit und die Krümmung seiner Oberfläche angeben vorkommt, eigentlich aus zweyen zusammengesetzt ist, nämlich aus demjenigen, den die Normale eines Punctes der Oberfläche mit einer horizontalen Ebene macht, und dieß ist gerade der Winkel unter welchem die Oberfläche der Flüssigkeit das Röhrchen schneidet, und einem anderen Winkel, der zwischen der horizontalen Ebene und der Normale an der Oberfläche des Röhrchens enthalten ist. Nun ändert sich allerdings der in den Formeln vorkommende Winkel, so bald diese das Ende des Röhrchens erreicht; dieß kömmt aber nicht daher, wie L. glaubte, daß sich der Winkel, den die Oberfläche der Flüssigkeit mit der Röhre macht, ändert, sondern liegt vielmehr in dem Umstande, daß sich der Winkel, der zwischen der Normalen an der Röhre und der horizontalen Ebene liegt, alsdann ändert.

Es wird hier (S. 141) auch eine Einwendung Youngs gegen die Laplace'sche Theorie be-

antwortet. Young goß nämlich über Wasser das in einem Haarröhrchen stand einen Tropfen Del und bemerkte, daß die Oberfläche des Dels nicht, wie zu erwarten stand, sich erhob, sondern unter die ursprüngliche Höhe des Wassers herabsank, was ohne Zweifel so zu verstehen ist daß der Mittelpunkt der oberen Oberfläche, d. h. der Punct wo sie die Axe der Röhre schnitt, herabsank. Poisson beweist aber aus seinen Formeln, die auch auf die Laplacesche Theorie passen, daß bey gewissen Verhältnissen der Dichtigkeit beider Flüssigkeiten und des Durchmessers der Röhre (Young hat den Durchmesser seiner Röhre nicht angegeben) dieß Phänomen eintreten muß, so daß Young's Experiment statt Laplace's Theorie zu widerlegen vielmehr für dieselbe sprechen würde; es wäre zu wünschen daß dasselbe mit genauer Berücksichtigung aller Umstände wiederholt würde. Sehr wichtig für die Verfertigung von Barometern und Thermometern ist die Erklärung die Poisson nach Dulong von der lange bekannten Erscheinung gibt, daß die convexe Gestalt, die die Oberfläche des Quecksilbers in engen Röhrchen annimmt, nach heftigem Auskochen in eine ebene oder gar concave übergeht. Früher glaubte man diese Erscheinung aus dem Umstande herleiten zu müssen, daß durch das Auskochen die Feuchtigkeit, die sich zwischen dem Glase und Quecksilber befindet, vermindert wird, so daß die Röhre eine stärkere Anziehung gegen das Quecksilber ausüben könne; man müßte aber, wenn die Erklärung genügen sollte, zu der sehr unwahrscheinlichen Voraussetzung seine Zuflucht nehmen, daß die zwischen den Wänden der Röhre und dem Quecksilber vorhanden gewesene Feuchtigkeit ganz und gar durch das Auskochen vertrieben worden sey; denn es ist leicht

einzusehen, daß das Quecksilber, so bald diese Feuchtigkeit nicht völlig insensibel ist, von dem Glase gar nicht angezogen werden kann. Ich theile hier die handschriftlichen Bemerkungen Du-Long's im Auszuge mit. 'Wenn man selbst Barometer verfertigt und die gewöhnlichen Vorsichtsmaßregeln anwendet, um sie von Feuchtigkeit und Luft zu reinigen, so kann man sich kaum davon überzeugen daß in diesen Instrumenten noch eine Quantität Wasser zurückbleiben könne, die durch fortgesetztes Auskochen vertrieben würde. Ich habe aber bey Verfertigung von Quecksilberthermometern die wahre Ursache der erwähnten Erscheinung gefunden. Ich bemerkte daß die innere Seite der Röhre, wenn man das Auskochen fortsetzte, so getrübt wurde, daß man die freye Oberfläche des Quecksilbers nicht erkennen konnte. Mit Hülfe einer Lupe bemerkte man kleine unregelmäßige Quecksilbermassen, die an den inneren Wänden hingen, und an einigen Stellen zeigten sich Lagen die ein crystallisches und röthliches Ansehen hatten. Da das Quecksilber vorsichtig gereinigt worden war, so konnte man diese Erscheinung nur daraus erklären, daß sich während des Auskochens eine gewisse Quantität Quecksilberoxyd gebildet hatte. Auch leidet es keinen Zweifel daß, wenn man Quecksilber mit seinem Dryde (deutoxide) zusammenreibt, dieses sich in kleiner Quantität in der Flüssigkeit auflöst und ihr das Ansehen eines Amalgams gibt. In diesem Zustande hängt das Quecksilber fest an dem Glase, ohne es zu benetzen, und kann alsdann nicht zur Verfertigung von Barometern und Thermometern gebraucht werden. Man kann aber das Quecksilber wieder vom Dryde befreien wenn man es mit concentrirter Schwefelsäure oder einer Auflösung von Schwefel-

felwasserstoffsäure zusammenschüttelt. Selbst das destillierte Quecksilber ist nicht frey von Dryd, und es ist daher rathsam dasselbe erst auf die angegebene Weise zu reinigen, ehe man es zur Verfertigung von Barometern und Thermometern anwendet. Es scheint auch daß das Quecksilber, wenn es einige Zeit in freyer Luft ausgekocht wird, sehr bald so viel Dryd enthält, daß seine physischen Eigenschaften dadurch merklich abgeändert werden, und es kann kein Zweifel überbleiben daß die veränderte Gestalt des Quecksilbers in engen Röhren wirklich von einer Drydation herrührt, wenn man bemerkt daß man das Auskochen beliebig fortsetzen kann, ohne die geringste Aenderung in der Gestalt der Oberfläche zu bemerken, so bald man nur völlig von Dryd freyes Quecksilber anwendet und den Apparat so stellt, daß die freye Oberfläche des Quecksilbers sich in einer Atmosphäre von Wasserstoffgas befindet, wie ich seit langer Zeit thue. In Barometerröhren mit weiten Durchmessern wird das Quecksilber nicht so leicht seine convexe Oberfläche verlieren, weil alsdann die Masse von Quecksilber zu beträchtlich ist und daher dieselbe Masse von Dryd einen viel geringeren Einfluß ausübt; in diesem Falle ist es daher unnöthig das Quecksilber in einem Glase das keinen Sauerstoff enthält auszukochen, wenn aber die Röhren nur einen Durchmesser von 5...6 Millimeter und darunter haben, so muß man das angegebene Mittel anwenden, weil sonst die Correction wegen der Capillarität eine sehr große Ungewißheit übrig lassen würde. — In einem späteren Abschnitte beschäftigt sich Poisson mit der Frage: wie der Druck, den die Flüssigkeit im Zustande des Gleichgewichts ausübt, durch die Capillarität abgeändert wird. Aus den vielen interessan-

ten Resultaten können wieder nur einige hervorgehoben werden. Der verticale Druck den ein theilweise in eine Flüssigkeit getauchter Körper mit Rücksicht auf Capillarität erleidet, ist hier direct berechnet, während man ihn sonst aus einer indirecten Betrachtung ableitet. Was den horizontalen Druck betrifft, so stimmt Poisson nicht mit Laplace überein. Nach letzterem ist nämlich der horizontale Druck, den eine Flüssigkeit auf die zwey parallelen Flächen einer sehr breiten verticalen Platte ausübt, nicht derselbe so bald diese Flächen in Eigenschaften, die auf die Capillarität Einfluß haben können, verschieden sind. Aus dieser Verschiedenheit des Druckes würde folgen daß unter den angegebenen Umständen ein freyer Körper, der auf einer unbeschränkten Fläche einer Flüssigkeit schwimmt, eine beständige horizontale Bewegung annehmen könnte. Dieß ist an sich unwahrscheinlich, und wirklich hat Young hieraus in einem Briefe an Poisson einen Einwurf gegen die Laplacesche Theorie hergenommen. Nach Poisson's Formel ist der horizontale Druck auf beide Flächen gleich, wie auch die Flächen sonst beschaffen sind, so daß die Platte auf keine Weise eine horizontale Bewegung annehmen kann, wohl aber kann sie sich um eine horizontale Axe drehen, die durch ihren Schwerpunct geht und der Breite der Platte parallel ist. Auch in dem Falle, wenn man zwey verticale und parallele Platten nahe neben einander in eine Flüssigkeit taucht, hängt die Kraft, die sie einander nähert oder von einander entfernt, d. h. der Unterschied des horizontalen Druckes, den die außerhalb und zwischen denselben enthaltene Flüssigkeit auf sie ausübt, niemals von der Beschaffenheit der äußeren Flächen ab, sondern nur von der der inneren, so daß

sie sich anziehen wenn die inneren Flächen in Rücksicht auf Capillarität gleichartig sind, sind sie dagegen ungleichartig, d. h. erhebt sich die Flüssigkeit längs der einen und senkt sie sich längs der anderen, so kann die Oberfläche der zwischen denselben enthaltenen Flüssigkeit entweder einen Wendepunct haben und in diesem Falle werden sich die Platten, wenn sie auch noch so nahe an einander gebracht werden, immer wieder abstoßen, oder es ist kein solcher Wendepunct vorhanden und alsdann werden sich die Platten abstoßen, wenn ihre Entfernung nicht unter eine gewisse Gränze hinabsinkt, so wie man sie aber noch mehr nähert ziehen sie sich an. Es scheint daß sich immer ein Wendepunct bildet wenn man die zwey Platten zuerst weit von einander ins Wasser taucht und alsdann allmählich zusammenrückt, bis der horizontale Theil der dazwischen befindlichen Flüssigkeit völlig verschwunden ist, daß dagegen kein solcher Punct entsteht wenn man zuerst eine Platte eintaucht, so daß die Flüssigkeit in ihrer Nähe eine gekrümmte Gestalt annimmt und dann die zweyte Platte in diese krumme Oberfläche hinein bringt; hieraus ließe sich eine von Haüy bemerkte Erscheinung erklären, die Laplace anführt (Suppl. à la th. de l'act. cap. p. 47). Haüy tauchte nämlich eine Platte aus Elfenbein ins Wasser, welches von dieser Substanz angezogen wird, und außerdem ein Blättchen aus blättrigem Talk, welcher das Wasser nicht anzieht, und bemerkte daß diese zwey Platten sich wechselseitig abstießen, so lange sie nicht bis zu einer gewissen Gränze hin genähert wurden, so bald sie aber näher aneinander kamen sich alsdann anzogen, was sich also aus dem eben Gesagten durch die Annahme erklären ließe, daß sich kein Wendepunct gebildet hatte.

Bey der sehr wünschenswerthen Wiederholung dieses Versuches müßte man auch zugleich darauf sehen, ob sich diese Plättchen nicht abstoßen wenn man sie zuerst weit von einander eintaucht und dann allmählich vorsichtig einander näher bringt. Die Untersuchungen über die Frage: welches Gewicht erforderlich ist eine horizontale Scheibe von einer Flüssigkeit, auf welcher sie ruht, zu trennen, ist aus einem ganz neuen Gesichtspuncte aufgefaßt (S. 226), und der viel schwierigeren Fall wenn statt der Scheibe ein cylinderförmiges Haarröhrchen genommen wird, ist hier zum ersten Male behandelt. Auch die Frage: welche Gestalt die Oberflächen zweyer Flüssigkeiten, deren specifisches Gewicht verschieden ist, annehmen, wenn man die leichtere über die schwerere gießt (S. 241), ist früher noch nicht aufgelöst worden. Den Beschluß dieses Abschnitts macht die Untersuchung über das Gleichgewicht eines Tropfens, den man zwischen zwey Platten bringt die einen sehr spitzen Winkel mit einander machen und deren Durchschnittslinie horizontal ist. Diese Untersuchung hat bekanntlich schon Laplace angestellt und die Resultate seiner Formel mit Versuchen von Hawksbee verglichen, mit welchen sie so ziemlich übereinstimmen. Diese Uebereinstimmung ist aber, wie Poisson zeigt, nur scheinbar, indem ein wesentlicher Umstand unbeachtet geblieben ist. Hawksbee sagt nämlich ausdrücklich, daß er die inneren Flächen der Glasplatten vor dem Versuche mit Pomeranzendöl, welche Flüssigkeit zu den Versuchen angewandt wurde, bestrich, daher muß man um die in der entsprechenden Formel vorkommenden Constanten zu bestimmen die Höhe in Rechnung bringen, welche Pomeranzendöl in einem mit dieser Flüssigkeit inwendig benetzten Röhrchen erreicht.

Statt dessen aber hat Laplace Hauy's Bestimmungen angewandt, die sich auf trockene Röhren beziehen, in welchen die Flüssigkeit nicht halb so hoch steigt als in angefeuchteten. Bringt man aber die Höhe, die die Flüssigkeit in angefeuchteten Röhre erreicht, wie sie z. B. Gay-Lussac gefunden hat, in Rechnung, so findet man daß die Resultate der Formel mehr als doppelt so groß als die der Beobachtung sind. Poisson vermuthet, daß die von Hawksbee angewandten Tropfen zu groß waren, und daß man bey richtig angestellten Versuchen die Formel mit der Erfahrung im Einklang finden wird. Am Ende des Werkes findet man auch Erörterungen über die Endosmose. Unter diesem Namen versteht man bekanntlich die zuerst von Dutrochet bemerkte Erscheinung, daß wenn zwey Flüssigkeiten verschiedener Art durch ein dünnes Häutchen getrennt sind, alsdann eine dieser Flüssigkeiten das Häutchen durchdringt und sich mit der anderen vereinigt, so daß das Niveau der letzteren beträchtlich erhöht wird; statt der Häutchen kann man auch manche unorganische Substanz nehmen. Früher glaubte man diese Erscheinung aus electricen oder galvanischen Strömungen ableiten zu müssen, was aber durch genaue Versuche hinlänglich widerlegt ist. Poisson hat zuerst gezeigt daß sie genügend durch die Capillaranziehung erklärt werden kann. Sind nämlich A und A, die beiden Flüssigkeiten und OO' ein enger Kanal der durch die ganze Dicke einer zwischen A und A, befindlichen Substanz geht, so daß das Ende O der Flüssigkeit A, das Ende O' der Flüssigkeit A, entspricht, so wird man die Endosmose nicht bemerken wenn die Flüssigkeiten der Art sind daß sie sich in einer dem Canal ähnlichen Röhre nicht vermöge der Capillaranziehung erheben würden.

Werden dagegen die Flüssigkeiten von dem dazwischen befindlichen Körper angezogen, so werden sie durch den Canal OO' dringen und anfangs beide eine concave Oberfläche haben; so bald sie sich aber vereinigt haben, so haben sie eine gemeinschaftliche Oberfläche oder vielmehr Trennungsfläche, die eine derselben bleibt mehr oder weniger concav, die andere nimmt eine convexe Gestalt an, die Bewegung dauert aber von A nach A, oder von A, nach A fort, je nachdem A oder A, concav bleibt und so wird zuletzt die eine der Flüssigkeiten gänzlich zu der anderen übergehen. Poisson gibt hier auch Mittel an wie man bestimmen kann ob A nach A, oder A, sich nach A bewegt, was aber hier nicht weiter erörtert werden kann. Daß die Flüssigkeiten verschiedener Art seyn müssen versteht sich von selbst, weil sonst keine Bewegung Statt haben könnte; es scheint aber aus den Versuchen hervorzugehen, daß zuweilen jede der Flüssigkeiten sich nach der anderen hinbewegt, so daß z. B. der größte Theil von A nach A, aber auch ein Theil von A, sich nach A bewegt. Diese Erscheinung läßt sich, selbst wenn der dazwischen gebrachte Körper homogen ist, durch die Annahme erklären daß die Theilchen dieses Körpers nicht bey allen Canälen die durch denselben gehen auf dieselbe Weise geordnet sind, wodurch bey manchen die eine, bey anderen die andere Flüssigkeit stärker angezogen wird. Dutrochet hat nach dem Erscheinen des Poissonschen Versuches noch Versuche über die Endosmose bekannt gemacht, seine Ansichten stimmen mit der Poissonschen im Wesentlichen überein.

Sehr bemerkenswerth sind mancherley sonst noch nicht bekannte Versuche Gay-Lussac's, die sich in diesem Werke zerstreut finden. So z. B.

(S. 219) Bestimmung der Höhe und des Gewichtes von Quecksilbertropfen, Bestimmung der Adhäsion des Wassers an der Grundfläche eines verticalen Cylinders (S. 241), Bestimmung der Höhe welche Mischungen verschiedener Flüssigkeiten in einem Haarröhrchen erreichen (S. 294).

Dr. Stern.

H a l l e.

Bey Grunert: Ludovici Pernicis, J. U. itemque Phil. Doctoris, Antecessoris Halensis, Quaestionum de jure publico Germanico particula secunda. 1831. 48 S. gr. 4.

Das verdienstvolle Bestreben des Hn. Verfs., einzelne Gegenstände des deutschen Bundesstaatsrechts zu erläutern und aufzuhellen, ist auch in unsern Blättern bey Gelegenheit der Anzeige seiner *Observationes de principum comitumque imperii Germanici inde ab A. 1806 subjectorum juris privati mutata ratione*, und der *Particula prima Quaestionum de jure publico Germanico*, Jahrgang 1829. S. 1077; in gebührender Maaße anerkannt; und so kann es nur sehr angenehm seyn, die Fortsetzung der *Quaestionum* gleichfalls anzeigen zu können. Die vorliegende *Particula secunda* enthält einen Commentar zu den beiden Bundesbeschlüssen vom 18ten August 1825 und 13ten Februar 1829, zufolge deren die souveränen Fürsten und freyen Städte Deutschlands sich dahin vereinigt haben, daß den mittelbar gewordenen vormaligen reichsständischen Familien ein ihrer Ebenbürtigkeit mit den regierenden Häusern angemessener Rang und Titel gegeben werde, und in Folge dieses Beschlusses den Häuption dieser Fürstlichen Familien das Prädicat Durch-

laucht, den Häuptern der vormalß reichsständischen Gräflichen Familie aber, das Prädikat Erlaucht gewährt worden ist. Der Herr Verfasser erläutert nun in dem ersten Kapitel dasjenige, was vor Auflösung des deutschen Reichs, in Bezug auf die den Reichsfürsten und Reichsgrafen, sey es durch den Kaiser verliehen, sey es einander selbst eingeräumten Titulaturen, Rechtens war; geht hierauf im zweiten Kapitel auf die Auseinandersetzung der jetzigen Bundesbeschlüssen unterliegenden Grundsätze über, zählt im dritten Kapitel die einzelnen Fürsten- und Grafen-Familien auf, denen jene bundesbeschlusmäßigen Titulaturen zukommen und von den einzelnen Souveränen zugestanden sind, und sucht endlich im vierten Kapitel einige Zweifel zu lösen, die sich in Bezug auf die Abstimmung des Königl. Sächsischen Gesandten, in dieser Hinsicht erheben lassen. Ein tieferes Eingehen in das sehr reiche Detail dieser Abhandlung gestatten die Gränzen unserer Blätter nicht; indessen wird schon die bloße Angabe des Inhalts hinreichen, um die Aufmerksamkeit der Publicisten auf dieselbe hinzulenken; und so möge es an dieser Inhaltsanzeige genügen. Wie beyfällig die Particula prima aufgenommen worden, beweiset auch der Umstand, daß nach kaum drey Jahren schon eine neue Ausgabe nöthig geworden ist, welche dem Ref. gleichfalls vorliegt, und einige Zusätze und Verbesserungen erhalten hat. (Halis, in libr. Grunerti. 1831. 42 S. gr. Quart.)

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

68. Stück.

Den 28. April 1832.

Berlin und Stettin

In der Nicolaischen Buchhandlung: Ueber den gemeinschaftlichen Ursprung der Bauschulen des Mittelalters, von C. F. von Rumohr. Zweyte Abtheilung des dritten Bandes der italienischen Forschungen. 1831. 74 S. in 8.

In einer Art Einleitung von S. 1 — 11 sucht der Verfasser den Ursprung der mittelalterlichen Baukunst aus der römischen Bauart, wie schon allgemein jetzt angenommen ist, herzuleiten. Daß die mittelalterliche Bauart der Kirchen bey nördlichen Völkern ursprünglich im Norden selbst nicht entstand, erklärt sich daraus, daß das Material zu den Wohnungen in ältester Zeit, climatischer Anforderungen halber, ein wärmendes, also Holz war, welches der Construction aus dichtern Stoffen wie Stein, die erst in spätern Zeiten vorkömmt, nicht als Vorbild gedient hat.

Die Erfindung mit Stein zu bauen reicht aber im Orient und den Gegenden des Mittelmeeres weit über die Geschichte hinaus.

Der Verf. meint nun, auch wohl mit Recht, daß man bey der Ableitung der Baukunst des Mittelalters bloß bis zu der Baukunst der Griechen und Römer aufwärts zu steigen habe, da unzweifelhaft den Indern und Aegyptern die Vertheilung des Druckes durch Gewölbe und Bogen lange Zeit verborgen blieb, und wenn auch in dem Assyrischen Reiche der Backstein zu künstlicheren Constructions leitete, so sind solche doch nicht hinlänglich bekannt; aber von den Griechen und Römern wissen wir, daß hier die Kunst zuerst den Stoff beherrschte.

Der Verf. deutet nun kurz die unterscheidenden Merkmale Griechischer und Römischer Bauart an.

Bey den Griechen höchste Ausbildung der Säule als Stütze, welche ursprünglich nur den Hauptzweck hat, ein vorspringendes Dach zu unterstützen, und somit abgeschlossene Räume (die cella) mit lustigen Hallen zu umgeben. Hier schritt die Tempelbaukunst der bürgerlich nützlichen Baukunst voraus, und deren Elemente wurden auf andere Bauten angewandt. Des Klimas wegen kommen in Griechenland sonst wenige bedeckte bedeutende Gebäude vor.

Nicht so im Römischen Reiche, welches, sich immer mehr nach Norden ausbreitend, deshalb mehr gegen äußere Luft schützende, bedeckte Räume nothwendig hatte, wovon die häufigere Anwendung und vielseitigere Ausbildung des Gewölbes die Folge war. Die überfüllte Bevölkerung ließ hier auch die Stockwerke bey Wohnungen entstehen.

Bey den Griechen war der Zweck der Baukunst mehr auf die Schönheit, bey den Römern mehr auf den Nutzen gerichtet. Die Bauart der Römer bildet noch jetzt den Uebergang

zu unsern Bedürfnissen, und deshalb sollte, wie der Verf. sehr richtig bemerkt, bey neuern Architecten Studium Römischer Bauwerke nicht so vernachlässiget werden, da Schönheit in der Architectur, getrennt von Zweckmäßigkeit, nicht existieren kann.

Bey den Villen, Pallästen, Thürmen 2c. der Römer mußte die Säulenstellung sich den Umständen anfügen, und hatte höchstens nur noch bey Tempeln, Höfen 2c. ihre ursprüngliche Bestimmung. Neue Zwecke verlangten aber auch hier Erweiterung der inneren Räume; es entstanden Basiliken, Säle und überwölbte Hallen; diese nun wurden die Vorbilder der Kirchen.

Von der größten Wichtigkeit für die Ausbildung der mittelalterlichen Bauten aber ist die Stellung der Bogen auf Säulen, in ihrer größten Ausdehnung am Pallast Diocletians zu Spalatro; so wie schon Stieglitz u. a. angenommen haben.

Die Anlage und Erfindung des Ganzen der christlichen Bauten zeigt schon zu Anfange Großartigkeit und richtige Beurtheilung der Aufgaben, wie aus Abbildungen der Basiliken bey Guttonsohn und Knapp 2c. zu ersehen ist; und diese großartige Erscheinung des Ganzen scheint dem Ref. die nächste Veranlassung zu dem Streben nach dem Erhabenen, Imposanten in dem später ausgebildeten christlichen Kirchenbaustyle zu seyn.

Diese ältesten Basiliken sind auch, des Ref. Meinung nach, lange Zeit die Vorbilder der Baukunst des Mittelalters.

Indem aber die altitalischen christlichen Bauten aus der Römischen Architectur entstanden, und Römisch-Griechische Kunstvortheile undzierden lange beybehalten wurden, so zeigt die Ge-

schichte der Baukunst des früheren Mittelalters einen steten Kampf der christlich-römischen Bau-
schule gegen äußere, sie hemmende Umstände,
gegen die Anforderungen neuer Zwecke.

Da die Architectur der barbarischen Jahrhun-
derte durch zeitliche und locale Ursachen modifi-
cirt ist, so fragt es sich, ob man sie zweckmäßi-
ger nach dem Zeitalter oder nach der Localität
classificiere. — Der Verf. hält das Zeitliche für
das Vorwaltende, und unterscheidet die Modifi-
cationen der christlich-römischen Bauart nach den
Hauptepochen der Geschichte. Nachdem die all-
gemeineren Unterscheidungen festgestellt sind, sol-
len die localen Verschiedenheiten angegeben wer-
den; weil dieses versäumt ist, meint der Verf.,
sey das Schwankende und Irrige in den Be-
griffen über gothische, longobardische, byzantini-
sche und arabische Architectur entstanden, es ist
nun die Aufgabe des Verfs. diese Begriffe fest-
zustellen, und somit alles Schwankende und Ir-
rige hierüber zu verbannen.

Zu diesem Zwecke folgen in vier Abschnitten
Erläuterungen über die vier eben genannten
Bauarten. Der erste hat zur Ueberschrift: Bau-
art der in Italien angesiedelten Ost-
gothen. Um die Begriffe über die sogenannte
gothische Bauart zu berichtigen, spricht der
Verf. folgende Ideen aus: die Gothen, wie alle
nördlichen germanischen Völker, sind in der Kunst
aus dauerhaften Stoffen zu bauen nicht Erfin-
der gewesen; sie benutzten nur, was sie an rö-
mischen Kunstfertigkeiten in Italien vorfanden.
Die Benennung gothische Architectur für eine
Bauart die erst im 12ten, also mehrere Jahr-
hunderte nach Auflösung beider gothischer Reiche,
entstand, und welche zum Hauptmerkmal den
Spizbogen hat, schreibt sich von Vasari her.

Im offenbaren Widerspruch nennt dieser diese Bauart einmal richtiger die deutsche (*maniera Tedesca*), dann wieder falsch die gothische (*questa maniera fu trovato da' Gotthi*); so wie alle spätern italiänischen Schriftsteller, alles was ihnen fremdartig war gothisch nennen, so wie die Alten es barbarisch nannten. — Dieses ist nichts Neues, und schon allgemein wissen die Gebildeteren, daß die sogenannte gothische Architectur nicht von den Gothen herstammt, und die Italiäner diese Sprachverwirrung herbeigeführt haben, man nannte diese Bauart schon bey allen Kennern die altdeutsche; der Verfasser schlägt nun vor, statt dieser localeren Benennung deutsch, lieber das Wort germanisch zu gebrauchen, und die sogenannte gothische Architectur von nun an germanische Architectur zu nennen, da auch die Franzosen und Engländer in dieser Bauart eigenthümliche Formen entwickelt haben. — Bauart der Longobarden. Hier sucht der Verf. zu beweisen, daß diejenige Bauart, die man bisher die Longobardische nannte, und als deren Merkmale man die an den Außenseiten der Kirchen bis zum Kranze hinauflaufenden Halbsäulen, welche halbe Kreisbögen tragen, mit den pilasterähnlichen Leisten ansah, fälschlich in die Zeit der Longobarden versetzt würde, und erst um das 12. Jahrh. aufgekommen sey. Mit solchen Bautheilen seyen die alten echten Longobardischen Kirchen später (so bey St. Michele zu Pavia) versehen, welches sich an der verschiedenen Maurerarbeit zeigt, damit die erst gegen das Jahr 1100 aufkommenden Wölbungen der Kirchen leichter getragen würden, da die stützenden Mauern früher nur zu hölzernen Dachstühlen berechnet wären.

Der Character der Bauart zu der Zeit der Longobarden nun, soll in der Mächtigkeit der Construction und der gänzlichen Schmucklosigkeit beruhen, also sich ganz der gothischen Architectur anschmiegen. Wahre, echt erhaltene Longobardische Bauten glaubt der Verf. bey Spoleto in der Wasserleitung, in den Benedictiner-Abteyen im Gebirge, in der Unterkirche des Domes von Assisi, S. Rufino, und in der dem heil. Johannes Bapt. von Theodolinda gewidmeten Kirche zu Florenz zu finden. — Bauart der Italiäner unter den Carolingern. Hierüber erfahren wir sehr wenig und unbezeichnetes; die Meinung des Verfs. scheint die zu seyn, daß zu dieser Zeit noch altchristliche Bauten, als Vorbilder betrachtet wären, und nur stets größere Ungeschicklichkeit in Verzierungen sich zeige. — Architectur im oströmischen Reiche, oder byzantinische Baukunst. Zuerst untersucht der Verf. hier, ob byzantinische Architectur ein bestimmter, sicher begränzter Begriff sey. Wohl sehr wahr meint der Verf. hier, daß unsere geringe Kenntniß von den verschiedenen Bauarten des östlichen Reiches uns veranlaßt habe, alles von hier mit dem Worte byzantinische Bauart sehr unbestimmt zu bezeichnen. Als römische Colonie wurde in Constantinopel, von Theodosius bis auf den ersten Justinian, ähnlich wie in Italien gebaut. Zuerst weicht die Bauart der Kirchen in Constantinopel bey der Sophienkirche daselbst, im Grundrisse von dem allgemeinen Herkommen bey dem Kirchenbau der übrigen Christenheit ab. Nach alten Vorbildern der Rotunden, wie des Pantheons zu Rom, wurde die Rotunde, als das durch Herkommen das Heiligthum bedeckende Gewölbe, bey den Byzantinern überwiegend groß

bey der Sophienkirche gebildet; so daß die Seitentheile nur als beygeordnet erscheinen. Die Kuppel unterscheidet sich von der römischen dadurch, daß sie gedrückt ist, und auf vier Pfeilern ruht, die durch weitgespannte Bogen verbunden sind. Die Seitentheile oder Schiffe wurden auch überwölbt, da wegen Mangel an Holz eher gewölbt als sonst überdacht wurde. Nach diesem Vorbilde der Sophienkirche wurde bis zum 12ten Jahrh. in Griechenland gebaut. Der Verf. untersucht nun, mit welchem Rechte man nach Vasari's und Ghiberti's Angabe sagen könne, der byzantinische Styl sey in Italien nachgeahmt, und er ist hier der Meinung daß nicht, wie bisher angenommen, der Dom von Pisa nach griechischem Vorbilde, die Kuppel vielleicht ausgenommen, sondern nach dem länglichen Kreuze in der Grundform, nach dem Vorbilde der Basiliken im Wesentlichen erbauet sey; so wie dem Grundrisse nach auch die St. Marcuskirche zu Venedig eine Basilika ist; nur daß die Kuppeln auch hier nach neugriechischem Muster erbaut sind. Ganz treu konnte griechische neuere Kirchenbaukunst in Italien nie eingeführt werden, da der kirchliche Ritus in Griechenland von den Gebräuchen der lateinischen Kirche durchaus verschieden war, und zugleich darnach die Kirchen eingerichtet werden mußten. Der Einfluß byzantinischer Architectur auf die italiänische ist seit dem 11ten Jahrh. sehr bedingt beschränkt gewesen, denn sonst hätten die Byzantiner wohl auch in der Malerey auf die Italiäner gewirkt, und dieses thaten sie doch erst mit dem 13ten Jahrh. Arabische Bauart. Auch dieser Baustyl ist aus der christlich-römischen Architectur entsprungen. Verschiedene Sitten und Gebräuche ließen in den Abweichungen von dem byzantinischen

Styl die Bautheile entstehen, welche, als die Bögen in Hufeisenform, deren Träger, doppelte Säulchen, die flach gehaltenen Pflanzenverzierungen (Arabesken) das Characteristische der Arabischen oder Maurischen Bauart geworden sind. Der Verf. meint nun, daß der Theil des Bogens, welcher über den halben Kreisbogen hinausgeht und die Hufeisenform bildet, eine bloß verzierende Ausladung sey, der ein Säulchen zur Stütze dient und nicht eigentlich zur Construction gehört. Nach des Verfs. Meinung soll nun, wie sonst angenommen ist, die arabische Bauart auf die germanische gar keinen Einfluß ausgeübt haben, denn, sagt er, wenn auch arabische Bautheile und Verzierungen in spanischen Gebäuden denen der germanischen ähnlich sind, so sind die in Deutschland errichteten echt germanischen allmählich und organisch entwickelten Gebäude ein Jahrhundert früher als die spanischen erbaut, und hiernach würde wohl eher ein umgekehrtes Verhältniß Statt finden. — Vorgermanische und germanische Bauart. 1100 bis 1450. Daß außer Griechenland ein byzantinischer Baustyl existiert habe hat der Vf. schon widerlegt, deshalb kann die germanische Architectur nicht davon abstammen, wohl aber von der sogenannten vorgothischen Architectur (dem altitalischen Basilikenstyl), der Verf. schlägt vor, diese Bauart statt vorgothisch, vorgermanisch zu nennen. Auch diese Bauart hat ihren Ursprung aus der alten christlich-römischen Bauschule, und climatische Forderungen nebst veränderten Lebensgewohnheiten, ließen hieraus die germanische Bauart entstehen. So verdrängte das Gewölbe den hölzernen Dachstuhl; diese Gewölbe, anfangs niedrig, wurden immer höher. Die Verzierungen wurden hier aus den Moti-

den der Construction des ganzen Gebäudes und dessen Verhältnissen entnommen, und nicht wie in Italien von antiken Mustern. Wenig erhöhte Pilaster liefen an den Säulen hinauf bis zum Gewölbe hindurch, und setzten so das Gewölbe mit dem Sockel des Gebäudes in unmittelbarem Zusammenhang. Mit dem 13ten Jahrh. beginnt die ausschließliche Anwendung, nicht Erfindung, des Spitzbogens, das Hauptmerkmal des germanischen Baustyls. Der Spitzbogen schloß sich der im Norden herrschenden Pyramidalform, der spitzen Giebel, gefällig an; es trat nun das Spitze, Kantige, Scharfe in Haupttheilen wie in Verzierungen der germanischen Bauten immer mehr hervor.

Nach dem Verfall der classischen alten Bildung ist die germanische die erste ganz systematisch durchgebildete eigenthümliche Bauart.

Das Resultat aller dieser Untersuchungen ist nun, daß alle Bauschulen des Mittelalters durch allmähliche Uebergänge sich an das classische Alterthum anschließen, und so sämmtlich in ihrer Wurzel zusammenstoßen. Jeder im Bereiche der Kunstgeschichte wahrhaft Gebildete ist wohl hierin der Meinung des Verfassers.

C. De.

P a r i s.

1) Chez Plassan: Observations sur la Dissertation de M. Biener, relative à l'usage que Cujas a fait des Basiliques. Par M. Berriat-Saint-Prix; suivies d'un examen critique d'un manuscrit des Basiliques, par M. Longueville. 1829. 49 S. Octav.

2) Chez Selligie: Recherches sur la législation et la tenue des actes de l'état ci-

vil, depuis les Romains jusqu'à nos jours. Par M. Berriat-Saint-Prix. 1831. 53 Seiten, Octav.

Schon öfters ist in unsern Blättern von den genauen und schätzbaren Untersuchungen über einzelne Gegenstände der Geschichte Frankreichs, seiner Alterthümer und seines Rechts, so wie endlich der französischen Literatur, des auch durch seine Geschichte des römischen Rechts, die *histoire de Cujas* und mehrere größere Werke über das neuere französische Recht rühmlichst bekannt gewordenen Verfassers die Rede gewesen, und so dürfen auch seine beiden neuesten Abhandlungen um so weniger unerwähnt bleiben, als ihnen dieselben Vorzüge eigen sind, welche an den früheren mit so vielem Rechte gerühmt wurden.

Die erstere enthält Bemerkungen zu einer Abhandlung, welche der Hr. Geheime Justizrath Biener über den Gebrauch, den Cujas von den Basiliken gemacht hat, in der *Thémis* Bd. VII. S. 165 flg. Bd. IX. S. 321 flg. hat abdrucken lassen. Daß Cujas das dritte Buch seiner *Observationen* wirklich am 29. März 1557 erscheinen ließ (nicht 1558), wird aus mehreren Gründen dargethan; und die Vermuthung widerlegt, er habe sich die von Biglius geliehene Basilikenhandschrift unrechtmäßigerweise zugeeignet; gezeigt, daß diese Handschrift 1594 von Cujas Erben durch du Faur angekauft sey, bemerkt, daß Cujas, selbst zu der Zeit, wo sich das Gerücht verbreitet hatte, er besäße die Basiliken vollständig, nicht alle Bücher derselben hatte, sondern die ihm noch fehlenden zu erhalten hoffte, welche Hoffnung jedoch fehlgeschlagen sey u. s. w., endlich werden noch einige bestätigende Zusätze zu der Bienerschen Abhandlung mitgetheilt. Um

erheblichsten sind unstreitig die Ausführungen des Verfs. über jene Basilikenhandschrift des Viglius, jetzt in der königlichen Bibliothek zu Paris unter der Bibliotheksnummer 1345 aufbewahrt, weil sie zugleich auf das evidenteste den Ungrund einer Verläumdung nachweisen, welche Feinde jenes großen Rechtslehrers verbreitet haben, als habe er sich mehrere Bemerkungen der griechischen Scholiasten angeeignet, und, damit ihm Niemand auf die Spur kommen könne, die Handschrift verstümmelt. Verstümmelt ist die Handschrift allerdings an einzelnen Stellen, so daß der Anfang oder das Ende einzelner Scholien, Buchstabenverluste erlitten haben; aus der genauen Untersuchung jener Stellen, die Herr Longueville angestellt hat, ergibt sich jedoch, daß jene Verstümmelung keinesweges planmäßig vorgenommen, und noch weniger von Cujas herrührt, indem vielmehr es auf das ersichtlichste ist, daß die Kinder des ursprünglichen Besitzers Georg Kantakuzenus, ihr verderbliches Spiel mit derselben getrieben haben, da sie zugleich von ihnen zur Uebung im Schreiben benutzt worden ist.

Auch die zweyte Abhandlung über die Entstehung der Actes de l'état civil (Geburts-, Heiraths-, Todten-Bücher) in Frankreich und die Geschichte der Gesetzgebung über deren Einrichtung und Förmlichkeiten, gewährt ein mannigfaches Interesse, und zeigt, mit welchen Schwierigkeiten die Gesetzgeber kämpfen mußten, um die Geistlichen zur Beobachtung der genauen Eintragung jener bürgerlichen Zustände, und der Einrichtung und Aufbewahrung der Register, in welche diese Eintragungen geschehen mußten bis dahin zu nöthigen, daß denselben endlich durch das Gesetz vom 20 Sept. 1792 die Führung

derselben abgenommen und den Maires übertragen wurde. Wir erfahren beyläufig, daß die jetzt gestürzte königliche Regierung, durch den Clerus angefeuert, der zugleich seine verlorene geistliche Strafgerichtsbarkeit hierdurch wieder zu erlangen hoffte, den Plan gefaßt hatte, dieses Geschäft den Maires wieder abzunehmen und der Geistlichkeit von neuem zuzuweisen, daß das damalige Ministerium es jedoch nicht gewagt hat, einen Gesetzentwurf über diesen Gegenstand vor die Deputiertenkammer zu bringen. — Die ältesten Register dieser Art beginnen in Frankreich mit dem Jahre 1515, sie bestanden jedoch nur aus Privataufzeichnungen der Geistlichen, untermischt mit sonstigen Aufzeichnungen ihrer Einkünfte und Accidenzien; erst die Ordonnanz von 1539 wies dieselben, auf Veranlassung des Mißbrauchs, daß die Angehörigen verstorbenen Beneficiaten, zum Nachtheil der Collatoren geistlicher Pfründen Todesfälle verheimlichten, an, officiële Todtenregister zu führen, auch Geburten und Taufen zu registrieren. Erst die Ordonnanz von 1579 führte auch die Heirathsregister ein, und die von 1667 schrieb die Einrichtung der Aufzeichnungen, die Form der Register selbst, und die Aufbewahrung derselben bey den Gerichten vor; aber erst durch die Declaration vom 9. April 1736 gelang es, jene Vorschriften und auch dann nur theilweise, durch die Geistlichkeit beobachten zu lassen; weshalb derselben durch das oben genannte Gesetz von 1792 jede Mitwirkung zu jenem Geschäft entzogen wurde.

Alles dieses weist der Verf. aus dergleichen Registern auf das Genaueste nach; er theilt überdieß manche Notiz aus ihnen mit. Vorzüglich merkwürdig ist folgende aus dem Registre de

Saint-André-des-Arts, über den Tod des Herzogs von Guise und Heinrichs III. 'En ce même jour (heißt es in demselben) du samedi 24. décembre 1588, est venu un courrier de la ville de Blois qui a apporté nouvelles comme M. le duc de Guise avoit esté tué et massacré le vendredi précédent au cabinet du roi, lui estant présent, le quel sieur estait allé à son service à l'assemblée des Estats, fait trop exécration et qui ne demeurera point impuny, anima ejus requiescat in pace. Et encor non content comme estant possédé du diable, comme il est vraisemblable a depuis fait massacrer M. le cardinal de Guise et non pour autre cause si non qu'ilz s'oposoient aux entreprises du Biarnoys qui se dict roy de Navarre, hérétique, excommunié, que le dit roy jadis roy de France, nommé Henry de Valoys, vouloit instaler après luy à la couronne de France contre la volonté de notre saint père le Pape Sixte cinquieme qui l'en avoit jugé indigne pour sa maudite hérésie et pour avoir esté relaps. — Le premier jour d'août 1589 Henry de Valoys, jadis roy de France s'estant armé avec ses hérétiques et le roy de Navarre et ses consorts estant à Saint-Cloud pour assiéger Paris, ayant donné le pillage à toutes sortes des larrons, des quels il était accompagné, ayant praticqué beaucoup de traîtres dans la dite ville et ayant juré la mort de toutes sortes des gens de bien, permettant seulement de sauver les hérétiques et leurs adhérens pour puy après ruiner l'église de Notre Seigneur et planter l'hérésie au beau milieu de la France. Par un juste jugement de Dieu, qui ne permet régner longuement un si pervers tyrans et hipocrite

a été tué par un religieux à l'ordre des Jacobins, nommé frère Jacques Clement, lequel religieux a été tué à l'heure même par les satellites dudit Henry, Anima illius requiescat in pace.

Halle und Leipzig.

Bey Reinicke u. Comp.: Der Zweifel am Glauben. Kritik der Schriften: de tribus Impostoribus. Von Dr. Karl Rosenkranz. 1830. VIII u. 88 Seiten in Octav.

Nicht eine Beurtheilung dieser critisierenden Abhandlung beabsichtigt Ref. hier zu geben, sondern einige Beiträge zur Kunde der beiden critisirten Werke selbst, da der Vf. es leider unterlassen hat, auf die Entstehung und Verbreitung derselben hinzuzugehen, und gerade dadurch, wenigstens für manche Punkte seiner Critik eine feste Basis verloren hat. Als Grund jener Unterlassung gibt er zwar an, daß einer seiner Freunde eine weitläufige literarische Abhandlung über die Entstehung und Kunde des Buches (es sind aber zwey gänzlich verschiedene) zu schreiben unternommen habe, welche derselbe dem Publicum mit nächsten vorzulegen gedenke; aus der Abhandlung selbst S. 24 f. vgl. mit der Borr. S. VII scheint aber auch dieser bis jetzt wenigstens nicht zu sichern Resultaten gelangt zu seyn, so daß vielleicht dasjenige, was Ref. in dieser Hinsicht bemerken will, nicht gänzlich überflüssig seyn dürfte; besonders da ihm ein glücklicher Zufall eine vollständige Abschrift beider hier critisirten Werke, nebst anderer darauf bezüglichen Schriften in die Hände geführt hat.

Beide critisirte Werke sind längst gedruckt; das erstere lateinische, welches den Titel de tribus Impostoribus führt, zweymal, nämlich einmal mit der Jahrzahl 1598, das zweyte Mal ohne Orts- und Jahresangabe 1792; das letztere französische

unter dem Titel *Des trois imposteurs, traduit en françois* mehrere Male, zwischen 1706 bis 1716, dann Francfort s. l. Mein. 1721. Yverdon 1768, ohne Ortsangabe 1775 u. 1778. Beide sind aber, wie auch der Vf. gezeigt hat, wesentlich von einander verschieden. Ueber den Verfasser des lateinischen sind eine Menge Vermuthungen aufgestellt, die aber so unhaltbar und so sehr aus der Lust gegriffen sind, daß man zuletzt die Behauptung aufzustellen geneigt war, die Schrift existiere gar nicht; so z. B. Monnoye in den *Ménagiana*. Bd. IV. S. 374 ff. Nach Ebert bibliog. *Vexicon* №. 10503 gibt Florim. Raemundus de orig. haeres., der sie bey seinem Lehrer P. Ramus gesehen zu haben versichert, das erste bestimmte Zeugniß von ihr ab, und da Ramus 1572 gestorben ist, so möchte ihre Abfassung in das 16. Jahrh. fallen. Allein in der Schrift selbst, wird Ignatius Loyola als sanctus homo genannt, und da dieser erst im J. 1609 selig und 1622 heilig gesprochen wurde, so würde, falls nicht etwa aus der angeblich 1598 gedruckten Ausgabe ersichtlich seyn sollte, daß Ignatius erst in den spätern Abschriften vorkäme, die Abfassung des Buchs in das 17te (nicht 16te, wie S. 24 gesagt ist) zu setzen seyn. Bemerkenswerth ist es, daß die Handschrift des Ref., als Verfasser einen Hochingus, Dominicanermönch in einem Kloster zu Paris, angibt, und, wenn gleich diese Handschrift schwerlich älter, als der Anfang des 18. Jahrh. ist, so ist doch dabey nicht zu übersehen, daß einige z. B. der Verf. der *Religio medici*, die Schrift dem bekannten Bernhard Schinus (auf den jedoch die Bezeichnung eines Pariser Dominicaners nicht paßt) zugeschrieben haben.

Unstreitig späteren Ursprungs ist die französische Schrift, deren Verf. sich nicht entblödet hat, derselben eine erdichtete Vorrede des Frederic Em-

péreur au très illustre Otton vorzusetzen. Der Herausgeber derselben erzählt die Entdeckung des Buchs folgendermaßen: Als er sich 1706 auf der Messe zu Frankfurt am Main befunden, habe er mit seinem Freunde, dem Theologen Frecht, zufällig einen Buchladen betreten, wo er einen deutschen Officier Tausendorff getroffen, der dem Buchhändler unter andern Büchern eine lateinische Handschrift ohne Titel, jedoch mit der Aufschrift: *Ottoni illustrissimo amico meo charissimo F. I. S.*, für 500 Rthlr. zum Kauf angeboten habe. Sie wären auf den Inhalt der Handschrift aufmerksam geworden, hätten den Officier zu sich ins Wirthshaus geladen, und ihn bewogen, dieselbe ihnen zur Durchsicht auf einige Stunden zu vergönnen. Da letzterer unter Abnahme eines Eides, daß sie solche nicht abschreiben wollten, dieses zugestanden, so hätten sie jenes eidlich von ihnen gegebene Versprechen dadurch umgangen, daß sie die Handschrift in das Französische übersetzt hätten &c. Daß diese Erzählung aber nur eine reine Erdichtung ist, wird aus einer auch nur oberflächlichen Ansicht des Inhalts des Werks selbst klar; denn dieser ergibt, daß das ganze Werk nichts weiter ist, als der bekannte *Esprit de Mr. Benoit de Spinoza*, nur mit einigen Aenderungen im Ausdruck. — Zuerst muß diese französische Schrift vor 1716 erschienen seyn, denn der Abschrift, welche Ref. besitzt, ist ein gedruckter Bogen angefügt, betitelt: *Reponse à la Dissertation de Mr. de la Monnoie sur le Traité de Tribus Impostoribus. Par le B. Iwan Nesteluranoi. A la Haye chez Henri Scheuerleer 1716*; in welcher dieser dem Monnoye auf dessen Behauptung, ein Buch *de tribus Imposteribus* existiere gar nicht, die Existenz des ebengedachten Werks, als einer französischen Uebersetzung aus dem Lateinischen des Kaisers Friedrich, entgegensezt.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

69. Stück.

Den 30. April 1832.

R o m.

Typis Vaticanis, 1831: Scriptorum veterum nova collectio e Vaticanis codicibus edita ab Angelo Majo, bibliothecae Vaticanae praefecto. Tomus IV. — Tomus V. in Quart.

Der erste dieser zwey Bände, deren Inhalt dem größten Theile nach sehr wenig ihrem Titel entspricht, enthält:

1) auf 96 S. das bis jetzt unbekannte Original und die lateinische Uebersetzung einer Schrift über die im J. 1166 zu Constantinopel unter dem Kaiser Manuel Komnenus und dem Patriarchen Lukas gehaltene Synode zur Festsetzung des Sinnes des Ausspruchs Christi: *ὁ πατήρ μου μέζων μου ἐστίν*, über dessen Auslegung viele auch in das Staatsleben greifende Streitigkeiten entstanden waren. Die Synode entschied im Sinne der alten Kirchenväter, faste aber mit weit bestimmtern Worten eine Glaubensformel ab, deren Wahrheit doch nicht allen

einleuchtete und woraus neue Streitigkeiten entstanden. Da die Handschrift die eigenhändigen Unterschriften aller Theilnehmer der Synode, so wie die Bilder des Kaisers und der bald nachher durch den Thronräuber Andronikus getödteten Kaiserin Maria enthält, so muß man sie, wie der Herausg. weiter in der Vorrede zeigt, für das wahre Original halten. Die Unterschriften und Bilder sind in Steindruck beygegeben.

2) auf 718 Seiten ein Verzeichniß von 787 arabischen 65 persischen und 64 türkischen Handschriften der vaticanischen Bibliothek. Dieses bey allen Mängeln doch bis jetzt als das einzige Verzeichniß verborgener Schätze sehr nützliche Werk ist angelegt von dem zweyten des gelehrten Stammes der Assemani, Stephanus Evodius, von dessen Werke schon vor vielen Jahren die ersten Bogen erschienen, vollendet und ergänzt von einem armseligen spätern Nachkommen jenes Gelehrtenstammes, Anton, wie überhaupt das Geschlecht der Assemani, je länger es in Europa sich erhielt, desto tiefer sank. Schon daraus erhellt, wie verschieden der innere Gehalt dieses Verzeichnisses seyn mag. Die Angaben über manche Bücher sind höchst undeutlich und unbestimmt, so daß jeder der einen Cod. nicht selbst gelesen hat, sich gar keine richtige Vorstellung darüber machen wird, z. B. №. 24. p. 75: Cod. fol. 305, arabice — quo continentur libri biblici descripti manu Soadiae Ben-Levi cognomento Aznachot: was ist also? eine arabische Uebersetzung aller biblischen Bücher? und welcher Art ist diese? Hundert Fragen, darunter die wichtige ob dieß eine selbstständige Uebersetzung aus dem Hebräischen sey, wie man glauben möchte, drängen sich hier umsonst dem Leser auf. Nur von wenigen Hand-

schriften sind ausführliche Beschreibungen und Auszüge gegeben, vorzüglich aus christlichen, welche auch einen Haupttheil dieser von asiatischen Christen zuerst angelegten Sammlung ausmachen. Nirgends wird man wohl so viele und so wohl unterrichtende Handschriften über das syrische und ägyptische Christenthum und die dort entstandenen Secten vereinigt finden. Von muhamedanischen Handschriften findet man auch manches seltene, jedoch weniger im historischen Fache als in andern. Manche hier aufgezählte Handschriften sind indeß in den letzten Jahrhunderten in Rom selbst entstanden, aus Uebersetzungen europäischer Bücher. Die wenigen Zusätze des Herrn Ang. Mai sind sehr unbedeutend, denn was kann es wohl nützen, wenn er S. 257. 302 Bücher asiatischer Christen, in denen die Mißbräuche und falschen Ansichten der römischen Kirche beleuchtet werden, und wovon Assemani, wie billig, den bloßen Inhalt kurz erwähnt hatte, für *calumniosa opera* verschreyet, ohne sie nur gelesen zu haben, da er die asiatischen Sprachen nicht versteht! oder wenn er in der Vorrede, als sey er der Dinge und Sprachen kundig, die ergeßliche Meinung ausspricht, daß aus den Schriften asiatischer Christen die Wahrheit der römischen Kirche bewiesen werden könne! Das Gegentheil zu beweisen würde schon leichter seyn. Vergeblich sucht er sich auch in der Vorrede gegen den Vorwurf zu schützen, daß er die orientalischen Stellen aus Assemani's Verzeichniß weggelassen habe: sie würden nützlicher seyn als manche lateinische Uebersetzung. Die Angabe, wie weit die beschriebenen Handschriften schon im Druck erschienen, geht nur bis auf Assemani's Zeit, ist also äußerst dürftig. Ueber den von Assemani gebrauchten Ausdruck 'home-

ritische Buchstaben' in einigen wenigen Handschriften erklärt sich Herr M. (S. 449 ff. 608) dahin, daß es erdichtete, phantastische Buchstaben eines Schreibers seyen. Dieß wäre schlimm, so wenig auch Ref. an ein homeritisches Alphabet leicht glauben kann: die Sache wird nur durch Bekanntmachung von Proben entschieden werden können.

Der zweyte Band enthält

1) auf 472 Seiten Inscriptionum christianarum Pars I. Der Vorgänger des Herausgebers an der Vaticana, Cajetan Marinius, hat durch die angestrengtesten Arbeiten vieler Jahre eine sehr vollständige Sammlung christlicher Inschriften gesammelt, größtentheils aus zerstreuten gedruckten Werken, nur wenige neue, mit mehreren eigenen Bemerkungen. Dieses Werk, zu welchem Marinius, weil er auf den treuesten Abdruck der Originalien mit sehr mannigfachen Siglen, Emblemen und Bildern bestand, keinen Verleger finden konnte, fängt Herr M. hier an nach den Papieren des Verstorbenen, mit Weglassung der meisten Embleme und Bilder, in gewöhnlichen Buchstaben gedruckt, bekannt zu machen, auch mit einigen eigenen Zusätzen und Bemerkungen. In der Vorrede spricht er über frühere Sammlungen dieser Art und über die Bedeutung einiger christlichen Embleme, z. B. daß ein Palmzweig, eine Taube, nicht nothwendige Zeichen von Märtyrern seyen. Die Grenzen der Sammlung sind die ersten zehn Jahrhunderte und die Abfassung in lateinischer oder griechischer Sprache. Die Anmerkungen zu dieser ungemein reichen Sammlung bestehen meist nur in Verweisungen auf frühere Werke; historische Erläuterungen sind selten hinzugefügt. Cap. I. enthält Vota, preces, divorum

elogia, nomina in lipsanothecis, fastus, cyc-
 cli, wo Herr M. ausnahmsweise das von ihm
 schon zu Mailand 1819 herausgegebene Kalen-
 darii gothici fragmentum in gothischer Schrift
 hinzufügt; Cap. II. Arae, templa, aedes —
 cetera monumenta sacra. Cap. III. Bona in
 commoda ecclesiarum donata legata. Cap. IV.
 Augusti. Reges, sehr wenige von Königen ger-
 manischen Ursprungs. Cap. V. clarissimi viri
 et feminae. Cap. VI. Leges, wo der Stein
 von Stratonicea wiederholt wird, Aedificia, loca
 publica, privata. Cap. VII. Epitaphia Mar-
 tyrum.

2) auf 254 Seiten folgt eine Art Vollen-
 dung des angefangenen Verzeichnisses orientalischer
 Handschriften. Zuerst 200 syrische Handschrif-
 ten, von Jos. Sim. und Steph. Ev. Assemani
 beschrieben, welche zu dem von diesen im Jahre
 1758 herausgegebenen Verzeichniß von 257 sy-
 rischen Handschriften hinzukommen. Sodann ei-
 ne sehr kurze, ungenügende Beschreibung von
 77 hebräischen, und eine noch kürzere von
 71 äthiopischen, von Vansleben vor langer
 Zeit niedergeschrieben. Eine sehr lehrreiche Be-
 schreibung einiger alten slavischen Handschrif-
 ten, im Jahre 1820 von Bobrowski geschrie-
 ben. 22 indische und 10 sinesische Bücher,
 sehr unzureichend beschrieben. Ausführlichere Be-
 schreibung von 80 koptischen Handschriften,
 von einem Assemani, wahrscheinlich dem ältern
 Jos. Simon, von dessen Hand auch eine italia-
 nische Abhandlung über die Kopten, ihre Kirche
 und deren innere Einrichtung und Verwaltung
 beigelegt ist. Zuletzt 13 armenische und 2 iberi-
 sche Handschriften, von den Armeniern zu Be-
 nedig beschrieben.

Dieses Verzeichniß orientalischer Handschriften

erinnert uns bey dieser Gelegenheit ein ähnliches Werk nachzutragen:

Catalogus librorum tam manuscriptorum quam impressorum qui jussu divi Augusti Ducis Saxo-Gothani a beato Seetzenio in Oriente emti in bibliotheca Gothana asservantur. — Auctore J. H. Moellero. Particula secunda Tomi primi. Gothae 1826, in Quart. S. 143 — 270.

Der erste Theil des Verzeichnisses einer in Deutschland einzigen Sammlung ist in den G. g. A. 1825. St. 187 angezeigt. Der zweyte Theil zeigt die Schätze der Sammlung in philologischen, poetischen und belletristischen Büchern arabischer Sprache. Als eine spät durch Ankauf im Orient entstandene Sammlung umfaßt sie zwar manche spätern Werke, entweder dichterischen Inhalts, oder erdichtete Erzählungen und halbhistorische Romane, an denen die ausartende spätere arabische Literatur so reich ist: aber dagegen hat sie auch viele ältere Schriften des höchsten Werths und manche äußerst seltene; so daß der Verfasser durch Bekanntmachung dieser Sammlung den orientalischen Studien den besten Dienst erwiesen hat. Von einigen wichtigern Büchern, wie vom Tobab N^o. 485, vom Kitab-elagani N^o. 532 gibt der Verf. Proben oder eine ausführliche Angabe des Inhalts; und die mit den Handschriften in Verbindung stehende Literatur findet man mit großem Fleiße sehr vollständig gesammelt.

H. G.

H a n n o v e r.

Bey Hahn: Die Militär-Rechtspflege im Königreiche Hannover. Dargestellt

von F. W. Ostermeyer, Amtsassessor und Garnison-Auditeur. 1832. VI u. 208 S. Octav.

Ein vollständiges Gesetzbuch über das Militär-Recht und den Militär-Proceß fehlt bis jetzt im hiesigen Königreiche. Für das Militär-Strafrecht sind die Kriegsartikel vom 4. May 1790, für den Militär-Proceß das Militär-Justizreglement vom 1. Dec. 1736 und die Kapitel 27 bis 29 des älteren, seinem übrigen Inhalte nach, durch die Generalordres vom 28. Nov. 1825 und 24. Oct. 1826 jetzt ganz aufgehobenem, Dienstreglements vom 25. Aug. 1786 die eigentlichen Grundgesetze. Da indessen seit dem Jahre 1813 die Militärverfassung durch die Einführung der allgemeinen Militärpflichtigkeit, durch die Aufhebung der Militär-Civil-Justiz, und die Unterwerfung des Militärs in civilrechtlicher Hinsicht unter die gewöhnlichen Civilgerichte, eine totale Umwälzung erlitten hat, so ist dadurch auch eine gänzliche Veränderung in der Militär-Rechtspflege herbeygeführt. Seit jener Zeit sind die ältern Grundgesetze durch landesherrliche Verordnungen, durch Generalordres und Ausschreiben in vielen einzelnen Puncten aufgehoben, ergänzt und dermaßen modificiert, daß es äußerst schwierig ist, sich eine Uebersicht über das jetzt geltende Militär-Recht und die Militär-Rechtspflege zu verschaffen; ja in einzelnen Puncten einige Kenntniß von denselben zu erhalten, bis jetzt rein unmöglich war, da jene Generalordres nie zur Kunde der Nichtmilitärpersonen gelangten.

Unter diesen Verhältnissen muß es als ein sehr verdienstliches Unternehmen angesehen werden, wenn ein in diesem Theile der Rechtswissenschaft vermöge seiner Dienstverhältnisse völlig eingeweihter Geschäftsmann den Plan faßte, die

so sehr zerstreuet liegenden ältern und neuern Vorschriften über diesen Gegenstand zu sammeln, die noch geltenden Bestimmungen von den aufgehobenen und veralteten zu trennen, und jene systematisch zu ordnen; und so darf daher Ref. das vorliegende Werkchen um so mehr als eine erfreuliche Erscheinung bezeichnen, als durch dasselbe eine fühlbare Lücke in der vaterländischen Rechtswissenschaft ausgefüllt worden ist. Es enthält eine, mit dem größten Fleiße und musterhafter Genauigkeit abgefaßte vollständige und deutliche Uebersicht der in dem hiesigen Königreiche bestehenden Militär-Rechtspflege nach allen ihren Richtungen, so daß nicht allein die rechtlichen Verhältnisse des Militärs, sowohl zu den Civil- als den Militärgerichten, sondern auch die Art und Weise der Ausübung der Militärgerichtsbarkeit, und die Anwendung der jetzt bestehenden Militär-Strafgesetze, auf eine völlig genügende Weise abgehandelt sind. Das Werkchen zerfällt demnach in vier Abschnitte, von dem Gerichtsstande des Militärs und der Competenz der bürgerlichen und Militär-Gerichte über dasselbe, von dem Verfahren der bürgerlichen Gerichte in Rechtsachen des Militärs, von der Militärgerichtsbarkeit, der Verfassung der Militärgerichte und dem Verfahren bey denselben; endlich eine Zusammenstellung der Strafgesetze in Betreff des Militärs. Unstreitig wird das Buch sowohl für Militärpersonen, als auch für alle übrigen Geschäftsmänner ein höchst willkommenes Geschenk seyn!

1- 1954年12月25日 星期日 晴





